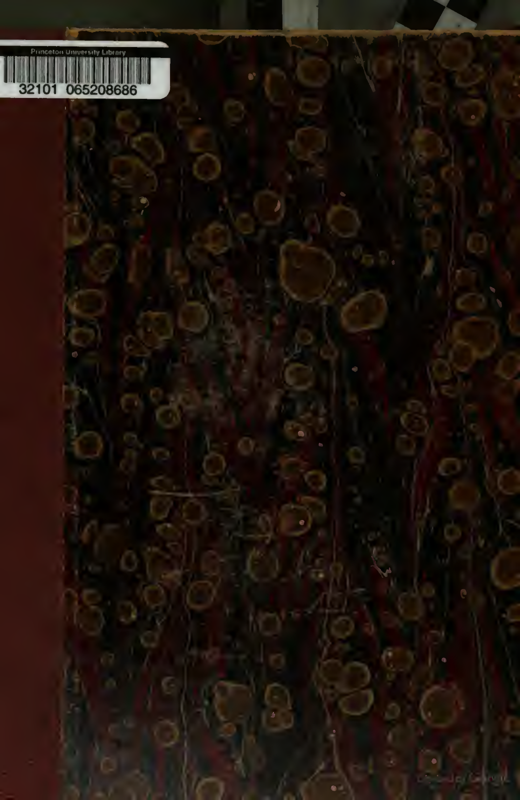

Princeton University Library
32101 065208686




Dei
Sub Numine
Viget



Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Band II.

(April 1896 bis Dezember 1897.)

Heft III—IV der ganzen Reihe.

Breslau.
Selbstverlag der Gesellschaft.
1897.

Inhalt.

Aufsätze.

Mitteilungen.

Besprechungen.



Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1896. **Breslau.** Heft III. № 1.

Verzeichnis neu beigetretener Mitglieder.

Askov bei Vejen, Dänemark.
H. F. Feilberg, Pastor em., Dr. phil.
Breslau.
Lutsch, Regierungs-Bauinspector.
Unitas, kath. Studentenverein.
Zacher, Universitätsprofessor.
Bunzlau.
Ortsgruppe des Riesengebirgsvereins.
Dresden.
Arnoldische Buchhandlung.
Hamburg.
Gotthelf, Privatier.
Micheledorf-Hermsdorf (städt.).
Ortsgruppe des Riesengebirgevereins.
Royn bei Neumarkt.
Eberlein, Pastor.
Schönau a. Katzbach.
Ortsgruppe des Riesengebirgsvereins.
Semmelwitz bei Jauer.
Lissel, Amtsrichter.
Tarnowitz.
Hübner, Berginspector.
Siegert, Tierarzt.
Wellmann, Amtsrichter.
Warmbrunn.
Liedl, Postassistent.
Moldenhawer, Inspector.
Stäge, Fabrikbesitzer.

Summe: 17.

Dazu im vorigen Jahrgange ausgewiesen 413. Hiervon sind jedoch durch Tod, Austritt und Streichung nach § 11 der Satzungen ausgeschieden 23, so dass der Verein mit 390 Mitgliedern in sein neues Vereinsjahr übergetreten ist.

Gesammtsumme somit 407.

Nachruf.

Unter den Mitgliedern, die unsere Gesellschaft durch Tod verloren hat und denen sie ein ehrenvolles Andenken bewahren wird, befinden sich auch zwei Mitarbeiter auf dem Gebiete der Volkskunde, deren Verlust die Wissenschaft betrauert,

Ludwig Laistner und Gottlieb Stier.

Ludwig Laistner, geboren zu Esslingen im Jahre 1845, hat seine Thätigkeit verschiedenen Gebieten zugewendet und ist auch weiteren Kreisen als Dichter und als Herausgeber des Neuen deutschen Novellenschatzes (in Gemeinschaft mit Paul Heyse) bekannt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten bewegten sich auf dem Gebiete der Germanistik (so die bekannte

phototypische Ausgabe der Nibelungenhandschrift A mit einer sorgfältigen Einleitung, seine Abhandlung über Germanische Völkernamen) und vor allem auf dem der vergleichenden Volkskunde: hier sichern ihm vor allen seine zwei umfänglichen Werke „Nebelsagen“ (1879) und „Das Rätsel der Sphinx, Grundzüge einer Mythengeschichte“, 2 Bände (1889), einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Wissenschaft für immer. Eine bibliographische Aufzählung seiner Werke und ihre Würdigung im Einzelnen soll hier nicht versucht werden und wäre auf diesem beschränkten Raume nicht möglich. Denn mit dem Hinweis darauf, dass in den „Nebelsagen“ ein wichtiger Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Mythen oder Sagen aus meteorischen Erscheinungen und Vorgängen gegeben ist, und dass das „Rätsel der Sphinx“ in fruchtbarer Weise dem Traum, insbesondere dem Alptraum als Erklärungsursache für zahlreiche mythische Vorstellungen in die mythologische Forschung Eingang verschafft hat, ist die Bedeutung dieser Werke kaum berührt, geschweige erschöpft. Insbesondere das „Rätsel der Sphinx“ enthält eine Reihe neuer Gesichtspunkte, namentlich den an zahlreichen Sagen und Märchengruppen mit voller Beherrschung des Materials und Scharfsinn geführten Nachweis, dass auch die höheren Mythen und epischen Sagen von Elementen der niederen Mythologie und Märchenwelt durchsetzt sind; dieser Gesichtspunkt, der einen Schritt hinaus in ein Gebiet der Forschung bedeutet, das der Zukunft noch grosse Aufgaben stellt und schöne Resultate verspricht, verbindet Laistner mit einer Reihe von Gelehrten, die auf anderen Teilen des ungeheueren Gebietes volkstümlicher Traditionen ähnliche Forschungen und Beobachtungen angestellt haben, und seine sorgfältigen Einzeluntersuchungen entziehen der Benfey'schen einseitigen Theorie vom Ursprung der Märchen in Indien und von ihrer Ausbreitung durch literarisch-gelehrte Mittelglieder nach Europa auch auf nordeuropäischem Gebiete den Boden, der ihr auf altgriechischem Gebiete schon früher unter den Füssen geschwunden ist; auch diese Stoffpartie wird durch Laistner berührt und mit Einzeluntersuchungen bereichert. Weitere Untersuchungen in dieser Richtung, namentlich über das Verhältnis von Märchen und Epos hat Laistner im Vorwort zum „Rätsel der Sphinx“ in Aussicht gestellt — einen kleinen Ausschnitt stellt sein Aufsatz „Der germanische Orendel“ (Zeitschrift für deutsches Altertum XXXVIII) dar, worin er neueren einseitig literarischen Constructionen entgegen tritt und den Zusammenhang der Orendelsage mit einer Märchengruppe nachweist — und mitgeteilt, dass umfangreiche Vorarbeiten dazu gemacht seien. Möchten sich diese im Nachlasse finden und von berufener Hand herausgegeben werden als ein nachgelassenes Denkmal des hochbegabten Forschers, der der Wissenschaft neue Bahnen eröffnet hat. Laistner schloss seine Vorrede zum „Rätsel der Sphinx“ mit den ahnungsvollen Worten: „Ob es mir vergönnt sein wird, sie (die Vorarbeiten) zu Ende zu bringen, steht dahin. Wenn die Götter zur Strafe dafür, dass er ihre Herkunft und Vergangenheit aufgedeckt, dem Verfasser die Möglichkeit nehmen sollten, Studien, zu denen er einigen Beruf zu haben glaubt, und von deren Wichtigkeit für die Erkenntnis des menschlichen Geistes und seiner Geschichte er auf das tiefste durchdrungen ist, zu einem gedeihlichen Ende zu führen, so wäre er freilich der Erste nicht, an dem sich bewährte, es sei nicht ratsam, Träumen nachzuhängen, aber

dessen könnte er sich immerhin getrösten, dass ihm in dieser rätselvollen Welt wenigstens eines Rätsels Lösung zu fördern gelang." Nun ist er auch dahingegangen in das stille Land, von dem nur Träume melden, und sein früher Tod bedeutet einen umso grösseren Verlust für die Wissenschaft, als sich in ihm Eigenschaften verbanden, deren Vereinigung ihn zu einem jener individuellen selbständigen Forscher von eigenartigem Gepräge gemacht hat, welche schwer zu ersetzen sind, da die Förderung, die sie der Wissenschaft gebracht haben, aus dem Einsetzen ihrer individuellen Begabung entsprungen ist.
O. Jiriczek.

* * *

Gottlieb Stier, geb. in Basel am 12. August 1825, gest. als Schulrat in Dessau im Mai 1895, zeichnete sich durch ausserordentlich vielseitige Sprachkenntnisse aus. Seine Schriften, die teilweise allerdings nur den praktischen Bedürfnissen der Schule dienen, betreffen ausser historischen und theologischen Gegenständen die klassische und deutsche Philologie, das Hebräische, das Albanesische und die ungarische Literatur. Als Oberlehrer in Wittenberg wie als Gymnasialdirektor in Colberg und in Zerbst ist er, der tüchtige klassische Philologe, stets ganz besonders für den gründlichen Betrieb des deutschen Unterrichts eingetreten, zu dem seiner Ueberzeugung nach auch die Berücksichtigung der deutschen Mundarten und ganz besonders auch ein ernsthaftes Eingehen auf das Mittelhochdeutsche gehörte. Durch sein mehrfach aufgelegtes Buch „Material für den mittelhochdeutschen Unterricht auf höheren Lehranstalten" (Leipzig, Teubner) hat er sich in dieser Richtung auch literarisch betätigt. Die Volkskunde hat er besonders durch seine Abhandlung über die Abgrenzung der Mundarten im Kurkreise (Wittenberger Gymnasialprogramm v. J. 1862) und durch die bekannten aus der Erdélyischen Sammlung übersetzten Ungarischen Sagen und Märchen gefördert. Mancher unter unsern Lesern wird sich seiner noch als des zweiten Vorsitzenden der Dessauer Philologenversammlung vom Jahre 1884 erinnern. Wer persönlich mit ihm in Berührung trat, wird auch den Charakter des geistig überaus regsamen, scharfsinnigen, seinen idealen Bestrebungen ganz hingegebenen Mannes schätzen gelernt haben.
F. V.

Erster Bericht

über Aberglauben, Gebräuche, Sagen und Märchen in Oberschlesien.

Von W. Nehring.

Es soll der Versuch einer Übersicht von Materialien zur Volkskunde des polnischen Oberschlesiens gemacht werden nach handschriftlichen Aufzeichnungen und gedruckten Schriften; dieser erste bescheidene Bericht soll den Anfang bilden. Von unserem verehrten Mitglied, Herrn Pfarrer Gregor aus Gross-Pluschnitz bin ich in dankenswerter Weise auf verschiedene Publikationen aufmerksam gemacht worden, über die ich demnächst zu berichten gedenke. In den schon jetzt vorliegenden Schriften giebt manches Anlass zu Zweifeln; so werden in einem gedruckten Märchen auch Rusałki Wassernymphen genannt. Abgesehen davon, dass diese weiblichen Plagegeister, die ihr Wesen in der Pfingstwoche treiben, ihre

Schöpfnng lediglich dem Namen des Rosenpfingstfestes mgr. Rusalia verdanken und ein spätes Erzeugnis der dichtenden Volksphantasie sind, mnss es auffallen, dass die Rnsałki, welche in russischen nnd in russisch-polnischen Volksgebieten eine so grosse Rolle spielen, dass selbst Puszkin und der polnische Dichter B. Zaleski sich für sie begeistert haben, auch bis nach Schlesien ihre Wanderung ausgedehnt haben sollten. Auf meine darauf bezügliche Frage erhielt ich die Antwort, dass der Name und die böswilligen Neckereien der Rusałki wahrscheinlich durch nenere polnische Bücher von auswärts den Weg nach Schlesien gefunden haben. Diese an sich beachtenswerte Vermutnng beweist, wie sehr das Volk auch in nnserer Zeit für Nenes empfänglich ist und mahnt zur Vorsicht bei Scheidung des Heimischen und Fremden. Der oberschlesiche Wassergeist ist männlich, heisst Topielec. Zunächst aber beschränke ich mich anf handschriftliche Materialien und zwar für dieses Mal anf eine umfassende handschriftliche Sammlnng von oberschlesisch-polnischen Sagen, Legenden, Märchen und abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen, welche hier anf der Stadtbibliothek anfbewahrt wird (Nr. 2456a). Diese etwa 200 Folioseiten nmfassende Handschrift rührt von dem ehemaligen, 1863 verstorbenen Lehrer Jos. Lompa in Lubschau bei Lublinitz her; die drei Teile, aus welchem sie besteht, haben die Überschrift: Märchen, Sagen, Sitten, Gebräuche nnd Aberglauben etc. des schlesisch-slawischen Volkes, gesammelt von Joseph Lompa, 1846; ein vierter Teil enthält Abschriften von Aufsätzen und stammt aus späterer Zeit 1859 und 1860; gebunden wurden diese Sammlnngen erst im Anfang der siebziger Jahre. Weder die drei Teile, welche als Hefte bezeichnet werden, zeigen nnter einander irgend welchen Unterschied, noch anch sind in ihnen die Eintragungen nach irgend einem Plan gemacht, vielmehr herrscht in ihnen die denkbar grösste Planlosigkeit nnd ein zwangloses Durcheinander. Die Aufzeichnungen wurden auf Wunsch einer massgebenden Persönlichkeit, vielleicht eines Redakteurs der Redaktion der Schlesischen Provinzialblätter, aus dem Gedächtnis, dabei aber auch aus Büchern, flüchtig und in Eile gemacht, wie denn an einer Stelle die Fertigstellung eines Teiles behnfs Veröffentlichnng bis zu einem bestimmten Termine, doch nnter der Bedingung eines kleinen Vorschusses für einen Kopisten in Anssicht gestellt wird, aber der verabredete Plan, auf welchen einmal Bezug genommen wird, ist in die Brüche gegangen, wenn wir nicht etwa annehmen, dass die Sichtung und Ordnung des Materials später erfolgen sollte. Die Sammlungen gelangten in die Stadtbibliothek ans dem Nachlass des bekannten Redakteurs der Schlesischen Provinzialblätter (Rübezahl) Th. Oelsner; sie wnrden wiederholt benntzt, anch von K. Weinhold. Noch ein zweiter Umstand erschwert die Benutzung der Lompa'schen Sammlnng; eine Reihe von früher schon veröffentlichten Aufsätzen von Lompa selbst oder anderen ist in die Handschrift aufgenommen und zwar in solcher Weise, dass die Texte sich nicht ganz decken, so weit sich dies aus der ziemlich mühevollen Kontrole ergiebt. Diesem Umstande habe ich nach Möglichkeit Rechnnng getragen.

Mit Sichtnng des Materials nach beiden Richtungen hin nnd nach freundlichen Mitteilungen des verehrten Kollegen Prof. Dr. Vogt und Herrn Dr. Jiriczek über Ähnliches in Grimm's Märchensammlung und in

nordischen Märchen, welche weiter unten verwerthet werden sollen, bleibt in den Anfzeichnnngen Lompas viel Volkstümliches, welches echt oberschlesisch nnd welches ebenso zuverlässig, wie beachtenswert ist. Znnächst bürgt für die Znverlässigkeit die Person Lompas, als treu und verständig anerkannt von den Schlesischen Provinzialblättern (vornehmlich im Jahrgange 1863, dem Todesjahre des Sammlers), von verschiedenen Antoritäten nnd selbst von Weinhold, welcher diese Sammlnngen gekannt und benutzt hat; sodann spricht für die Verlässlichkeit der Aufzeichnnngen der Umstand, dass in den allermeisten Fällen die Heimat nnd die Gewährsmänner derselben entweder ansdrücklich genannt sind oder ansser Zweifel stehen. Es sind Aufzeichnnngen vornehmlich ans der Gegend von Lubschau bei Lnblinitz, wo Lompa im Jahre 1846 Lehrer war, viele andere aus den nächst angrenzenden Gegenden von Rosenberg, Lublinitz, Gnttentag, Benthen, Tarnowitz, also ans einem engen Kreise von Oberschlesien an der polnischen Grenze, gewöhnlich mit Nennung der Persönlichkeit, von welcher die Mitteilung herrührte. Anf diese so gut verbürgten Mitteilungen will ich mich beschränken. Znnächst beruft sich (S. 85) Lompa auf seine Mntter, geboren in Gnttentag, welche Stadt noch im Anfange unseres Jahrhnnderts bekannt war durch seine Fuhrlente, die von Leipzig bis nach Lemberg und nach Danzig Waren verfnhren und auf den Rastorten sich allerlei erzählten; ferner anf die Schwester seines Grossvaters, die vieles in Rosenberg gehört hatte, auf seinen Schwager Hergesell ans Tarnowitz und schliesslich anf einen Müller Lazar Basan aus Woischnik (Woźniki, wo Lompa seine letzten Jahre verlebte): „Ich werde vielleicht in meinem Leben, so erzählt er S. 108, keinen besseren Märchenerzähler hören, als ich leider nnr einmal im Winter 1837 einen Windmüller Basan gehört habe. Er deklamirte fast, als ob er seine Märchen aus einem Buche vorgetragen hätte.“ Von sich selbst sagt der Sammler (S. 108): „ich habe einen ziemlich fliessenden Vortrag nnd ein sehr gutes Gedächtnis; beides habe ich den vielen Märchen meiner Mutter zn verdanken, die ich gierig anfgenommen habe.“

Da in den Erzählnngen dieser Gewährsmänner manches von answärts unterlaufen sein mag und Lompa selbst hin und wieder fremdes Gnt nacherzählt, so haben wir die Pflicht, nach inneren Gründen das echte Oberschlesische nach Möglichkeit herausznfinden selbst anf die Gefahr hin, dass einzelne Irrtümer sich einschleichen; die Korrektur ist später noch möglich.

Da die wenigen, von dem nachherigen Prof. Karl Bartsch im Frühling 1850 ans Weinholds Sammlnngen, die dann in demselben Jahre in Krakan ein Ranb der Flammen geworden sind, excerpirten, später von K. Bartsch in den Schlesischen Provinzialblättern (Rübezahl) 1864 und 1865 veröffentlichten Sagen und Märchen mit denselben Sagen und Märchen in Lompas Handschrift stellenweise wörtlich übereinstimmen, so ist wohl ein Zusammenhang anzunehmen.

Znnächst Beiträge zn dem schlesisch-polnischen Aberglauben.

Der übliche polnische Name dafür ist przesąd oder zabobon. Das letzte Wort ist bezeichnend: Babuni hiessen ehedem die ketzerischen Bogomilen in Bulgarien, wohl von dem Gebirge Babuna zwischen Prilip

und Veles so benannt; zabobon ist also ein Wanderwort, welches wohl mit vielen abergläubischen Vorstellungen durch Kleinrussland und Polen nach Schlesien eingedrungen ist; przesąd ist wenig zutreffend, weil es überhaupt nur Vorurteil bedeutet. Das oberschlesische Wort ist nach Lompa (S. 132) przywiarki Nebenglaube, Anhängsel zum Glauben. Das Wort verdient Beachtung. Wenn es richtig ist, in dem Aberglauben den noch nicht abgestorbenen Glauben früherer Zeiten zu erkennen, so giebt das oberschlesische Wort einen treffenden Kommentar dazu: es ist der im ungebildeten Volke noch fortlebende Glaube, der den kirchlichen so zu sagen ergänzt.

Die abergläubische Befangenheit, die sich in Furcht, in Vorsichtsmassregeln und im Unterlassen des Vorhabens äussert, ist selbst in den gebildeten Kreisen so sehr verbreitet und so sehr ansteckend, dass eine geographische Abgrenzung für bestimmte abergläubische Vorstellungen zu ziehen fast unmöglich ist. Wenn ich nun gewisse abergläubische Vorstellungen und Gebräuche als oberschlesisch-polnische bezeichne, so thue ich es im besten Glauben, weil mir die weitere Verbreitung zur Zeit nicht bekannt ist. Selbstverständlich müssen solche von Vampyren, upiory, strzygi und andere hier ausgeschlossen werden, weil ja weithergewanderte Erzählungen von ihnen meist von niederen Kirchendienern mit dem Glauben an den Teufel unter das christliche Volk gebracht worden sind.

Im Rosenberger Kreise wurden in vielen Dörfern diejenigen Häuser, in welchen sich heiratsfähige Mädchen befinden, mit weissem Thon oder Kalk bezeichnet. — In Lubschan kleidet sich die Braut auf einem Mehlsack an und tanzt dann mit dem Bräutigam drei Mal um den Tisch, um leichte Geburten zu haben. — Im Rosenbergischen herrschte im Anfange dieses Jahrhunderts die Sitte, dass Braut und Bräutigam beim Hochzeitsmahle nichts assen, Speisen nach dem Spital schickten, Gäste nach Hause beschenkten. — Am Aschermittwoch versammeln sich (wohl in Lubschan) die Weiber und nehmen die jungen Ehefrauen in ihre Zunft auf; dies hiess comber, das Nähere wird nicht angegeben (in Krakau heisst der Faschingdonnerstag comber). — Schwanger gewordene Mädchen schaben am Klöppel der Kirchglocke und trinken den Staub mit Wasser, um die Leibesfrucht abzutreiben.

Wenn eine schwangere Frau auf dem Wagen sitzt, schwitzen die Pferde; um dies zu verhüten, muss sie ihnen aus ihrem Schooss oder aus ihrer Schürze zu fressen geben. Pferde, welche eine Leiche fahren, sind traurig, sie werden munter, wenn sie Hochzeitsgäste fahren. — Eine schwangere Frau darf eine Leiche nicht sehen, sonst wird das Kind blass. — Der abgefallene Nabel des neugeborenen Kindes soll bis zum 7. Jahre aufbewahrt werden, damit das Kind gutes Gedächtnis hat. — Das Pathengeld darf man sich nicht borgen, sonst kommt der Neugeborene trotz aller Arbeitsamkeit zu nichts. — Die Mutter oder Hebamme leckt das Kind vor dem Bade in der Mulde in den ersten sechs Wochen auf dem Rücken und spuckt drei Mal auf den Ofen, um das Kind vor Abzehrung zu bewahren. — Die Wöchnerin darf von fremden Personen keine Speise annehmen, auch nicht unter dem Schornstein sich aufhalten, wo unten die Küche ist, sonst hat der Teufel Zutritt zu ihr. — Die Wöchnerin darf vor der Einsegnung nicht allein gelassen werden, sonst nimmt

der Teufel das Kind und legt einen Balg (podrzutek; podciep) unter, der als Krüppel heranwächst und gegen den nur die geweihte Ruthe hilft, man muss nämlich damit den Balg so lange schlagen, bis der Teufel das rechte Kind zurückbringt. — In dem Bette der vor der Einsegnung (Reinigung) verstorbenen Wöchnerin darf niemand schlafen, sonst hat die Seele keine Ruhe; ihr Bett muss alle Abende (bis zu sechs Wochen) für sie zurechtgemacht werden. Solche Wöchnerinnen möchte man unter der Traufe der Kirche beerdigen, damit sie durch das herabfliessende Wasser gereinigt werden.

Geschorene Haare sollte man verbrennen, sonst bekommt ihr Besitzer Kopfschmerzen, wenn sie in ein Vogelnest geraten. In der Lubschauer Parochie nördlich von Ellguth ist eine nie versiegende und nie zufrierende Quelle; wenn ein Kranker nach dem Wasser derselben verlangt, so geneset er nicht mehr. — In dem Bett, in welchem ein Kranker liegt, dürfen Hühnerfedern sich nicht befinden, sonst kann er nicht sterben. Ratsam ist Stroh ihm unter den Leib zu legen und dieses dann in den Schweinestall zu werfen. — Den Tod (śmierć) stellen sich die Oberschlesier in den bezeichneten Gegenden als ein altes Weib vor, das die Kranken erwürgt. Es ist nicht der Knochenmann, sondern eine hohe Gestalt in ein weisslinnenes Tuch gehüllt, das sich von der Erde auf einige Ellen in die Höhe dehnt und grüne Augen hat. — Sagenhaft klingt die folgende abergläubische Mitteilung (52). Im Rosenberg'schen hauste 1708 die Pest fürchterlich. Die Einwohner zogen aus, Niemand mochte die Stadt betreten. Da, auf einmal sah man einen dichten Nebelknäuel sich erheben und entfernen, und die Glocken läuteten von selbst. — Die Pest bleibt zuweilen in einem Winkel des Hauses stecken; beim Aufräumen wird sie verscheucht und fordert ihre Opfer. — Das Sterbehemd darf mit knotigem Zwirn nicht genähet werden. — Eine Leiche durchs Fenster sehen bringt Kopfschmerzen, eine schwangere Frau darf überhaupt eine Leiche nicht ansehen (s. oben.) — Anverwandte dürfen auf den Sarg ins Grab keine Erde werfen, weil diese sonst schwer drücken würde; sie dürfen auch den Verstorbenen nicht beweinen, sonst verursachen sie der hingeschiedenen Seele grosse Pein. — Diebe tauchen Finger eines Erhängten ins Fett und bedienen sich derselben beim nächtlichen Einbruch als Kerzen.

In dem Folgenden seien voranssetzlich oberschlesische abergläubische Vorstellungen, Gebräuche und Sitten genannt, welche an bestimmte Kalenderzeiten sich knüpfen.

Am Weihnachtsfeste darf, abgesehen von vielen bekannten und sehr verbreiteten Gebräuchen, Erbsen nicht fehlen, um sich vor Beulen und Geschwüren zu bewahren. (Dieses Vorurteil scheint oberschlesisch zu sein; in meiner Heimath, im Gnesen'schen, beschüttete man sich ehedem bei der Frühandacht in der Kirche mit Erbsen mit dem Wunsche einer guten Erndte). — In Lubschau war noch in den 20er Jahren die Sitte, dass Mädchen bei der Kolende den umgehenden Pfarrer mit Kronen von Haselnüssen oder von Kalmus beschenkten. — Die Bräuche des Todaustragens, der Frühlingbegrüssung am Lätaresonntag, Marzanna, Dziewanna, wie sie von Lompa beschrieben werden, müssten als gelehrte Parade nach Dlugosz und vielleicht Hannsch erscheinen, wenn nicht Lompa versicherte (55), dass in seiner Jugend in Zembowitz, Kr. Rosenberg, das „Austragen der Marzanna" noch

üblich gewesen. — Am Faschingdienstag soll nicht getanzt werden: hinter jedem Paare bewege sich der Tenfel. — Am Charfreitage wird Judas in der Gestalt einer Katze vom Kirchthurm hinabgeworfen. — Eine Pfeife, aus dem Fussknochen einer schwarzen Katze um 12 Uhr Nachts am Charfreitag gemacht, dient zum Citiren der Geister. — Am 2. Osterfeste findet im Kreuzbnrgischen das Eierkullen statt. Anf einem Brettchen, welches anf einen kleinen aufgeschütteten Hügel gelegt wird, legt jeder Bnrsche ein Ei hin. Das Brettchen wird gehoben und die Eier rollen hinunter in einen dreieckigen Raum, der dnrch den Hügel nnd zwei schanzenförmige kleine Aufschüttungen gebildet ist. Derjenige, dessen Ei in die Ecke am Scheitel des Dreieckes zn liegen kommt, ist der Sieger, er gewinnt den Einsatz und giebt ein Ei demjenigen, welcher den Hügel gemacht hat. (Es ist mehr ein Spiel, bestimmte Vorstellungen werden daran nicht geknüpft.) — „Johannisfener, sagt Lompa, haben aufgehört, weil sie verboten wurden.“ (Bekanntlich in den Gebirgsgegenden nnd nnter dem Zobten noch jetzt üblich). Am Johannistage sind alle Kräuter heilsam. — Vor Georgi gefangene und abgezogene Ottern schützen, wenn man das Vieh damit beräuchert, dasselbe vor dem Biss der Schlangen. Hier mag eingefügt werden, dass am Vorabend vor Nicolai Knaben als Priester und Engel verkleidet herumgehen, sich nach den Kenntnissen der kleinen Kinder im Katechismns nnd ihrem Betragen erkundigen, die Unartigen mit Ruthen schlagen, andere mit Backobst beschenken, und zuletzt etliche Pfennige bekommen.

Bemerkenswerth sind einzelne von Kalenderterminen unabhängige, absonderliche, nur z. Th. vom Volkshumor, meist vom Stumpfsinn zeugende abergläubische Vorstellungen nnd Gebränche; einzelne klingen legendenhaft. Sie mögen in nngebundener Reihenfolge hier genannt werden. Ungleiche Zahl der Balken im Hanse bringt Segen, sonst plagen böse Krankheiten nnd alles geht fehl. — Schwalbennester sollen nicht heruntergeworfen werden, sonst melkt man von den Kühen Blnt statt Milch. — Nach Sonnenuntergang wird Milch nnd Butter nicht verkanft, sonst verlieren die Kühe die Milch. — Bei einer Sonn- und Mondfinsterniss müssen die Brunnen zugedeckt werden, das Vieh aber darf nicht anf die Weide getrieben werden. — An dem Tage, an welchem eine Kuh gekalbt hat, darf man ans dem Hause nichts borgen, sonst geht die Milch verloren, ansserdem plagen die Mänse. — Der Oberschlesier schlägt, ehe er ausfährt, drei Kreuze vor den Pferden; beim Tränken der Pferde spukt er drei Mal ins Wasser, damit die Pferde vor Bauchschmerzen bewahrt werden. — Warum frisst das Pferd nnaufhörlich? weil ein Pferd dem Heiland den Dienst versagte: es müsse sich zuerst satt fressen, woranf der Heiland geantwortet habe, du wirst dich nie satt fressen. — Warum die Hunde einander beriechen? weil sie einmal zn einem grossen Gastmahl ein schnellfüssiges Hündchen nm Pfeffer nach Amsterdam schickten; da das Hündchen nicht znrückgekehrt war, so wittern die Hunde bei jedem fremden Hunde, ob er nicht etwa den Pfeffer gefressen hat. — Das Brod wird sehr hoch gehalten. Fällt das geringste Krümchen zur Erde, so soll es gesncht werden, bis die Augen bluten; findet man es, so soll es geküsst, verspeist oder in das Feuer geworfen werden. — In Haselsträuche schlägt das Gewitter nicht ein, weil Maria auf der Flucht nach Egypten mit dem Kindlein Jesu unter

einem Haselstrauch geruht hat. — Der Krebs war einst ein giftiges Thier; die heil. Maria fasste es einmal in ihre Finger und sagte: Du sollst den Menschen zur Nahrung dienen. Gott fragte einst den Krebs: wo hast du deine Augen? auf die Antwort: „hinten" erfolgte der Spruch: nun, so mögest du rückwärts gehen. — Sehr brutal klingt der Spruch, bei anhaltender Dürre im Sommer die Hexen im Teich zu baden, offenbar aus der Vorstellung herauscombinirt, dass der fruchtbringende Regen durch Dämonen verscheucht wird; viel poetischer ist das Regenzaubermittel in Rumänien und den angrenzenden slavischen Ländern, dass während der Dürre ein nacktes Mädchen, ganz in Erbsenstroh gehüllt, von Haus zu Haus herumgeführt und von den Hausfrauen mit Wasser begossen wird. — Ebenso brutal ist das Zaubermittel für die Raubschützen, dass sie auf Kreuzwegen nach einem beliebigen Ziel schiessen, um gegebenenfalls nicht fehlzuschiessen. — „Vom Erndtefest, sagt Lompa (S. 43), weiss unser Volk nichts, nur in Baranowitz, Rybniker Kreis, wird es beobachtet", indessen scheint sich in dem Beuthener Kreise dies schöne Fest einzubürgern.

Sagen und Legenden ranken sich, wie üppiger Epheu, um so manche historische Erinnerung und so manchen ehrwürdigen Gegenstand, Ruine, Schanze, Stein oder was sonst es sein mag; dem ungebildeten Volke sind sie theuer und verdienen für die Volkskunde unbedingte Beachtung als örtliche Erzeugnisse der Phantasie des Volkes, mögen auch anderweitige, märchenhafte Motive hineinwuchern. „Alle Sagen, erklärt Lompa bei Gelegenheit eines Märchens, habe ich polnisch vernommen; als ich 14 Jahre alt war, kannte ich kaum 100 deutsche Vocabeln". Es seien hier diese Erzählungsstoffe mit allem Vorbehalt zusammengestellt. Dass Lompa das Buch von Wunster „Oberschlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint", Liegnitz 1825, nicht gekannt hat, wie aus einer Notiz erhellt, gereicht seinen Sammlungen nicht zum Schaden, denn jene vermeintlichen sehr gelehrt klingenden Sagen bedürfen noch sehr der Kritik. Wir wollen uns mit den von Lompa verzeichneten Sagen und Legenden begnügen. Bei der Wiedergabe folgender Erzählungen suche ich den Volkston nach Möglichkeit beizubehalten. Eine legendenhafte Erzählung vom h. Adalbert (Woiciech) besagt, der Heilige habe auf seiner Wanderung nach Krakau in Guttentag eine im Bau begriffene hölzerne St. Valentins-Kirche gesegnet und dabei verheissen, dass so lange das Kirchlein stehen würde, der Ort von der Pest nicht heimgesucht werden solle. In der Nähe soll eine Kapelle und eine Quelle sich befinden, wo einst der Heilige gepredigt habe. Von demselben Heiligen erzählt sich das Volk (wo? wird nicht berichtet), dass er die Frösche, die ihn im Gebete störten, zum Schweigen gebracht, indem er „ihre Mäuler stopfte", so dass sie von nun an vor Adalbert nicht schreien dürften. Fangen sie aber vor Adalbert zu schreien an, so müssen sie ebenso viele Tage nach Adalbert verstummen. — In der Gegend von Wieluu, früher zu Oppeln gehörig, habe derselbe Heilige eine Schlange auf den Kopf getreten und seit jener Zeit seien die Schlangen aus dem Umkreise verschwunden. — Der heil. Ceslaus, gebürtig in Oberschlesien († 1242), verwünschte einmal die Elstern, weil eine sein Brevier beim Gebete besudelte, und seitdem zeigten sich Elstern in jener Gegend nicht mehr. — Bei Beuthen (der Ort wird nicht näher bezeichnet) löste sich die Schnur des Rosenkranzes des h. Hyacynth, die Perlen rollten in den rothen Sand an einer Quelle und waren nicht

mehr aufzufinden. „So wachset", sprach der Heilige, „bis die Quelle versiegt". Lange hat man dort Perlen gefunden, zu Lompas Zeiten sollen sie nicht mehr vorgekommen sein. — Da die Beuthener von ihren reichen Silbergruben keinen Zehnten zahlen wollen und den Pfarrer und seinen Kaplan ersäuften, öffnete sich die Schleusse in der Grube und das Wasser überschwemmte dieselbe. Alle Bemühungen waren vergeblich nnd erst, wenn die Geschlechter der Theilnehmer an dem Morde ausgestorben sein werden, solle die Grube wieder zu verwerthen sein. Als der heil. Hyacynth eine Rede über den Mord halten wollte, kam eine Unzahl von Scholastern (Elstern) hergeflogen und störte den Heiligen. Da verwünschte er sie nnd niemals mehr zeigten sich Scholastern in jener Gegend.[1]) — Bei Wysoka, Kr. Rosenberg, zeigt man einen Stein, auf welchem die heil. Hedwig ausgeruht haben soll, als sie 1230 nach Polen zu Fnss wanderte, um ihren gefangenen Gemahl zu befreien (erzählt vom Vater Lompa's). — Die Lubschaner Kirche, etwa 700 Jahre alt, sollte anf einer Anhöhe gebaut werden, aber das angesammelte Bauholz wanderte auf die Stelle, wo die Kirche jetzt steht. Vor 100 Jahren hatte die Kirche keinen Thurm. Eine Glocke war angeschafft worden, aber polnische Jnden entwendeten sie, liessen sie aber liegen, als sie von selbst zu läuten begann; die Dorfeinwohner brachten sie auf die jetzige Stelle. — Bei Koschentin (Kreis Lublinitz) steht eine hölzerne Kirche. Sie sollte anf einem nahen sandigen Hügel stehen, aber ein grosser Krebs hat das Banholz auf die sumpfige Stelle gezogen, wo die Kirche jetzt steht. — In Lubetzko bei Lublinitz fand ein Bauer ein Marienbild, an welchem er einen Heiligenschein bemerkte; dies war die Veranlassung, dass an dieser Stelle eine Kirche gebaut wurde. — Dem Dorfe Przelaika, Kr. Beuthen, gegenüber liegt über die Grenze ein Dorotheenkirchlein. Die Teufel wollten es zertrümmern nnd trugen grosse Blöcke dahin, aber ein Engel bezwang sie nnd schlng ihnen die Steine ans den Krallen, in der Richtnng nach Siemianowitz hin, dort liegen sie anf 7 Meilen zerstreut und man bemerkt noch an ihnen die Teufelskrallen. — Eine Viertelmeile von Rosenberg steht eine St. Annenkirche von Holz. Am Hauptaltar hängt ein Hirschkopf, ein Stock und eine Kette. Das Volk erzählt sich, dass vor Jahren ein Mädchen im Walde von einem Hirsch verfolgt wurde, der sie aufspiessen wollte. Durch ein Gebet wurde sie gerettet, erblickte während des Gebetes ein lichtstrahlendes Bild der heil. Anna mit Maria und dem Jesuskinde. Zur Erinnerung daran schmückt eine Statne der heil Anna nnd Maria mit dem Jesnskinde ans Holz das Hauptaltar. Als ein Glöckner sich an ihr zu schaffen machte, soll sie geblutet haben. Der Stock soll an einen Vorfall erinnern, dass ein Bauer seinen unfolgsamen Sohn bis zur Tödtnng gehauen und ihn dann der heil. Anna geweiht habe, wo er wieder lebendig wurde. Die Kette erinnert daran, dass zwei Knaben, welche in türkischer Gefangenschaft schmachteten, ihrem frommen Wnnsche zufolge, an dem Ablass der h. Anna in ihrer Heimat teilzunehmen, an dem St. Annentage wunderbar nach der Heimat versetzt wurden. An die Annenkirche knüpfen sich noch andere Legenden, so von dem Zimmermeister, dem während des Banes das Bier in wnnderbarer Weise sich vermehrte, und von dem Mädchen, welches von einem Soldaten verfolgt, durch ein

[1]) Die Jahreszahl 1363 beruht wohl auf einem Fehler.

Gebet an die h. Anna gerettet wurde, indem der Verfolger vom Blitz erschlagen ward.

Sagen und sagenhafte Erzählnngen. Unweit Wieszowa, an dem Wege von Tarnowitz nach Gleiwitz ist eine Quelle mit herrlichem Wasser, oft von weitem her besucht. Dort soll einst in Jendrychow eine Kirche versnnken sein, man hört noch Glockengeläute. Da, wo das Taufbecken gestanden, ist jetzt die Quelle. Eine Treppe führt in die Vertiefung, besorgt von einem Jäger infolge eines Tranmes. — Bei Guttentag, wo anch viele Sagen im Munde des Volkes fortleben, heisst ein Hutnngsplatz Altstadt, dort soll eine Ortschaft versunken sein. — Im Jahre 1298 begehrte Adalbert, Abt vom Kreuzherrnstift in Miechow mit mehreren Rittern Einlass in die Stadt Benthen znr Nacht. Die Bitte wurde verweigert, aber gestattet, dass die Schar vor dem Krakauer Thor raste, wohin auch Lebensmittel geschafft wnrden. Ein Ritter, es war der flüchtige Herzog von Krakau, der nachherige König von Polen, Wladislaus Łokietek, veranlasste die Stiftung eines hölzernen Kirchleins zum heiligen Geist an der Stelle der Rast nnd zum Andenken der Flncht aus Polen. Im folgenden Jahre, als er von der Bussfahrt nach Rom zurückkehrte, wurde von den Kreuzherrn zu Miechow ein Hospital hier errichtet. — In Ellguth, Plessener Kreis, soll ein reiches Nonnenkloster gestanden haben. Die Äbtissin, eine Prinzessin von Geburt, welche die Werbnng eines Fürsten ausgeschlagen hatte, flüchtete mit den Schätzen nnd mit anderen Nonnen; die Stelle, wo die Schätze sich befinden sollen, werden verschieden angegeben. Von dem verlassenen Kloster erzählen noch verschiedene Erinnerungen. Dies der sehr gedrängte Bericht über eine Erzählnng, die schon im Oberschlesischen Wanderer 1835, Nr. 4 von Lompa selbst veröffentlicht ist. — Bei Lnbschau, Kreis Lublinitz, soll da, wo jetzt das Dorf Psar steht, am Grojetzberge, einst eine volksreiche Stadt gewesen sein. Die Mongolen „haben sie zerstört; ein Teil der Einwohner flüchtete sich durch nnterirdische Gänge nach der Gegend von Woischnik (Woźniki) und siedelte sich anf Sümpfen an, wo noch Erdanfschüttnngen zu sehen sind, gingen dann aber nach Woźniki („przewozili się“);“ dies sei der Ursprung von Woischnik. In der Nähe befinden sich verfallene starke Gebände an der ehemaligen Grojetzburg nnd bei Woischnik, mit ausgedehnten Kellerräumen nnd Gängen. Auf der Höhe des Grojetzberges sei keine Spur einer Burg vorhanden, wohl aber hanfenweise grosse Steinmassen, mit einer Vertiefung, angeblich von einem ehemaligen Brunnen. Eine Grojetzssage ist schon erzählt im Oberschlesischen Bergfrennd 1828, Nr. 27 von einer Ritterstochter, welche, weil sie nicht in die Kirche gehen wollte, von ihrer Mutter verflucht, samt der Burg in die Erde versank nnd jetzt noch in nächtlichen Stnnden den Grojetzberg nmschwärmt, die Regenwolken verschencht nnd nicht erlöst werden kann. Die Sage wird von Lompa auch anders erzählt, von drei Ritterstöchtern, welche nicht in die Kirche gehen wollten. Merkwürdig ist die von Hergesell erzählte auf einen in der Gegend von Tost befindlichen Stein bezügliche Sage, nach welcher ein Mädchen zu Stein geworden ist, weil sie mit ihrer Mutter durchans in die Kirche gehen wollte, statt das Haus zu hüten nnd deshalb von der Mutter verwünscht wurde. — In Radan, Kreis Rosenberg, ist mitten in einem Teiche eine kleine Insel; es soll ein Grabhügel sein, aufgeschüttet

über dem Grabe einer Frau, von der die Sage geht, sie habe vor ihrem Tode angeordnet, sie dort zn begraben, wohin Ochsen ihre Leiche bringen würden. — Recht anmutend ist eine sagenhafte Erinnerung an ein tugendhaftes Mädchen. In Lubetzko, Kreis Lublinitz, soll an der Kirchmaner lange Zeit ein Rautenkranz gegrünt haben. Eine Braut, die nach der Trauung aus der Kirche heraustrat, warf auf die laute Bemerknng, sie sei des Kranzes nicht würdig, den Rautenkranz weg mit den Worten: wenn ich seiner nicht wert bin, so mag er verdorren. Da fasste der Kranz Wurzeln und grünte Jahre lang. — Von A. Baster (in den Schles. Provinzialbl. 1871, S. 29) wird diese Jungfernkranzsage anders erzählt. Das schöne nnd tngendhafte Waisenmädchen Jadwiga wird bei der Frohnleichnamsprozession beschimpft nnd heiratet den Müllerburschen erst nach geschehenem Wnnder. — Höchst interessant ist die schon von Karl Bartsch veröffentlichte Trojansage, die auch nach Schlesien vorgedrnngen ist. Eine serbische Sage vom Kaiser Trojan, der in Erinnerung an die Eroberung von Dacien anch serbischer König genannt wird, erzählt nach Wuk Stefanowič Karadžič in seinem Wörterbuch 750 und in Povesti i predania, dass dieser Kaiser, slawisch Trojan genannt, nur in nächtlichen Stunden zn seiner Liebsten nach Sirmium ritt und vor Sonnenaufgang zurückkehren mnsste, weil er sonst in den Sonnenstrahlen schmelzen würde, und dieses Schicksal habe ihn einst ereilt. Eine ähnliche Sage erzählt Wojcicki in seinen Klechdy (Märchen) 1837, I, 1 nnd Lompa bemerkt dazu: „Längst vor dem Erscheinen dieser Klechdy hat mir mein Schwager dieses Märchen polnisch erzählt.“ Die Abweichnng von dem polnischen Märchen wird nnr im Anfange notirt: Ein jnnger Graf ist unter einem solchen Planeten geboren, dass er bis zu einem gewissen Lebensalter sich nicht den Sonnenstrahlen anssetzen durfte, er musste bei Tage im Dunkeln sich aufhalten. Er liebte aber ein Fräulein in einem benachbarten Schlosse u. s. w. Es ist anznnehmen, dass die oberschlesische Erzählnng im weiteren Verlauf der polnischen entsprach, wonach zunächst Reden zwischen Trojan nnd seinem Knappen gehalten werden, der Graf sich einmal verspätet und beim Sonnenaufgang sich unter seinem Mantel versteckt; Hirten heben aus Nengierde diesen ab und das Verhängnis vollzieht sich. Zu vergleichen ist allerdings das Schicksal des Zwerges Alvis in der Edda; die schlesische Erzählung vom Grafen Trojan wird wohl aus Serbien durch Kleinrussland und Polen oder durch Ungarn gewandert sein.

Märchen. Der Name Klechda kommt nach einer freundlichen schriftlichen Äusserung vor, doch hänfiger Klachy (plur.) neben bájki nnd plotki. Znnächst sei ein S. 15 nnd 16 befindliches schon von K. Bartsch veröffentlichtes Märchen angeführt, anf welches der Sammler Lompa viel Werth legte: Zu ihrer Tochter sprach einst eine Frau die Worte: eher sollen wir in Gänse verwandelt werden, ehe du deinen Geliebten zum Manne bekommst. Sofort erfüllte sich die Verwünschnng. Ein Jäger schiesst das Mädchen in der Gestalt einer Gans an und bringt sie in sein Försterhaus. Sie besorgt ihm in seiner Abwesenheit die Wirtschaft, er beobachtet und ertappt sie einmal, verwahrt die abgelegten Federn und heiratet sie. Da fliegen wilde Gänse und sprechen, sie möge mitziehen, sie lässt sie ziehen, aber als ihr Geliebter, der anch in einen Gänserich verwandelt worden war, sie zum Mitfliegen auffordert, legt sie sich die

Federn an und fliegt davon. Die versprochene Fortsetznng „über dieses Thema“ fehlt leider. — Bei einem anderen Märchen macht der Sammler ebenfalls seine Ansicht geltend, nämlich einem Märchen von einem Dorfmädchen, welches vou dem Schlossherrn zur Frau genommen und während seiner Abwesenheit nach ihrer Entbindung von der Hebamme in den Schlossgraben gestürzt wurde nnd nnn allnächtlich sechs Wochen lang nach dem Kinde verlangte, es stillte und in Windeln wickelte, dann aber später sich nicht mehr sehen liess. Der Herr liebte das Kind, strafte die nntergeschobene Gattin, die Tochter der Hebamme, indem er sie verjagte, zum zweiten Male aber nicht heiratete. Die Bemerkung Lompas, das oberschlesische Volk habe dieses Märchen ans dem Vorurteil ausgesponnen, dass die vor Einsegnung gestorbene Wöchnerin ihr Kind bis zur sechsten Woche behüte nnd in ihrem eigenen Bette ruhe, ist wenig stichhaltig gegenüber der Thatsache, dass der Erzählungsstoff auch sonst vorkommt, so in einer Ballade von Mickiewicz nnd in den Sammlungen O. Kolbergs aus Chelm S. 187, freilich mit bemerkenswerten Abweichungen. — Auch eine angeblich echt schlesische Tenfelsgeschichte, voranssetzlich aus einem Sprichwort herausgesponnen: wo der Teufel nichts vermag, schickt er ein Weib, nach welcher der Tenfel ein kinderloses, aber glückliches Ehepaar durch ein altes Weib und durch von demselben gelogene Verdächtigungen entzweit und den Ehemann zur Ermordnng der Gattin treibt, kommt vor nach O. Kolbergs Sammlnngen in Bochnia und im Lnblin'schen: Lnd Bd. VIII, 145 nnd Lub. II, 202, freilich auch hier mit bemerkenswerten Abweichungen. — In Tarnowitz hörte Lompa (S. 89) ein Märchen von drei Prinzessinnen, welche beim Pflücken von Gartenblnmen verschwanden und schliesslich von einem ansgedienten Soldaten nach der Weisung eines Jägers in einem nnterirdischen Palast gefunden wurden. Der Soldat tödtete einen der drei Beherrscher des Schlosses, einen Drachen, nahm die Prinzessinnen und viele Schätze und führte sie an die Öffnnng, durch die er selbst herabgelassen worden war. Die Prinzessinnen wnrden von den zwei Gefährten hinaufgezogen, er selbst blieb wegen des tückischen Verhaltens der letzteren zurück. Die Gefährten gingen zum König und sollten die Prinzessinnen, ausgenommen die älteste, als vorgebliche Erretter heiraten. Der Soldat entzanberte einen von den drei verzauberten Prinzen in der Unterwelt, erhielt von ihm grossartige Geschenke nnd anf die Oberwelt angelangt, kommt er in die Residenz der drei Prinzessinnen. Er wird freiwillig Goldarbeiter, schickt den Prinzessinnen die zur Hochzeit nötigen Amulette und giebt sich schliesslich zu erkennen, worauf er die älteste mit ihm schon iu der Unterwelt verlobte Prinzessin heiratet und das Königreich übernimmt; die zwei ungetreuen Gefährten werden von Pferden zerrissen.

Lieblos nnd nngewöhnlich klingt eine Teufelsgeschichte, die der Sammler in Tarnowitz gehört hat (S. 140). Ein dienstpflichtiger Baner hatte zwei schöne Stuten, die der Gutsherr vergeblich zu erwerben suchte. Er peinigte den Bauer und trug ihm auf, einen zahmen Hasen im Walde zu hüten. Der Hase entlief, kehrte aber znrück auf den Pfiff einer von einem grauen Männchen dem Bauer geschenkten Pfeiffe und sammelte um sich ein Rudel von anderen Hasen. Da gebrauchte zuerst die Frau des Edelmannes eine List als Bauersfrau verkleidet und erhielt den Hasen für

eine Gunst von dem Bauer, der sie erkannt hatte; der Hase aber kehrte auf die Klänge der Zauberflöte zurück. Dann suchte der als Bauer verkleidete Edelmann den Hasen an sich zu bringen. Der Bauer, welcher ihn erkannt hatte, gab den Hasen preis für eine Schindmähre, welche der Edelmann zum Ritt benutzt hatte, er musste sie aber auf den Schwanz küssen. Hier wird das Märchen, so zu sagen, sich untreu: Der Herr bringt den Hasen auf den Edelhof und nimmt die beiden schönen Stuten; aus lauter Freude darüber veranstaltet er Festlichkeiten für seine Nachbaren. Die Rache des Bauern besteht darin, dass er öffentlich die Begegnung und den Vertrag mit der Ehefrau und dem Edelmann erzählt und sie so dem Spott preisgiebt. Vom Teufel ist nicht mehr die Rede. Die Erzählung schliesst damit, dass man solche Pferdebesitzer Kobylarze (Krippenreiter) benennen solle. — Ein norwegisches Märchen in Asbjörnsen Gjæte Kongens Harer, mitgeteilt von Herrn Dr. Jiriczek, stimmt in den Hauptmotiven mit unserem Märchen merkwürdig überein. Ein König hat eine Hasenheerde; die beiden älteren Söhne eines Bauern versuchen sie gegen guten Lohn zu hüten, aber umsonst, dann versucht es der Dritte, der einer alten Frau beisteht und dafür eine Pfeiffe erhält, die er sich stets zurückwünschen kann, auch wenn er sie weggiebt. Da er am ersten Tage alle Hasen nach Hause bringt, wird am zweiten die Zofe ausgeschickt, welcher er gegen Geld und Küsse die Pfeiffe verkauft, aber sie wieder zurückwünscht. Ebenso ergeht es der Prinzessin und der Königin; der König muss eine weisse Stute auf den Hinteren küssen. Dann erzählt der Bursch alles bei Hofe, — um eine Tonne voll zu lügen, wie der König befiehlt; — als er nun zum Königsabenteuer kommt, ruft der König, es fliesse schon über und giebt ihm die Prinzessin.

Eine reiche Müllerstochter schlägt alle Bewerbungen aus, endlich erklärt sie, auch den Teufel heiraten zu wollen. Da kam einmal der Teufel als Kavalier in einer herrlichen Kalesche vorgefahren, wurde gut aufgenommen, aber von dem Mädchen am Pferdefuss als Teufel erkannt. Ungeachtet ihres Weigerns, wurde die Dirne an einem stürmischen Tage in einem von vier Rappen gezogenen Wagen entführt, rettete sich aber, von dem gutmütigen Kutscher gewarnt, indem sie sich bei günstiger Gelegenheit in einen Hollunderstrauch verbarg und beim Hahnenschrei zu ihrem Erstaunen erfuhr, dass sie sich von ihrem Heimatsorte mehrere hundert Meilen entfernt hatte. — Ein Märchen vom gläsernen Berg mit bekannten Motiven, scheint in seiner unfertigen und wenig begründeten Ausgestaltung in Oberschlesien entstanden zu sein. Eine verwünschte Prinzessin, die auf einem Glasberge in einem Schlosse lebte, sollte nur demjenigen zur Ehegattin mit allen ihren Schätzen werden, welcher den Berg erklimmen und von einem verwünschten Baum die Frucht pflücken würde. Viele Ritter verloren in ihrem Bemühen das Leben. Endlich, am letzten Tage des siebenten Jahres kletterte ein schöner Student, der sich mit den Krallen eines Luchses versehen hatte, den Berg hinan, indem er den bewachenden Geier zum Fluge benutzt, ihm die Füsse abschneidet, um sich zu befreien und endlich einen Drachen bezwingt, Äpfel pflückt und, diese als Talisman benutzend, die Prinzessin gewinnt. Ohne die Mithilfe des Geiers aber, dem er im Fluge die Füsse abgeschnitten hatte und der auch tot niedergesunken war, kann er die Prinzessin und die Schätze vom Berge nicht hinabführen. Die Er-

zählung schliesst damit, dass eine Schwalbe die Nachricht überbringt, die sämmtlichen Ritter, welche bei ihrem Hinaufritt verunglückt waren, vom Blnte des Geiers wieder ins Leben getreten seien nnd sich anschickten, den Berg zu ersteigen. Das Märchen wurde auch in Grosspolen erzählt, jedoch ganz anders, nur das Motiv vom Glasberge und der darauf harrenden Prinzessin mit ihren Schätzen ist dasselbe. Für die Annahme einer Einwanderung spricht auch die dunkle Erinnerung Lompas, dass er dieses Märchen etwa 1808 von einem böhmischen Knaben gehört habe, der mit seiner Mutter nach Rosenberg gezogen war, wo dieser sich mit Wahrsagen beschäftigte. — Ein schon von K. Bartsch veröffentlichtes Märchen, welches Lompa von Hergesell und anch schon früher in seinen Knabenjahren gehört hatte, lautet folgendermassen. Eine alte Wittwe verfluchte ihre zwölf ungezogenen Söhne. Ehe sie sich in Raben verwandelt haben, steckte der älteste seinem in den Windeln liegenden Schwesterchen einen Ring auf den Finger, damit sie späterhin Erlöserin werde. Das herangewachsene Mädchen erfuhr alles von der Mutter nnd ging auf die Suche, zunächst znm Sonnenführer (wohl zur Sonne), dann zn deren Brnder, dem Monde, beide konnten nichts entdecken, erst der Wind, zu dem sie weiter geschickt worden, entdeckte, dass die zwölf Rabenkrähen in einem Felsenschlosse hausten. Vom Winde hinanfgetragen, kletterte sie, da im Schlosse keine Thüren waren, auf einer Leiter, die sie sich von Fischgräten bereitete, bis zn einem Fenster und versteckte sich in einem Zimmer, nährte sich, indem sie von der Brühe eines jeden ihrer Brüder je einen, später je zwei nnd dann noch mehr Löffel wegass; man suchte nach dem Näscher und *fand* das Schwesterchen hinter dem Ofen. Jetzt nähete sie, um die Brüder zu entzanbern, zwölf Hemde und war bis anf ein Knopfloch im Ärmel des letzten Hemdes fertig, als sie bei der Arbeit von einem schönen Prinzen überrascht wurde, der in das schöne Mädchen sich verliebte und es heiratete. Bei der Hochzeit waren auch die entzauberten Brüder zngegen, der älteste nnr mit einem Auge, wegen des fehlenden Knopfloches. Das Märchen erinnert zunächst nach freundlicher Mitteilung des verehrten Collegen Prof. Fr. Vogt an das Märchen von den sieben Raben bei J. Grimm; in dem Sucheu der Erkundigung nicht nur bei der Sonne nnd dem Monde, sondern anch dem Winde stimmt es mit einer poetischen Erzählnng Banjalnka des polnischen Dichters Hier. Morstin aus dem XVII. Jahrh., das höchst wahrscheinlich einer italienischen Novelle nachgedichtet ist. — Ein armer Baner bekommt in seiner Noth von seinem reichen Brnder kein Stück Speck, dieser sagt vielmehr, er möchte lieber dem Teufel Speck geben nnd giebt auch eine ganze Speckseite, welche der arme Wicht in die Hölle tragen will. Nachdem er von einem Jäger im Walde den Weg nach der Hölle erfahren hatte, verlangte er nach dem Ratschlag des Jägers von dem sehr erfreuten Teufel für seine Mühe zwei Mühlsteine, erhält nach langem Widerstreben dieselben und reibt viel Silbergeld heraus. Der reiche Bauer nimmt ihm die Steine, die er als seinen Lohn beansprucht, fällt aber mit ihnen, als er über einen Bach gehen will, hinein und ertrinkt. — Ein alter Schwarzkünstler lässt sich von einem König einen seiner zwei noch am Leben gebliebenen Söhne schenken, einen begabten und lernbegierigen Prinzen, führt ihn in einen weitgelegenen Wald nnd in ein mit Reichtümern nnd Zaubermitteln ansgestattetes Schloss, bestellt

ihn zum Hüter desselben, überlässt ihm ein Zaubertischlein zur Erfüllnng seiner Wünsche nnd entfernt sich auf ein Jahr mit der Einschärfung, zwei besondere Kammern nicht zn öffnen. Im dritten Jahre that der Prinz es dennoch, fand viele Bücher über Zauberkünste, erfuhr auch von drei im Schlosskeller verborgenen Zanberschimmeln viele Zaubermittel. Im Besitze solcher, entgeht er den Verfolgungen des Alten, sich alle Augenblicke stets verwandelnd, bis er als Tanbe dnrchs Fenster zu einer Prinzessin sich flüchtet, von ihr durch Zaubermittel errettet wird und den Alten zerzerfleischt. Als Besitzer des Schlosses geht er (und hier ist offenbar eine sinnlose, märchenwidrige Wendung) in die weite Welt, mietet sich bei einem König als Hundewärter ein, zieht durch seine verzauberten goldenen Haare nnd seine goldenen Finger die Anfmerksamkeit der jüngsten Prinzessin auf sich, wird von ihr zum Gemahl auserkoren und, von seinen zwei Schwagern verachtet und verspottet, thnt er Wunder der Tapferkeit, namentlich in drei Schlachten, in denen er siegt, dem König das Leben rettet nnd schliesslich seine zwei Schwager erschlägt. Das Märchen, mit bekannten Motiven, scheint in dieser nnfertigen nnd nnmotivirten Ausgestaltnng entstanden zu sein. In einfacherer Form tritt es in Grimm Nr. 136 auf: ein Königssohn wird von einem wilden Mann in den Wald entführt; gegen dessen Verbot vergeht er sich verschiedentlich, wird doch vou dem wilden Manne in Güte entlassen, der ihm auch Hilfe verspricht, wenn er sie anruft. Der Prinz geht nnn zn einem König als Gärtnerjunge in Dienst u. s. w. Zu vergleichen ist ferner eine norwegische Variante (Asbjörnsen, Udvalg S. 320): ein Junge verdingt sich einem Zanberer, gegen dessen Verbot er besondere Kammern anfschliesst nnd fliehen mnss, wobei er sich durch allerhand Zanbereien rettet; dann tritt er bei einem König in Dienst n. s. w. (Mitgetheilt von Herrn Dr. Jiriczek.) Nach einem von Hergesell und schou von K. Bartsch veröffentlichten Märchen liess sich ein Bauersohn auf der Wanderung in einer nnwirtlichen Gegend, von Hunger geplagt, von seinem schlechten Bruder für einen Bissen die Augen ansstechen. An einen Galgen geführt, hörte er Gespräche dreier Raben (Tenfel), machte sich die belauschte Unterrednng zu nntze, erlangte sein Angenlicht wieder und kehrte reich beschenkt nach Hause zurück. Der neidische Bruder liess sich anch blenden, wurde aber von den drei Raben, welche seine Gegenwart nnter dem Galgen entdeckten, zerfleischt (vgl. Grimm N. 107). — Ein armer König schickte seine 30 Söhne fort auf Erwerb. Sie kamen in einem Walde zur Wohnung eines Räubers, der dort mit seinem alten Weibe und seinen 30 Töchtern hanste und der ein Zauberer und Menschenfresser war. Dnrch den jüngsten verlangteu sie Nachtquartier, wurden anch aufgenommen, wobei der Räuber sagte, die dreissig Männer könnten die dreissig Töchter heiraten. Das jüngste Mädchen machte den jüngsten der Brüder auf die Gefahr aufmerksam nnd dieser gebrauchte die List, dass die 30 Mädchen in Männerkleidern auf das Lager der 30 Brüder gelegt und so in der Nacht von ihrem eigenen Vater enthauptet wurden. Die Brüder entkamen und begaben sich in den Dienst eines Königs, der eine einzige Tochter hatte. Diese verliebte sich in den jüngsten, die Hochzeit sollte bald gefeiert werden, aber er musste infolge Aufhetzungen der neidischen Brüder viele gefahrvolle Heldenthaten vollführen. Zunächst mnsste er das Zauberpferd des Räubers entwenden, später einen mit Edelsteinen besetzten Mantel,

dann noch eine Wunderuhr entwenden, zuletzt ihn lebendig herschaffen. Auch dieses ist ihm gelungen, indem er den Räuber durch List nötigte, in einen zur Truhe (Sarg) zubereiteten Lindenbaumstamm zu steigen und ihn dann entführte, schliesslich auch wegen Teufelsgefahr verbrannte. Der König, durch die Schätze gewonnen, liess die Hochzeit feiern; einige der Brüder blieben, andere, reich beschenkt zogen nach der Heimat. Nach freundlicher Mitteilung des verehrten Collegen Herrn Prof. Dr. Vogt entspricht dieses Märchen der Nr. 107 in der Grimm'schen Sammlung. — Nicht ohne Interesse ist ein von einem polnischen Fleischer aus der Lubschauer („hiesigen") Parochie erzähltes Märchen. Zwei Ritter liebten sich sehr und versprachen einander, der früher verstorbene solle den anderen nach dem Tode besuchen. Der ältere verstarb zuerst und besuchte den jüngeren bei einer Gasterei, wo er nichts genoss und als Bedienter von Niemand erkannt wurde. Dann verlangte er einen Gegenbesuch, aber der Freund möchte durchaus sündenfrei kommen. Versprochenermassen stellte sich ein Pferd ein, trug den Ritter hunderte von Meilen fort bis an ein Kloster, wo er nochmals beichtete, und der Ritter wurde von dem Verstorbenen in dessen herrlichem Palaste empfangen, bewirtet und auf demselben Pferde zurückgeschickt. Er erkannte sein heimisches Schloss nicht mehr, es zeigte sich nämlich, dass er 300 Jahre fern geblieben ist. Bald starb er auch. Das Märchen scheint einer mittelalterlichen Legende vom heiligen Johannes dem Täufer nachgebildet zu sein, nach welcher ein Schüler des Heiligen, ein Mönch, bei St. Johann im Himmel hunderte von Jahren weilte und dann zurückgeschickt, bald verstarb. — Höchst interessant ist ein Märchen, welches an den Märchencyklus von Amor und Psyche des Apuleius ganz und gar erinnert.[1]) Da ich sicher bin, dass diese Erzählung in der Ausgestaltung, wie es „ein altes Weib" Lompa (183) mitgeteilt hat, sonst nicht vorkommt, so erzähle ich es in gedrängter Fassung wieder. Ein Vater hatte drei Töchter. Als er einmal sterbenskrank wurde, konnten ihn die Töchter nach der Weisung eines alten Männchens zur Genesung verhelfen, wenn sie aus einer verwachsenen Quelle Wasser für ihn schöpften. Dies thaten sie nach einander, in der Quelle aber war ein Geist, der für die Wirkung die Heirat forderte. Die zwei älteren Schwester verschmähten es, die jüngste ging darauf ein. Der Geist erschien in der Gestalt eines schlüpfrigen Klotzes des Nachts an der Schwelle des Hauses und sprach: Turu, turu, turu miła, Otwórz-że mi moja miła, Boścíć mnie ty ślubowała, Kiedyś wodickę ze studzienki brała (Turu, turu, turu, öffne mir mein Liebchen, Denn du hast es mir gelobet, Als du Wasser aus dem Brünnlein schöpftest). Das Mädchen erfasste den Klotz und trug ihn in die Stube. Der Klotz verwandelte sich in einen schönen Jüngling und wiederholte bei dem Mädchen seine nächtlichen Besuche. Die Schwestern aber wurden neidisch und verbrannten die Haut (!). Da sagte der Jüngling am Morgen: ich sollte nur noch sieben Tage in meiner hässlichen Hülle büssen, jetzt muss ich noch sieben Jahre büssen. Er gab seiner Geliebten einen Gurt, sie sollte, wenn dieser für sie zu eng werden würde, ihn

[1]) Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms seit Augustus bis zu den Antoninen, Leipzig 1869[5], III in den Beilagen: Das Märchen von Amor und Psyche.

suchen und erlösen. Dann folgt die Erzählung weiter wie von den Rabenkrähen: das Mädchen sucht ihren Geliebten bei der Sonne, beim Monde, bei dem Winde, schliesslich kommt sie in ein Schloss, in welchem der Geliebte als Fürst haust, vermietet sich als Gänsemädchen, spinnt auf der Ane, wird endlich erkannt und, da die inzwischen rechtmässig angetrante Gemahlin grossmütig ist, ihrem Geliebten zurückgegeben. Man möge Grimm's Nr. 1, der Froschkönig, vergleichen, wie mir Prof. Vogt schreibt. In einem norwegischen Märchen (Östenfor Sol og vestenfor Måne) wird ein Mädchen die Frau eines Bären. Als sie ihn einmal gegen sein Verbot in der Nacht mit einem Licht beschaut, muss „der Prinz" verschwinden. Sie sucht ihn auf dem Schlosse östlich von der Sonne und westlich vom Monde, wohin Winde sie tragen, sie spinnt dort und errettet ihren Geliebten, der mit einer Hexentochter dort eben Hochzeit halten soll. (Mitgeteilt von Herrn Dr. Jiriczek.) — In einer Lubschaner Teufelsgeschichte ist der Teufel ein Wohlthäter. Ein armer Mann, der Frau und Kinder nicht mehr ernähren konnte, wollte sich erhängen. Der Teufel, in der Gestalt eines Jägers hatte Mitleid, führte den Bauer an eine Stelle und liess ihn so viel Goldstücke nehmen, als ein Sack fassen konnte, den er zum Vorwande mit in den Wald genommen hatte. Zu Hause wurde das Geld mit einem Scheffel gemessen. Die Not hatte ihr Ende. Die Frau eines benachbarten reichen Bauern borgte den Scheffel und entdeckte in ihm noch zwei Goldstücke hinter den Reifen. Der reiche Bauer, welcher von seinem harmlosen Nachbarn alles erfahren hatte, wollte die Reichtümer an sich bringen und schreckte ihn, verkleidet in eine schwarze Ochsenhaut, mehrere Nächte hinter einander als Gespenst, doch ohne Erfolg. Da kam der Teufel, der die Sache erfahren hatte, packte das vermeintliche Gespenst, schleppte den schlechten Mann mit Leib und Seele nach der Hölle, nur die Ochsenhaut zurücklassend.

Dass die Ansicht Benfey's,[1]) alle Märchen seien aus Indien nach Europa hergewandert, zunächst durch mündliche und seit dem X. Jahrhundert auch durch schriftliche Tradition, in der neuesten Zeit, vornehmlich durch Bedier, sehr erschüttert und dass auch Neuschöpfungen als sehr wahrscheinlich und sogar als sicher angenommen wurden, freilich nach bekannten Motiven, die sich so zu sagen kaleidoskopisch immer nur anders ansetzen, muss als bekannt vorausgesetzt werden; auch in einzelnen oberschlesischen Märchen können solche Neuschöpfungen und Weiterbildungen der rastlos dichtenden Phantasie des Volkes angenommen werden.

[1]) Vorrede zu Pantschatantra, Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen u. Erzähl. 1859.

Nächste Sitzung: Freitag d. 8. Mai, Abends 8 Uhr, im Aud. max. d. Univ.: Vortrag des Hrn. Oberlehrer Dittrich über altdeutsche Haustypen u. ihr Verhältnis z. schles. Bauernhause.

Die Gesellschaft ist fortan ausser Stande, die zwei ersten Jahrgänge (94/95 und 95/96) einzeln abzugeben. Eine kleine Anzahl von Exemplaren des ersten Bandes (Jahrgang I und II 1894—96) ist noch verfügbar und wird gegen Einsendung von 6 Mark an den Schatzmeister, Bankier Albert Holz, Breslau, Ring, zugestellt werden, so lange der hierzu bestimmte Vorrat reicht. Einzelne Nummern (nämlich I 2, 3, 4, 5, II 5, 6, 7, 8) werden zu 50 Pf. abgegeben. Bestellungen hierauf wolle man unter Beifügung des Betrages in Briefmarken an den Schriftführer Dr. Jiriczek, Kreuzstrasse 15, richten.

Schluss der Redaction: 30. April 1896.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1896. **Breslau.** Heft III. № 2.

Verzeichnis neu beigetretener Mitglieder.

Berlin.
Ortsgruppe des Riesengebirgsvereins.
Beuthen O.-S.
Lodahl, Oberlehrer.
Mücke, Vicar.
Breslau.
Friedenthal, Felix, sud. jur.
Habricht, stud. phil.
Heinze, Joseph, Dr. med.
Mende, Curt, stud. jur.
Proskauer, O., stud. jur.
Gleiwitz.
Meier, Albert, Gymn.-Lehrer.
Jauernig.
Linner, Cameraldirector.
Liebau i. Schl.
Kranz, Rich., Lehrer.

Summe 11; Gesamtsumme 418.

Schlesische Märchen und Sagen. II.

Von Oberlehrer **Dr. Kühnau** in Patschkau*).

9. Zu vieles Weinen beim Tode eines Menschen.

Vor mehreren Jahren starb in der Nähe von Breslau ein etwa zwölfjähriger Knabe, das einzige Kind seiner Eltern. Die Mutter war untröstlich nnd weinte Tag und Nacht. Da hatten die beiden Dienstboten des Hauses, eine alte Köchin und ein Dienstmädchen, welche zusammen in einem Zimmer schliefen, eine eigentümliche Erscheinung. In der Nacht rief plötzlich das Dienstmädchen die Köchin, ob sie nichts höre. Auf die verneinende Antwort hin fragte das Mädchen weiter, ob sie nicht das Schöpfen unter dem Bette höre, wie wenn jemand mit einem Becher Wasser schöpfe, und ob sie nicht das leise und nnverständliche Murmeln einer Kinderstimme vernehme. Das Mädchen war in der grössten Angst. Die Köchin aber wollte, wie sie am anderen Tage aussagte, nichts gehört haben, dagegen behauptete sie, sie habe etwas am Fussende des Bettes an demselben entlang bis zum Kopfe wandeln sehen, und ein weisser Strahl sei mit leisem Zischen in die Luft gestiegen, um in der Hälfte der Höhe nach der Decke hin zu verschwinden. — Zu jener Zeit wurden der unglücklichen Mutter

*) Fortsetzung von Heft II. S. 102 fg.

noch verschiedene Nachrichten von Erscheinnngen ihres Kindes überbracht. Ein alter Mann teilte ihr mit, Gnstel sei ihm erschienen nnd habe ihn gebeten, er solle seiner Mntter sagen, sie solle nicht so viel um ihn weinen, er befinde sich an einem sehr schönen Orte, aber er könne sich nicht wie die anderen Kinder freuen, weil er immer im Sumpfe waten müsse. (Erinnert an die Sage vom Tränenkrüglein).

10. Wiederkommen einer verstorbenen Wöchnerin.

In Lobedan, Kreis Grottkau, wohnte eine grosse, schöne Bauersfrau, welche in gesegneten Umständen war und so einer Hochzeit bei Verwandten in Woitz beiwohnte. Bald darauf kam sie nieder nnd starb bei der Gebnrt des Kindes, welches sie lebend zurückliess. Da ist sie immer nachts gekommen, hat das Kind gewickelt und in Haus und Stall gewirtschaftet unter den Mägden, selbst der Mann hat keine Ruhe gehabt. Wenn sie fort war, dann hat man das Kind verkehrt in der Wiege gefunden. Endlich hat der Mann den Pfarrer gerufen und den Segen über das Haus sprechen lassen. Dann erst ist sie weggeblieben.

11. Der Tod.

Tûd wird weit nnd breit (z. B. in den Kreisen Striegau, Jauer, Nenmarkt, Liegnitz) jeder Nacht-Schmetterling genannt, ohne Unterschied von Grösse, Farbe oder Gestalt.

Wenn eine Enle ihren Schrei hören lässt auf einem Hause oder in einem Gehöft, so bedeutet das in derselben Gegend einen bevorstehenden Todesfall. Daher der Name „Tûdenle". Der Ruf der Eule lautet ungefähr „Kiwitt", den das Volk dentet als „komm mit".

12. Der Tenfel.

Mutter Heimann erzählt vom fürstbischöflichen Schloss Johannisberg bei Jauernig (Österreichisch-Schlesien), warum an der nordwestlichen Schlossseite (der Wetterseite) der Umriss eines vermauerten Fensters in rötlicher Farbe sich abzeichnet. Das Schloss hätte einmal dem Grafen Demlin oder Damlin gehört, der ein ungerechter, hartherziger Mann war. Er habe den Leuten, welche im Walde Beeren pflückten, die Krüge entwei geschlagen nnd sie misshandelt. Da wäre eines Abends spät unten vor der Schmiede des Städtchens eine Eqnipage vorgefahren und der Kutscher hätte den Schmied aus dem Schlafe gernfen, er solle die Pferde beschlagen. Da hätte der Schmied gesehen, dass das die gräfliche Kutsche war, und das hätte ihn gewundert. Als er aber einen fremden Herrn habe aussteigen sehen im schwarzen Mantel, da habe er bemerkt, dass derselbe „halbe Füsse" (Pferdefüsse) hatte, nnd ihm habe gegranst. Als aber der andere Tag angebrochen war, da sei es wie ein Lauffeuer durchs Städtchen gegangen: Der Teufel habe den Grafen durchs Fenster aus der Burg geholt. — Das Fenster wurde seitdem vermauert, aber noch heute sehe man den Umriss desselben rotleuchtend sich von der Mauer abheben, und kein Maler der Welt sei imstande, durch Überstreichen diese Teufelsspur zu vertilgen.

In Münsterberg in der Pfarrkirche soll sich ein abgesägter Baumstamm befinden, der hinter dem Altare steht. Hiervon wird folgende Ge-

schichte erzählt. In Münsterberg lebte einst ein ruchloser Mann, nnd als er einst in grosser Geldnot war, da ging er zur hl. Kommunion, nahm aber die Hostie wieder aus dem Munde nnd ging in den Wald, wo er sie an einen Baum spiesste. Dann sprach er die gotteslästerlichen Worte: Bist du Gottes Sohn, so hilf mir zu Geld. Da erschien plötzlich der Teufel vor ihm und „reckte“ ihm einen „Sack voll“ Geld hin. Da sei er so erschrocken, dass er von Stund an in sich ging, beichtete und berente. Den Baumstamm aber, an dem der Frevel geschehen war, liess man absägen und in die Pfarrkirche bringen, wo er sich noch befindet.

Es sind an die fünfzehn Jahre her, da erzählte mir eine Frau, wie der Teufel seiner nicht spotten lasse. Ein frecher, gotteslästerlicher Mensch rühmte sich einst, dass er sich vor dem Teufel und vor Gespenstern nicht fürchte. Er wolle nachts allein auf den Kirchhof gehen, sich auf ein Grab stellen und den Teufel rufen, es werde ihm nichts geschehen. So tat er auch. Als er aber auf dem Grabe stehend rief: „Der Teufel soll mich holen“, da packte es ihn wie eine Faust im Nacken. Schreckensbleich eilte er nach Hause und hat seit dieser Zeit nie mehr den schwärzlichen faustgrossen Fleck im Nacken verloren, an dem man die fünf Finger deutlich sehen konnte.

13. Vom Umgehen.

I. Man spricht vom Umgehen, Spuken, Schêchen (Scheuchen), jemanden verjagen. Nicht immer knüpfen sich diese Ausdrücke an ein bestimmtes Subjekt, sehr häufig liegt nur eine nnbestimmte Furcht vor einem übernatürlichen Etwas zu Grunde.

So erinnere ich mich aus meiner Kinderzeit, dass es in nnd um Damsdorf, Kreis Striegau, mehrere Örtlichkeiten gab, wo es schêchte, ohne dass man etwas Bestimmtes davon wusste. Im schlimmsten Rufe stand das sogenannte „Schinderpischel“, die Senkung einer Erdwelle, mit Gebüsch bewachsen nnd entfernt liegend von menschlichen Wohnnngen. Hier wurden die auf dem Dominium getöteten oder gestorbenen Pferde nnd sonstigen Tiere vergraben. Ein Pfad führte durch dieses „Pischel“ hindurch, doch fürchtete sich jeder, nach eingebrochener Dunkelheit dasselbe zu durchschreiten. Ferner war in dem nahe gelegenen Walde (auf dem Dômsberge) eine Wegkreuzung. Fünf Wege stiessen dort zusammen nnd ein Wegweiser gab die Richtungen an. Dort sollte es anch nicht geheuer sein.

II. In anderen Fällen kennt man die nmgehenden Wesen. Anf dem Rathause zu Patschkau soll sich bisweilen eine weisse Frau zeigen. Im Patschkauer Rathanse ist ein grosser Saal, welcher jetzt als evangelische Kirche benützt wird. Dort soll vor dem Altar bisweilen „ein graues Männdel“ knien. Man hatte dies gewissen Kindern erzählt nnd konnte nun beobachten, wie sie immer durchs Schlüsselloch in die Kirche guckten, um das Männdel zu sehen, freilich umsonst.

Bei einer Brücke, welche auf dem Wege von Schwarnitz nach Friedrichshuld (Kreis Grünberg) liegt (vgl. S. 13), ist einem Manne zweimal ein Reiter ohne Kopf erschienen. Das eine Mal kam der Mann in der Nähe der Brücke gegangen, als sich plötzlich das zur Seite liegende Getreidefeld teilte nnd ein kopfloser Reiter herauskam, der anf die Brücke zu ritt.

Das andere Mal hörte der Mann hinter sich Pferdegetrappel, trat zur Seite nnd sah von der Brücke her einen kopflosen Reiter kommen, welcher zur Seite des Weges an der Umzäunung eines Weinberges entlang ritt. (Mitteilung eines Frenndes von mir, dessen Grossvater jener Mann war.)

III. Die Anschaunng, dass nngesühnte Sünden den Toten als umgehenden Geist im Diesseits zurückhalten, tritt in folgenden Fällen hervor.

Der frühere Besitzer der Volkmannschen Wirtschaft in Patschkau, ein Mann, der dnrch seinen Geiz allgemein bekannt war, soll nach seinem Tode immer noch in seiner Besitzung nachts umgehen und keine Rnhe finden können.

Wenn man in Patschkau die Nicolaistrasse entlang nach der inneren Stadt zu geht, so steht auf der rechten Seite das alte „Nikelkirchel“. Neben demselben soll früher ein Hügel aufgestiegen sein, auf dem ein hölzernes Krankenhaus stand. In diesem ist einmal eine böse Frau gestorben, und seit der Zeit spukte es in dem Hause, bis ein Pater den Segen über dasselbe sprach. Das Haus ist später samt dem Berge abgetragen worden.

Als ich Kind war, blieb ich bisweilen mit meinem Brnder Otto in Gesellschaft einer alten Frau zuhause zurück, wenn die Eltern abends zu Bekannten gingen. Da hat diese Frau uns oft mit Märchen unterhalten, bis uns zu grausen anfing und wir ängstlich in die dunklen Ecken des Zimmers schauten, als ob dort etwas Furchtbares sei. Eine Sage aber ist mir unvergesslich geblieben. Eine Gräfin sei einst mit ihrer Kutsche nächtlicher Weile in einen Sumpf geraten, und Wagen, Pferde, Kutscher nnd Gräfin seien dort versunken auf Nimmerwiedersehen. Und seit der Zeit könne der nachts vorbeigehende Wanderer die schreckhaften Worte aus dem Sumpfe tönen hören:

Grôrôk, Grôrôk (Graurock)
Menner orma Seele is goar kê Rôt (Rat).

Auch der plötzlich Ermordete kommt wieder, wenn der Mord ein besonders grausiger ist.

In einem Schlosse (ob zu Schwarmitz, weiss ich nicht mehr) kommen zu gewissen Zeiten unter dem Ofen Küchlein hervor, während die alte Henne unter dem Ofen gluckt. Hier soll einst ein Mann seine Frau ermordet und die Kinder in den Ofen gesteckt haben. (Eine Art Seelenwandernng.)

Ferner wurde mir erzählt, dass einst ein Mann seine Frau umbrachte und die Leiche in einer Nische mit einem grossen Stein vermanern liess. Zu gewissen Zeiten bewegt sich der Stein nnd löst sich, und der Geist der Ermordeten wandelt dnrchs Zimmer, um nach einiger Zeit wieder in seine Nische zurückzukehren. Der Stein bewegt sich wieder rückwärts und schliesst sich an, wie vorher.

IV. In gewissen Fällen spiegeln sich kirchliche Anschauungen wieder, indem ungesühnte Sünden eines Gestorbenen durch stellvertretende Leistungen eines Lebenden aufgehoben, und der umgehende Geist durch sie erlöst werden kann. So wurde mir erzählt, dass in Patschkau zur Zeit des Erzpriesters Kranz einmal der Glöckner nach dem Gottesdienste noch einen Rosenkranz vor dem Herz-Jesu-Altare gebetet habe. Als er nur noch ein Gesätzchen zu beten hatte, so sei er beständig gestört worden durch ein Geräusch hinter ihm wie von einer auf den Fussboden fallenden

Perle. Erst habe er das nicht beachtet, obwohl ausser ihm niemand mehr in der Kirche war, als er aber zum letzten „Gegrüssest seist du, Maria", gekommen, da sei der Ton immer lauter geworden, so dass er sich unwillkürlich umgekehrt habe. Da habe es geseufzt und gesagt: Nur noch diese Perle und ich war erlöst. Niemand aber sei sichtbar gewesen.

Infolge eines alten Vermächtnisses werden alljährlich auf dem Rathause in Patschkau an eine grosse Zahl armer Leute die sogen. „Kutscherbrutel" verteilt. Die Veranlassung dazu ist folgende. In Kosel bei Patschkau hat vor Frl. von Hund ein Graf gesessen, welcher oft mit seiner Kutsche den halbstündigen Weg nach Patschkau herein fuhr. Damals bestand noch nicht die Vorstadt, welche hente durch die Wallstrasse und Bergmannstrasse bezeichnet wird. Dort wo der Frankensteiner Torturm steht, hörte die Stadt auf und vor dem Torturme lag ein tiefer tiefer Teich, den niemand ergründen konnte. Die alte Frau, welche mir das erzählte, kann nicht begreifen, wie es möglich war, diesen Teich zuzuschütten, denn ein hineingeworfener Stein fand keinen Grnnd. In diesen Teich sei einst der Kutscher im Dunkel der Nacht hineingefahren nnd sei mit dem Grafen im Wagen nnd den Pferden spurlos verschwunden. Seit der Zeit ruhe auf dem Dominium Kosel die Last der „Kutscherbrutel" als eine Sühne für das verhängnisvolle Versehen des Kutschers.

Die Festtage im Glauben und Brauch des schlesischen Volkes.

XII. Pfingstbräuche (vgl. Heft II S. 12 fg.).

Noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts soll es in Oswitz Brauch nnd Sitte gewesen sein, jedes Jahr an einem bestimmten (mir nicht mehr erinnerlichen) Tage, (im Frühjahr?) dass die Knechte vor den versammelten Dorfbewohnern (nnd wol auch Breslauern) ein Wettreiten abhielten; einen Rundritt, beginnend nnd beschliessend an der Versammlungsstelle des zuschauenden Volkes. Der Erste ward mit lantem Jubel begrüsst; der letzte mit nachstehendem Gesange verspottet: (mit sehr passender Melodie:)

Wer wâr denn dér Mŏn, dēr Mŏn,
Der de hinten nach qnom?
Ranchfies, Rauchfies,
Oller Leuten O — —!

(charakteristisch ist die Einschiebung des n zwischen den beiden letzten Worten, um störenden Hiatns zu beseitigen!) Baurat Woas, Brieg.

Zu Pfingsten zogen vor etwa 50 Jahren die Pferdejnngen durchs Dorf (Heidau, Kr. Grottkau), den Ranchfiez in der Mitte, um Eier zu sammeln. Sie sangen dabei folgende Spottverse

Pritsch, pritsch, prelle
Schlôt a fürsch Gestelle
Fürsch Gestelle und für a O . .!
Ei Junggeselle, wos schadt dir dos?

Gymnasiallehrer Alb. Meier, Gleiwitz.

XIII. Johannisfeier.

1.

Mitteilung aus einem Briefe aus Jauer von Frau Anna Partuschke (Juni 1894).

„Bei uns ist es noch Sitte, dass am Johannisabende brennende Besen umhergetragen werden. Es ist ein riesig grosser Platz gleich hinter der Stadt, da laufen alle Leute hinaus mit alten Besen, und die werden angezündet. Kinder waren gegen 200 da, welche solche Besen hatten, nnd dann brachten grosse Jungen einen alten Mann angetragen auf einer grossen Stange, der war alles mit Hobelspänen gefüllt, den stellten sie mitten auf den Platz und haben ihn dann angezündet und sind dann mit brennenden Besen um den Mann getanzt." F. V.

2.

Da Herzogswaldau (zwischen Striegau und Jauer) keinen geeigneten Platz zum Johannisfeuer besitzt, so lauft Jung und Alt nach dem in nächster Nähe gelegenen Dorf Kalthaus zum „Jehonzigfeuer", doch ist nichts Besonderes darüber zu berichten. Früher wurden am Johannisabend über den Türen der Wohnungen nnd Ställe Birken- oder Lindenzweige befestigt, auch Stengel vom Johanniskraut durften nicht fehlen, um dadurch die Hexen abzuhalten. Am Johannistage sammelt man in der Mittagstunde allerlei heilbringende Kräuter, z. B. Kamillen, Hollunder, Tausendguldenkraut, Heil aus dem Grunde, gegen Krampf, Kümmel für Krämpfe bei kleinen Kindern, Eisprich, Gartheil, Salbei, Pfeffermünze, Krausemünze u. A. Auch die Hexenkräuter müssen an diesem Tage gesucht werden, es sind dies: Dill, Toste und Dauerrand, man kocht dieselben für das Vieh, denn

„Dill, Toste nnd Dauerrand
Ist der Hexen Widerstand." [1])

Am Johannisabend kamen früher in Reimswaldau bei Waldenburg eine Anzahl Mädchen in einer Stube zusammen. Es wurde nun der Ofentopf mit Wasser gefüllt und Feuer im Ofen gemacht, bis das Wasser kochend war, woranf dann die Mädchen eine nach der anderen in den Ofentopf horchten und dabei folgendes sprachen:

„Heiliger Johannes sage uns an,
Was ich bekommen werde für einen Mann,
Was ist der Mann, was treibt der Mann?
Das sollst du uns noch sagen,
Ehe es wird tagen."

Vernahm nun die Horcherin im Ofentopf ein polterndes Geräusch, so war ihr ein Schmied, Zimmermann oder Tischler bestimmt, glaubte sie aber Hufschlag oder Sporengeklirr zu vernehmen, so war ihr Zukünftiger ein Reiter. Manches Mädchen spann auch am Johannesabend einen Faden, der zum Winden eines Kranzes benutzt wurde. Den Kranz warf sie nun rückwärts über sich gegen die Wand, an welcher ein Haken befestigt war, blieb er hängen, so bedeutete dies, dass sie noch in diesem Jahre würde Hochzeit haben, anderen Falles müsste sie noch so viele Jahre warten, als er herabfiel. Scholz, Herzogswaldau.

[1]) [Vgl. Grimm, D. Myth.[4] 1015, N. 358. Laistner, Räts. d. Sphinx 1, 342, II 245. O. J.]

Vom Alp.

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VI, 213 fg. hat Weinhold verschiedene Fassungen einer Beschwörung des Alps mitgeteilt, in der man vorm Zubettegehen den Quälgeist gebietet auf alle Berge zu steigen, alle Wasser zu durchwaten, alle Bäume abzublatten, teilweise auch noch andere Aufgaben zu erfüllen; dadurch wird er so lange aufgehalten, dass man ruhig schlafen kann, bis der Tag kommt. Jene Fassungen stammen aus Heidelberg, Böhmen,[1]) Mähren, Österreichisch-Schlesien, dem Meiningischen, dem flämischen Belgien, dem Oberharz und Paderborn. Der Spruch ist auch in unserer Provinz noch heutigen Tages nicht ausgestorben, wie folgende in unseren Sammlungen befindlichen Aufzeichnungen aus mündlicher Überlieferung zeigen:

Oalp, ich gebitte dir,
Ehb du hinte kümmst zu mir,
Musst de oalle Barge steigen,
Oalle Beeme bloaten,
Oalle Gootshäuser bau'n,
Dernoach koanst de kumm'n zu mir.
Aus Schreiberhau. Robert Cogho.

Hinte gieh ich schlof'n wie nächt'n,
Got behütte mich vür Schulze Knecht'n,
Got behütt mich vür a leid'ga Oalp,
Ar hot au Sak wie a uoass Koalb.
Ar muss oalle Woasser woat'n,
An oalle Beemlan bloat'n,
Au oalle Barge steig'n,
An Gotshäusle meid'n.
Au weil er das verricht't, derweil wirds Tag
Un do koan ich schlof'n woas ich mag.
W. Aulich, Schreiberhau.

Kolb, Olp, ich gebiete dir,
Hinte Obend schliäft Gôts Mutter bei mir,
Olle lieba Engelein . . .
Olle Wosser worta,
Olle Bême plorta,
Olle Weile bricht der Tâg
Ich koan schlôfa wie ich mâg.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes.
Aus Herzogswaldau b. Jauer. Scholz.

Das Gebot, dass der Alp die Bäume „blatten" soll, mag an jene Beziehung des Druckgeistes zu den Bäumen erinnern, auf die ich im Anschluss an eine Erzählung aus der Leobschützer Gegend Heft I. S. 8 der Mitteilungen hinwies und die inzwischen auch Wossidlo bei seinen Sammlungen zur mecklenburgischen Volkskunde entgegengetreten ist. Folgende weitere Aufzeichnungen sind uns inzwischen zu diesem Thema zugegangen.

---

[1]) Vgl. auch Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde I, 2 S. 54.

1.

Eine Frau aus Reimswaldan, Kr. Waldenburg, war ein Alp. Diese musste alle Abende hinaus an den Feldrain gehen und eine Birke drücken. Von ihrem Manne gefragt, warnm sie des Nachts immer das Bett verlässt, sagt sie ihm die Ursache. Damit sie nun nicht so weit zu laufen hätte, liess der Mann die Birke abschlagen und in den Hof bringen. Darauf ist die Frau gestorben. Scholz, Herzogswaldau.

2) Das weisse Mänschen.

Ein Gutsbesitzer lebte mit seiner Frau sehr glücklich. Dieselbe hatte nnr den einen Fehler, dass sie ab und zn von einer Schlaftrnnkenheit heimgesucht wurde, aus der sie durch kein Mittel geweckt werden konnte. Endlich klärte eine weise Frau das Rätsel damit anf, dass die Frau ein Alp sei. Der Mann branche nur beim Einschlafen die Frau zu beobachten. Es werde ihr dann ein weisses Mäuschen aus dem Halse kriechen, nnd das solle er verfolgen. Der Mann passte auf, und richtig, wie einmal seine Frau eben eingeschlafen war, kam, überall sich vorsichtig umsehend, ein weisses Mäuschen aus ihrem Mnnde. Der Mann ging ihm behutsam nach und war nicht wenig erstaunt, zu bemerken, dass das Tierchen fast eine Meile weit zu einer alten Weide lief, die es drückte. Da der Gutsbesitzer seine Frau, die er trotz der Entdeckung noch innig liebte, von dem Übel nicht befreien konnte, wollte er ihr wenigstens eine Erleichterung verschaffen. Er liess die Weide in seinen Hof versetzen. Aber die Weide ging ein, nnd gleichzeitig schwand anch die Gesundheit seiner Frau dahin, und wie der Mann die ganz verdorrte Weide abhacken konnte, da musste er seine Fran zn Grabe tragen.

Aus der Gegend von Striegau. Cand. Eichner, Bernstadt i. Schl.

Herr Eichner hat anch Folgendes über den Alp aufgezeichnet:

Der Alp (Mehrzahl: die Älber).

Der Alp erscheint immer in bleicher Farbe nnd magerer Gestalt, meist als alter Mann oder als alte Frau. Sein Schritt ist langsam, schlürfend. Er fügt immer Unheil zn, in der Regel belästigt („drückt") er die Lente im Schlafe. Hält der Gedrückte nach dem Erwachen einen Strohhalm in der Hand, so ist dieser der Alp, der sich in der Not schnell verwandelt hat. Man schlage den Strohhalm, der übrigens mit einer Ähre endigen muss, an den oberen Querbalken des Thürrahmens. So lange der Strohhalm dort haftet, ist man vom Alpdrücken frei; denn der Alp wird während dieser Zeit durch Krankheit ans Bett gefesselt. Von dem augenblicklichen Drücken kann man sich auch befreien, dadurch dass man dem Albe irgend etwas, z. B. ein Stück Brot, verspricht; dann muss der Alp nach dem Geistergesetze zu drücken aufhören. Am anderen Tage in aller Frühe erscheint eine alte Person und wartet auf eine Gabe, ohne zu bitten. Frägt man sie, was sie wolle, so antwortet sie nur: „Das Versprochene". Sie ist nämlich der Alp. Der Alp ist meist eine lebende Person, selten der Geist einer verstorbenen. Im letzteren Falle ist er sehr boshaft und vertauscht gern Wöchnerinnen das Kind mit einem Wechselbalge; gelingt ihm dies nicht, so misshandelt er die Mutter. Zuweilen durchwandelt er

als Geist eines Menschen, der sich gehängt hat, zur Nachtzeit das Haus. Gegen das Alpdrücken lernen die Kinder folgendes Gebet von ihren Müttern:

Alp, der du halb
In Gottes Gestalt,
Überschreite nicht meine Tür,
Es sei denn Johannes der Täufer mit dir. F. V.

Volkslied aus dem Riesengebirge.

Doas Wagla, woas donieber gieht,
Doas hot mei Schotz betrata,
A liebt mich nu schun sieba Juhr
Ich hoa ihm nee gebata.
An liebt a mich au noch a Juhr,
Ich war a nee verachta,
Doch war ich ei an Winkel trata
An war a soat auslacha.

Wenn ich an kenn Moan kriege,
Dorf ich an kee Kind wiegen,
Branch ich an kee Wiegenband.
Werd mir die Zeit do goar zu lang,
Do bau ich mir a Pfafferhaus,
Do resst mir dar Wind keene Schindel raus,
Kimmt mir an kee Bote eis Haus
An ferzelt mir die Stube aus.

An wenn der Kaffee wullfehl werd [1]),
Do sein de Weiber fruh,
Do verkeef'n se's Unterbette
An lehn sich of's Schtruh.
Hullalala, Hullalala.

In Schreiberhau aufgezeichnet von R. Cogho.

In Pfaffendorf, Kr. Landeshut, habe ich das Lied aus dem Munde der Frau Henke folgendermassen gehört:

Dås Steigla, wås donieber geht,
dås hot mei Schåtz getrata,
er hot mir sieba Juhr gefreit
ich hon in ni gebata.
Und freit er mir a noch a Juhr
do weiss er nischt de achta [2]),
und wenn er's ganze Geld vertitt
do war'ch en recht auslacha.

Wenn olle olte Weida warn Kerscha trôn
un ich ken ander nich kriega konn,
nåchert heirôt ich nur dich gewis,
denn dås bild du dir beileib nich ein,
dåss ich dein Nårr wer sein.

F. V.

---

[1]) Nach einer handschriftlichen Chronik von Petersdorf, v. Chr. Ansorge, kostete 1808 das Loth Kaffee 25 Pf., das Pfund bis 2 Thaler; und nach einer handschriftlichen Chronik von Schreiberhau, von Anton, kostete 1763 das Pfund Kaffee 38 Sgr.; der Chronist bemerkt hierzu: „Und doch hatten die Krämer Abgang." Cogho.

[2]) So, nicht achte, sprach Fr. H. — Es wäre sehr erwünscht, weitere Fassungen des in Hoffmanns Sammlung fehlenden Liedchens und womöglich auch die Melodie zu erhalten. V.

Bruchstück eines Liedes vom Wassermann.

's wår amol a Wåssermån,
A wollt' 'n Königstochter hån.
Der Bräutigam, a geschwinder Môn,
Wie er wohl ei die Stube neikôm:
Gott grüss Euch, Vater und Mütterlein!
Wo habt Ihr Euer Töchterlein?
Die Tochter ei der Kåmmer,
Ihr' Hände schlägt sie zusammen . . . .

Aus Heidau, Kr. Neisse, mitgeteilt von Gymnasiallehrer A. Meier in Gleiwitz.

Dies Bruchstück gehört zu einem Liede des in Hoffmann und Richters schles. Volksliedern unter Nr. 1 und 2 aufgenommenen Kreises („Schön Hannele" und „Die unglückliche Braut"). Vgl. den Anfang des dort auf S. 4 mitgeteilten Liedes aus der Magdeburger Gegend:

Es wollt eiu Nickelmann freien gehn,
Von der Burg bis an die See —
Er wollte Königs Tochter aus England habu

und Str. 5 und 6 der ebenda auf S. 6 gedruckten Aufzeichnnug ans Grabig:

Der Bräutigam kam geritten
Mit vierundzwanzig Reitern.
Ach Eltern, liebe Eltern mein,
Wo ist denn unser jung Bräuteleiu?
„„Sie ist wol in der Kammer,
Beweint sich ihren Jammer . . .""

Noch näher stimmt das „Mündlich aus Wittstock in der Vormark 1852" mitgeteilte Lied bei Erk-Böhme Bd. 1 Nr. 2a „Wassermanns Braut" mit unserm Bruchstück überein: Str. 1. 11. 9. 10 entsprechen demselben fast wörtlich. Da aber diese Fassung iu Schlesieu sonst nicht nachgewiesen ist, so wäre eine Vervollständigung des Bruchstückes aus der mündlichen Überlieferung unserer Provinz sehr erwünscht, zumal dabei voraussichtlich auch beachtenswerte Abweichungeu von der Erk-Böhmeschen Fassung zu Tage treten würden. F. V.

Ländliche Redensarten.

Man sagt: Ich stehe zu Pateu, ich ziehe zur Hochzeit, ich gehe zu Grabe.

Bei einem Todesfalle spricht man zu den Leidtragenden: Der liebe Gott tröste Euch in Enrer Betrübniss.

Wenn Jemand viel in einer Familie verkehrt, so sagt man: Er ist dort das tägliche Brot und Wintergerichte.

Wenn Jemand irgendwo einen Besuch macht, wo er längere Zeit nicht gewesen ist, so sagen diejenigen, die er besucht: Ma mechte ju urntlich a Kreuze in a Kalender macha, oder: Do sitt ma ju amol an weissa Sperlich.

Wenn Jemand einen nötigen Gang vor hat, der nicht gut aufzuschieben ist, so sagt er: Ich mûss gîn und wenn's Keulen schneite und Spisse rainte.

Wenn Jemand recht elend aussieht, so sagt man: A sitt aus, als kriegt a ne holb soat zu assa, oder: A sitt aus, wie Grînspoan und Spucke, oder: A sitt aus, doss ma'm kennde a Vaterunser durch de Backa blosa, oder: A sitt aus, als wenn a Meakâfer gefristickt hätte.

Wenn Jemand ein recht enttäuschtes Gesicht macht, so sagt man: Du machst jn a Gesichte, als wir dir de Putter vom Brute gefolln.

Wenn Jemand ein recht verärgertes Gesicht macht, so sagt man: A zerrt a Maul wie a Haftlamacher, dam de Schlingla verturba sein, oder: A macht a Poar Lippa, doss kinn zân Schuster druffe rim tanza.

Wenn Jemand ein „verbostes" Gesicht macht, so sagt man: A macht a Gesichte wie de Kotze wenn's dunnert, wie sieben Meilen biser Waig, wie a geprigelter Bâr, als wenn a wellde a Schlîfstên spâln und is sellde nischt dernâba fliega.

Wenn Jemand recht klug sein will, so sagt man: Dar hôt de Klughêt mit Leffeln gefrassa, oder: Dar titt hîrn de Micka niesa und is Groas wachsa.

Wenn Jemand einen Neider hat, so sagt er: A ginnt mer ni de Luft in a Hols.

Wenn Jemand niest, so ruft man ihm zu: Gôt half.

Wenn man Jemandem die Tür weisen will, so sagt man: Durte hot der Zimmermoan a Lôch gelôn.

Wenn man sich wegen einer Angelegenheit recht bemühen muss, so sagt man: Ma mechte urntlich de krumme Nut kriega.

Wenn man sich wegen einer Arbeit recht ängstigen muss, so sagt man: Ich hoa zu tun, wie de Maus in a Sechswucha, oder: Ich hoa zu tun, wie an' Stoadtâle (-Hebamme) oder: Ich muss tun wie rên kînsch, wie ni recht gescheut.

Wenn man sagen will, es ist eins wie das andre, so sagt man: hie îs Hose, Jacke, Strump wie Niederschuh, oder: Ês gilt'r dreissig, 's Andre a holb Schôk.

Wenn man von weitläufiger Verwandtschaft spricht, so sagt man: 's woar vo der letzta Gebäcke vom Klêbrutla 's Klâberanftla.

Wenn man sagen will, übermässig lang, so spricht man: 's woar lang wie der Tag im Jehonne.

Wenn es irgendwo recht armselig zugeht, so sagt man: Durte îs Hunger und teure Zeit derhême, oder: Durte mechte de Maus ei der Brutolmer derhingern.

Wenn es sehr kalt ist, sagt man: Es ist grimmig kalt, oder: 's îs an rêne Noil (= Nagel) Kälde. Aus Herzogswaldau b. Jauer. O. Scholz.

Eingänge.

Zu unseren schriftlichen Sammlungen haben seit Mitte März folgende Mitglieder beigesteuert: 1) Stud. Arndt in Breslau (Beuthen OS.): Kinderreime. — 2) Hauptmann Cogho in Warmbrunn: Volkslieder aus dem Gebirge, teilweise mit Melodieen, zwei Urkunden (17. Jh.), ein Gesellenbrief (18. Jh.). — 3) Stud. Gusinde (Bonn): Sommersingen und eine Sage aus der Gegend von Schweidnitz und Strehlen. — 4) Lehrer Hinke in Rothenburg a. O.: Bastlösereime. — 5) Stud. Jantzen in Breslau: Kinderreime und Zeugnisse für Umformung von Arzeneinamen im Volksmunde. — 6) Oberlehrer Dr. Knötel und Frau in Tarnowitz: einige Lieder und Sagen, meist aus Oberschlesien. — 7) Oberlehrer Dr. Kühnau in Patschkau: Sagen, Bräuche, Wetterregeln, Sprichwörter und Redensarten.

— 8) Gymnasiallehrer Alb. Meier in Gleiwitz: Texte und Textbruchstücke zu Jahrzeitbräuchen (Sommersingen, Schmackostern, Pfingsten, Christkindelspiel, Streit zwischen Sommer und Winter), Kinderreime und kleinere Volkslieder. — 9) Seminardirektor Dr. Schroller in Rawitsch: Ein geistliches Volkslied mit zweistimmiger Melodie; Handwerksgruss der Zirkelschmiede; Volksglauben und eine Sage von der Wöchnerin. — 10) Oberl. Dr. Wilpert in Oppeln: Grossstrehlitzer Dreikönigsspiel mit Melodieen und kleinere Beiträge zur schlesischen Ortsnamen- und Sagenkunde. — 11) Baurat Woas in Brieg: kleinere Beiträge, besonders zur Volksliedersammlung.

Zur Bibliothek: A. Hoffmann, der Tag von Hohenfriedeberg, vom Verf. — 1 Gevatterbrief von Lehrer Sturm in Goldberg. — 1 Geburtsbrief v. J. 1806, 1 Lehrbrief v. J. 1810 von Herrn Hauptmann Cogho. — Angekauft wurden die Jahrgänge 1 bis 4 der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, hg. v. Weinhold, sowie einige von Herrn W. Aulich gemalte Aquarelle von schlesischen Bauernhäusern.

Spenden. Von Herrn Bankier Alb. Holz 36 Mark für die Bibliothek; von Herrn Hauptmann Cogho 5 Mark für die Bildersammlung.

Anzeigen.

Das neue Vereinsjahr hat mit 1. April begonnen und dauert bis zum 31. Dezember 1896. Diese Festsetzung war notwendig, um aus dem Provisorium endlich zu der statutenmässigen Bemessung des Vereinsjahres (1. Januar bis 31. Dezember) überzugehen. Wir bitten die geehrten Mitglieder, um dem Vereine unnötige Portokosten zu ersparen, ihren Beitrag für das Jahr 1895/96 unaufgefordert an den Schatzmeister, Herrn Bankier Albert Holz, Ring 18, einzusenden.

Wohnungs-Veränderungen wolle man sogleich dem Schriftführer Dr. Jiriczek, Kreuzstrasse 15, bekannt geben.

Die Gesellschaft ist fortan ausser Stande, die zwei ersten Jahrgänge (94/95 und 95/96) einzeln abzugeben. Eine kleine Anzahl von Exemplaren des ersten Bandes (Jahrgang I und II 1894—96) ist noch verfügbar und wird gegen Einsendung von 6 Mark an den Schatzmeister, Bankier Albert Holz, Breslau, Ring, zugestellt werden, so lange der hierzu bestimmte Vorrat reicht. Einzelne Nummern (nämlich I 2, 3, 4, 5, II 5, 6, 7, 8) werden zu 50 Pf. abgegeben. Bestellungen hierauf wolle man unter Beifügung des Betrages in Briefmarken an den Schriftführer Dr. Jiriczek, Kreuzstrasse 15, richten.

Die nächste Sitzung der Gesellschaft findet am 28. d. M. in Schweidnitz statt. Das Nähere besagt das beiliegende Programm für das Stiftungsfest.

Die **Schlesische Gesellschaft für Volkskunde**, gegründet am 28. Juni 1894, verfolgt der Zweck, das Interesse und das Verständnis für die Volkskunde überhaupt zu beleben und zu pflegen, insbesondere aber will sie alle unter dem schlesischen Volke lebenden Ueberlieferungen nach dem in dem Fragebogen der Gesellschaft bestimmten Plane möglichst vollständig sammeln; sie rechnet dabei auf die Teilnahme Aller, die Sinn und Interesse für die Eigenart des schlesischen Volkes haben.

Der Jahresbeitrag ist für die in Breslau ansässigen Mitglieder auf 3 Mark, für auswärtige auf eine Mark (+ 30 Pf. für Portoauslagen) festgesetzt, wofür jedes Mitglied die gedruckten „Mitteilungen“ der Gesellschaft erhält. Beitrittserklärungen wolle man an das Bankgeschäft Albert Holz, Breslau, Ring 18, richten. Auswärtige werden gebeten, ihrer Anmeldung sogleich 1 Mark 30 Pf. in Briefmarken beizufügen. Der Vorstand für das laufende Vereinsjahr besteht aus den Herren:

Prof. Dr. **F. Vogt**, Vorsitzender, Matthiasplatz Nr. 1.
Geh. Rat, Prof. Dr. **W. Nehring**, Vertreter des Vorsitzenden, Sternstrasse Nr. 22.
Privatdocent Dr. **Otto Jiriczek**, Schriftführer, Kreuzstrasse Nr. 15.
Oberlehrer Dr. **August Wagner**, Vertreter des Schriftführers, Ohlauufer Nr. 34.
Bankier **Albert Holz**, Schatzmeister, Ring Nr. 18.
Gymn.-Dir., Prof. Dr. **B. Volz**, stellvertretender Schatzmeister, Weinstr. Nr. 40—46 II.
Custos Dr. **Max Hippe**, Bibliothekar.
Rector **H. Bauch**, stellvertretender Bibliothekar.

Schluss der Redaction: 13. Juni 1896.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Stiftungsfest

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

am 28. Juni 1896.

Festordnung:

9 Uhr morgens: Abfahrt vom Freiburger Bahnhofe in Breslau (Sonntagsfahrkarte 3. Klasse 2,40 Mk.).

10 Uhr 38 Min.: Ankunft in Schweidnitz. Gang durch die Stadt und über die Promenaden, Besichtigung der Kirchen und event. der neuen Volksbibliothek.

12¼ Uhr: Festversammlung im Saale der Braukommune. Vortrag des Vorsitzenden Prof. **Dr. Vogt** über die wissenschaftliche Bedeutung der Sammlungen zur schlesischen Volkskunde.

1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen. Karte zum Preise von 1,50 Mk.

2 Uhr: Wagenfahrt ins Schlesierthal. Gang auf die Kynsburg. Vortrag des Oberlehrers **Dr. A. Wagner** über die Kynsburg in Geschichte und Sage. Gemeinsamer Vesperschoppen. Rückfahrt von Kynau um 6½ Uhr. Rückfahrt von Schweidnitz mit dem Sonntagssonderzuge um 9 Uhr 11 Min. (oder nach Belieben um 10 Uhr 16 Min.). Ankunft in Breslau 10 Uhr 59 Min. (andernfalls 12 Uhr 30 Min.).

Wir hoffen sehr, daß auch unsere auswärtigen Mitglieder bei dem Feste vertreten sein werden. Auch von Mitgliedern eingeführte Gäste und Damen sind willkommen.

Wegen der Bestellung der Wagen und der Vorbereitung des Mittagessens ist es notwendig, die Zahl der Teilnehmer bis Freitag, den 26. Juni, Abend nach Schweidnitz zu melden. Es ist daher dringend wünschenswert, daß die Anmeldungen zur Teilnahme und die Lösung der Tischkarten **möglichst bald**, und zwar im Bankgeschäft unseres Schatzmeisters, Herrn **Alb. Holz**, Ring 18, erfolge. Auswärtige wollen ihre Anmeldung an Herrn Chefredakteur **Tippel** in Schweidnitz richten.

NB. Die Sonntagsfahrkarten berechtigen zu der Benutzung sowohl der Personenzüge als auch der Sonntagssonderzüge, nicht aber der Schnellzüge. Wer daher etwa in Schweidnitz um 9 Uhr 50 Min. abends abfahren will, um in Breslau mit dem Schnellzuge 11 Uhr 11 Min. einzutreffen, muß eine Rückfahrkarte (3,60 Mk.) lösen.

Druck der Schlesischen Volkszeitung (Gröger & Comp.), Breslau.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1896. **Breslau.** Heft III. № 3.

Die Redensarten der Schlesier.

Von **Max Heinzel.**

Der Schlesische Dialekt ist reich an Redensarten, was man bezüglich der Sprüchwörter von ihm nicht behaupten kann, denn unter ihnen befindet sich eine ganze Anzahl solcher, die auf Originalität keinen Anspruch zu erheben vermögen, weil sie nicht aus ihm heraus gewachsen, sondern aus dem Hochdeutschen übernommen und, mundartlich umgeformt, in ihn übergegangen sind.

Ausschliesslich von den Redensarten und zwar nur von denen, die sich mit dem Menschen befassen, will ich den geneigten Leser unterhalten, ihm zeigen, wie unser Volk fühlt, denkt, urteilt und oft in überraschendster Weise mit naivem Witz und drastischem Humor den Nagel auf den Kopf trifft.

Ich beginne mit den Redensarten, die sich auf das stärkere Geschlecht beziehen.

Um auszudrücken, dass Einer körperlich wohlgebildet ist, braucht man vorzugsweise das Epitheton „schmuck“, oder „just“, seltener „hübsch“, womit man gewöhnlich einen Mann bezeichnet, der sich durch freundliches, gemütliches, in unserem Sinne „liebenswürdiges“ Betragen hervor thut.

Auch den Ausdruck „hässlich“ hört man nicht häufig; man braucht lieber das rauher und gröber klingende „goarschtig“, wenn Einer meinetwegen „a vernafftes Gesichte“, „a'n Richer, wie a'n Lötkulben“, „Ogen, wie de Pflugrader“, „Füsse, wie a Troampeltier“ und „a'n kriewatschigen Gang“ hat.

Wer eine dürftige Leibesbeschaffenheit hat, von dem sagt man — „a is dürre, wie ann' Schindel“, wer sich eines mächtigen Umfanges erfreut — „dar is dike, wie a Tinndel“ — wer zu den sogenannten „abgehackten Riesen“ zählt, der muss sich gefallen lassen, dass man hinter seinem Rücken spottet — „dar is uf nunder zu gewachsen, wie a Kühschwanz“. Ist er hoch aufgeschossen, „wie 'ne Loatte“, „wie 'ne Huppenstange“, so heisst man ihn — „langer Lätschel“, „langer Leduche“, „langer Leschake“.

Wenn ein Mann nicht auf sich hält, „nich urndlich zusammen geroafft gieht“ hinsichtlich seiner Kleidung, so sagt man von ihm — „a is

im Schweinstoalle nf de Welt gekummen"; wenn er das Pulver nicht erfunden hat, dumm und unintelligent ist, so braucht man ihm gegenüber die Redensart — „a is eefältig, wie 'n Wertshaussuppe"; wenn er nicht weiss, was er sagen soll und mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin glotzt — „a is a gepfruppter Offe". — Ist er steif und unbeholfen, dann heisst es — „a stieht do, wie a Päckel Cichorie" — ist er ein Leisetreter, der mit seiner Meinung hinter dem Berge hält, so spricht man — „der soat ni asu und ni asu, dass de Leute derno ni soan, dass a asu, oder asn gesoat hot" — ist er entschieden, energisch, von mannhafter Gesinnung, so sagt man — „dar gieht groade durch, wie a Fleeschermasser". Thut Einer hoffährtig, stolz und protzig, so heisst es — „der spuckt ei's Woasser und gleebt, doass 's überleeft", oder — „wenn dar ni wär' und 's liebe Brut, do müsst 'ber Kuche assen", oder — „Dicke thun is mei Gemütte", oder — „dar spielt a Evermoan", d. h. den Übermenschen; der will sich nichts befehlen und gebieten lassen.

Hat Einer kein Glück, so hat er „a der Pechnelke gerucheu", kam Einer dagegen leicht zu Geld und Gut, so — „hot 'm der Uchse gekoalbt". Auch sagt man von einem solchen „reichen Knoaster" — „dar gieht woarm agezoin", „dam braucht der Kupp ni meh wieh zu thu'n", „dar koau a Daum gutt riehren" — von einem Armen spricht man — „bei dam kimmt ma ei a Hundestoal na Brute", „dar bäckt orme Ritter mit Älende bestrichen".

Hat Einer eine gute, feste, unverwüstliche Gesundheit, so ist er „mit ala Seinza zusommgeschmid't" — wurde Einer unwohl, krank, so sagt man — „'s is 'm ni recht" — „a tutt hässlich" — „a hot a 'n Gift ei'n sich", „a hot anne Gauze", was man sehr häufig auf die Hämorrhoiden schiebt, „die halt eim Mensche rümzieh'n, wie de Leier uf'm Jurrmerte". Liegt Einer schwer darnieder, so heisst es — „dar gieht ei de Erlan", „über dam is der Kerchamarder", „dan wird's dermoanschen", „dar gieht vur de Hunde", „dam war'n se de Hufeisen wull abreissen" — und wenn Einer sich umgebracht hat, so sagt man — „a hot sich erledigt" und „ma äusert sich" d. h. man graut, man fürchtet sich vor ihm.

Der Scheinheilige ist im Volksmunde — „der heilige Siebafnuss, wu dar achte anooch muuss"; wer von der Welt nichts weiss und immer in seinem Dorfe gehockt hat, „dar is drei Meilen hinger a Backufa gekummen"; wer nichts lieber hat, als seine Pferde — „dar hängt am Pfarschwanze" — wer sich in Sitte, Brauch und Mode nach der Stadt richtet — „dar hiert de Stoadtseger schloau" — wer an dem lieben Nächsten immer etwas auszusetzen findet — „dar weess Jedem a Pax zu rücken" — wer das Stichblatt schlechter Witze bildet, den machen sie „zur Eule", „zur Funze", „zur Wachtel", „zum Gookelmoaue", „zum Nachtwächter", „zum Hoanswurschte".

Sagt man Einem die Wahrheit, so „schleisst ma i'm a Zieps", oder „ma gieht 'm uf a Droaht", „ma steigt 'm ufs Geriste", „ma soat 'm die Wache oan". Hat man ein wackeres, tapferes Mundwerk, so hat man — „anne Gusche, wie a Fleescherhund"; mehr im guten Sinne heisst es von Einem, der zungenfertig zu „tischkeriren" versteht — „a red't, wie der Pfoarr uf der Kanzel", „wie a Affkoate".

Das Rauchen nennt man „meldern", „dämmern", „paffen" und sagt vielleicht von dem Tabak, der in die Luft geblasen wird — „s is Num-

ro Viere, a stinkt bis vur de Thüre", oder „'s is Knoster Wullgemutt, a roocht, a beisst nnd richt ni gutt", oder von der Cigarre — „'s is die Surte Roochduse" oder „Rooch' se draussen, hinne stinkt se", oder „'s is 'ne Giftnudel", „anne Beruhigungsnulpe".

Eine grosse Menge von Redensarten bezieht sich auf die Trunkenheit. Man kann alle Stadien dieses feuchtfröhlichen Zustandes damit bezeichnen, ein Beweis dafür, dass der Schlesier, der auch gern etwas Leckeres isst — ich erinnere an sein „Himmelreich" — sich über die Verdriesslichkeiten und Ärgerlichkeiten seines Daseins durch den Genuss von alkoholhaltigen Getränken hinweg zu setzen liebt.

Solche Redensarten sind — „'s hot 'n derwuscht" — „a hot a Ding" — „a 'n Käfer" — „a Tröppel", „'ne Krehle", „'ne Timpelkräte" — „'ne Schleuder" — „a hot sei Teptat", „sei Lüschel", „a hot sich a'n Racker, anne Doare gekeeft", „a hot a'n Löffels zu viel genummen", „a sucht Wägebreete", „a treibt's Koalb heem", „a is agerissen", „betreescht", „molum", „benippelt", „beschwiemelt", „beschmoort", „drähnig", „tuslig", „a sitt tuppelt", „a is, wie a Lammla", „'s rückt 'n verknucht", „'s rackert miet 'm", „a is sternhagelvul", „a is stoark dreiviertel", „a koan ni meh uf Drei zähl'n" — — In einem solchen Zustande, wo der Mut in der Brust seine Spannkraft übt, kommt es rasch zu Hader und Zank, zu kräftigen Schimpfworten, die man auch als „Rackerlatein" bezeichnet. Solches Rackerlatein ist in folgenden anmutigen Redeblüten enthalten — „Ich war' Der'sch Geherne glei ausbügeln" — „wenn ich Dich ei de Mache krieg', do gieht Der'sch ni gutt" — „ich ga Der 'n Fautze, dass der glei die rute Suppe anooch kimmt" — „kumm' Du mer ock ei de Schuta, Dir war' ich Luft macha" — „die Ploatte lüfta" — „Dich sack' ich dreimal ei a Saak und wieder raus, Du eechelganzer Hoans, Du" — „Dich, Christkind, stupp' ich ei de Pfeife" — „mit Dir red' ich orscht ni, Du bist mer vu hingen und vu vurne zu tumm" — — Andrerseits braucht man auch Ausdrücke, wie — „Du pückliches Oast" — „Du, ale Säudare" — „Du ale Säugeege" — „Du Koatzelnder" im gemütlichen, freundschaftlichen Sinne. — —

Ich komme nun zum weiblichen Geschlecht, für das der Schlesier als Sammelnamen „Weibsbilder" oder „Froovölker" braucht. Er nennt aber auch jedes Femininum ein „Weibsbild" oder „Froovulk", während er mit „Jumfer" oder „Jumferla" das heiratsfähige Mädchen bezeichnet. Ist die „Jumfer" hübsch, so „sein se üm se rüm, wie die Bie'n" — „se floattirn, se hoaselirn se" — „se koaschpern miet'r" — „se giehn uf de Kitscherei zu'n 'r", d. h. sie fangen eine Sponsade mit ihr an, was dann am ehesten geschieht, wenn sie recht „bethusem", „bewuschpert", „lenzig", „geistreich", von lebhaftem Temperament, und „gutt zu leiden" ist, oder wenn sie gar „uf's Moansvulk zoappelt", für „moanstumm" gehalten wird. Ferner gereicht es ihr zu einem besonderen Vorzuge, wenn sie sich „nette klid't, wie ann' Togge" und den höheren Beinschwung, das Tanzen, „aus'm Grunde versteht" — „a ganzen Drähdichrum, wie am Schnürla koan" und „leichte, wie 'ne Flaumfader" walzt und hippelt, wie auch das Mädchen aus dem Volke vor allen anderen „a'n dichtigen Fäger" in's Herz schliesst, den es in der Regel heiratet, wenn er sich „urndlich ei se vergafft" hat. Man sagt von einem Weibe, das mit dem Staate prunkt — „se hot's gude

Gescherre unfgelät", oder — „die zieht a Ring a nnd schleppt de Goassen anooch" und von einem „Stnbakallnps", einer Schleusseriu, einem „Küchentragoner", einer Köchin, nnd einem „Kühstoalfännrich", einer Stallmagd, die bei allen Tanzgelegenheiten zu finden ist — „die ranzt rüm" — „die brennt, wie 'ne Fackel", d. h. die ist in ihrer Begierde nnd Leidenschaft unbezähmbar. Hat Eine ein Verhältniss, dann sagt man — „se hot sich Ee'n ageschoafft" — „se gieht mit Ee'm" — „se schleppt sich mit Ee'm" — „se godelt mit Ee'm rüm" — „'s gieht Eener nf de Heirat zu'n 'r" — „se hot a'n Bräutjam", während man, wenn sie Hochzeit macht, von ihr sagt — „se is Braut".

Ist aber kein rechter Ernst in dem beiderseitigen Verkehr, dann nrteilt man davon — „'s is ok a Getälsche — a Gekindsche — a Geläppsche" — Wenn die Verheirateten sich miteinander einrichten, sich begehen, so „begumpen se sich mitnander", wenn aber das Weib vielleicht „anne Loatsche", „anne Schlampe", „a Tamterlam", „anne Tunte", „anne Mudelliese", oder „a pulirter Teifel" ist, die dem Manne „'s Weisse under a Nägeln zn snchen weess", dann „ziehn se Stroabelkoatze mitsoammen", d. h. es kommt zu fortwährenden Streitereien nnd Reibereien.

Sind sie Beide einander wert, taugen sie Beide nichts, so sind sie „mit der Funze zusammgeloicht't" — ist er ein „Urscher", ein „Vergender", „a liederlicher Fetzen", der spielt, trinkt nnd „näber'm Zaune gieht", dann „roocht's Glücke zum Schursteene naus", ebenso wenig wird es befördert, wenn „a ei olle Tippel guckt" — „a Knietscher, a Knauser nnd Knoapphoans is".

Hat er keine Energie, ist er ein Schwachkopf, eine „Lulle", mit der „Seine" machen kann, was sie will, dann sagt man — „sie hot die Hosen oan" — „sie hot's Heft ei a Händen" — „sie hot's Pree" — „a lässt sich nnderputtern". — —

Kommen Kinder, so werden sie iu der Regel mit vieler Liebe von der Mutter behandelt. Mit allen möglichen Kosenamen werden sie von ihr genannt, die viel trauter nnd schöner klingen, als die Kosenamen, die man in der Stadt, bei den feineu und gebildeten Leuten hört. Sie heisst das „kleene Ding" — „mei Fischla", „mei Lammla", „mei Betschla", „mei Strünkla", „mei Schueckla", „mei Lumpsla", „mei Kitschla", „mei Hundla" — sie spricht von seineu „schin'n Augerlen", seinem „ruten Gnschla", seinen „Beisserlen", seinen „Bäckerlen" und „Gratschkerlen" mit glückstrahlendem Gesicht und umgiebt das „Puutzla" mit einer Liebe nnd Sorgfalt, trotz ihrer harten Arbeit, dass sie sich selbst dabei ganz vergisst.

„Sie pischt" es, sie trägt es auf dem Arm nmher viele Stunden in der Nacht, wenn es keine Ruhe finden kann, sie singt ihm ein einschläferndes Wiegenlied, wie —

Ninne, ninne, naune —
Giehst De mit na Branne? —

oder
Suse — liebe Ninne,
Woas roaschelt eim Strnh?

oder
Schloof', mei Kindel, schloofe ein,
Im Goarten gieh'n zwei Lämmelein — —

und wenn ihm etwas fehlt, dann ergreift sie die Angst, denn sie weiss, sein Leben hängt an einem dünnen Zwirnsfaden, sie weiss — „Kinder sein ock geburgt".

Aber wenn ihr eins von dem unerbittlichen Tode entrissen worden, dann beschwichtigt sie ihren Schmerz mit dem Gedanken — „der Herrgoot hot's lieber gehoat“ — „'s is a Engerle gewur'n“ — „'s is gutt aufgehoben“ — und die Nachbaren kommen dann wohl und sagen — „Triest' Dich ock, 's war'n'r ju no meh kummen!“

Und nicht die Mutter allein, auch der Vater liebt die „kleene Siepschoaft“, die „Jungla“, wie die „Madla“, wenn er auch öfter als strafende Gerechtigkeit Ordnung im Hause halten muss.

Denn folgen die Kinder nicht dem Worte der Mutter, macht es keinen Eindruck mehr, wenn sie ihnen droht — „der Bubatsch kimmt“ — „der Popelmann wird Dich hull'n“, „der schwoarze Moan“ — oder kann sie's nicht über's Herz bringen, sie selbst mit Nachdruck „durchzuberschten“, so spricht sie — „woart', ich wer'sch 'm Voater soan“ — und da setzt es dann hin und wieder „awing Kalasche, Bimsse, oder Woamsse“, dass „se himpern“, „flenn'n“, „flerr'n“, „noatschen“ oder „knoatschen“, „nutschen“ oder „knutschen“, dass se „der Buck stisst“, dass „de Tröppla erbsengruss vum Wange kaulen“. Das geschieht besonders dann, wenn die „nüschnützigen Bankerte“ „rümgejächt“ und „rümgepecht“ sind, wenn sie „sich die Klunkern zerrissen“, wenn sie „sich bemoanscht“, „bemoalgert“, „bekleckert“ und „besoalbt“ haben, wenn sie „Tiesch und Banke verhundasten“, d. h. verhunzen, indem sie daran herum „pitzeln“ und schnitzeln, wenn sie die Zunge „ranspläken“, eigensinnig „mit a Füssen troampeln“, oder irgend welche „sackermentsche Noarrheeten“ und „Dänste“ machen.

Oft kriegen sie blos „a'n Huscher“, man zieht sie bei den Haaren, man ranft sie, oder man giebt ihnen „a'n Droab's“, „a'n Schipperling“, „ma übergieht se mit a poar Strichen“, „ma mischt'n a poar uf“, wenn aber die Strafe eindringlicher, durchschlagender und wirksamer sein soll, dann — „muuss ma vn Grund ans jäta“.

Aber auch durch die Hinweisung auf Gott, auf seine Allgegenwart, sein allsehendes Auge, sucht man auf die Kinder kräftig einzuwirken. „Unse Herrgoot wird dich stroafen“. — „der Himmelvoater sitt Oll's“ hört man sagen. Katholische Eltern verweisen auf die heilige Maria. So sagt man einem Mädchen, das pfeift — „pfeif' ni, de Mutter Goots is biese“. — Ein Kind, das vielleicht einer Krankheit wegen nicht gut gedieh, in seiner körperlichen Entwickelung zurück blieb, bezeichnet man als „Tisterla“ oder „Eemerla“ — ein Mädchen, das rund, kräftig und voll befleischt ist, nennt man — „a dickes Strunzel“, „anne dicke Trulle“ — einen ebensolchen Knaben — „an dicken Stoamper“, oder „an' dicken Plätzer“, wenn er „a dichtiger Stupper“ ist, d. h. viel „pappt“ und „spachtelt.“

Und das ist die grösste Freude der Eltern — „'s Haupt is 's, dass 'n gutt schmeckt, doass se gesund sein, munter, wie a Kitschla, wie a Fischla eim Teiche“.

So könnte ich noch weiter fortfahren, aber ich befürchte, schon zu vielen Raum für meine Redensarten beansprucht zu haben und darum nehme ich Abschied von meinen verehrten Lesern in der Hoffnung und Meinung, dass ihnen dieser kleine Beitrag zur schlesischen Volkskunde nicht ganz uninteressant gewesen.

Das schlesische Bauernhaus.

Auszug aus dem in der Maisitzung gehaltenen Vortrage des Oberlehrers Paul Dittrich.

Nach einem Überblick über die ältesten Formen des dentschen Hanses und einer Skizzierung des sächsischen und des fränkischen Typus ging der Vortragende auf das dem fränkischen nahe verwandte schlesische Bauernhaus über, wie er es besonders im Leobschützer Kreise beobachtet hatte.

Das schlesische Bauernhaus wendet seine schmale Giebelseite der Dorfstrasse zn nnd weicht nur in Vorstädten oder bei kleinen Besitzungen, die Stall und Scheune unter einem Dache vereinen, von diesem Herkommen ab.

Von der Strasse ist es durch einen kleinen Blumengarten getrennt, in dem auch einige Gemüsekräuter gezogen werden; in ihm gedeiht ein Birnbaum oder an geschützter Stelle vielfach auch ein mächtiger Wallnussbaum, in dessen Schatten eine Anzahl Bienenbauten aufgestellt sind. An diesem Gärtchen entlang führt der Weg, die Zufahrt, den rechts noch ein zweites, ausschliesslich mit Gemüse oder Obstbäumen bepflanztes Gärtchen umsäumt, zur Einfahrt, die sich entweder als ein einfaches Thor oder als ein ganzes Thorgebäude mit Räumen für Geschirr, Spreu und Hen, wohl auch Ställen für Gänse und Schweine darstellt, an das auch bisweilen eine Arbeiterwohnung sich anschliesst.

Dnrch ein kleines, links vom Thore gelegenes Pförtchen, betreten wir den grossen, viereckigen Hof, dessen Hintergrund die aus Fachwerk oder massiv erbaute Scheune abschliesst[1]). In seiner Mitte erhebt sich vielfach ein Taubenhaus oder ein Brunnenhans. Links von ihm liegt der Düngerhaufen und etwas vor diesem steht ein Rohr- oder Ziehbrunnen.

Die linke Seite des Hofes bilden das Wohnhaus mit daranstossender Stallung, Schuppen, ev. Backhaus und Gärtchen (Bienengärtel mit Keller), die rechte das Auszngshaus oder Lemsl, Stallung, Schuppen oder Maner. Dies ist die gewöhnliche Einfriednng des Hofraumes, die je nach der örtlichen Lage, der Laune des Besitzers oder andern Gründen abgeändert auftritt.

Betrachten wir nun die einzelnen Baulichkeiten dieses Hofes oder dieser Wirtschaft.

Das Wohnhaus ist ein schlichter, ein- oder zweistöckiger Bau, entweder aus Fachwerk, das auf einer Grundmauer aufgesetzt und mit Lehmpatzen oder Ziegeln ausgefüllt ist, nur bei Scheunen findet man dasselbe

[1]) In den Dörfern Piltsch und Rösnitz steht noch in demselben ein turmartiger, viereckiger Fachwerkbau, der Laimes, ein Schüttbodon für Gctreide und Aufbewahrungsort für Mehl, Fleisch etc. Die Vorräte sollten in demselben vielleicht der Fenersgefahr mehr entrückt werden. Das Lömsl, Rammelkammer, Speicher findet sich auch sonst, ist aber dann ein viereckiger, länglicher, „unter dem Dache gewölhter", massiver Ban mit kleinen Fenstern, der durch eine eiserne und schwere Holzthür zugänglich ist. Vereinzelt steht er in der Mitte des Hofes (bei Fuchs in Leobschütz; in Rohen steht vor ihm noch eine Holzbaracke) und erinnert dann an den alten tunc, auf dessen Verwendung als Arbeitshaus für Frauen noch ein in der Mitte des Hofes stehendes Waschhaus in Gläsendorf bei Mittelwalde hinweist. Gewöhnlich aber befindet es sich auf der einen Seite des Hofes gradeüber vom Wohnhaus oder wie in einem Falle in Leobschütz unmittelbar an demselben; es ist durch Brandmanern von dem Wohnhause, sowie von den an der andern Seite sich anschliessenden Ställen getrennt und nur durch eine an der Hofseite angebrachte Thür zugänglich.

mit Flechtwerk ausgefüllt, das mit Lehm verstrichen ist, der dnrch eingedrückte Ziegelstückchen eine grössere Festigkeit erhält, ganz ans Ziegeln, oder endlich ans Ziegeln und Steinen aufgeführt, eine Bauart, die besonders in Niederschlesien beliebt ist.

Der Schrotbau scheint von den deutschen Bewohnern gar nicht verwendet worden zn sein, wenigstens weist die Bezeichnnng solcher Häuser, als „polscher" daranf hin. Die Verwendung des Fachwerkbaues ist seit den grossen Bränden in den dreissiger Jahren nnseres Jahrhunderts der massiven Banweise gewichen.

Gewöhnlich hat das Gebäude einen weissgranen oder blänlichen Anstrich, von dem sich das Grau oder Schwarz des Holzwerkes belebend abhebt, wenn es nicht das Blätterwerk eines Weinstocks, aus dem die 3 kleinen Fenster hervorleuchten, unseren Angen verdeckt. Das Dach ist entweder ein Strohdach (Schaben), dessen oberste den First bildende Schicht mit Lehm getränkt ist, oder ein Schindeldach, das auch mit Schaben vereinigt vorkommt. Das Ziegeldach aus Fachwerk, sowie das Schieferdach haben die beiden ersten Formen fast ganz verdrängt. Das Dach ladet nach der Hofseite oft ziemlich weit aus nnd bedeckt einen schmalen, etwas erhöhten, bisweilen auch gemauerten, an der Langseite des Hauses sich hinziehenden Streifen, das Wändel, Pflastergang, der anch an den Stallungen sich fortsetzt und bei Regenwetter einen trocknen Verkehr mit denselben ermöglicht. Vor der Thür des Hauses ist derselbe bisweilen noch erweitert, mit einem Schleppdach überdacht oder er trägt eine Laube.

Die Hausthür ist entweder einflügelig, glatt nnd trägt in ihrer Mitte ein krummes Stück Holz, mit dem sie sich regieren (hin und her bewegen) lässt oder zweiflügelig. Geöffnet wird sie durch ein Riemchen, das durch eine kleine Öffnung gehend einen hölzernen Riegel emporhebt, oder durch eineu eisernen Drücker, der an einem halbrnnden Griff ein pfropfenziehartiges Gewinde zeigt, das zn einem Zapfen passt, der die mit ihm verbundene eiserne Klinke hebt. Zur Nachtzeit wird noch ein starker, viereckiger Holzriegel von innen vorgeschoben, der in einer Öffnnng der Maner ruht. Den Tag über steht diese Thür meist offen; an ihrer Stelle bildet dann einen teilweisen Verschlnss eine Halbthür, der Gatter, der dem Licht nnd der Lnft Zutritt zn dem Hausflur gewährt nnd einen Ansblick vom Innern gestattet.

Durch diese Thür betreten wir einen mehr oder weniger grossen freien Raum, dessen Fussboden entweder Estrich, Ziegeln, Holzdielen oder Schieferplatten bilden. Derselbe reichte in alten Hänsern noch bis an das Dach, zeigte rechts und links gedeckte und gemauerte Ränme, über denen Vorräte etc. aufbewahrt wurden, an der einen Wand einen Kamin mit Räncherkammer, derselbe hiess Vorgelege, nnd im Hintergrunde eine geschwärzte Küche, während er jetzt überdeckt und mehr gangartig geworden ist. In mancher Beziehung stellt er noch heute den Hauptranm dar, da hier das Fntter für das Vieh besorgt, Kartoffeln zur Aussaat zurecht gemacht, knrz eine Reihe von wirtschaftlichen Arbeiten vorgenommen wird. Im Sommer speist hier wohl auch das Gesinde.

Von ihm führt eine Treppe in den Keller (ab nnd zn noch durch eiue Fallthür oder Let geschlosseu), eine andre an der rechten Seite meist

verschalte und durch eine Thür abgesperrte nach dem Boden und der Giebelstube oder dem oberen Stockwerk; vereinzelt findet sich diese Treppe auch an der Aussenseite des Hauses.

Durch eine Thür an der linken Wand des Flures betreten wir das Wohnzimmer des Bauern. Es ist meist ein viereckiger, nicht zu hoher, von zwei nach der Strasse und zwei nach dem Hofe führenden Fenstern erhellter Raum. Gleich links an der Thür steht an der Wand der Topfschrank, dessen Aufsatz, der auch um alle vier Wände sich zog, den Schatz bunt bemalter Teller und Tassen zeigt. Zwischen den zwei Hoffenstern steht eine Truhe, Lade, am Boden, an der vorbei wir an den mächtigen viereckigen Tisch kommen, den von zwei Seiten an der Wand sich hinziehende Bänke umgeben, in der Ecke überragt von einem schief hängenden Kruzifixe, an dem die am Palmsonntage geweihten Palmen stecken. Dem Tische gegenüber stehen in der andern Ecke die Betten[1]). Die zu dieser Kammer führende Thür trennt die Betten von der Wanduhr, dem Seeger, dessen Gewichte bisweilen in einem hölzernen Gehäuse sich befinden.

Die anstossende, rechts von der Stubenthür gelegene Ecke wird eingenommen von dem grossen Ofen mit den grünen, braunen, grauen, glatten oder napfartig gebildeten Kacheln (Napplaöfen). Er steht immer frei da und lässt zwischen sich und der Wand einen ziemlich breiten Gang, die Helle. Diese wird wohl durch einen Vorhang verdeckt, dient zum Aufhängen von Kleidungsstücken und ist besonders im Winter Lieblingsaufenthalt der alten Leute und der Kinder, während Hund und Katze in dem am Fusse des Ofens befindlichen Ofenloche sich zu wärmen pflegen. Vor ihm steht eine Ofenbank, an seiner schmalen Seite ist der Ofentopf zum Wärmen des Wassers, über ihm sind Stangen zum Trocknen von Wäsche und Kleidungsstücken angebracht. Neben dem Ofen, zwischen ihm und der Stubenthür, ist in der Wand vielfach noch eine Nische, der Herd für den Leuchtkien, der Kamin, angebracht; hier wurde Kien gebrannt zum Heizen der Stube bei geringer Kälte; es wurden wohl auch Kleinigkeiten gekocht, meist diente aber der Kien zum Leuchten, bis er durch moderne Leuchtmittel ersetzt wurde.

Dies, sowie einige am Tisch oder an den Betten stehende Holz- (auch Rohr-)stühle, Schemel (mit und ohne Lehne), ein paar meist unschöne, rotgehaltene Heiligenbilder, wenn der Bauer Soldat war auch sein Photogramm, ein Spiegel an den Wänden bildeten die ganze Ausstattung des Raumes. Die Möbel hatten gewöhnlich einen blaugrauen, später roten Anstrich. Die Decke war entweder verschalt oder unverschalt und zeigt oft eine hübsche bräunliche Färbung; sie wurde jährlich einmal gewaschen. Häufig waren an die Balken Brettchen angeschlagen und bildeten so einen Verschlag, ein Fach, in dem Gebetbücher etc. untergebracht wurden.

Einige Blumen auf dem Fensterbrett (besonders beliebt sind Pelargonien), ein Stieglitz, Zeisig in einem Bauer, liefern einen Beleg für den Natursinn der Bewohner.

---

[1]) Früher ein grosses Himmelbett. Auf einem mächtigen Bettkasten erhoben sich gedrechselte Säulen, die ein Dach trugen, auf dem das Gebetbuch etc. aufbewahrt wurde; die Betten wurden durch Vorhänge den Blicken entzogen. Sabschütz.

An die Kammer stösst die kleine schwarze, der Hausthür gegenüber liegende Sommerküche an. In ihr giebt es ab und zu noch einen viereckigen gemauerten Herd mit offenem Feuer, an das die Töpfe, Dreifüsse, branträte etc. gestellt wurden.

An der rechten Seite des Flures befindet sich noch eine zweite grössere, die Winterküche, in der das Gesinde speist. Dieselbe ist bisweilen auch als Stübel an Inlieger vermietet. An sie schliessen sich Kammern für die Mägde und Vorratsräume an, die zwischen sich und der Hinterwand des Hauses einen schmalen in den Stall führenden Gang lassen.

Ueber diesen Parterreräumlichkeiten befindet sich im einstöckigen Hause der zur Aufbewahrung der Getreidevorräte dienende Bodenraum, von dem wieder an der nach der Strasse zu liegenden Giebelseite eine kleine Stube abgetrennt ist, die entweder den erwachsenen Kindern des Besitzers oder dem Gesinde als Schlafraum dient. Bei zweistöckiger Anlage benützt die Räume des oberen Stockwerks die Herrschaft, während die Parterreräume wirtschaftlichen Zwecken dienen, doch findet sich auch andere Verteilung.

An dies Wohnhaus schliesst sich der Stall, entweder unter demselben oder unter niedrigerem Dache und mit schmälerem Grundriss. Er enthält Pferde und Kühe zusammen oder nur Pferde oder Kühe, dann ist der andere Teil auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes, in dem an das sogenannte Auszugshaus sich anreihenden Stalle untergebracht. Vor dem Kuhstalle befindet sich unter der Traufe ein Holzgestell mit den Melkgeräten, in einer Ecke des Pferdestalles eine Holzbühne, die Schlafstätte des Knechtes, und eine Siedekammer zum Schneiden und Aufbewahren der Siede, an deren Aussenwand sind lange Holzpflöcke, an denen Geschirr, Leitern etc. angebracht werden, am Dache laufen Kästen für die Tauben hin oder haben Schwalben ihr Nest gebaut.

Nun folgt ein Heuboden, dessen unterer Teil als Wagenremise dient, ihm gegenüber liegt auf der andern Seite des Hofes ein ähnlicher Schuppen zur Aufbewahrung des Holzes; alsdann folgt der Abort und ein kleiner Garten mit Backhaus, wofern dies nicht anderswo untergebracht ist.

Die Wahl des Ortes für dieses Backhaus scheint bedingt zu sein durch die Feuergefährlichkeit; es befindet sich 1) entweder im Wohn- oder Auszugshaus, oder 2) in dem kleinen Hofgärtchen, oder 3) im Obstgarten hinter der Scheune, oder 4) endlich wie in Piltsch ganz von der Wirtschaft abgetrennt in dem durch die Dorfstrasse abgetrennten Angergarten. Meine Vermutung geht dahin, dass in den Gegenden, in denen Lein gebaut wurde, den man im Backhause röstete und brach, eine weitere Absonderung des Backhauses durch die leichte Brennbarkeit desselben und die grosse Unsauberkeit, welche die losgebrochenen Flachshülsen, Schewen, mit sich brachten, erforderten.

Die Grösse der Scheuer hängt von der Grösse der Besitzung ab; sie zeigt in ihrer Bauart noch oft ein recht altertümliches Gepräge. Von ihr ist vielfach ein Raum abgesondert, in dem die Siedeschneidemaschine steht. In Königsdorf bei Leobschütz haben einige Wirtschaften darin eine vollständig eingerichtete Rossmühle, in der aber jetzt meist nur noch das für das Vieh erforderliche Getreide geschrotet wird. Hinter dieser Scheune

befindet sich dann endlich der grosse von einem Zaun umgebene Obstgarten, in welchem, auch eine Errungenschaft der Neuzeit, der Göppel der Dreschmaschine ruht, mit der heut der Baner sein Getreide drischt, wogegen der Flegel immer mehr verdrängt wird. So macht sich überall in der Landwirtschaft die Wirkung der Neuzeit geltend, obwohl der Bauer im allgemeinen zähe am alten Herkommen hält. Um so mehr erscheint es geboten auch diese Verhältnisse für die Nachwelt zn fixieren, soweit es für die Kenntniss der Kulturentwicklung von Bedeutung ist.

An den Vortrag schloss sich eine längere, lebhafte Discussion, in der Herr Geheimrat Nehring eingehende Mitteilungen über das slavische Bauernhaus machte. Insbesondere wurde die Form mit Sänlenvorhalle vor dem Giebeleingang besprochen und die Hypothesen über deren ostgermanischen Ursprung und ihren Zusammenhang mit dem griechischen Haus- und Tempelban erörtert.

Sagen aus der Gegend von Öls.

Von Dr. Stäsche in Grätz (Posen).

1) Der Teufel als Bock.

In dem Dorfe Klein-Ellguth bei Öls erblickten die Bewohner eines Gehöftes am Abend öfter ein grosses Tier vor dem Hofthore, das wie ein Ziegenbock aussah, langes Haar hatte, aber so gross wie ein Füllen war. Wenn die Leute aus dem Hofe heraustraten, rannte es unter gewaltigem Gepolter fort. Auch in der Nacht hörte man es öfter hinter den Häusern des Hofes traben; wenn man aber am folgenden Tage nachsah, fand man merkwürdiger Weise nicht die geringste Spur eines Huftrittes am Erdboden. Der Bock war der Teufel, der als Bock zur Magd kam. Diese kochte nämlich immer ihren Schatz d. h. sie kochte in einem Topfe ein Hexenkräutig, nm dadurch ihren Schatz, ob er wollte oder nicht, herbeizuführen. Einmal wurde sie dabei auch von der Wirtin überrascht, die es hörte, wie es aus dem Topfe immer klang: „Marto, marto, mart, mart, mart, Marto, marto, mart, mart, mart.“ — Dann kam des Nachts der Bock nnd brachte den Schatz, wenn die Magd vorher gekocht hatte.

Auch in Eisdorf bei Bernstadt kochte eine Magd ihren Schatz und zwang ihn dadurch, zn ihr zu kommen, so oft sie ihn haben wollte. Wenn dieser auch auf dem Felde bei der Arbeit weit von ihr war, so liess er, wenn die Zeit kam, dass er fort musste, seine Arbeit im Stiche und ging fort. Es war ihm dann, als ob ihm etwas zwischen die Schenkel führe, es nahm ihn dann in die Höhe und er fuhr auf dem Bock — denn dieser hatte ihn emporgehoben — durch die Lnft. Wenn er dann über einen grossen Wald kam, so rief ihm jener zu: „Heb' die Beine, es kommt hoch Stoppel!“ —

2) Der feurige Drache.

Des Nachts sahen die Leute im Dorfe Kritschen bei Öls öfter einen langgezogenen feurigen Schein, der sich durch die Luft hin nach dem Hause eines bestimmten Bauern bewegte und immer in dem Bodenkaffer desselben verschwand. Das war der sogenannte feurige Drache, der dem Bauern Korn und alle Sorten Getreide, auch Geld brachte, das er auf dem Boden ausspie. Daher hatte der Mann den Boden immer voll Getreide. — Einstmals ging ein Mädchen aus dem Dorfe an einem regnerischen Tage durch das Getreidefeld und fand am Raine ein Hühnchen sitzen, das ganz nass war. Sie hatte Mitleid mit dem Tierchen und nahm es mit. Als sie es nach Hause brachte, fing es an, Getreide auszuspeien und spie mehrere Säcke voll Korn aus. Das war jener Drache, der des Nachts durch die Luft flog nnd einen feurigen Schein hinter sich her zog. — Manche Leute wollen das Hühnchen auch bei dem Landmanne iu der Stube gesehen haben, wie es dort unter den Tischen, Bänken und Betten herumlief.

Auch von manchen anderen Bauern erzählte man, dass ihnen der Drache Schätze brachte, dem einen Geld, dem anderen Getreide. Daher spricht man vom Getreidedrachen, vom Gelddrachen u. s. w.

3) Der versunkene Schatz.

Im Dorfe Klein-Ellguth im Kreise Öls liegt südlich von der Kirche auf einer kleinen Wiese das sogenannte Wâl. Es ist ein kleiner Platz, den ringsum ein ziemlich breiter Graben umgiebt. Dieser ist jetzt schon versumpft nnd es wächst hohes Schilf in ihm. Hier staud, wie alte Leute erzählen, früher ein Schloss nnd noch mein Vater sah in seiner Jugend dort Mauerreste eines Hauses. In diesem Schlosse tanzteu einmal, wie die Sage geht, an einem Sonntage die Bewohner mit ihren Gästen und achteten nicht darauf, dass ein schweres Gewitter heranfzog. Da ging das Schloss plötzlich unter und seit jener Zeit glaubt man, dass an der Stelle ein Schatz verborgen sei. Bisweilen wird derselbe durch ein Licht angezeigt, das des Nachts dort sichtbar wird. Einmal ging ein Bewohner des Dorfes, der Beck hiess, aber wegen seines absonderlichen Wesens der wilde Beck genannt wurde, des Nachts, nachdem das Licht wieder erschienen war, hin uud nahm seinen Knecht mit, um nach dem Schatze zu graben. Diesen konnten sie aber nur bekommen, wenn sie dabei kein Wort sprachen. Sie gruben nun und stiessen nach einiger Zeit wirklich auf einen Topf in der Erde, der den Schatz enthalten mochte. Als sie aber versuchteu, ihu zu heben, zeigte sich, dass er sehr schwer war uud der Knecht rief: „Ist das aber schwer!“ Damit war aber das Schweigen gebrochen, und der Topf sank tief in die Erde hinab und blieb von da au verloren.

Literatur.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Geleitet von Dr. Adolf Hauffen. I. Band, 2. Heft: Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz nnd Umgebung von Prof. Dr. Gust. Laube. Prag 1896. 108 S. 8°.

Auch in unserem Nachbarlande Böhmen werden die Sammlungen zur deutschen Volkskunde mit regem Eifer und schönem Erfolge betrieben. Eine reiche Fülle von Aufzeichnungen ist bereits zusammengeströmt, die später zu einem umfassenden Werke über das deutsche Volkstum in Böhmen einheitlich verarbeitet werden soll. Um dies gross angelegte Werk zugleich vorzubereiten und zu entlasten, hat die oben genannte Gesellschaft die Veröffentlichung einer Reihe von Beiträgen beschlossen, welche „in 2—3 Heften jährlich einzelne, sachlich oder örtlich abgerundete, selbständigen literarischen Wert besitzende Teil-Sammlungen aus verschiedenen Gebieten Deutsch-Böhmens und von verschiedenen Mitarbeitern bringen sollen". Der Verfasser des vorliegenden 2. Heftes, welches die „Beiträge" eröffnet, ist in der günstigen Lage gewesen, das Volksleben und die volkstümlichen Überlieferungen seiner Teplitzer Heimat aus eigener Erinnerung bis in die vierziger Jahre, also bis über einen für das Bestehen der alten Überlieferungen verhängnisvollen Zeitpunkt zurückzuverfolgen. So hat er denn im Anschluss an den Fragebogen der Gesellschaft besonders über Sitten, Gebräuche, Volksglauben, Kinderlieder und Kinderspiele, Rätsel, Sprüche, Sprichwörter und Redensarten, wie sie in Teplitz und Umgegend im Schwange sind oder waren, reichliche Zusammenstellungen bieten können, die auch für die Mitglieder unserer Gesellschaft schon wegen ihrer vielfach nahen Verwandtschaft mit schlesischen Überlieferungen von Interesse sind. Eine hübsche Charakteristik des Alt-Teplitzer Lebens hat der Verfasser seinen Sammlungen eingefügt, „Ä poor Geschichtln (Sagen), die mer sünst do und dortn in dr Tepl'tzer Gechnd derzaehlt hot" und „Ä poor Spassettln (Schwänke)" bieten eine auch als Dialektprobe willkommene Beigabe des Büchleins.

Eine Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie wird der verdiente Leiter dieser volkskundlichen Sammlungen, Herr Universitätsprofessor Dr. Ad. Hauffen in Prag, als Heft 1 der „Beiträge" demnächst erscheinen lassen. Für die nächstfolgenden Hefte sind u. a. Volksschauspiele aus dem Böhmerwald und eine Sammlung deutschböhmischer Sagen, Märchen und Schwänke in Aussicht genommen. Wir wünschen dem dankenswerten Unternehmen gedeihlichen Fortgang und auch in dem Kreise unserer Mitglieder die Teilnahme, die es verdient. F. V.

Die neuesten Rübezahlforschungen. Ein Blick in die Werkstatt der mythologischen Wissenschaft. Vortrag von Dr. phil. A. Lincke.

Nach einer Einleitung über die Behandlung und Darstellung der deutschen Mythologie seit Jak. Grimm geht der Verfasser auf die bereits beträchtlich angeschwollene Rübezahlliteratur ein, deren bemerkenswerteste Erscheinungen er zutreffend charakterisiert. Als festen Punkt unter allen schwankenden Hypothesen betrachtet er mit Recht den urkundlichen Nachweis des deutschen Personennamens Rübezagel (Rübenschwanz) seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Zu seiner Verwendung für einen Dämon bietet die Benennung des Dämons des Wirbelwindes als Sauzagel, Sauzâl eine beachtenswerte Analogie. Die Form Zâl, Zôl für Zagel ist bekanntlich auch dem schlesischen Dialekte gemäss. Als ein teuflischer Dämon, dessen schwarze, geschwänzte Gestalt auch durch ein Hirschgeweih besonders ausgezeichnet ist, ist übrigens Rübezahl auf Helwigs Karte vom Jahre 1561 dargestellt. Da die ältesten Nachweise des Personennamens Rübezagel nach Süddeutschland führen und Regell in seinem auch von Lincke gebührend hervorgehobenen Schriftchen den bairischen Ursprung der Rübezahltradition gemutmasst hat, so fordert der Verfasser mit gutem Grunde zu sorgfältigen Nachforschungen nach dem Namen und bezüglichen Überlieferungen in oberdeutschen Quellen auf. Wir können ihm nur beistimmen, wenn er die Ansicht ausspricht, dass die wissenschaftliche Rübezahlforschung nichts weniger als abgeschlossen sei, sondern eigentlich erst begonnen habe und dass das nächste Bedürfnis sei, die vorhandenen Quellen kritisch zu sichten, zusammenzustellen und mit der gleichen wissenschaftlichen Sorgfalt zu behandeln wie die klassischen Autoren. Bevor diese feste Grundlage für die Forschung geschaffen ist, bleiben auch alle Hypothesen über die ursprüngliche Bedeutung dieser Sagengestalt unsicher, und so wird auch der Verfasser der von ihm und anderen aufgestellten, aber durchaus haltlosen Combination des Rübezahl mit Wodan kein besonderes Gewicht beilegen wollen.

Sehr beherzigenswerte Bemerkungen über die Bedeutung volkskundlicher Studien und Sammlungen hat der Verfasser seinen von reicher Belesenheit zeugenden Ausführungen eingeflochten. Seine Mahnung, dass man auch in Sachsen der Volkskunde sich annehmen möge, fällt hoffentlich auf fruchtbaren Boden. F. V.

Nachrichten.

Am 28. Juni beging unsere Gesellschaft ihr **Stiftungsfest** durch den angekündigten Ausflug nach Schweidnitz. Die Teilnehmer wurden bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe durch Herrn Stadtverordnetenvorsteher Barchewitz, unsere Mitglieder Max Heinzel und Redacteur Tippel, sowie durch einige andere Schweidnitzer Herrn begrüsst, denen sich auch die verdienstvollen Mehrer unserer Sammlungen Herr Hauptmann Cogho aus Warmbrunn und Herr Scholz aus Herzogswaldau angeschlossen hatten. Zunächst wurde unter Leitung des Prof. Hübner die Volksbibliothek besichtigt, eine erst kürzlich aus Privatmitteln gegründete, höchst zweckmässig eingerichtete und bereits vortrefflich bewährte Anstalt. Dann wandte sich die Gesellschaft, nach einem Spaziergang durch die herrlichen Stadtpromenaden, zu der protestantischen Friedenskirche, an der sie durch den ersten Geistlichen, Herrn Senior Pfeiffer, empfangen wurden. Nachdem unter seiner kundigen Führung der mächtige, höchst interessante Holzbau mit seinem reichen Schmuck besichtigt war, wurde der katholischen Pfarrkirche ein Besuch abgestattet und sodann im Saale der Braukommune das Mittagsmahl eingenommen. Eine gereimte Speise-Karte von Max Heinzel, die in dem „Beiblatt" zum 28. Juni veröffentlichten warmherzigen Begrüssungsworte desselben und ein von glücklichem Humor gewürzter Toast des Herrn Redacteur Grothus bildeten die poetischen Beigaben des Mahles, denen sich noch mancherlei Reden in Prosa zugesellten. In langer Wagenreihe trat dann die Festgesellschaft die Fahrt ins schöne Schlesiertal an, von wo man sich zu Fuss auf die Kynsburg begab. Dort, in dem prächtigen, zu einem Garten umgeschaffenen äussern Burghofe verlas zunächst Herr Redacteur Tippel ein Begrüssungsschreiben des Schweidnitzer Magistrates, welches den Sympathieen desselben für unsere Gesellschaft beredten Ausdruck gab; sodann nahm unser zweiter Schriftführer, Herr Oberlehrer Dr. Wagner, das Wort zu einem Vortrage über die Burg Kinsberg in Geschichte und Sage. Nach einigen Bemerkungen über Lage, Namen und gegenwärtige Gestalt der Burgruine entwarf er ein Bild der wechselvollen Geschicke der Burg seit Bolko I. († 1301), dem Begründer derselben; schilderte die Zeit seit 1392, in der sie im Pfandbesitze der Mühlheim, Reibnitz, Czettritz, besonders der Logau (1545—1596) gewesen, wie sie dann, von wechselnden Besitzern mehr herunter-, als heraufgebracht worden, bis sie seit 1602 freies, erbliches Eigentum derer von Fünffkirchen, von Hohenzollern, von Rochow, von Eben-Brunnen, von Reibnitz, von Winterfeld und von Lieres wurde (1602—1819) und 1823 in den Besitz des Breslauer Professors Dr. Joh. Gust. Gottlieb Büsching, der sie erneuern liess, dann 1840 in den Besitz des Grafen Burghaus, 1855 in den der Zedlitz-Neukirch auf Nieder-Hermsdorf bei Haynau überging, die sie noch besitzen. Daran schloss Dr. Wagner ausführliche Mittheilungen über die auf die Burg bezüglichen Sagen. Besonders hob er die von der Forelle im Eselsbrunnen, von der weissen Frau, dem treuen Hunde und dem Junker Eben, dem steinernen Kreuze im Teufelstale, von dem goldenen Eselsfüllen und den drei Altvätern hervor, indem er bezüglich der beiden letzteren auf die von Professor Dr. Regell-Hirschberg versuchte Deutung hinwies, nach welcher „Esel" in der Bergmannssprache so viel wie „blinder Schacht„ bedente, während „Vater" einen Fundort bezeichne, d. h. „eine Stelle, wo ein nutzbares Mineral in seiner natürlichen Lagerstätte neu aufgedeckt werde." Schliesslich behandelte der Vortragende die vielgenannte Sage von der schwarzen Heune auf Kinsberg und erfreute die Festgenossen durch Ueberreichung eines von Prof. Scharnweber am Friedrichsgymnasium in Breslau verfassten Gedichtes über diese Sage in lateinischen Distichen. An den Vortrag schloss sich eine eingehende Besichtigung der stattlichen Ruine, an deren Fenstern und von deren hochragendem Turme sich herrliche Blicke boten. Leider war die Zeit mittlerweile zu weit vorgerückt, um die ursprünglich für Schweidnitz, dann für Kynau geplante Festsitzung abzuhalten. Infolgedessen musste auch der von Prof. Vogt angekündigte Vortrag ausfallen Aber reich befriedigt von den mannigfachen Eindrücken des Tages und mit herzlichem Dank gegen die Schweidnitzer Herren, deren Bemühungen zu dem Gelingen des Festes wesentlich beigetragen hatten, traten unsere Mitglieder die Heimreise an.

Eingänge.

Zu den schriftlichen Sammlungen: 128 schlesische Volkslieder, grossenteils Soldatenlieder, teilweise mit Melodien, von Herrn Rector Dr. Klein in Wreschen. — Volkslieder

und Melodien von Herrn Hauptmann Cogho in Warmbrunn. — Kinderspiele und -Lieder; Sagen und Erzählungen, Volksglauben, Necknamen für Handwerker, Speisen und Genussmittel im Volksmunde u. a., meist aus der Schweidnitz—Striegauer Gegend, von Herrn cand. Eichner in Bernstadt. — Arzneinamen im Volksmunde von Dr. Jantzen in Breslau.

Zur Bibliothek: Süssbach, Die Mumien des Klosters zum heil. Kreuz in Liegnitz, Meissner, Vom hohen Iserkamme — von den Verfassern.

Verzeichnis neu beigetretener Mitglieder.

Breslau.
Hulwa, Dr. phil.
Lotzin, Dr., Oberlehrer.
Porsch, Dr., Rechtsanwalt.
Stoeckel, Major a. D.
Woywod, Buchhändler.
Wuttke, Dr., Archivar.

Charlottenburg.
Frl. Elise Hartmann.

Greifswald.
Altmann, Dr. W., Bibliothekar u. Privatdocent.
Bernheim, Prof. Dr. E.
Hoffmann, Dr. E., Privatdocent.
Peiper, Prof. Dr.

Hamburg.
Guttmann, Julius.

Hermsdorf b. Warmbrunn i. Schl.
Lange, Max, Rentier.

Jauer.
Grüttner, Eduard.

München.
Hof- und Staatsbibliothek.

Laurahütte.
Fitzner, W.

Liegnitz.
Süssbach, Dr., Sanitätsrat.

Posen.
Skowronski, Alb., Buchhalter.

Pschow Ob.-Schles.
Przywara, Michael, Kaplan.

Stettin.
Seiffert, Dr., Oberlehrer.

Strassburg i. Els.
Kaiserl. Universitäts- u. Landes-Bibliothek.

Warmbrunn i. Schl.
Vogel, Buchhändler.

Summe 22; Gesamtsumme 440.

Anzeigen.

Das neue Vereinsjahr hat mit 1. April begonnen und dauert bis zum 31. Dezember 1896. Diese Festsetzung war notwendig, um aus dem Provisorium endlich zu der statutenmässigen Bemessung des Vereinsjahres (1. Januar bis 31. Dezember) überzugehen. Wir bitten die geehrten Mitglieder, um dem Vereine unnötige Portokosten zu ersparen, ihren Beitrag für das Jahr 1896 unaufgefordert an den Schatzmeister, Herrn Bankier Albert Holz, Ring 18, einzusenden.

Wohnungs-Veränderungen wolle man sogleich dem Schriftführer Dr. Jiriczek, Kreuzstrasse 15, bekannt geben.

Die Gesellschaft ist fortan ausser Stande, die zwei ersten Jahrgänge (94/95 und 95/96) einzeln abzugeben. Eine kleine Anzahl von Exemplaren des ersten Bandes (Jahrgang I und II 1894—96) ist noch verfügbar und wird gegen Einsendung von 6 Mark an den Schatzmeister, Bankier Albert Holz, Breslau, Ring, zugestellt werden, so lange der hierzu bestimmte Vorrat reicht. Einzelne Nummern (nämlich I 2, 3, 4, 5, II 5, 6, 7, 8) werden zu 50 Pf. abgegeben. Bestellungen hierauf wolle man unter Beifügung des Betrages in Briefmarken an den Schriftführer Dr. Jiriczek, Kreuzstrasse 15, richten.

Schluss der Redaction: 7. August 1896.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1896. **Breslau.** Heft III. № 4.

Inhalt: Besprechungsformeln. Von Oskar Scholz. — Ich mag sie nicht. Volkslied, mitgeteilt von Dr. Drechsler mit Varianten von Dr. M. Klein und R. Cogho. — Eine „Pauernhuxt“ (Bauernhochzeit) in Woitz bei Neisse ums Jahr 1850. Von Dr. Kühnau. — Eingänge. — Anzeigen.

Besprechungsformeln.

Mitgeteilt von **Oskar Scholz**, Herzogswaldau.

1. Besprechungsformel um die Rose zu versprechen.

No. I.

Man lege die Hände auf die kranke Stelle und spreche:

Zu Jerusalems Damm steht ein Rosenbaum,
Dieser Baum blüht nicht und trägt nicht,
So sollst du Rose nimmermehr blühen und tragen.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †

Dreimal zu sprechen und womöglich im abnehmenden Mond anzuwenden. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

No. II.

Unser Herr Jesus Christus zog aus über das Land,
Was trug er in seiner Hand? Feuer und Brand.
Feuer du sollst nicht hitzen,
Feuer du sollst nicht schwitzen,
In 24 Stunden musst du vergehen.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †

Dreimal zu sprechen vor oder nach Sonnenuntergang.
Aus Hermannsdorf b. Jauer.

2. Besprechungsformel für eine Wunde.

Verstocke, verstumme du frische Wunde,
Wachse zusammen Fleisch und Bein,
Dass es hart werde wie ein Stein.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †

Dreimal zu sprechen. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

3. Besprechungsformel zum Blutstillen.

Ich geh' in Jesu Gärtelein,
Da stehen drei schöne Blümelein,
Eine heisst Parille, Jesus Wille und Blut steh' stille.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †
Dreimal zu sprechen. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

4. Besprechungsformel für Gicht und rheumatische Schmerzen.

No. I.

Gicht, wie geschicht, wie das Evangelium spricht,
Geh' heraus aus dem Kopfe, geh heraus aus allen Gliedern
Und bringe dem Menschen die Gesundheit wieder.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
• † † †
Dreimal zu sprechen. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

No. II.

Im Namen Jesu greif ich an, Mark, Fleisch, Bein und Blut,
dieweil du reissen thust.
Dass du nicht mehr reissen thust, so wie der Mond
Am Himmel abnehmen thut.
Das schwör ich dir zu Buss.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †
Dreimal zu sprechen im abnehmenden Monde.
Aus Hermannsdorf b. Jauer.

5. Besprechungsformel für den Schwung.

Im Namen Gottes, ich greife dich,
Dieweil du schwingst auf Fleisch und Blut und Mark
und Bein und Jesus nimmt das Schwingen an,
das nicht mehr wehe thut.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †
Dreimal zu sprechen. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

6. Besprechungsformel um die Wehthat zu nehmen.

Ich nehm dir die Hitze,
Du sollst nicht schwitzen,
Ich nehm dir das Gähren,
Du sollst nicht schwären,
Weil dich die Maria, Mutter Gottes, hat gebären.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †
Dreimal zu sprechen. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

7. Besprechungsformel für Zahnschmerzen.

No. I.

Gegrüsset seist du Himmelslicht
Hilf für die Zähne für die Gicht.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †
Dreimal zu sprechen. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

No. II.

Freitag im abnehmenden Monde vor Sonnenaufgang nehme man mit

drei Fingern etwas Salz, halte es in den Fingern und gehe auf einen Kreuzweg, säe das Salz hin und spreche:
Ich säe diesen Samen in Gottes Namen,
Wenn dieser Same wird aufgehen, werden meine Zahnschmerzen wieder angehen.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †
Dreimal zu sprechen.
Auf dem Wege hin und zurück mit Niemandem reden.
Aus Hermannsdorf b. Jauer.

8. Besprechungsformel zur Vertreibung von Hühnerwurzeln.

No. I.

Was vom Himmel ist bestehe,
Was ich drücke das vergehe.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †
Dreimal zu sprechen. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

No. II.

Man schneide einen Apfel quer durch und mache mit dem Innern des Apfels auf den zu vertreibenden Hühnerwurzeln das Zeichen des Kreuzes, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes. Dann
† † †
binde man den Apfel genau wieder zusammen und vergrabe ihn unter die Dachtraufe oder werfe ihn ins Wasser. Aus Hermannsdorf b. Jauer.

No. III.

Man nehme im abnehmenden Monde einen Bissen Weichbrot und drücke mit diesem auf die zu vertreibenden Hühnerwurzeln das Zeichen des Kreuzes im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes,
† † †
worauf man das Brod einer Henne zum Fressen giebt.
Aus Herzogswaldau b. Jauer.

No. IV.

Man nehme im abnehmenden Mond einen Strohhalm und mache mit diesem auf die zu vertreibenden Hühnerwurzeln das Zeichen des Kreuzes im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes, vergrabe
† † †
sodann den Strohhalm unter die Dachtraufe.
Aus Herzogswaldau b. Jauer.

9. Besprechungsformel um das Fieber zu versprechen.

Man lege die Hände auf den Kopf und spreche: Fieber ich gebiete dir durch Gottes Macht und durch Gottes Kraft, du sollst vergehen mit deinem ganzen Geschlecht, der du bist neunerlei und einundzwanziger, deine Adern vergehen, dein Blut vergehe, dein Herz vergehe, wie Jesu Blut am Kreuze floss und Maria dort.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.
† † †
Man gehe fort ohne zu sprechen und umzusehen, und wenn es sein kann, Freitag vor Neumond vor Sonnenaufgang anzuwenden.
Aus Hermannsdorf b. Jauer.

10. Besprechungsformel um jede beliebige Krankheit zu versprechen.

In der Kraft und Macht Gottes des Vaters, im Fleisch und Blut unsers Herrn Jesus Christus und im Glauben und Vertrauen des heiligen Geistes, verspreche ich der Krankheit ihre Kraft, Macht und Zugang, dass sie vergehen muss und keinen Zugang bekommt. Es helfe dir Gott und sein heilig teures Wort.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.

† † †

Aus Hermannsdorf b. Jauer.

11. Besprechungsformel für rheumatische Schmerzen.

Das Grab, über welches ich schreite, das Leiden, welches ich an mir habe, weiche, das schwöre ich dir zur Busse, dass du wieder zunehmen thust, sowie der Mond am Himmel zunehmen thut.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.

† † †

Dreimal zu sprechen. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

12. Besprechungsformel um die Wehthat zu nehmen.

Ich nehme dich Wehthat aus dieser Wund,
Ehe der Atem kommt aus meinem Mund.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.

† † †

Dreimal zu sprechen. Aus Herzogswaldau b. Jauer.

13. Besprechungsformel zum Messen.

Gott grüss dich du neues Licht für Zähne und Gicht,
Für ein jedes Würmelein, das naget an meinem Gebein.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.

† † †

Dreimal zu sprechen.

Man nehme zum Messen einen selbstgesponnenen flächsernen Faden, welcher, wenn man ihn nicht mehr braucht, um einen Hagebuttendorn gehüllt, vor Sonnenuntergang verbrannt wird.

Im zunehmenden Monde anzuwenden.

Aus Herzogswaldau b. Jauer.

14. Feuerzauber.

No. I.

Besprechungsformel um zu verhüten, dass bei einem Brande das Feuer weiter um sich greift.

Man gehe dreimal schnell um die Brandstelle, jedesmal sprechend: Feuer ich gebiete deiner Glut, bei Gott und seinem heiligen Blut, dass du nicht weiter anzündest.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.

† † †

Man werfe bei jedem Umgange einen Bissen Brot ins Feuer und entferne sich darauf so schnell wie möglich.

Aus Herzogswaldau b. Jauer.

No. II.
Besprechungsformel um das Feuer von der Ferne und Nähe zu besprechen.

Ich bespreche dich, Feuer, du heisse Flamm:
Jesus Christus, der heilige Mann,
Gebietet dir, du sollst stille stehn und nicht weiter gehn.

Dreimal zu sprechen und jedesmal mit der Hand das Kreuz gegen das Feuer machen, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.

† † †

Ist das Feuer in der Nähe, so gehe man dreimal um dasselbe herum, jedesmal die bereits erwähnten Worte sprechend und entferne sich sodann ohne mit Jemanden zu sprechen. Aus Hermannsdorf b. Jauer.

15. Heilmittel gegen Zahnschmerzen.

Man nehme etwas schwarze Brotrinde in den Mund und kaue mit den kranken Zähnen darauf, gehe dann zu einem Ameisenhaufen und lasse das Brot aus dem Munde in den Ameisenhaufen fallen, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.

† † †

Wie die Ameisen das Brot verzehren, so verliert sich auch wieder der Zahnschmerz. Man gehe stillschweigend hin und zurück.

Aus Hermannsdorf b. Jauer.

16. Mittel gegen den Schwamm in Stuben und Gebäuden.

Man gehe vor Sonnenanfgang stillschweigend über drei Grenzen und schneide drei Hasel- oder Erlenruten von sich weg ab. Dann gehe man zurück und schlage mit den Ruten dreimal in Kreuzesform an die vom Schwamm beschädigte Stelle, im Namen des dreieinigen Gottes. Wenn dies gemacht wird, darf Niemand in dem Gebäude zugegen sein. Darauf vergrabe man die Ruten wo Niemand hinkommt, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heilig. Geistes.

† † † Aus Hermannsdorf b. Jauer.

Ich mag sie nicht!

Volkslied, mitgeteilt von Dr. P. Drechsler, Jauer.

Im Jahrgang 1895/96 Heft II S. 99 VII teilt Herr Baurat Woas (Brieg) „aus dem Volksliederschatze seines Elternhauses“ ein Schänscherlied mit, das er „Muttersorge“ überschreibt. Dieses Lied wird noch heute in Oberschlesien (Katscher) gern gesungen, und ich bin in der Lage, eine etwas ursprünglichere Fassung mitzuteilen, für die ich keine andere Überschrift finden kann als: Ich mag d. i. will sie nicht! Denn es singt von der Erklärung eines Burschen, die Tochter trotz aller Bemühungen und Versprechungen ihrer Eltern nicht zu heiraten, weil sie ihm „'was“ gesagt hat. —

Das Lied, wie ich es oft gehört und mitgesungen habe, besteht aus sechs Strophen und weist die altdeutsche Liedform auf. Jede Strophe,

wie auch die von Herrn Woas mitgeteilte Schlussstrophe (Strophe 4), besteht aus sieben jambischen Versen. Das Lied ist gewiss durch Schlesien verbreitet.

1. Es wôr-a mâdle vô dreissich jôr,
Die hètte gârn-an mû^{r}n!
Sie nôm-sich ân, wenns hâlwâch wôr,
Es mocht-se kâner hû^{r}n.
Se kônt-sich â-sû nidlich stelle [1])
Bei wëttwern ond bei jonggeselle: —
's mocht-se kâner hû^{r}n!

2. Amôl geń(g) ich bam-haus verbei,
Do stund-se ei-der tîr;
Se-kômt zu mir ond fîrt-mich nei
Ond sœ^{r}t-mer'sch bâl vô ir — [2])
— — — —
— — — —
— — — —

3. Ond wie-ich ei-de stôwe kôm,
Pottr, kês ond kwârk stund dô.
De-muttr sprôch: Willkommenâ! [3])
Der voatr — ond a-sû.
De-muttr stî^{r}sz-mich hëndern têsh,
Das mâdle sëzzt-sich nâwe mêch —
Ich dôcht: wie wi^{e}rds-ock wârn!

4. Der voatr wôr-a prâwer mû^{r}n,
Ar-sprôch-mr öfftersh zû,
Ar-fông-mr glei-vô-dr wi^{e}rtschâft ûu;
Ich dôcht-mr — ond a-sû.
A backschr [4]) mû^{r}n, a wëckesêb, [5]) —
Dôs mânnsbeld vô-dâm mâdle lêf, —
's mocht-se kâner hûn!

5. A malke [6]) kû, a jâerich kâlb,
A fettes schwein derzûn,
— — — —
Ond â-dâs beste hûn,
A virtel lein, ond doas-es just,
Ond daos-de wås zu hecheln host,
Ond â-dâs wark [7]) derzûn.

[1]) sich niedlich stellen: wird von einem Mädchen gesagt, das gern mit Mannsbildern nmgeht, schäkert nnd schön tut. Darum mochte (wollte) sie anch keiner haben (heiraten)!

[2]) Sie erzählte ihm von den Folgeu ihres zu freien Umgangs mit den Wittwern und Junggesellen.

[3]) Willkommenâ! beliebter Gruss im Munde alter Lente; man vgl. das mhd râtâ! wâfenâ!

[4]) Anch: nackscher (neckischer). — hackscher erinnert an packschirig, possierlich, vgl. Scherffer Ged. 698.

[5]) Wickensieb. — Der folgende Vers nimmt in beliebter Weise den Schluss vorweg.

[6]) melke adj. Milch gebend, Gegensatz: gelde, nicht milchend.

[7]) das Werg! (Bei Woas Druckfehler: Werk.)

6. De-muttr fông-vôm heiern ûn
   Ich geṅ(g) ahâ^{i}m-zer rû.
   Dås mâdle feṅ(g)t zu greine ûu,
   Ich dôcht-mr — ond a-sû. —
   Ich gê-ahâ^{i}m ond heier nĕch,
   Lôt-mîch zu-rû — ich mæ̂-se nĕch —
   se hôt-mr wås gesæ̂t! — — —

Varianten.

I.

Mitgeteilt von Rector **Dr. M. Klein**, Wreschen.

1. Es war einmal ein Mädel von achtzehn Jahr'n,
   Die wollte gern ein'n Mann.
   Um die Wittbern und die Junggesellen
   Da konnt sie sich so lieblich stellen,
   Da dacht ich, ach, nanu!
   Da dacht ich, ach, nanu!

2. Als ich einmal vorüberging,
   Da stand sie in der Thür,
   Da nahm sie mich gleich bei der Hand
   Und machte sich mit mir bekannt,
   Da dacht ich pp.

3. Als ich in die Stube kam,
   Quart Butter stand gleich da,
   Da setzt' ich mich gleich hinter den Tisch,
   Das Mädel setzt sich neber mich,
   Da dacht ich pp.

4. Der Alte war ein braver Mann,
   Er trank mir fleissig zu.
   „Ihr wollt wohl meine Tochter haben?"
   Das Mädel fing zu lachen an.
   Da dacht ich pp.

5. Und als es kam um Mitternacht,
   Der Hahn fing an zu krähn,
   Da sagt' das Mädel zu mir sacht:
   „Du bleibst bei mir die ganze Nacht!"
   Da dacht ich pp.

Aus Ganers, Kr. Grottkau; 1894. Von dem Jäger Wilde im 2. Schles. Jäger-Bataillon Nr. 6 in Öls notiert.

II.

Volkslied aus Schreiberhau, mitgeteilt von Hauptmann a. D. **R. Cogho.**

1. 's woar a Madl vo achtzehn Juhren,
   Die wollt' su garne an Moan,
   Bei Wittwern un bei Junggesellen
   Do thoat se sich gor freundlich stellen
   (Un kenner mocht se hoan.)

2. Wie ich amol vorüberging,
Do stoand se bei der Thür,
Und wie se mich erblicken thoat,
Do koam se glei a für.
Sie nohm mich wull bei der Hand
Un machte sich mit mir bekannt.
(Do gedoacht ich ock, nu, nu.)

3. Se führt mich ei die Stube nei,
Brut an Putter woar glei do,
Sie hiess mich schien willkommen sein,
Die ale Mutter o,
Sie schub'n mich wull hinderm Tisch
Und's Madl setzt sich hinder mich.
(Do gedoacht ich ock, nu, nu.)

4. Der Ale woar a brover Moan,
Ar troank mir fleissig zu,
Die Ale fing vo der Wirtschoaft oa.
(Do gedocht ich ock, nu, nu.)
Harr will ar meine Tochter hoan,
Und's Madel fing zu lachn oa.
(Do gedoacht ich ock, nu, nu.)

5. A Viertl Korn, a Viertl Weitz,
Un o a Viertl Lein,
An ale Kuh, a jährig Koalb,
Un o a fettes Schwein,
An Kasekorb, a Knotnsieb
Doas ga ich menner Tochter mit.
(Do gedoacht ich ock, nu, nu.)

6. Sie führt' mich ei die Kommer nei,
Schober Bettn loag'n do,
Do soat dos Madl über mich.
Du bleibst doch heute do.
Do soate ich oach nee, oach nee,
Und's Madl soate oach ju, oach ju,
(Do gedoacht ich ock, nu, nu.)

7. Wies bei der Nacht um Zwölfe woar,
Fing oa der Hoahn zu kreh'n,
Do soate 's Madl über mich,
Du koanst dich uf mich leh'n.
Do soate ich, oach nee, oach nee,
Und's Madl soate, oach ju, oach ju.
(Do gedoacht ich ock, nu, nu.)

Eine „Pauerhuxt“ (Bauernhochzeit) in Woitz bei Neisse ums Jahr 1850.

Von Dr. Kühnau in Patschkau.

Hochzeitseinladung. Ein naher Verwandter (Bruder, Vetter) oder Bekannter des Bräutigams reitet mit dem sogen. Drûschma zur Einladung der Hochzeitsgäste ins Dorf und in die Nachbardörfer. Die Einladung greift möglichst weit, denn je grösser die Zahl der Teilnehmer, um so grösser die Ehre. Der Drûschma ist eine gemietete Person, welche bei allen vorkommenden Hochzeiten immer wieder ihres Amtes waltet und wegen ihrer Erfahrung und Gewandtheit im Fach gesucht und geachtet ist. Bei der hier zu Grunde gelegten „Huxt“, welche als typisch für die ganze Gegend zu gelten hat, diente der Drûschma schon das 900ste Mal in seiner Eigenschaft (es war die Huxt der Krâtschmerseffla in Woitz). Die beiden Einladenden sind mit schwarzem Anzug bekleidet, tragen Cylinder mit Sträusschen daran und am linken Arm einen Myrthenkranz mit langer Masche (Schleife). Der Drûschma trägt ausserdem einen Strauss an der Brust. Man hat für die beiden Hochzeitsbitter die schönsten Pferde ausgesucht, auf denen sie reiten sollen. Kommen sie an eine Stelle, wo sie einzuladen haben, z. B. einen Bauernhof, so reiten sie bis vor die Hausthür — ist das Lokal gross genug z. B. im „Krâtschm“, so reiten sie wohl auch bis in die Stube (ins Gastzimmer, um den „Krâtschmer“ einzuladen). Der Drûschma sagt einen gereimten Einladespruch, den mir meine Gewährsmännin nicht anzugeben vermochte. Nun werden die Ankömmlinge bewirtet mit Schnaps, Bier u. a. Dabei erzählt der Dr. seine Witze, die er in langer Praxis gesammelt hat und unterhält auf die lustigste Weise die um ihn sich sammelnde Corona.

Das Brautfuder. Am Tage vor der Hochzeit wird das Brautfuder nach dem Hause des Bräutigams gefahren. Der Vater oder ein Verwandter bezw. Bekannter des Bräutigams (unter Umständen auch ein gemieteter Fuhrmann) holt selbst oder lässt durch einen Knecht auf einem Leiterwagen die Möbel, die Küchen- und Stubeneinrichtung sowie die Betten der Braut abholen. Die Braut hat nämlich sämtliche Möbel und die ganze Einrichtung samt den Betten in die neue Wirtschaft zu liefern, während der Bräutigam nur zwei leere Bettstellen, einen Tisch, zwei Stühle und die Eckbank um den Tisch zu stellen hat. Haben die Brautleute auch Landwirtschaft, so bringt die Braut auch Flegel, Siebe, Rechen, Besen, kurz die ganze Ausrüstung der Schenne mit. Oben auf dem hochgetürmten Brautfuder liegen die schwellenden Betten wie zur Parade (denn auf sie setzt die Braut ihren ganzen Stolz) in schönen Züchen und mit rotseidenen Bändern gebunden. Vor den Betten auf einem Möbelstück sitzt die Bettfrau (eine Verwandte oder gute Bekannte der Braut). Rechts von ihr steht das schöne neue Spinnrad, links der schöne neue Rocken. In demselben stecken allerlei Leckereien und Süssigkeiten wie „Rosinka, Mandan, Zuckernissla, Bumbum, Pfafferkucha“. Das ist die Netze, damit der jungen Frau das Spinnen leicht wird, wenn sie beim Drehen und Benetzen des Fadens des Süssen nicht entbehrt. Neben der Bettfrau stehen ferner zwei Körbe mit grossen Stücken von Kuchen (Pflaumaschmôtsch, Bernakôtsch, Quörk-

kucha, Brinkelkucha, Zuckerkucha). Während der Fahrt durchs Dorf „schmësst" die Bettfrau diese Kuchenstücke „ei de Gröbsche", rechts und links unter die Leute, und das Volk reisst sich darum. Wenn der Bräutigam in einem anderen Dorfe wohnt, das Fuder also „iber de Grenze" muss, so muss in jedem Dorfe, welches durchfahren wird, von neuem „Kucha geschmissa wân". Wie viel Kuchen dabei verbraucht wird, lässt sich leicht denken, denn jeder Kuchen wird in der Regel nur in vier Teile geschnitten. Die Bettfrau hat dann unterwegs oft nichts zu thun, als Kuchen zu schneiden.

Die Hochzeit.

a. Das Zichten. Früh am Hochzeitstage sammeln sich die Eingeladenen bei der Braut. Grosse Stücken Butter und Brote stehen auf dem Tische, daneben grosse Teller mit Zucker (Danszucker). Nun werden Schnitten geschnitten ums ganze Brot, dick mit Butter gestrichen und mit Zucker bestreut. Hier kommt's auf die Masse an, jeder kann so viel nehmen, als er will, und mancher nimmt wohl an die zehn bis zwölf solche Zuckerschnitten, isst so viel ihm beliebt und bindet die übrigen in ein buntes Tuch, um sie nach hause mitzunehmen oder tragen zu lassen, damit die zu hause Gebliebenen, selbst Knechte und Mägde, auch ihr Teil bekommen. Dann wird Kaffee und Kuchen aufgetragen. Zum Schluss des Zichtens gehen sämtliche Gäste an die Braut heran und drücken ihr das „Handgeld" in die Hand (ein Achtgroschenstück oder nach Belieben mehr).

b. Die Trauung. Ehe sich die Paare zum Kirchgang ordnen, hält der Drûschma eine gereimte Ansprache an das Brautpaar, der Brautvater übergiebt die Tochter dem Bräutigam und spricht den Segen über das Paar. Der Drûschma führt auf dem Kirchgange die Braut, der Bräutigam die Brautfrau (es ist gewöhnlich dieselbe, welche auch Bettfrau war). Dann folgen die übrigen Paare, zuletzt in der Regel die beiden Väter (die Mütter sind durch häusliche Geschäfte verhindert). Für die kirchliche Hochzeitsfeier (die gewöhnlich um 10 oder 11 Uhr angesetzt ist) hat jede Jungfer ihrem Junggesellen ein grünes Kränzel mit einer grossen Masche (von verschiedener Farbe) gekauft und ihm dasselbe beim Zichten um den linken Arm gebunden. Für das Brautpaar hat der Drûschma zwei kleine thalergrosse Myrthenkränzchen (anstatt der Ringe, die hier nicht üblich sind) erhalten, die er dem Kirchvater übergiebt. Sie werden wie sonst die Ringe auf einen Teller gelegt, und der trauende Priester segnet sie und legt sie dann den Brautleuten aufs Haupt. Nach der Trauung nehmen sie dieselben herab und bewahren sie auf. Geht dann die Braut, wenn sie als Jungfrau mit der Kerze getraut wird, zum Opfer um den Altar, so folgen ihr alle Brautjungfern nach. Beim Verlassen der Kirche führt dann der Bräutigam zum ersten Male selbst die Braut, der Drûschma die Brautfrau. Auf dem Heimwege wird oft, wenn das Brautpaar aus einer Gasse in eine andere einbiegt, von Dorfbewohnern eine geschmückte Schnur vorgezogen und es wird ihm auf einem Tablet ein Liqueur präsentiert, für welchen der Bräutigam auflegen muss, ebenso die männlichen Gäste. Erst dann wird die Schnur gelöst und sie dürfen weiter. Nun begeben sich die Hochzeitsgäste, soweit sie im Dorfe wohnen, nach hause, um ihre Kleider umzuwechseln gegen andere minderwertige, welche für den Hochzeitsschmaus besser geeignet sind.

c. Die „Huxtfoährt". Wohnt der Bräutigam „iber der Grenze", so fährt die ganze Gesellschaft nach dem Dorfe des Bräutigams. Auf der Grenze oder bei der Einfahrt in ein Dorf oder beim Einbiegen in eine andere Strasse wird oft wieder eine geschmückte Schnur vorgezogen, welche der Bräutigam und die Gäste in der oben beschriebenen Weise lösen müssen. Bei einer solchen „Huxtfoährt" sitzt Braut und Bräutigam mit Drûschma und Brautfrau in einem Wagen, dann kommen die Wagen der Jungfern und Junggesellen, zuletzt die der Verheirateten.

d. Der Hochzeitsschmaus. Haben sich alle Gäste im Hause des Bräutigams eingefunden, so setzen sie sich zum Hochzeitsschmaus. Der Drûschma bedient. Ich führe eine Speisenfolge an, wie sie fast überall gebräuchlich war bei grossen Bauernhochzeiten:

Suppe mit Nudeln.
Rindfleisch mit Krîntunke (letztere mit Zucker und Zimt bestreut).
Gebratene Wurst (Graupen- und Semmelwurst) mit Zucker bestreut.
Gekochtes Schweinefleisch mit Rosinentunke.
Schweinebraten.
Kaffee und Kuchen.

Auch hier kommt es auf Masse an d. h. jeder muss möglichst viel essen. Unter dessen stehen viele Neugierige unter den Fenstern des Hochzeitshauses, und man giebt ihnen reichlich Essen und Trinken zum Fenster hinaus. Der bedienende Drûschma füllt die Pansen mit seinen Witzen aus, die er immer bei der Hand hat. Zugleich wird gesammelt. Es gehen Teller herum für die Braut aufs Wiegenband, für den Drûschma, für die Kochfrau, für die Aufwaschefrau (für letztere zwei zerschlagene Teller mit Aufwaschewischeln), zuletzt eine Büchse für die armen Kinder.

e. Der Hochzeitstanz. Ist das Essen beendet, etwa gegen 7 oder 8 Uhr abends, so ziehen die Paare mit Musik nach dem „Krâtschm". Ehe sie den Tanz beginnen, hält der Drûschma wieder eine gereimte Ansprache. Der „Krâtschmer" eröffnet den Tanz mit der Braut. Das geschieht stets, auch wenn der Kratschmer nicht zu den eingeladenen Gästen gehört. Er tanzt zuerst den Rên. Er erkauft denselben von den Musikanten durch ein Geldstück (gewöhnlich einen Thaler). Der Ren wird folgendermassen getanzt. Der Tänzer führt die Braut unter Marschmusik (Polonaisentakt) einmal im ganzen Kreise herum (rechts) bis zum Ausgangspunkt, verbeugt sich vor ihr, schwenkt sie unter dreimaligem Treten um sich im Kreise herum und trennt sich von ihr. Beide gehen nun in entgegengesetzter Richtung im Kreise zurück, bis sie sich treffen. Wieder Verbeugung, Schwenken und Treten, nochmaliges Trennen. Sobald sie sich wieder treffen, tanzen sie unter anderer Musik ab. Alle anderen Paare fallen in diesem Augenblicke ein. Will der Tänzer mit der Braut ausruhen, so treten beide, ohne sich zu setzen, nebeneinander zur Seite, bis sie wieder tanzen. Giebt der Tänzer den Tanz auf, so übergiebt er die Braut dem Drûschma, welcher ein oder zwei Mal mit ihr herumtanzt und sie dann dem nächsten Tänzer anführt (anführen term.). Auch dieser hat den Tanz erkauft und tanzt zunächst wieder den Rên. So geht die Braut von Arm zu Arm. Sie darf keinem den Tanz versagen. Auch Nichteingeladene

erkaufen später den Rên. Der Bräntigam giebt während dessen mehrfach den Zuschauern zum Besten (Schnaps, Bier).

Um 12 Uhr (Mitternacht) wird die Braut eingehaubt. Der Kranz wird ihr abgerissen und es wird ihr eine Haube mit vielen Maschen (Schleifen) aufgesetzt. Dann dauert der Tanz weiter fort bis gegen Morgen. Während dieser ganzen Zeit muss sich die Braut dreimal umziehen (umkleiden). Früh morgens, oft erst gegen 8 Uhr, ziehen die Gäste unter Musikbegleitung mit dem Brautpaar nach dem Hause des Bräutigams.

Eingänge.

Zu den schriftlichen Sammlungen: Volkslieder aus Schreiberhau und Umgegend, ältere historische Volkslieder nach Mitteilungen von Herrn Inspektor Moldenhawer, Spitznamen, Poetische Übersetzungen aus Erbens tschechischer Liedersammlung „ein Blumenstrauss" durch Anima Molnàr, Fragment eines tschechischen Herodesspieles, aufgezeichnet von Anima Molnàr — alles eingesandt durch Herrn Hauptmann Cogho in Warmbrunn. — Zwei Volkslieder, von Herrn Dr. Drechsler in Jauer. — „Rübezahl redivivus" von Herrn Apotheker Herm. Krauss in Dresden. — Zwei Himmelsbriefe („Haus- und Schutzbriefe"), von Herrn Gasthausbesitzer Ohlasser in Hain. — Diebsorakel, von Herrn cand. phil. Lessmann in Breslau. — Ein älteres handschriftliches Liederbuch und ein Kettenreim-Lied von Herrn Lehrer Labitzke in Pfaffendorf bei Landeshut. — „Vor 100 Jahren. Einiges aus der Kulturgeschichte des Kreises Landeshut in Schles." von Herrn Hauptlehrer Patschovsky in Dittersbach bei Liebau. — Der Bauernhof in der Gegend von Jauer; Pfingstbrauch; Volksglauben; Redensarten: Kinderreime, Brieflieder, Dialektgedichte; Rätsel; Scherzgeschichten — alles aufgezeichnet von Herrn Oskar Scholz in Herzogswaldau bei Jauer. — Legenden aus Glatz und Oberschlesien, mitgeteilt von Herrn Oberlehrer Dr Warnatsch in Beuthen OS.

Zur Bildersammlung: Zwei Aquarellbilder und zwei photographische Aufnahmen (Haus- und Trachtenbilder), sowie mehrere ältere Stiche von Herrn Hauptmann Cogho in Warmbrunn. — Ein Gesellenbrief vom J. 1802 von Herrn Hauptlehrer Patschovsky in Dittersbach bei Liebau.

Zur Bibliothek: Les Collections folk-loristes de la société de littérature finnoise (Helsingfors 1891) von Herrn Geheimrat Dr. Grempler.

Anzeigen.

Durch Ableben verlor die Gesellschaft ihre Mitglieder Herrn Provisor Körber in Warmbrunn und Herrn Stadtrat Müller in Görlitz.

Die **nächste Sitzung** findet am Freitag den 13. November, Abends 8 Uhr, im Auditorium maximum der Universität statt. Vortrag des Herrn Professor Dr. **Vogt**: „Das Fortleben von Überlieferungen der Vorzeit in Bräuchen, Sagen und Liedern des schlesischen Volkes".

Die **Schlesische Gesellschaft für Volkskunde** bezweckt das Interesse und das Verständnis für die Volkskunde überhaupt zu beleben und zu pflegen, vor allem aber will sie die volkstümlichen Überlieferungen Schlesiens (Märchen, Sagen, Lieder, Volksmeinungen und -bräuche, Redensarten und Mundartliches) nach einem bestimmten Plane sammeln. — Jahresbeitrag für Breslauer 3 Mk., für Auswärtige 1 Mk. (+ 30 Pf. für Portoauslagen), wofür die „Mitteilungen" der Gesellschaft zugestellt werden. Beitrittserklärungen wolle man an das Bankgeschäft Albert Holz, Ring 18, richten, Auswärtige unter Beifügung von 1 Mk. 30 Pf. in Briefmarken. Andere Zuschriften sende man an den Vorsitzenden, Prof. Vogt, Matthiaspl. 1, oder an den Schriftführer, Privatdocent Dr. Jiriczek, Kreuzstrasse 15.

Schluss der Redaction: 2. November 1896.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1896. **Breslau.** Heft III. № 5.

Vermächtnisse der Vorzeit in Bräuchen, Sagen und Liedern des schlesischen Volkes.

Vortrag, in der Sitzung am 13. November gehalten vom Vorsitzenden Prof. **Dr. Vogt.**

Der Vortragende wies darauf hin, wie die Geschichte der Religionen, die Kulturgeschichte und die Literaturgeschichte sich nicht damit begnügen dürfen die Glaubensvorstellungen, die Sitten und Bräuche und die Geisteserzeugnisse einer bestimmten Periode festzustellen und ihrem Ursprunge nachzugeben, dass sie vielmehr auch zu untersuchen haben, wie weit deren Einfluss auf das Leben einer Nation reiche, wie lange er fortdaure. Beim Verfolgen dieser Frage führt uns die Volkskunde weit über die Grenzen hinaus, die dem Auge des an der Überlieferung in Schrift und Druck haftenden Forschers gezogen sind; sie erschliesst uns Gebiete, wo trotz tausendjähriger Herrschaft des Christentums noch Vorstellungen aus dem Kreise ganz primitiver Religionsformen lebendig, entsprechende Bräuche noch in Übung sind; sie zeigt uns Sagen und Lieder noch in der Überlieferung von Mund zu Mund, denen man schon im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation gelauscht hat oder die, aus späterer Zeit stammend, doch dem Gesichtskreise der Gebildeten längst entschwunden, nur dem Literarhistoriker aus veralteten Drucken bekannt sind. Stösst man auf solche anscheinend versunkenen und vergessenen Traditionen plötzlich in der lebendigen Überlieferung unserer nächsten Umgebung, so hat man wohl die Empfindung, als wenn einem die Gestalt eines längst Verstorbenen mit einem male leibhaftig entgegenträte.

Um zu zeigen, wie auch anscheinend unbedeutende Volksüberlieferungen, an denen die meisten achtlos vorüber gehen, in dieser Richtung von nicht geringem Wert und Interesse sein können, griff der Vortragende aus den schriftlichen Sammlungen unserer Gesellschaft einige Aufzeichnungen heraus, die uns, unscheinbar wie sie sind, doch in weitreichende kulturhistorische Zusammenhänge hineinführen.

Am wunderlichsten, ja törichtsten unter den Volkstraditionen erscheinen wohl diejenigen, die wir unter dem unbestimmten Begriff des Aberglaubens zusammenfassen, aber gerade in ihnen dauern uralte Vorstellungen fort, die wie höchst interessante prähistorische Reste in das Volksleben der Gegenwart noch hineinragen.

Nach Aufzeichnungen aus Steinau und Kaufung, Sprottau und Neumarkt kommt es dort noch vor, dass Leute am Karfreitagmorgen vor Sonnenaufgang heimlich und stillschweigend den Garten oder das Feld mit einem Dreschflegel bearbeiten. Das soll nach der Ansicht der einen die Maulwürfe vertreiben, nach der Ansicht anderer reichen Ertrag zum Dreschen liefern. (Vgl. Mitteilungen I. 52.) Die Symbolik lässt sich ja verstehen: im einen Falle, so mag man annehmen, gilt es, durch das Schlagen auf das Erdreich die unterirdischen Gäste zu verscheuchen, im andern will man den für das Dreschen erwünschten Ertrag durch das Dreschen andeuten. Aber sehr wunderlich und höchst abgeschmackt wird es scheinen, wenn wir erfahren, dass dabei der Dreschende nur mit einem Hemde bekleidet sein darf und dass die Handlung den allerbesten Erfolg hat, wenn er selbst auf dies Kleidungsstück dabei verzichtet. Was hat das mit den Maulwürfen oder der Fruchtbarkeit des Feldes zu tun? Es ist einer der vielen alten Bräuche, die unverstanden festgehalten werden und deren Bedeutung sich erst aus der Vergleichung anderer und älterer Zeugnisse noch enträtseln lässt. Im weitesten Umfange hat dies Thema kürzlich Weinhold in einem in den Abhandlungen der Berliner Akademie niedergelegten Aufsatze „zur Geschichte des heidnischen Ritus“ erörtert. Er hat da den Nachweis geliefert, dass das teilweise oder völlige Ablegen der Kleidung seit ältesten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern die Vorbedingung für eine ganze Reihe von gottesdienstlichen und magischen Handlungen ist. Von dem biblischen Berichte, wie Jehovahs Stimme aus dem brennenden Busch an Moses ertönt: „ziehe deine Schuhe aus, denn das Land, darauf du stehst, ist ein heiliges Land“, von sakralen Gebräuchen der alten Inder, Griechen und Römer, wie Weinhold sie beibringt, zieht sich zu solchen wunderlichen Volksbräuchen der Gegenwart als ein verknüpfendes Band durch die Jahrtausende hindurch die Vorstellung, dass, wer sich der Gottheit zu besonders feierlichem Zwecke nahe, die Kleidung als etwas unheiliges, irdisches von sich tun müsse und im Zusammenhang damit der Gedanke, dass der Mensch dadurch über das Irdische hinausgehoben werde, dass er übernatürliche Kraft gewinne, ja wohl den zwischen ihm und der Gottheit stehenden halbgöttlichen und dämonischen Wesen, die alle unbekleidet gedacht werden, ähnlich zu werden und gleiches wie sie zu wirken vermöge. Und nicht nur der gemeinsame Grundgedanke, sondern auch merkwürdige Übereinstimmung im einzelnen zeigt sich dabei. So weiss schon Plinius in der historia naturalis gerade so wie unsere schlesischen Bauern von Bräuchen, bei denen zur Ausübung eines Zaubers, durch den das Ungeziefer vom Felde vertrieben werden soll, der Leib teilweise oder ganz entblösst werden muss.

Eine mehrfach in unseren Aufzeichnungen vertretene Beschwörung des Alp, die wir Mitteilungen III, 25 veröffentlichten, weist in einen ähnlich altertümlichen Vorstellungskreis zurück. Weinhold hat in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 6, 213 fg. zur Vergleichung Beschwörungen des altindischen Atharva-Veda herangezogen, in denen menschenfeindliche Dämonen unter Anwendung ganz ähnlicher Formeln abgewehrt werden. Das weist zwar noch nicht auf einen historischen in indogermanische Zeit zurückreichenden Zusammenhang, wohl aber auf eine Verwandtschaft der entferntesten Zeiten und Völker in Inhalt und Äusserung

mythischer Anschaunngen, die wissenschaftlich von nicht geringerem Interesse ist.

Vielfach sind die Zaubersprüche und Zaubermittel mit christlichem Beiwerke versehen oder auch christlichen Ursprnngs, aber auch in diesem Falle lässt sich ihnen oft ein sehr ehrwürdiges Alter nachweisen. So ist hier in Schlesien, wie überhaupt in Deutschland nnd auch über dessen Grenzen hinans, ein „Himmelsbrief" handschriftlich sehr verbreitet, der den Träger gegen Verwnndung dnrch Hieb, Stich und Schuss schützen soll und der sich in den Jahren 1866 und 1870—71 im Tornister und anf der Brust gar manches nnseres Soldaten befunden hat. Er besteht aus zwei ganz verschiedenen Teilen, dem eigentlichen Waffensegen mit zugehörigen Erzählnngen von Fällen, in denen er sich bewährt habe, und einer höchst energischen Aufforderung zur Sonntagsheiligung, die von dem wunderbaren Berichte über die Art, wie das Original dieses Briefes vom Himmel herabgekommen sei, eingeleitet wird. Dieser zweite Teil, der eigentliche Himmelsbrief, lässt sich bis ins 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnnng zurückverfolgen. Seine Grundlage wurde schon in einer deutschen Dichtnng des 12. Jahrhnnderts und weiterhin in einer Predigt benntzt, mit der die Flagellanten im 14. Jahrhundert durch Deutschland zogen [1]).

Eine andere Verbindung von sagenhafter Erzählung mit magischem Branche, eine Verschmelzung von Erinnerungen an mittelalterliche Literaturdenkmäler mit naturmythischen Elementen, zeigt eine Tradition, die Herr Oberlehrer Dr. Knoop in Rogasen aus Oberschlesien beigesteuert hat.

„Ein aus Oberschlesien stammender College teilte mir über Melusine folgendes mit: In Oberschlesien wird der Name der Melusine nicht gerade selten erwähnt. Besonders wenn ein heftiger Wind die Gebäude nmbrauste und dnrch Löcher und Ritzen heulte nnd pfiff, erzählte man uns ängstlich aufhorchenden Kindern, dass die schöne Melnsine in so laute Klagen ausbreche, weil ihre Kinder hungerten und sie nichts hätte, womit sie sie sättigen könne. Man solle daher Mehl und auch wohl Brot auf das äussere Fenstergesims hinlegen, die Melusine würde sich das schon holen. Anch zwei Schwestern besass Melusine, von denen die eine Subella (s scharf gesprochen) hiess. Der Name der andern ist mir entfallen. Diese Subella näht seit Anfang der Zeiten ein Hemd, kann aber damit nicht fertig werden. Ich erinnere mich, dass man zu jemandem, der mit einer Näharbeit nicht gleich fertig werden konnte, zu sagen pflegte: Du machst es gerade so wie die Subella! Die dritte Schwester soll beständig gesponnen haben".

Diese kleine Aufzeichnung bietet zunächst ein Zeugnis für das Fortleben des alten Buches von der schönen Melusine in der mündlichen Überlieferung der Gegenwart. Vor 500 Jahren hatte man zuerst in Frankreich den Roman vom Grafen Raimund und der schönen Melusine erst in Prosa, dann in poetischer Fassung aufgezeichnet; i. J. 1456 hat ihn dann in der Schweiz Herr Thüring von Ringoltingen in deutsche Prosa übersetzt, nnd nnn nahm das Buch schnell seinen Lauf durch Deutschland, wurde wieder

---

[1]) Vgl. Priebsch, diu vrône boteschaft. Graz 1895. Sandfeld Jensen, Himmelbreve, Dania III, 193 fg. Eine grössere Sammlung dieser Briefe hat unser Mitglied Herr Dr. Olbrich zusammengebracht. Zuletzt hat Herr Oblasser in Hain zwei Exemplare beigesteuert.

und wieder abgeschrieben und gedruckt, bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hin. Von da an hörte es auf, eigentliches Volksbuch zu sein; es hat nur noch gelehrte Erneuerungen erfahren, von denen nicht anzunehmen ist, dass sie ins Volk gedrungen sind. Die alte Geschichte aber lebte in mündlicher Überlieferung fort und hat in dieser ihre charakteristische Umbildung erfahren. Nach der Erzählung des Buches erscheint die Melusine mit ihren zwei Schwestern an einem Brunnen dem Grafen Raimund, als dieser sich in schlimmer Bedrängnis befindet; sie heiratet ihn unter der Bedingung, dass er sie an einem bestimmten Tage der Woche nicht sehen dürfe und hilft ihm zu Glück und Ansehen. Doch einmal bricht er das Gebot; er sieht sie in ihrer Gestalt als Quellnymphe, wie ihr schöner Oberleib in eine Schlange endigt, und wirft ihr seine Entdeckung öffentlich vor. Da verlässt sie ihn, indem sie in Drachengestalt zum Fenster hinausfliegt und dreimal noch mit kläglichem Geschrei um die Burg kreist. In den nächsten Nächten aber erscheint sie wieder, ihre beiden kleinsten Kinder zu tränken, und jedesmal beim Tode eines Schlossherrn lässt sie ihren Klageruf ertönen.

Es ist ein sehr altes mythisches Motiv, das dieser Sage zu Grunde liegt. Ein göttliches oder dämonisch-tiermenschliches[1]) und ein menschliches Wesen vereinigen sich zum ehelichen Bunde unter der Bedingung, dass das eine die wahre Gestalt des andern nicht sehen darf; das Gebot wird gebrochen und das göttlich-dämonische Wesen muss das menschliche verlassen. Das ist schon das Grundmotiv der lateinischen Erzählung des Apulejus von Amor und Psyche; im Mittelalter erwuchsen aus ihm verschiedene weit verbreitete Märchen, und für mancherlei Stammsagen in und ausserhalb Deutschlands wurde es verwertet. Mit Ersetzung des Forschens nach der wahren Gestalt durch die Frage nach dem Namen gehört auch die Lohengrinsage hierher. Der Schluss der Erzählung: „Melusine und die hinterbliebenen Kinder“ ist das Ergebnis eines gleichfalls sehr alten und sehr ausgebreiteten Volksglaubens, des schönen Glaubens, dass eine von der Seite ihres kleinen Kindes weggestorbene Mutter keine Ruhe habe, sondern allnächtlich wiederkehre, um für das Kleine zu sorgen. Dieser Glaube ist nach Ausweis unsrer Sammlungen noch heute in Schlesien ganz lebendig. Er hat auch zu der besonderen Umformung der Sage beigetragen, dass in dem heulenden Winde die Melusine um ihre hungernden Kinder weine und dass man ihr dabei helfen müsse. Andrerseits ist aber auch eine alte naturmythische Vorstellung damit in Verbindung getreten. In einem starken Sturme, namentlich auch im Wirbelwinde, vermutete man einen dämonischen Geist, einen Teufel, eine Hexe oder auch ein gutartigeres weibliches Wesen, das man als die Braut des Windes betrachtete, sodass man schon im Althochdeutschen wie noch heute solchen Wirbel als Windsbraut (wintes brût) bezeichnete. Diesen Dämon beruhigte man, indem man ihm eine Hand voll Mehl opferte, das man in den Wirbel hineinwarf: dies, glaubte man, frisst der Wind oder seine Braut oder sie bringen es ihrem Kinde; so wird uns durch Prätorius bezeugt, dass ein Weib in den starken Wind hinein den Mehlsack geschüttet hat mit den Worten: leg dich, lieber Wind, bring das deinem Kind[2]). Die um das Schloss klagend herumfliegende Melusine des

[1]) Vgl. Kohler, Der Ursprung der Melusinensage. Leipzig 1895.
[2]) Grimm, Myth. I[4], 529.

Volksbuches, die um ihre unmündigen Kinder sorgt, wurde nun zu diesem Winddämon, dem man ein begütigendes Opfer bringt — ein sprechendes Zeugnis dafür, wie die beiden Grundelemente der Naturreligion, die Personificierung von Naturkräften und ihre Beeinflussung durch Bitte, Beschwörung oder Opfer bis auf unsere Zeit im Volksglauben fortdanern, ein Zeugnis ferner für die überaus nahe Verwandtschaft und das gelegentliche Zerfliessen der Grenzen zwischen Mythus und Märchen. Dass man das Heulen des Windes auf die klagende Melusine zurückführt, ist übrigens auch anderweitig schon nachgewiesen. Jakob Grimm bezeugt die Vorstellung aus Frankreich und aus Böhmen, und wenigstens in Böhmen ist sie noch heute lebendig.

Wer ist nun jene merkwürdige Schwester der Melusine, jene „Subella“, die mit dem Nähen des Hemdes nicht fertig wird? Philo vom Walde in seinem Büchlein „Schlesien in Sage und Brauch“ bringt (S. 31) unabhängig von unserer Überlieferung eine Sage, welche uns weitere Aufschlüsse darüber giebt. Sibylle ist danach eine grosse Prophetin, die in einem Turme sitzt. Sie näht dort ihr Sterbehemd. Alle 100 Jahre macht sie einen Stich; wenn sie den letzten tut, so ist der jüngste Tag da. Nach einer andern oberschlesischen Sage, die gleichfalls Philo vom Walde (S. 92) mitteilt, hat Sibylle dem König Salomo geweissagt. Sie hat in Jerusalem bei ihm einen Baumstamm gesehen und erkannt, dass er aus dem Paradiese stammt und dass einst Christus an ihm gekreuzigt werden wird. Diese Sibylla ist nun auch anderweitig in der Volkssage der Gegenwart wohlbekannt. Im Egergau weiss man mancherlei von ihr zu erzählen. Sie heisst dort Sewilla oder Sibylla Weiss und hat in Eger, und in der Gegend des Fichtelgebirges gelebt und geweissagt, besonders wird ein hoher Berg im Fichtelgebirge als die Stelle ihrer Tätigkeit bezeichnet, auf verschiedenen Steinen werden noch ihre Fussspuren gezeigt[1]. Auch in bairischen und badischen Sagen ist Sibylla Weiss als eine Prophetin bekannt, die dort am Orte geweissagt haben soll[2]. Sepp, altbairischer Sagenschatz S. 627, bezeichnet es als höchst naiv, dass sein Gewährsmann an die Existenz eines prophetischen Sibyllenbüchleins geglaubt und nach ihm erfolglose Nachforschungen angestellt habe. Tatsächlich aber liegt hier ein solches Buch zu Grunde. Natürlich geht diese Tradition in letzter Linie auf die sibyllinischen Überlieferungen des klassischen und christlichen Altertums zurück. Ins Mittelalter ging besonders eine metrische Prophezeiung der Sibylle vom jüngsten Tage über, sowie einige Vorverkündigungen des Erscheinens Christi. Die Sibylle wurde z. B. in den mittelalterlichen Schauspielen eine ständige Begleiterin der Propheten, die Christi Geburt voraussagten, andrerseits unterschied man 10 oder 12 verschiedene Sibyllen, und ihnen gesellte sich noch eine neue hinzu, indem man auch die Königin von Saba, die sich mit Salomon in der Weisheit mass, zur Sibylle machte. Ja, diese wurde die eigentliche Hauptsibylle. Einem Baumstamm, der sich in Salomos Tempelbau durchaus nicht fügen wollte, sah sie an, dass er vom Baume des Lebens herrühre und sie weissagte, dass Christus daran gekreuzigt werden solle. Aber sie weissagte auch weiter die Geschichte des heiligen römischen Reichs deutscher

[1]) Gradl, Sagen des Egergaues 1 fg. 21 fg.

[2]) Panzer, bair. Sagen I, 100 fg. II, 54. 309. Bavaria III, 270.

Nation und die Schicksale der einzelnen Kaiser bis zum Erscheinen des Antichrists und des jüngsten Gerichts, und das alles ist uns in zwei mittelhochdeutschen Dichtungen erhalten. Aus dem Verhältnis ihrer Weissagungen zur Geschichte kann man das Alter dieser Gedichte noch genau bestimmen; in der ersten Fassung weissagt Sibylla recht schön das Geschick der einzelnen Kaiser bis auf Ludwig den Baiern und seinen Gegenkönig Friedrich von Österreich; von da aber lässt sie ihre Prophetengabe im Stich, denn sie weissagt, dass Friedrich siegen werde; das Gedicht ist also vor der Entscheidung bei Mühldorf und Ampfing i. J. 1322 gedichtet. Unter Karl IV. erfuhr es dann eine erweiternde Bearbeitung, und in dieser Gestalt wurde es als ein beliebtes Volksbuch bis weit ins 17. Jahrhundert hinein gedruckt[1]). Es wurde aber auch in Prosa aufgelöst und, mit andern Bestandteilen als „12 Sibyllen-Weissagung" gedruckt, ist es so ein nicht minder beliebtes Volksbuch geworden. Eins dieser Volksbücher hat also sicher jener Baier im Sinne gehabt. Ihr Inhalt war in die mündliche Überlieferung übergegangen, die ihn wie gewöhnlich sehr frei umgestaltete. Wenn nun in unserer Sage Sibylla als Prophetin auf dem Turme sitzend gedacht wird, wenn sie als Verkünderin des jüngsten Tages das Hemd näht, das am jüngsten Tage fertig werden wird, und wenn sich unsere Sage die dritte der Schwestern mit Spinnen beschäftigt denkt, so haben da alte typische Züge von Prophetinnen, vom Eintreten des jüngsten Tages und von den spinnenden und webenden drei Schicksalsfrauen eingewirkt, die ich hier nicht weiter verfolgen kann. Es wird sich schon zur Genüge gezeigt haben, wie mannigfaltige und weitreichende Fäden in dieser einen kleinen schlesischen Sage sich zusammengeschlungen haben.

Neben solchen Sagen mit mythischem Hintergrunde stehen dann als eine andere grosse Gruppe die historischen Sagen, die interessante Einblicke gewähren in die Art und Weise, wie sich geschichtliche Ereignisse dem generationsweise wechselnden Gesichtskreise des Volkes anpassen, und andrerseits Märchen mit ihren internationalen Stoffen, die bald an diesem, bald an jenem Ende der Welt mit merkwürdiger Übereinstimmung auftauchen. Auch sie laufen noch in Schlesien in mündlicher Überlieferung in echt volksmässiger Erzählungsweise um, wie z. B. das in unverfälschtem schlesischem Dialekte von Dr. Kühnau aus dem Munde der Mutter Heimann aufgezeichnete Märchen vom Gevatter Tod (Mitteilungen II, 102) eine Probe von dem Erzählertalente dieser Frau giebt. Auch aus dem polnisch redenden Teile Oberschlesiens hat unser Mitvorsitzender Geheimrat Nehring kürzlich nach Lompas Sammlungen sehr interessante Denkmäler dieser Gattung mitgeteilt. „G'schichta zum Lacha", Lügenmärchen und andere scherzhaft-unsinnige Erzählungen, von denen sich einzelne Elemente mindestens 500 Jahre zurückverfolgen lassen, hat namentlich Herr Scholz aus Herzogswaldau bei Jauer aus dem schlesischen Volksmunde gesammelt. Ich muss darauf verzichten, hier auf diese Überlieferungen einzugehen.

Sage und Märchen sind die prosaische Epik des Volkes, seine epische Dichtung in Versen ist die Ballade. Ihr Stil und Charakter ist nach Art und Alter sehr verschieden, ihre Grundfärbung aber ist ihr im

---

[1]) Ausführlicher habe ich über die Sibyllensage und -Dichtung in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 4, 48—100 gehandelt.

allgemeinen durch die Poesie des 14. bis 16. Jahrhunderts gegeben, jener Zeit, wo die Dichtung aus den ritterlichen in die bürgerlichen Kreise überging, wo Spielleute, Meistersinger, fahrende Schüler, Handwerker, Landsknechte u. s. w. ihre eifrigsten Pfleger wurden. Auch das Andenken an die Ritterzeit ist in diesen Liedern noch sehr lebendig geblieben; in der schlesischen Volksliedersammlung von Hoffmann und Richter findet man noch mancherlei Belege dafür, und auch in der Gegenwart dauert noch manches derart fort, ohne dass es jenen beiden Sammlern unserer schlesischen Volkslieder bekannt geworden wäre, wie eine lange Ballade von dem „tapferen Ritter aus fränkischem Land, im Dienste der Waffen sehr rühmlich bekannt", die ich bei Landeshut von einer älteren Frau aus Eventhal hörte und die kürzlich auch in anderer Aufzeichnung aus mündlicher Überlieferung eingegangen ist.

Eine der Volksballaden, die so zu unseren Sammlungen aus der Tradition der Gegenwart beigesteuert sind, lässt sich schon bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Es ist das altbekannte:

Es liegt ein Schloss in Österreich, das ist ganz wohl erbauet
Von Silber und von rotem Gold, mit Marmelstein vermauret.
Darinnen liegt ein junger Knab auf seinen Hals gefangen,
Wohl vierzig Klafter tief unter der Erd, bei Nattern und bei Schlangen.

Eine goldene Kette, die er um den Hals trug, hat ihn ins Unglück gebracht; man glaubt, er habe sie gestohlen, während ein schönes Jungfräulein sie ihm geschenkt hat. Vergeblich sucht der Vater ihn los zu kaufen und los zu bitten, er muss den Tod am Galgen leiden. Aber nach drei Tagen gebietet ein Engel, den Leichnam des Unschuldigen abzunehmen, weil sonst die Stadt versinken werde, und über ein halbes Jahr wird sein Tod gerächt: mehr als 300 Mann werden um des Knaben willen erstochen.

Wer ist, der uns das Liedlein sang? so frei ist es gesungen:
Das haben getan drei Jungfrewlein zu Wien in Osterreiche.

Das Lied hat grossen Erfolg gehabt (vgl. Böhme-Erk Nr. 61), es hat sich über ganz Deutschland, über die Niederlande, Dänemark und Schweden verbreitet und es ist mehrfach geistlich parodiert worden:

„Ich weiss mir ein ewiges Himmelreich, das ist gantz wohl erbawet" und „es ist ein Schloss Sion genannt, Jerusalem voll Freuden".

Auch Goethes Beifall hat es erhalten, als er es in des Knaben Wunderhorn fand: „Ernste Fabel, lakonisch treffend vorgetragen" lautet sein Urteil. Gerade in Schlesien hat es sich besonders lebendig erhalten. Dort hat Gräter es schon im J. 1798 im Bragur 6, 205 aus mündlicher Überlieferung mitgeteilt, dort auch wiederum aus mündlicher Überlieferung Hoffmann in seinen Volksliedern Nr. 8, und dass es bis auf unsere Tage fortlebt, zeigt ein geschriebenes Heft einer einfachen Häuslerfrau aus Pfaffendorf, Kr. Landeshut [1]), in dem es zwischen Erzählungen und Liedern erbaulichen und unterhaltenden Inhaltes augenscheinlich wieder aus mündlicher Überlieferung eingetragen ist. Der Schluss lautet hier:

Wer hat denn nun das Liedchen erdacht, gesungen auch desgleichen?
Das haben getan drei Jungfräulein zu Wien in Osterreiche.

Zwei Strophen finden sich hier, die bei Böhme nicht mitgeteilt sind.

---

[1]) Wir verdanken seine Mitteilung Herrn Lehrer Labitzke in Pfaffendorf.

Nicht so früh bezengt, aber doch anch recht alt ist die Ballade „Es spielt ein Ritter mit einer Dam“ (Böhme, altd. Liederbnch Nr. 69, Hoffmann-Richter No. 4), die nns ans dem Munde der liederreichen Frau Wolff in den Baberhänsern dnrch Herrn Hauptmann Cogho kürzlich zugestellt worden ist: Ein Ritter lässt seine Geliebte in Jammer und Elend znrück. Nicht lange darauf träumt ihm, dass die Verlassene krank sei:

Steh auf, steh auf, du Reitmanns-
knecht,
Sattel mir nnd dir zwei Pferde
— Dradederididerallalla —
Sattel mir und dir zwei Pferde.

Wir müssen reiten Tag und Nacht,
Bis wir nach Breslan kommen
— Dradederididerallalla —
Bis wir nach Breslan kommen.

Als wie sie vor das Tor nein kamen,
:,: Die Glöcklein hörten sie klingen. :,:

Als wie sie uoch eine Weil geritteu
warn,
:,: Begegnet ihn die Leiche. :,:

Setzt ab, setzt ab ihr Trägers-Leut,
:,: Ich will die Leiche schauen. :,:

Er nahm ihr ab das Schleierkleid
:,: Er sah ihr nnter die Augen. :,:

Und nnn folgt die Klage des renigen Liebhabers, während er nach andren Versionen sich vor ihrer Leiche selbst den Tod giebt. Dies Lied ist seinerzeit ziemlich über ganz Deutschland vom äussersten Osten bis zum äussersten Westen in mancherlei Fassnngen verbreitet gewesen, mit weitergeheuden Abweichungen sogar über Dentschland hinans in Holland, Dänemark, Schweden. Im Elsass hat Goethe es im J. 1771 ans mündlicher Ueberlieferung anfgezeichnet und Herdern für seine Volksliedersammlung mitgeteilt, und das Lied hat auf eines von Goethes Dramen einen bemerkenswerten Einfluss geübt. Goethe erzählt in Dichtung und Wahrheit, dass er für den Schluss seines in kürzester Zeit hingeworfenen „Clavigo“ eine englische Ballade benutzt habe. Ihn hat da sein Gedächtnis insofern betrogen, als es nicht eiu englisches, sondern jenes von ihm selbst ans dem Volksmnnd aufgefangene elsässische Lied war, das er benutzte. Clavigo spielt in der Tat ganz die Rolle jenes Ritters. Anch er hat seine Geliebte treulos verlassen, nnd sie ist in ihrem Kummer gestorben. Als der Sarg hinausgetragen wird, begegnet er ihm. Er lässt die Träger die Bahre niedersetzen, schlägt den Schleier von der Leiche zurück, bricht in lante Klagen aus und findet ueben ihr einen gewaltsamen Tod.

In eigentümlicher Beziehnng zu einem anderen dentschen Drama steht ein Volkslied, das uns vor knrzem durch Herrn Dr. Klein in Wreschen nach der Aufzeichnung eines schlesischen Jägers vom 6. Bataillon zuging, welcher es im Neisser Kreise an der österreichischen Grenze gehört hatte [1]). Es ist im älteren Bänkelsängerton gedichtet und beginnt:

Es hatt' ein Gastwirt einen Sohn, Er wollt ihn etwas lernen lou
:,: Schlosser sollt er lernen. :,:
Und als er ausgelernet hatt', Da ging er auf die Wanderschaft
:,: Die Welt wollt er probieren. :,:

Nach langer Wanderzeit kehrt der Sohn unerkannt in sein Elternhaus ein. Die mit dem erworbenen Gelde reich gefüllte Börse übergiebt er dem

[1]) Ganz neuerdings teilt Herr Gymnasiallehrer A. Meier in Gleiwitz das Bruchstück einer anderen Version mit.

Gastwirt, seinem Vater, zur Aufbewahrung, nur seiner Schwester giebt er sich zu erkennen. Durch das Verlangen nach dem Gelde betört, ermorden die beiden Eltern nachts den vermeintlichen Fremden. Als sie durch die Tochter darüber aufgeklärt werden, wer ihr Opfer war, töten sie sich selbst und die Tochter stirbt vor Gram.

Die Geschichte wird von Vogel in den Leipziger Annales unterm Jahre 1618 als tatsächlich in Leipzig geschehen berichtet; eine spätere Quelle setzt sie nach Böhmen und ins Jahr 1649. Sie gab Zacharias Werner für sein bekanntes Schicksalsdrama „der 24. Februar" den Hauptstoff. Nur die Vorgeschichte, durch welche die Schreckenstat der Eltern zur Erfüllung eines grausigen Fluches wird, mit dem sie der Vater des Mannes sterbend belastet hat, ist Werners Erfindung. Die eigentliche Handlung schliesst sich im wesentlichen unserer Überlieferung an, die als Volkslied in verschiedenen Fassungen weit verbreitet wurde. (Vgl. Erk-Böhme Nr. 50, Hoffmann-Richter Nr. 35.)

Bekanntlich hat auch in Schlesien im 16. Jahrhundert der Meistergesang eine Heimstätte gefunden, und wenn er auch im 17. Jahrhundert durch die gerade hier mit Opitz einsetzende Reform verdrängt wurde, so hat er doch seine Spuren noch bis heute im schlesischen Volksliede hinterlassen. Durch die Herren Woas und Aulich (Cogho) ist uns in verschiedenen Fassungen ein Lied überliefert, das lebhaft an ihn erinnert. Die eine beginnt:

O Sänger, lieber Sänger mein,
Du magst der Meister Sänger sein,
Ich sag Dir Dank für den Gesang;
Viel lieber möcht ich wissen:
Was's Erste im Himmel ist?
Das Erste ist unser Herrgott,
Der da Himmel und Erde erschaffen hat, u. s. w.

Wir werden da unmittelbar in den Wettgesang der Meistersinger hinein versetzt, und das Lied selbst enthält dann eine Probe biblischen Wissens, wie sie von jeher einen der Hauptgegenstände des Meistergesanges gebildet hat. — Wett- und Streitgedichte überhaupt sind viel älter als der Meistergesang, namentlich solche, in denen zwei Gegenstände oder zwei Begriffe mit einander streitend eingeführt werden. Sie finden sich in der mittellateinischen Dichtung schon lange vor den ältesten Denkmälern einer deutschen Lyrik. Mit solchen Erzeugnissen stehen zwei schlesische Volkslieder in interessantem Zusammenhange. Das eine, aus der Gegend von Schreiberhau in zwei verschiedenen Fassungen aufgezeichnet, beginnt:

Ich koan a Lied un doas is fein
Voom Woasser un voom kala Wein;
Se toaten sich mit anander streit'n,
Der Wein, dar wollte 's Woasser ne leiden.

Dies Lied, welches Brentano im Anfang unseres Jahrhunderts in Westdeutschland in anderer Gestalt aufgezeichnet und in des Knaben Wunderhorn veröffentlicht hat, ist, wiederum in anderer Fassung, schon im J. 1530 als fliegendes Blatt nachzuweisen (vgl. Erk-Böhme Nr. 1074). Aber es zeigt eine noch viel ältere Beziehung. Unter den lateinischen Liedern des 11., 12.

und 13. Jahrhunderts, die damals aus den Kreisen der fahrenden Schüler, der Vaganten hervorgegangen sind, befindet sich auch ein *conflictus vini et aquae*. Der eigentliche Streit der beiden beginnt damit, dass der Wein das Wasser bei sich fühlt und voll Schmerz sagt: „wer hat es gewagt, dich mit mir zu vereinigen? mach, dass du hinaus kommst, du darfst nicht an einem Orte mit mir weilen“. Hier ist noch klar und deutlich, was in unserem Volksliede schon ziemlich verdunkelt ist: den Ausgangspunkt des ganzen bildet die Situation, dass der Wein mit dem Wasser gemischt ist und dies nicht bei sich leiden will. Übereinstimmend mit den beiden folgenden deutschen Strophen wird dann auch in dem alten lateinischen Liede gesagt, dass der Wein in kleine Häuser (die Fässer) geschlossen werde, während das Wasser frei über die Erde laufe — auch hier mit besserer Pointe, indem das Wasser dem Wein vorwirft, er sei so gefährlich, dass man ihn einschliesse, während es selbst volle Freiheit habe. Es ist daher recht wohl möglich, dass dies lateinische Lied den Ausgangspunkt für die deutschen Volkslieder vom Wasser und Wein gebildet hat, die dann in der mündlichen Überlieferung von Jahrhunderten die vorliegende Gestalt angenommen haben.

Noch weiter zurück lässt sich ein poetisches Motiv verfolgen, das in einem viel weiter verbreiteten schlesischen Streitgedichte behandelt wird und mit den beim Wechsel der Jahreszeit üblichen Volksbräuchen zusammenhängt: der Streit zwischen Sommer und Winter. Einen *conflictus veris et hiemis*[1]) hat schon am Hofe Karls d. Gr. Alcuin gedichtet, freilich in engem Anschluss an eine Vergilsche Ecloge, aber auch wohl nicht ganz ohne Einfluss volkstümlicher Überlieferungen. Genauere Nachrichten über deutsche Volksbräuche beim Frühlingsfeste haben wir erst seit dem Ende des Mittelalters, aber da spielt dann auch schon der Kampf und der Wortstreit zweier als Sommer und Winter verkleideten Personen seine bestimmte Rolle. Ein solches Streitgedicht zwischen Sommer und Winter und die Erinnerung an seine Aufführung lebt noch in Ober-, Mittel- und Niederschlesien im Gedächtnis älterer Personen, und wir haben es in mancherlei Gestalten besonders durch Herrn Oberlehrer Dittrich und Herrn Scholz in Herzogswaldau für unsere Sammlungen aufgezeichnet erhalten. Der Sommer wurde in der Regel von einer Frau (oder einem Mädchen) dargestellt, die, weiss gekleidet und mit grünen Zweigen ausgeputzt, eine Krone auf dem Haupt, auch wohl einen kleinen Rechen unter dem Arm trug. Den Winter spielte ein Mann, der einen grossen Flachsbart im Gesicht, einen umgedrehten Pelz am Leibe und einen kleinen Dreschflegel unterm Arme trug. Abwechselnd sangen sie nun ihre Strophen, indem sie auf- und niederschritten und, wenn es der Text mit sich brachte, Bewegungen mit der Harke oder dem Flegel ausführten, bis der Winter in seiner letzten Strophe nach altem Brauche dem Sommer zugestand, dass dieser der Herr und er selbst der Knecht sei. Zum Schluss reichten sich dann beide die Hand. Die Fassungen zeigen noch hier mehr, dort weniger Übereinstimmungen mit der ältesten uns bekannten Gestalt der Dichtung, die vor mehr als 300 Jahren als fliegender Druck veröffentlicht wurde. (Vgl. Erk-Böhme Nr 1066.)

---

[1]) Über diesen conflictus wie über den inter vinum et aquam vgl. Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter S. 5, 9.

Dies Wettsingen zwischen Sommer und Winter lebt noch oder lebte ehedem in Oberdeutschland von der Schweiz bis nach Steiermark, in Baiern, Ostfranken, Thüringen und Schlesien.

Bekannter und gegenwärtig noch mehr in Übung ist ein anderes Lied, welches die Niederlage des Winters und den Sieg des Sommers behandelt: das Sommersingen am Lätaresonntag. Bekanntlich war damit eigentlich das Austragen des Todes verbunden, und noch heute werden unter den mancherlei Volksliedern des Sommersonntages in Schlesien auch die Verse gesungen:

Den Tod den haben wir ausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Maien,
Blümlein mancherleie.

Genau diese Verse kommen schon in einem geistlichen Liede des Reformations-Zeitalters vor:

Nun haben den Winter wir ausgetrieben,
So bringen wir den Sommer herwieder,
Den Sommer und den Maien,
Die Blümlein mancherleien,

was dann ins Geistliche gewendet wird:

Die Blümlein sind das göttlich Wort,
Das blüht itzunder an manchem Ort u. s. w.

Eine andere Fassung unseres Sommerliedes lautet:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Dem bösen Juden in das Haus.

Und das hat bekanntlich Luther seiner geistlichen Parodie:

Nun treiben wir den Papst hinaus,
Aus Christi Kirch und Gottes Haus

zu Grunde gelegt. Sicher sind die Lieder viel älter als diese zufälligen Zeugnisse über sie in der gedruckten Literatur, und viel älter wiederum und auf echt naturmythischem Grunde fussend sind die Bräuche und Vorstellungen, die diese Lieder geschaffen haben.

Mit dem Streit zwischen Sommer und Winter haben wir schon ein Stück dramatischer Volkspoesie kennen gelernt; die Hauptvertreter dieser Gattung sind in Schlesien die Weihnachtsspiele. Sie sind noch nicht ganz ausser Übung gekommen, wenn auch das, was jetzt noch von Christkindelspielen zur Weihnachtszeit von herumziehenden Kindern dargestellt wird, meistens nur Bruchstücke sind. In der Erinnerung lebt doch gerade von ihnen noch vieles, und so haben wir denn schon eine ziemlich reiche Sammlung von diesen interessanten Denkmälern aus mündlicher Überlieferung zusammengebracht, die aber noch bei reger Aufmerksamkeit unserer Mitglieder auf diesen Gegenstand sicher nicht unerheblich vermehrt werden kann. Wir bitten, auch in diesem Jahre zur Weihnachtszeit diesen Resten alter Volksdichtung und Volkssitte die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Hoffentlich werden wir bald in Stand gesetzt werden, unsern Mitgliedern eine vollständige Sammlung schlesischer Weihnachtsspiele zu bieten.

Ein weiteres Eingehen auf diesen Gegenstand, der uns wiederum in weit zurückliegende Perioden unserer Kultur- und Literaturgeschichte führen würde, muss ich mir ebenso versagen wie die Berührung der grossen

volkstümlichen Gebiete der Lebenseinrichtungen und Sitten, der Mundarten- und Namenkunde, auf denen wiederum eine Fülle von Vermächtnissen der Vorzeit in lebendiger Übung zu finden sein würde. Die herausgegriffenen Beispiele mögen genügen, um zu veranschaulichen, wie solche Ueberlieferungen auch ohne das in die Augen springende Interesse von Geschichts- und Kunstdenkmälern zu bieten, doch mannigfache wissenschaftlich wertvolle und interessante Beziehungen in sich bergen können. Sie mögen zeigen, dass jeder, der zu ihrem Sammeln beiträgt, helfen kann, manche verborgene Verbindungsfäden zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufzudecken und dass seine Arbeit der Erforschung der heimischen Kulturgeschichte wie der kräftig aufblühenden Wissenschaft der allgemeinen Volkskunde zu gute kommt.

Sagen aus der Gegend von Öls.

Mitgeteilt von **Dr. Stäsche** in Grätz (Posen).

Zweite Reihe.

Nachtjäger.

Eine Frau aus Klein-Ellguth ging einmal an einem Herbsttage in den Wald von Klein-Kritschen Streu rechen. Als es schon dunkel wurde, wollte sie nach hause gehen. Da hörte sie Hunde kläffen und bald sauste an ihr wie ein Sturmwind ein Reiter vorüber, der auf einem schwarzen Pferde mit glühenden Augen sass und neben ihm sprangen mehrere Hunde bellend und kaffzend hin. Das war der Nachtjäger. Die Frau wollte mit dem Rechen nach ihm schlagen, da war er aber schon weit weg. —

Auch in der Sadewitzer Heide bei Bernstadt wurde der Nachtjäger gesehen, wenn die Leute durch dieselbe nach Bernstadt zum Krautmarkte fuhren. Hier trug er den Kopf unter dem Arm.

Otternkönig.

Bei der Waldmühle, die etwa 12 Kilometer südlich von Öls liegt und zu Kritschen gehört, führt über einen Arm der Weide eine Brücke, an der sich sehr viele Ottern aufhalten. Unter ihnen befindet sich der Otternkönig, der auf dem Kopfe eine kleine goldene Krone trägt. Wenn man ihm nun ein Purpurtüchel bringt und es hinbreitet, so kommt er und legt seine Krone hin.

Auch bei Jeltsch im Kreise Ohlau erzählen sich die Leute dasselbe vom Otternkönig und eine Frau will ihn dort auch gesehen haben.

Maus, weisse.

Ein Schäferknecht aus Kritschen traf einmal des Nachts einen seiner Bekannten, wie dieser regungslos an einer Weide stand. Er ging auf ihn zu und sah, dass das Gesicht totenblass war; er schüttelte ihn, aber der andere gab keinen Laut von sich. Da kam eine kleine, weisse Maus, kroch an demselben hinauf und in den Mund des Mannes. Darauf schüttelte sich dieser wie im Fieber und war wieder lebendig.

Teufel als kleines Männchen.

In dem Dorfe Klein-Ellguth lebte in den vierziger Jahren eine Frau, die wegen ihrer roten Augen in dem Rufe stand, eine Hexe zu sein. Als

dieselbe mit einem Töchterchen niedergekommen war, kam in der Dnnkelstunde ein Männchen zu ihr, das hatte einen Kopf wie ein Schüsselschaff und sagte dreimal zn ihr: „Giebst du mir dein Täubel?“ Die Fran wurde darauf krank und siechte zeitlebens.

Hummeljungfrau.

Am Fusse des Hummelschlosses an der Strasse von Reinerz nach Lewin erscheint um die Mitternachtstunde die weisse Hummeljungfran. Wenn dann ein Wagen vorbeifährt, so kann er nicht weiter, sondern die Pferde bleiben stehen und schwitzen, bis die Jungfrau dreimal in die Hände geklatscht hat. (Von einem Gastwirt in Hartan bei Reinerz.)

Schlesische Legenden.

Mitgetheilt von Dr. **Otto Warnatsch** in Beuthen OS.

I. Die Rosenkranzperlen des hl. Jacek.

Unter den Sagen und Legenden aus Oberschlesien, die Geheimrat Prof. Dr. Nehring auf Grund von Lompas Sammlung in No. 1 dieses Jahrgangs der „Mitteilnngen“ anführt, wird S. 9f. vom Rosenkranz des hl. Hyacinth erzählt, dessen Perlen in den Sand einer Quelle bei Beuthen rollten, sich auf das Wort des Heiligen vermehrten und noch lange dort gefunden wurden. Diese fromme Sage ist in Beuthen nnd besonders im nahen Rossberg noch durchaus lebendig. Dicht an der Strasse, auf der die Dampfbahn von hier nach Scharley und Piekar rollt, krönt das Kirchlein zum hl. Jacek (volkstümliche Koseform des Namens Hyacinth) den Abhang, an dem diese sog. Perlen noch gegenwärtig, wenn auch immer seltener, gefunden werden. Letzteres berichtet (im Gegensatz zu Lompa) auch Gramer, Chronik der Stadt Beuthen. 1863. S. 317. Der unlängst verstorbene Benthener Gymnasialprofessor Dr. Fiebig zeigte mir vor 7 Jahren eine ganze Schachtel dieser Perlen d. h. durchlochter Steinchen, die erst in letzter Zeit hier gefunden worden waren. Gramer erklärt sie für „natürliche Dendriten“, wobei er wohl an Bruchstücke von Laubzweigen fossiler Kalamiten denkt. Es sind vielmehr, worauf mich Herr O. L. Menthel in Patschkan hinwies, die abgelösten fossilen Stilglieder eines Haarsterns Encrinns liliiformis, die sich häufig in der Muschelkalkformation finden und z. B. in Thüringen, wie Bail, Mineralogie Leipzig 1884, S. 90 mitteilt, so zahlreich vorkommen, dass sie im Volke, welches sie Bonifazinspfennige nennt, allgemein bekannt sind“. Vgl. noch Credner, Elemente der Geologie. Leipzig 1887, S. 550. — Wir haben hier einen interessanten Beleg für die aus erstorbener Natur lebendige Sagen schaffende Phantasie des oberschlesischen Volkes.

II. Glatzer Ernestus-Legenden.

Im Jahr 1753 erschien ein Büchlein über das Leben des Prager Erzbischofs Ernestns (ohne Druckort; von P. A. F. C. C.), das sich nach der Censnra als Übersetzung der Vita venerabilis Ernesti . . . superiore iam saecnlo authore Bohuslao Balbino S. I. luce publica donata ansgiebt. Hier werden folgende Legenden erzählt, die mir ans meiner in Glatz verlebten Jugend übrigens zum grossen Teil bekannt sind:

1. A 5. „Da der kleine Student Ernestus dem Studiren oblage, an einem Samstag wie vermuthlich dem Antiphon Salve Regina der Vesper mit andern seinen Mitschüllern etwas zerstreuter und einigerley wanckenden Glaubens-Gedancken beywohnete, wird er gewahr nicht ohne geringe Gemüths-Zerrüttung und schröckenvolle Hertzens-Erstaunung, dass dasige in der Glätzischen Stadt-Pfarr-Kirch auf dem Hoh-Altar stehende Bildnuss U. L. Frauen zornig von ihme ihr Angesicht abgewendet, und ihren Rücken, so ihm gantz unsauber, schimlicht und zerrissen geschienen, dargezeigt, auf welches er gantz ausser sich ware, bathe so viel er konte Mariam sich seiner wieder zu erbarmen . . . . nach einer kleinen Weyl langsam bey mehlich, und gleichsam, noch nicht allerdings recht zufrieden mit ihme, wendet es ihr Heil. Angesicht zu ihme in den selbigen Stand, wie er es gesehen . . ."

Zum Abwenden des Gesichtes vergleiche ich die mir nur aus mündlichem Bericht bekannte Sage von der Nepomukstatue auf dem Donjon zu Glatz. Diese sah früher nach Böhmen; Friedrich der Grosse kehrte sie um und zwang sie so nach Schlesien zu blicken. Doch sie wandte sich wunderbarer Weise und blickte wieder nach Böhmen. — Was oben von dem Rücken des Marienbildes erzählt wird, erinnert an die dem Ritter und höfischen Dichter Wirnt von Gravenberg erschienene Frau Welt in Konrads von Würzburg Gedicht „der Welt Lohn". Dieser Zug der Legende ist übrigens heut in Glatz nicht mehr bekannt.

2. D 5 folgt „Abschilderung und Bemerkung wunderbar schwitzenden Öls und zerfallenden Grabes-Stein seeligen Ernesti". Der Stein ist „der Prophezeihung nach, in viele Stücke zersprungen, wie hier klar abzunehmen, aus beiden Grabsteins-Bildnussen, dass er noch täglich mehr und mehr zerfalle, ohne alles Zuthun der Menschen-Hände".[1]) — Anno 1468 den 15ten May . . . ist das Oel in solcher Häuffe aus dem Grabstein Ernesti geflossen, dass es das Volck mit Löffeln hat von der Erden können aufschöpffen, und in Gläser giessen, und was mehr zu bewundern, so ist es nicht an einem Ort des Grabes, oder aus den Ritzen, sondern aus dem gantzen Marmor und gantzen Grab herfür getropffet . . . . . Dieses Oel war an zwey Sachen dem andern gleich, nehmlich im Geruch und in der Feiste, im Brennen und Obenschwimmen gantz ungleich, hat einen süssen Geruch, als wann es von einem Menschen-Leib herflösse, das anderte mahl nach der Auffahrt Christi, ist aufs neue, doch nicht so häuffig das Oel aus selbten gerunnen, als aber viel darob stutzeten, und andern Gräber und Altär-Stein besichtigten, ob vielleicht diess nicht aus Veränderung der Luft herrühre, haben sie alles trocken gefunden, ausgenommen das Grab Ernesti, nach Zeugniss gemeldten Chronic des Probsts Michaelis pag. 289. Der Ausgang hats an Tag geben, dass gemeldtes Oel vielmehr seyn gewesen die Zäher des gottseeligen Mannes, mit welchen er den zukünfftigen Zustand der Stadt Glatz beweinet, dann in folgendem Jahr 1469 ist fast die ganze Stadt ausgebrennet." — Ähnliches wird von

[1]) Ein Gedicht am Schluss, Str. XX enthält folgende sonderbare Deutung: „Diess sein Marmorbild zertrennet Und zerfällt noch immer mehr, Dass man solchs mehr recht kaum kennet, Rührt von Gottes Schickung her, Wann dann solche Stück zerfallen Und zu Staube werden klein, Also soll nach diesem allen Grosse Glaubens-Aendrung sein."

dem Grabe der hl. Elisabet und der hl. Walpurgis (zu Eichstätt) erzählt. Aber auch sonst berichtet die Legende von ölartiger Flüssigkeit, die den Gräbern oder Reliquien der Heiligen entquillt. Vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon IX, 715 a und Kraus, Realencyklopädie II, 524. Die Deutung des Öles als Thränen ist nur unserer Legende eigen.

Literatur.

Aus der Franzosenzeit. Was der Grossvater und die Grossmutter erzählten. Von August Knötel. Leipzig, W. Grunow. 1896.

„Ich habe das, was ich von Vater und Mutter gehört, teilweise vom Vater auch aufgezeichnet gefunden habe, so treu und einfach als möglich wieder erzählt. Auf Grund besonderer eingänglicher Studien über diese ganze Zeit fühle ich mich im Stande, die Schicksale so anspruchsloser und bescheidener Leute, wie meine Eltern waren — und wie auch wir sind — mit den allgemeinen Weltverhältnissen und den grossen Strömungen der Zeit in Verbindung zu setzen. Ueber die Zustände Schlesiens, das Militärwesen vor 1806, den Krieg in Schlesien, die Landesverteidigung durch den Grafen Götzen, die Volkserhebung 1813 u. a. wird man hier manches finden, was kaum bekannt oder mangelhaft und in falschem Lichte dargestellt worden ist.“

Diese schlichten Worte sind (unter Wegfall von hier Nebensächlichem) einem Briefe des inzwischen verstorbenen Verfassers an seinen Sohn, den Gymnasial-Oberlehrer Dr. Paul Knötel in Tarnowitz, entnommen, der bei Herausgabe des fesselnden, höchst wertvollen Buches, ein geeigneteres Vorwort, als ebendiesen Brief nicht hätte voraussenden können. Und wenn der pietätvolle Herausgeber es sich nicht versagt hat, mit einer biographischen Skizze des Verfassers das Buch einzuleiten, so wird der Leser ihm für das sich entrollende Lebensbild des schlichten und doch an Gaben des Geistes und des Gemüts hervorragend reichen, vornehm denkenden Mannes dankbar sein.

Aus dem reichen innersten Wesen des Verfassers erklärt es sich, dass ein Buch, welches eine weit zurückliegende, an Drangsal und Trübsal für unser Schlesien überreiche Zeit in schlicht erzählendem Tone, in photographisch treuen Bildern an uns vorüberführt, von Anfang bis zu Ende wohlthuend und anziehend auf den Leser einwirkt. Je weiter man liest, desto mehr fühlt man sich veranlasst, Vergleiche aufzustellen zwischen dem Knötel'schen Buch und Gustav Freytags historischem Roman: „Aus einer kleinen Stadt“ (Sechste Abteilung des Romans: „Die Ahnen“). Wenn aber solche Vergleiche unzulässig erscheinen — schon wegen der Verschiedenartigkeit der eingeschlagenen Wege — so wird doch anerkannt werden dürfen, dass Knötels „Aus der Franzosenzeit“ das geschichtliche Bild, auf dem Freytags Roman sich aufbaut, in reichhaltigster und in glücklichster Weise ergänzt. Ganz besonders verdient hierbei die feine und liebevolle Art der Beobachtung hervorgehoben zu werden, der nichts aus jener Zeit entgangen zu sein scheint, was die Volksseele damals bewegte, was für die Kenntnis des schlesischen Volkstums merkwürdig und bedeutend war; sind doch mehrere Abschnitte des Buches ausschliesslich solchen Gebieten gewidmet, die voll und ganz in das Arbeitsfeld volkskundlicher Wissenschaft fallen.

Das für die Geschichte Schlesiens wertvolle Buch sei daher ganz besonders den Freunden schlesischer Volkskunde wärmstens empfohlen. Robert Cogho.

Eingänge.

Zu den schriftlichen Sammlungen: Volkslieder und Melodieen von Herrn Hauptmann Cogho in Warmbrunn. — Volksglauben und -Sagen, Märchen, ein Christkindolspiel, Lieder, Scherz- und Kinderreime, Sprüchwörter, Redensarten und Beiträge zum Wörterbuch von Herrn Oberlehrer Dr. Kühnau in Patschkau. — Volkslieder und Melodien aus Heidau Kreis Neisse, von Herrn Gymnasiallehrer Alb. Meier in Gleiwitz. — Beiträge zur schles. Volkskunde aus dem Liebauer Tal (im Anschluss an den Fragebogen der Gesellschaft) von Herrn Hauptlehrer Patschovsky in Dittersbach bei Lieban. — Bruchstücke von Weihnachtsspielen aus Reichenbach u. d. E. von Fräulein Röhlicke in Breslau. — Eine Erzählung von Herrn Ulrich Karhe in Glatz. — Kleine Beiträge aus der Zohtengegend von stud. phil. Gusinde in Breslau.

Zur Bibliothek: Vier alte Liederdrucke von Herrn Gymnasiallehrer Alb. Meyer. —

Eine Sammlung schlesischer Volkskalender von Herrn Redacteur Tippel in Schweidnitz. Bänkelsängerlieder von Herrn Hauptmann Cogho. — Hermann Bauch, Quietschvergnügt, Huch de Schläsing — vom Verfasser.

Verzeichnis neu beigetretener Mitglieder.

Altomünster bei Kleinberghofen (Oberbayern).
Denk, Joseph, Pfarrer.
Breslau.
Aust, Rudolf, Oberlehrer.
Bauch.
Speck, Herrmann, stud. phil.
Toeplitz, Fritz, cand. med.
Wielicenus, Max.
Cöthen (Anhalt).
Hartung, Prof. Dr. **O.**
Darmstadt.
Herzogliche Hofbibliothek.
Delmenhorst bei Bremen.
Finsch, Dr. phil. **Otto.**
Glatz i. Schles.
Glatzer Gebirgsverein.
Karbe, Ulrich, Kaufmann.
Greifswald.
Schmidt, Dr. **Max,** Gymnasial-Professor.
Habelschwerdt.
Irmer, Seminarist.
Hirschberg i. Schles.
Forche, Pfarrer.
Leipzig.
Soltmann, Prof. Dr., Medicinalrat.
Jauer i. Schles.
Schönaich, Dr., Oberlehrer.
Schweidnitz.
Güntzel, Oskar, Buchhändler und Buchdruckereibesitzer.
Barchewitz, Bankier u. Stadtverordnetenvorsteher.
Streim, Frau Rat.
Striegau.
Ortsgruppe des Riesengebirgs-Vereins.
Wernersdorf bei Petersdorf i. Rg.
Hese, Walter, Gutsbesitzer.
Warmbrunn.
Hoffmann, Dr. med.
Zülz.
Reichelt, Dr. **Victor.**

Zusammen: 23; Hauptsumme 463.
(Schluss für 1896.)

Anzeigen.

Nächste Sitzung: Freitag den 11. Dezember, abends 8 Uhr, im Auditorium maximum der Universität. Vortrag des Herrn Dr. **Wendriner** über das italienische Volkslied.

Zu der am **8. Januar 1897,** Abends 8 Uhr, im Auditorium maximum der Universität stattfindenden **Hauptversammlung,** in der Herr Geheimrat Prof. Dr. Nehring über slavische Volkskunde in Schlesien sprechen und die Rechnungslegung, sowie die Wahl des Vorstandes für das Jahr 1897 stattfinden wird, ergeht hiermit die geziemende Einladung.

Mit dieser Nummer (5) schliesst der Jahrgang 1896 (Heft III) der Mitteilungen. Das **neue Vereinsjahr** beginnt mit dem 1. Januar und dauert bis zum 31. Dezember 1897.

Die verehrl. Mitglieder werden gebeten, den Mitgliedsbeitrag für 1897, unaufgefordert dem Schatzmeister, Herrn Bankier A. Holz, Ring 18, zuzustellen, um dem Verein unnötige Portokosten zu ersparen.

Adressenveränderungen wolle man umgehend dem Schriftführer Dr. Jiriczek, Kreuzstrasse 15, anzeigen, da sonst für die Zustellung der ‚Mitteilungen' keine Gewähr übernommen werden kann.

Schluss der Redaction: 6. Dezember 1896.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1897. **Breslau.** Heft IV. № 1.

Inhalt: Das italienische Volkslied. Von Dr. R. Wendriner. — Fragekasten. — Eingänge. — Anzeigen.

Das italienische Volkslied.

Vortrag, gehalten in der Sitzung am 11. Dezember 1896 von **Dr. Richard Wendriner.**

Man hat bei uns in Deutschland ziemlich früh damit begonnen Volkslieder zu sammeln, und nicht nur die deutschen, als die für uns naturgemäss wichtigsten, sondern auch solche fremder Nationen. Doch teils sammelte man nicht in der richtigen Weise, teils wurde Italien dabei etwas zurückgesetzt. Herder, der dieses vor ihm fast gänzlich unerforschte Gebiet erschlossen hat, erklärt, dass er hauptsächlich von den englischen Liedern ausging, die mit den schottischen zusammen den Grundstock seiner Sammlung ausmachen. Italienische hat er nur ein paar, und diese wenigen würden wir heut nicht „Volkslieder" im engeren Sinne nennen wollen. In Herders Spuren wandelt, wie in manch' anderer, auch in dieser Beziehung Goethe. Während der italienischen Reise macht der grosse Lyriker, der es selbst so meisterhaft verstand den Volkston zu treffen, Beobachtungen über italienischen Volksgesang. Wir finden seine Notizen in den Fragmenten eines Reisejournals „Über Italien". In Venedig lässt er sich den Tasso rezitativisch durch zwei Gondolieri vortragen, die, in einiger Entfernung von einander postiert, sich von Strophe zu Strophe ablösen. In Rom gewinnt er ein ziemlich unvollkommenes Bild von dem Ritornell; bringt in der Originalsprache den Anfang eines ironisch gemeinten Liebesliedes zu Papier, sowie ein geistliches in Gestalt eines Dialoges zwischen Jesus und der Samariterin. Die Romanze, deren Text er nebst der Melodie verzeichnet, deutet er unrichtig: es handelt sich darin nicht um eine gespenstische Szene mit einer Hexe, sondern es sind Spottverse auf ein altes Weib; Goethes Irrthum wurde von Wilhelm Müller wiederholt, und erst Kopisch hat die Sache richtig gestellt. Müller starb, ehe er seine Sammlung zu Ende bringen konnte; sie wurde von O. L. B. Wolff vervollständigt und mit Musikbeilagen 1829 unter dem Titel „Egeria" herausgegeben: er druckt die Lieder in der Originalsprache ab. Eine manchmal recht ungenaue Übersetzung neben dem italienischen Wortlaut giebt 1838 Kopisch in seinen „Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln." Sie sind vielfach identisch mit denen Müller-Wolff's. Diese beiden Sammlungen lassen an wissenschaftlicher Zuverlässigkeit Manches zu wünschen übrig, sind aber dadurch bemerkenswert, dass sie zum ersten Male es unternehmen, italienische

Volkslyrik mit Ausschluss anderssprachlicher dem deutschen Pnblikum zugänglich zu machen. Anf diesem Gebiete, wie auf so vielen andern, haben Deutsche die Initiative ergriffen. Wolff hebt in seiner Einleitnng hervor, die italienischen Volkslieder seien „ganz Volkseigenthum; der welsche Gelehrte bekümmert sich in seiner vornehm thuenden Pedanterie nicht um dieselben, nnd würde sich für sehr beleidigt halten, wollte man ihm zumuthen, sich mit der ‚scienza plebea‘ zu befassen . . . .“

Das ist jetzt ganz anders, und die Volkskunde mit all' ihren Zweigen steht in Italien in hoher Blüte. Unter den vielen Sammlern ist der Palermitaner Ginseppe Pitrè, Herausgeber der Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane, neben Alessandro D'Ancona, wohl der bedentendste Vertreter des Faches in Italien. Jeder, der sich mit italienischer Volkskunde beschäftigt, kann nicht umhin, anf Pitrè's Resultate zurückzugehen nnd aus seinen Werken zu schöpfen.

Der Volksgesang Italiens ist von den Alpen bis zum Meere, das die sizilische Südküste bespült, nicht der gleiche: er zeigt eine grosse Mannigfaltigkeit in Form und Stoff, Versbau und Inhalt. Das Wesen des Liedes erklärt sich, wie Pitrè richtig bemerkt, ans dem des Landes. Wie die sizilianische Natur dichten Wald und Buschwerk, schroffen Fels und ungastliches Gebirge neben lieblichen Thälern, lachenden Ebenen und Hügelland aufweist, so der sizilianische Volkscharakter und seine Ausdruckform, das Lied, unbeugsamen Eigensinn, starren Trotz neben sanfter, gefälliger Höflichkeit. Heiss nnd versengend, wie die Sonne, die vom dunkelblauen Himmel herniederbrennt, ist dort die Liebe, und die Ausbrüche der Leidenschaft sind nicht minder plötzlich, gewaltsam und Vernichtung drohend, als die Eruptionen des Etna.[1]) Anders im gemässigteren Klima Mittelitaliens. Während der Sizilianer mit dem Messer droht, wenu man ihm den Weg zur Liebsten verstellen will, begnügt sich der Toskaner mit resignierter Klage. Das toskanische Mädchen macht dem untreuen Geliebten sanfte Vorwürfe:

Du Undankbarer! Sag', wo ist die Treue,
Die dn mir einst mit Hand und Mund versprochen?
Mich nie zn lassen, lieben stets aufs neue:
So schwurst du mir, nnd hast den Schwnr gebrochen.
Nun liebst die And're du, und ohne Rene
Hast du mir grausam in das Herz gestochen.
[Pitrè, Studi, 48.]

Man vergleiche damit den Gesang der betrogenen Sizilianerin:

Dir weich' ich aus, dich spei' ich an, dich hass' ich;
Verwünscht die Zeit, da ich im Sinn dich führte!
Kommt Sehnsucht mir von ungefähr, so fass' ich
Und spuck' auf meine Hand, die dich berührte.
Erblick' ich bei der Messe dich, so stehe
Ich ohne Messe auf und geh' beiseite.
Ich lob' und danke Gott in Himmels Höhe,
Der gnädig mich von deiner Lieb' befreite! [ibid.)

[1]) Pitrè, Canti popolari siciliani, vol. I, p. 7 f., Palermo, 1871. Ausserdem habe ich besonders benützt: Pitrè, Studi di poes. pop., Palermo 1872.

Solche Heftigkeit liegt auch nicht im Wesen der Venezianerin; sie schmäht wohl den Treulosen, wünscht ihm Böses, aber in weit ruhigerem Tone. In einem venezianischen Liede erfährt das am Meeresufer harrende Mädchen von einem Gefährten ihres Liebsten, dieser komme nicht, weil er im Begriffe ist eine And're zu heirathen. Sie antwortet:

Will er vermählen sich, so mag es sein;
Er mache gute Hochzeit, lad' mich ein.
Er lad' mich ein: mög' ihn das Unheil grüssen,
Nicht eine Stunde er sein Glück geniessen.

[Bernoni, Canti pop. venez., Venezia 1872, II, 46.]

Der Grad der Leidenschaft hängt eben auch vom Klima ab. Die Bewohner Oberitaliens kennen einen Winter, der dem unsrigen gar nicht so unähnlich ist, als man gewöhnlich annimmt. Die Bürger der Lagunenstadt leben nicht gleich den Süditalienern inmitten einer überreichen Natur; ihre Umgebung ist eintöniger. Während der Sizilianer sein Liebeslied oft mit Nennung einer Blume beginnt, ruft der Venezianer aus: „Mein Herz!", „Mein Blut!", „Mein Leben!" Dort mehr Phantasie, hier mehr Empfindung. [Pitrè, Canti, I, 166 f.]

Neben den klimatischen Einflüssen sind die ethnologischen von Wichtigkeit. In Italien kann von einer rein-romanischen Rasse ebensowenig die Rede sein, als in Spanien oder Frankreich. Wer die häufigen Überschwemmungen des Landes durch fremde Völker: Gothen, Byzantiner, Longobarden, Araber, Normannen, später Deutsche, Franzosen, Spanier, ins Auge fasst, wird begreifen, dass der lombardische Bauer nicht dem sizilischen, der neapolitanische Fischer nicht dem venezianischen gleicht, und nicht nur in der äusseren Erscheinung, sondern auch in Sitte und Charakter. Ja, innerhalb ein und derselben Stadt finden sich Unterschiede: in den Liedern des venezianischen Viertels von Castello z. B. spielt das offene Meer eine grosse Rolle, dagegen in denen von Canaregio die Lagune. [Pitrè, Canti, I, 167, nach D'Ancona.]

Dazu kommt noch die Jahrhunderte hindurch währende politische Zersplitterung, die Zwietracht der Städte und Ländchen beim Kampf gegen äussere Feinde und unter einander. Alles das findet oder fand seinen Ausdruck im Volksliede. So spricht ein sizilianisches vom Normannengrafen Ruggieri (Rüdiger) und seinem Siege über den Sarazenen Muarta bei Mazzara. [Pitrè, Studi, 2.] Im Jahre 1495 sangen die römischen Gassenjungen ein Ritornell gegen König Karl VIII. von Frankreich: Niemand bringe ihm Liebe entgegen; den Einen habe er zum Grafen, den Andern zum Baron, den Dritten zum Prior machen wollen, aber er halte kein Versprechen. Über seine Kleidung wird gespottet und dass er unrasiert gehe. Alle Sympathien sind für den „edlen König Fernando aus dem Hause Aragon: Hoch König Ferdinand, des Gartens Blume, und Tod dem Franzosenkönig Krummbein! Hoch König Ferdinand und die Kronen, und Tod dem Franzosenkönig Trunkenbold! Hoch der gekrönte König Ferdinand, und Tod dem Franzosenkönig: mög' er geviertheilt werden!" In diesem Tone, und noch schlimmer, geht es weiter. Dieses Lied ist für uns besonders interessant, da es sich in den Anfzeichnungen eines deutschen Arztes, Hartmann Schedel aus Nürnberg, findet, der bis 1504 in Italien lebte. [Casetti e Imbriani, Canti pop. delle provincie merid., Torino 1871,

I, 46 f.] Ein altvenezianisches berichtet die Schlacht bei Lepanto. [Egeria, 94.] In einem andern nimmt sich der junge Bursche vor:

Heirat' ich und bekomme eine Schöne,
Will Tag nnd Nacht ich sie spazieren führen,
Nach Cypern hin nnd auch nach Candia
Und, wo der Türkenkrieg brennt, nach Morea.
[Bern. VII, 72.]

Bis in die Nenzeit hinein ist das Volkslied der Spiegel der Geschichte:

Es kamen tausend ruhmbedeckte Streiter
Und er, in dessen Herzen Furcht nicht wohnet:
Das war Held Garibaldi, der Befreier . . .
[Pitrè, Studi, 33, nach Salomone-Marino.]

so feiert ein sizilianisches die „Tausend" und ihren Führer. Ein lantes Echo finden die inneren Parteiungen. Ende des 17. Jahrhunderts befehdeten sich in Messina Volkspartei nnd Patriziat. Der erhaltene Rest eines Liedes giebt die charakteristischen Spitznamen merrn „Amsel" nnd malvizza „Drossel"; die Volksfrennde hiessen „Amseln", „Drosseln" die Patrizier. [Pitrè, Studi, 4.] In Venedig wieder, zur Zeit der Republik, sind es die Bewohner der Inseln Mendigola und Olivolo, die in beständigem Unfrieden leben; nach ihrer Pfarrkirche heisst die eine Partei Nicoloti, die andere Castelani. Von Faustschlägen kommt man zn Knüttelhieben nnd schliesslich zn blutigen Messergefechten. Die Lieder wissen manches davon zn berichten. [Bern. III, 39 ff.] Der Hass durchtränkt alle Beziehungen des Lebens. Sogar das Mädchen erkundigt sich nach der Parteizugehörigkeit dessen, der um sie wirbt:

Wer ist der Jüngling? Oft geht er vorüber.
Gieb einen Stuhl ihm doch, mag er sich setzen.
Doch ist's ein Castelano, soll er gehen;
Ein Nicoloto: so will ich ihn sehen.

Der Partiknlarismus hat von jeher den Italienern im Blnte gesteckt. Wie innerhalb derselben Stadt die Faktionen, so zerfleischten sich innerhalb des Landes die Kommunen. Und noch heut herrscht eine Eifersucht, die sich znweilen in höhnischen nnd verletzenden Liedern Luft macht. Uralt ist die Rivalität zwischen den beiden bedeutendsten Städten Siziliens: Messina und Palermo. Ein Zeugniss dafür ist das Lied auf die Erbaunng der sogenannten Citadelle von Messina im Jahre 1679:

„Hör' zu, Palermo, was gethan Messina . . ."

so hebt es an und schildert die neue stolze, mitten im Meer errichtete Festung, die Säcke voll Gold gekostet, nnd pocht auf die Kanonen des Forts Don Brascu. Mehr wert sei jetzt der Hafen von Messina, als ganz Palermo [Pitrè Studi, 5].

Erwägt man nun noch, dass nur die Gebildeten — also Schichten, die für das Volkslied nicht in Betracht kommen — das „reine" Italienisch, wie man es nicht ganz zutreffend nennt, die Sprache der Litteratur und der Behörden, beherrschen; dass nicht nur von Landschaft zn Landschaft, sondern beinahe von Dorf zn Dorf die Volksmundart wechselt, so kann es niemanden Wunder nehmen, wenn im Volksgesang locale Eigenart mehr zu Tage tritt, als in der Kunstpoesie. Gewisse Stoffe, gewisse Gattungen und Formen haben ihre Heimath vorzugsweise in Oberitalien, andere

wieder sind für das Centrum, andere für den Süden charakteristisch. Kriegs- und Soldatenlieder findet man ja auch in Sicilien, aber sie sind nicht dort entstanden, sondern stammen meist aus Toskana und weiter aus dem Norden, wo sich der kriegerische Geist stets lebendiger bethätigte. [Pitrè Studi, 300 ff.] So ist ferner die Gattung der volksthümlichen Ballade speciell in Piemont, der Lombardei, Venetien zu Hause und nach Sicilien erst importirt worden. Solche Lieder historischen Inhalts, die in Mittelitalien gern die Form des Rispetto annehmen, zeigen in Piemont die der Romanze. [Pitrè Studi, 353.]

Und nun wäre ein Wort über die Gattungen und Formen des italienischen Volksliedes zu sagen, wenigstens über die wichtigsten. Die Verse bestehen aus 5, 7, 8, 10 oder 11 Silben; die grösste Verbreitung hat der Elfsilber. Aus Elfsilbern sind im wesentlichen die beiden volksthümlichen Hauptgattungen, Rispetto und Stornello gebaut. Der Rispetto zählt sechs oder acht, zuweilen noch mehr elfsilbige Verse. Die ersten vier haben alternierenden Reim; es folgt ein oder zwei Reimpaare, die einen in der ersten Hälfte der Strophe zum Ausdruck gelangten Gedanken von neuem anfnehmen, um ihn zu variieren; diese „Wiederaufnahme" heisst italienisch ripresa. In Toskana ist der Rispetto die gewöhnliche Form der Serenade, z. B.:

Nach Blumen bin ich diesen Weg gegangen
Und kann doch nichts als Schnee und Eis hier finden.
Durch deiner Augen Glanz fühlt' ich mich binden,
So wie die Drossel in der Schling' gefangen.
  So wie die Drossel; nichts mehr kann mir frommen:
Es zwingt dein Reiz mich, wieder stets zu kommen.
  So wie die Drossel; ich kann nicht enteilen,
Es zwingt dein Reiz mich, immer hier zu weilen.
[Tigri, Canti pop. tosc., Firenze 1869, No. 374.]

An die Stelle des Reimes kann, wie allgemein in der Volkspoesie, auch blosse Assonanz treten.

Etwas verschieden vom toskanischen Rispetto ist die sicilianische Canzuna, eine Strophe von gewöhnlich acht, manchmal auch 4, 6, ja sogar 10 und 12 Versen, und zwar elfsilbigen, die fast immer durch alternierenden Reim oder Assonanz gebunden sind. Inhaltlich bringt die letzte Hälfte, der Schluss, eine specielle Anwendung der in der vorderen Hälfte ausgesprochenen allgemeinen Gedanken. Besonders in Liebesliedern dieser Form ist die Wiederholung des allerersten Wortes beliebt. [Pitrè Canti I 29.] Die folgende Canzuna mag als Probe dienen; sie zeigt zugleich, welche Bilder die Phantasie des Sicilianers findet, um die Schönheit der Geliebten zu schildern:

Ich sah im Blumentopf zwei schöne Rosen,
Ich sah zwei Rebenstöcke in dem Garten,
Ich sah die Uhr mit allen ihren Rädchen,
Das Meer voll Netze, die der Fische harrten.
Der Blumentopf bist du, die Augen Rosen,
Die Brust der Garten mit dem Rebenpaare,
Dein Mund die Uhr, die Zähnchen drin die Rädchen,
Dein Kopf das Meer, und Netze sind die Haare.
[Pitrè, Canti, I, 196.]

Bedeutend kürzere Rispetti erscheinen in Umbrien; die von Piceno zählen nur zwei bis vier Verse. Dies ist für Mittelitalien eine Ansnahme. Im allgemeinen wird das Lied desto länger, je weiter man nach Süden kommt: durchschnittlich vier Verse auf die Strophe im Norden, sechs im Centrum, acht im Süden. [Pitrè, Canti I, 157, 359.]

Der piemontesische Stramontt besteht aus vier alternierend — manchmal anch paarweise — gereimten oder assonierenden Versen; z. B.:

In Genna, Mädchen, thut ein Brünnlein fliessen:
Wer darans trinkt, wird braun von Kopf zu Füssen.
Nach Genna geh' erst, lass dich's nicht gerenen,
Dann will ich wieder kommen nnd dich freien.
[Ferraro, Canti pop. monferrini, Torino 1870, p. 156.]

Oft ist der erste mit dem vierten Verse gleichlantend; dann reimt oder assoniert der dritte mit 1 und 4, während der zweite isolirt bleibt; z. B. ein anderes monferrinisches:

Willst sehen dn die Blüthe schöner Frauen,
So gehe Abends auf dem Platz spazieren:
In Armnth wirst dn adlig' Wesen schanen,
Willst sehen du die Blüthe schöner Franen.
[Ferraro, 137.]

Diese Lieder haben weniger Aehnlichkeit mit der sicilischen Canzone und dem toskanischen Rispetto, als mit der veronesischen Vilota, dem venezianischen Stornelo. [Pitrè, Studi, 345, Canti I, 163.] Hier ein Vierzeiler ans Venedig:

O Schöne! Dieses ist mein letzter Wille:
Spar', wenn ich todt, die Kerze anzuzünden;
Ich will kein Weinen, sei mit Jammern stille,
O Schöne! Dieses ist mein letzter Wille. [Bernoni I, 14.]

Unter dem toskanischen Stornello hingegen versteht man eine Strophe aus drei Versen: ein Fünfsilber, der gewöhnlich die Anrufnng einer Blnme enthält, und zwei Elfsilbern. Der erste Vers reimt mit dem letzten, während der mittlere mit den beiden andern nur assonirt:

Fiorin di more.
Son morellina, e son di naturale,
Son morellina, che m' ha tinto il sole. [Tigri, No. 40.]

Metrisch kann man diese stornelli kaum übersetzen, wenn man sinngetren bleiben will. In dentscher Prosa also: „Manlbeerblüthe! Ich bin ein kleines braunes Ding, bin's von Natur; ich bin ein kleines brannes Ding, mich hat die Sonne so gefärbt." Das Wortspiel mit mora „Maulbeere" und morellina „kleine Schwarzbraune" lässt sich natürlich nicht wiedergeben. — Ein anderes: „Pfefferblüthe! Ich umkreise dich wie die Biene, die die Blüthe der Hecke umkreist":

Fiore di pepe.
Io giro intorno a voi come fa l'ape,
Che gira intorno al fiore della siepe. [Tigri, No. 75.]

Nicht immer enthält die Anrufung den Namen einer Blüthe, einer Blume: „O wieviel Sterne! Komm, mein Peppino, komm sie alle zählen: die Zahl der Leiden, die du mir schaffst, ist grösser." [Tigri, No. 148.] Und vielfach hat der Anfangsvers nicht fünf, sondern, gleich den beiden folgenden, elf Silben:

Wenn du so liebtest, wie du mir betheuert,
So hättest du dein Wort mir auch gehalten,
Du wärst zur Insel Elba nicht gesteuert. [Tigri, No. 223.]

So klingt der Vorwurf einer Toskanerin in den Bergen, deren Liebster im Winter als Holzhauer nach Elba gefahren ist. Bedeutend weichen die Stornelli Umbriens ab: diese sind wesentlich länger als die toskanischen und machen etwa den Eindruck von Rispetti, die durch die Anrufung im Anfangsvers in Stornelli umgewandelt sind. [Pitrè, Canti, I 156.]

Nach der Blume, die eine so hervorragende, häufig symbolische Rolle spielt, heisst die Gattung in Toskana auch Fiori, in Palermo entsprechend Ciuri; in anderen Orten Siciliens dagegen Nuvelli, ferner Muttetti. Die Anrufung der Blume trifft man namentlich in Liebesliedern. [Pitrè, Canti I, 31.] Z. B.:

Ciuri di ciuri.
Bedda, lu suli 'un voli cchiù affacciari
Pirchì si scanta di lu tò splennuri. [Pitrè Canti I, 203.]

„Blume der Blumen! Schöne, die Sonne mag sich nicht mehr zeigen, weil sie von deinem Glanz Verdunklung fürchtet." Manche haben nur zwei Verse, einen Fünfsilber und einen darauf reimenden Elfsilber:

Ciuri di granatu.
Tu nu' hai li provi s' io t'aju amatu.
[Pitrè, Canti I, 267.]

„Granatenblüthe! Ob ich dich liebte, davon hast du die Beweise."

Eine besondere Gruppe bilden die Canzuni di carnilivari, Carnevalslieder, welche nur selten eine Anrufung, und dann nicht in einem Fünf-, sondern in einem Elfsilber enthalten. Daran schliessen sich dann noch zwei, drei und mehr elfsilbige Verse. Eine lustige Maskenschaar thut sich zusammen; sie singen, begleiten sich mit verschiedenen Instrumenten, tanzen und suchen als Belohnung von den Leuten etwas zum Essen oder Trinken herauszuschlagen. [Pitrè, Studi, 56 ff.] Eine ausführliche Beschreibung dieses munteren Treibens giebt Pitrè [Studi, 58 ff.] im Anschluss an Salomone-Marino. In meiner Uebertragung der sicilianischen Verse verwende ich, wie das Original, statt des Reimes manchmal die Assonanz. — Drei verschiedene Pulcinella-Masken ziehen in den Nachmittagstunden umher und machen zunächst Halt vor dem Laden des Nudelbäckers. Der Erste hebt schmeichelnd an:

O mein Gebieter, Herr in meinem Herzen!
Soeben kam ich her mit meiner Laute,
Um deine Maccaroni zu probieren!

Der Zweite ist schon dreister:

Und eins und zwei, ich sag' es in zwei Worten:
Soeben kam ich her mit meiner Laute;
Ich will an deine Maccaroni rühren!"

Am deutlichsten wird der Dritte:

Und eins und zwei und drei, nur wen'ge Worte:
O mein Gebieter, Herr in meinem Herzen!
Ich bin der Pulcinella mit der Laute,
Will deine Maccaroni schnabulieren!

Sobald ihnen der Nndelmacher ein wenig seiner Waare verabreicht, verneigen sich dankend die drei Pulcinella und singen im Chor:

O mein Gebieter, Herr du voller Liebe!
Ich bin dir ganz besonders nun gewogen;
Du bist der Herr, und ich bin ganz dein Diener;
Befiehlst du nnr, so komm ich schon geflogen;
Zu jeder Stunde magst dn mir gebieten,
Gäbst du anch preis mich wilden Meereswogen.

Und nachdem Pnlcinella I sich mit einer weiteren Strophe erkundigt, wo die Gastwirthin ist, die schöne Wirthin, die — ein poetisches Bild! — so weiss sei wie ein Betttuch, zieht die lustige Gesellschaft vor die Schänke, nnd ihr Anführer beginnt in etwas ausfälliger Weise:

Von Herzen will ich wohl hier der Fran Wirthin;
Sie schenkt so gut ein, dass die Gläser schäumen:
Am Viertel Wein verliert man stets 'nen Groschen.

Der Zweite setzt mit ein paar ciuri ein, deren zweiter lautet:

O du Flachsblüthe!
'ne Turteltaube mit den eitlen Aeuglein,
Dir fehlen an den Schultern nnr die Flüglein.

Der Dritte wendet sich wieder dem praktischen Zwecke zu:

O du Flachsblüthe!
Mit trockner Kehle taugt es nicht zn singen;
Wie schmeckt dein Wein? Danach frägt mein Gemüthe.

Und hat sich die Wirthin erweichen lassen, so trinken sie und singen dabei zusammen:

Wie süss dn bist, Gebiet'rin, will ich künden:
Mehr als der Wein, der meinem Ganmen mundet;
Dn thätst in mir ein grosses Licht entzünden.

Während sie ihren Weg fortsetzen, nimmt Pulcinella II Abschied:

Blnme des Maien!
Um Urlaub bitt' ich, denn ich ziehe weiter.

Immer singend, indem sie die Verse je nach der Person nnd der Gelegenheit improvisieren, das Tamburin schlagend und tanzend gehen sie noch zum Metzger, Brotbäcker, Victnalienhändler, Obsthöker; Alles was sie erhalten, kommt in einen grossen Korb. So fahren sie fort, bis der Abend hereinbricht, nnd thun sich dann gütlich.

Das ernste Gegenstück zu diesen schnurrigen Bettelstrophen begegnet nns in den kurzen Legenden, den Orazioni, die die sicilianischen Armen gewöhnlich Abends vor den Thüren der Frommen singen. Jeder nnd jede Heilige hat dabei ihren Tag; S. Anna den Dienstag, S. Josef den Mittwoch n. s. w. [Pitrè, Canti I, 35 f.] Waren die bisher betrachteten Gattungen einstrophige, d. h. solche, wo die einzelne Strophe für sich ein inhaltlich abgeschlossenes Ganze bildet, so gehören zur Orazione mit ihrem legendenhaften, erzählenden Inhalt stets mehrere, aus vier, sechs oder acht Elfsilbern gebaute Strophen. Die Reime sind alternierend; nur die letzten bilden ein Reimpaar, nnd ausserdem ist allemal der letzte Vers einer Strophe mit dem ersten der nächstfolgenden gebnnden. Diese kurzen Legenden handeln von S. Lncia, den hl. drei Königen, der Flncht nach Egypten, Jesus im Tempel, dem letzten Tage Christi u. s. w.

Ausserdem giebt es längere, die, gleich den Erzählungen profanen Inhalts, unter dem Namen Storii zusammengefasst werden. Ihr metrisches Gefüge ist ebenso verschieden, wie ihre Stoffe. Da finden wir ausser frommen Geschichten, solche mit abenteuerlichen und merkwürdigen Ereignissen. Eines dieser Lieder, das als Beispiel dienen möge, berichtet eine Begebenheit, die sich im Jahre 1565 bei Palermo zugetragen; es behandelt das traurige Geschick der Baronessa di Carini:

Weine, Palermo, weine, Siragusa;
Carini's Klage tönt aus jedem Hause.
Wer sie uns meldete, die Schmerzenskunde,
Der finde Frieden nie im eignen Hause . . . .

Die storia schildert dann die Schönheit des unglücklichen Mädchens. Das ist nun Alles hin; die herrlichen Augen, der holde Mund; nicht einmal der Schatten von ihr ist übrig. . . .

Jedoch ihr Blut ist da und schreit nach Rache;
Roth an der Mauer klebt's, auf Rache harrt es.

Nach dieser pathetischen Einleitung endlich die Darstellung des Ereignisses. Der Cavaliere Vernagallu erringt die Neigung der Tochter des Herrn von Carini; eine Kette verknüpft die beiden Herzen, die das Glück mit Gold und Rosen schmückt. Aber es ist ein flüchtiges Glück. Der Baron, Vater des Mädchens, kommt von der Jagd heim. Ein Mönch begehrt Zutritt, und ihre heimliche Zwiesprache dauert die ganze Nacht. . .

Jesus Maria! Welch' verstörte Miene!
Das erste Zeichen ist sie nahen Sturmes . . .

Lachend entfernt sich der Mönch und lässt den Baron in furchtbarer Erregung zurück. Die Natur ist wie von düsterer Vorahnung durchschauert, Wolken verhüllen den Mond; das Käuzchen stösst hin und her fliegend seinen unheimlichen Ruf aus. . . . Der Baron greift nach Schwert und Helm:

Nun flieg', mein Ross, und trag' mich aus Palermo!

Die Schaar seiner Treuen folgt ihm dicht an den Fersen. Der Morgen bricht an; die Schwalbe fliegt und zwitschert. Im Volksliede ist sie gewöhnlich der Bote der Liebenden, oder sie verkündet ihnen den nahen Tag und mahnt zur Trennung. Hier hebt sie sich in die Lüfte, um die Sonne zu grüssen, aber der Sperber verlegt ihr den Weg; sie flüchtet ängstlich; mit knapper Noth entrinnt sie seinen Fängen und birgt sich in ihrem Neste. . . . Wunderbar poetisch ist dieses Bild; zunächst an und für sich, dann aber durch die symbolische Beziehung zu der Situation.

Der gleiche Schrecken . . .

— nämlich wie die vom Sperber verfolgte Schwalbe —

Der gleiche Schrecken und das gleiche Bangen
Die arme Baronessa bald erfüllte.
An ihrem Fenster lehnt' sie, voll Verlangen,
Dass süsse Lieb' ihr heisses Sehnen stillte.
Die Blicke liess am Horizont sie hangen
Und die Gedanken an des Liebsten Bilde.

Sie sieht einen Reitertrupp heranjagen; dunkle Ahnung befällt sie:

Mein Vater ist's vielleicht und will mich tödten.

Und ohne erzählenden Uebergang fährt das Lied dramatisch fort:

Herr Vater, sprecht, was hat euch hergetragen? —
Euch, Fräulein Tochter, komm' ich zu erschlagen. —
Herr Vater, wartet doch nur eine Weile,
Bis ich den Beicht'ger rief: ich möchte beichten. —
Du hattest lange Jahre keine Eile,
Und nun auf einmal drängt es dich zu beichten!
Die rechte Zeit zum Beichten ist vergangen,
Den Leib des Herrn kannst du nicht mehr empfangen. —
Und als er dieses bitt're Wort gesprochen,
Hat mit dem Schwert er ihr durch's Herz gestochen.

Seine Begleiter geben ihr den Rest.

Eilt all' herbei, ihr Leute von Carini!

Noch vier Verse beginnen: „Eilt all' herbei . . .“ Die Ermordete wird beklagt, ihr grausamer Vater „hündischer Verräther“ genannt. Vor Entsetzen stürzt die Grossmutter zu Boden, die Mutter erblindet schier, in den Blumenscherben vertrocknen die Nelken, der Hahn hört zu krähen auf und flieht mit den Flügeln schlagend. Nachts nähert sich ihr Geliebter dem Hause und blickt suchend zu ihrem Fenster empor, denn er weiss noch nichts. . . Wieder eine Scene von grosser poetischer Schönheit:

Geschlossen ich das liebe Fenster sehe,
An dem mein Mädchen stand in früh'ren Zeiten.
Dass ich sie heut nicht wie gewohnt erspähe,
Muss, dass sie krank zu Bette liegt, bedeuten. —
Heraus sieht ihre Mutter, spricht: O wehe!
Die Schöne dein musst' ich zu Grab' geleiten!

Als sei das Entsetzliche nicht möglich, als müsse er sie immer noch finden, wandert er ruhelos durch die Stadt:

Ich irre nachts umher, gleichwie der Mond:
Mein süsses Mädchen such' ich allerwegen.
Da in der Gasse kommt der finst're Tod,
Und ohne Augen schaut er mir entgegen,
Zur Rede thun ihm keine Lippen noth;
Er spricht mich an: Wohin, du schlanker Degen?
— Ich such' mein Liebchen, mich an ihr zu laben.
— Hör' auf zu suchen, denn sie ist begraben.

Wie wirksam-lebendig und zugleich wie konzentriert! Kein Zug in dem Bilde zu viel, keiner zu wenig. Solche Blüthen naiver Volkspoesie erinnern an die knappe Darstellungskunst, die plastische Anschaulichkeit eines Dante. Auch den unbekannten Autor dieser storia führt seine Phantasie hinab zur Hölle. Nachdem der unglückliche Ritter sein todtes Lieb der Sorgfalt des Sakristans empfohlen — er solle nicht das Lämpchen ausgehen lassen; sie habe sich im Leben gefürchtet allein zu schlafen, um wie viel mehr jetzt inmitten von Todten! — und er so für ihren Leichnam gesorgt, lässt er sich vom Teufel in die Hölle bringen. Dort findet er sie in den Flammen . . . Ein ergreifendes Zwiegespräch folgt: „Böses Herz,“ redet sie ihn vorwurfsvoll an,

Um dich muss dulden ich der Hölle Plagen;
Ach, hätt'st geschlossen damals du die Thüre,
Als ich: Herein, du Trauter! wagt' zu sagen.

Dann hätte der Verräther sie nicht belanschen können. Er entgegnet:

. . . . Wenn ich nicht so liebte,
So müsst' ich jetzt nicht hoffnungslos verzagen.
Oeffne die Brust mir, sieh, wen drin ich führe:
Dein Nam' ist, Caterina, eingegraben.

Verzweifelnd will er in der Wüste von wilden Kräntern leben, sich Dornen als Bett nnd Steine als Kopfkissen wählen. Zuletzt schildert das Lied die Gewissensqnalen des Mörders nnd ergeht sich, der Neigung der Sizilianer zu Sentenzen entsprechend, in allgemeinen Betrachtungen:

Der Zorn lässt nnsere Vernunft entfliehen,
Bedeckt die Augen nns mit blut'gem Mantel;
Der Argwohn will uns stets zum Abgrund ziehen. . .

Anch Verona kennt Lieder, die storie heissen; aber mit der eben besprochenen sizilischen Gattung haben sie nur den Namen gemein. Es sind knrze Strophen mit drei Versen, zu elf, zehn oder sieben Silben. Gewöhnlich folgt ein einzelner Vers mit männlicher Endung auf zwei durch weiblichen Reim gebnndene, oder zwei männlich gereimte auf einen Vers mit weiblicher Endnng. [Pitrè Canti, I, 164.] Sie ähneln in der Form spanischen Romanzen oder dentschen Balladen. Diese oberitalienische Ballade, die iu Sizilien kaum anzntreffen ist und ihre nordische Herkunft nicht verlengnen kann [Pitrè, Stndi, 302], darf nicht verwechselt werden mit der alten echt-italienischen ballata, dem nrsprünglichen Tanzliede, jener Gattnng, die schon früh von der Kunstlyrik übernommen nnd weiter entwickelt wnrde. Die jetzt volksthümlichen Balladen, auch Romanzen genannt, sind im Tone mehr episch gehalten.

Lasst sagen ench, schöne Lombardin:
Zum Mann nehmt mich, zum Mann nehmt mich.
— Lasst sagen ench von mir, Herr Ritter:
Vermählt bin ich, vermählt bin ich.
— Enerm Gemahl, schöne Lombardin,
Gebt ihm den Tod. . . .

Vergifteter Wein soll dem Gatten vorgesetzt werden. Dieser kommt von der Jagd heim:

Schöne Lombardin, gross ist mein Durst.

Das neunmonatliche Kind in der Wiege fängt zn sprechen an:

Lasst sagen euch, König, mein Vater:
Trinkt nichts davon. . . .

Mit vorgehaltenem Schwert wird die Treulose gezwnngen, selbst davon zn trinken. Sie stirbt. Nach der Ansicht Nigra's, die übrigens nicht unbestritten geblieben ist, wäre der Inhalt dieses Liedes historisch: es handle sich nm das tragische Ende der Longobardenkönigin Rosamunde. Nachdem der Schildträger Helmigis anf ihre Anstiftung den verhassten Gemahl, König Alboin, erschlagen, floh sie mit ihrem Helfershelfer zum griechischen Exarchen nach Ravenna. Um sich nun aber mit dem Exarchen vermählen zu können, versnchte sie Helmigis durch Gift ans dem Wege zn ränmen. Dieser zwang sie, den Trank mit ihm zu theilen und riss sie so mit in den Tod. Die Romanze ist nnter dem Titel: Donna lombarda weit verbreitet; man singt sie in Venedig, Verona, der Lombardei, Piemont u. s. w. Andere, wie die berühmte von der armen Cecilia, die, um ihren

gefangenen Gatten vom Tode zu retten, den Bewerbungen des Hauptmanns Gehör schenkt, aber von ihm um den Preis ihres Opfers betrogen wird, ist bis nach Sizilien hinunter gewandert; man kennt sie auch in Frankreich und Spanien. (Pitrè, Canti, I, 20 f.; Studi, 294 f.)

Ein lebhafter *Austausch von Liedern* fand und findet zwischen den verschiedenen Gegenden Italiens statt; oft erfuhr dabei die dialektische Form und sogar der Inhalt eine Umwandlung: das Lied passte sich der neuen Umgebung an; manche wurden so vollständig übernommen, dass es jetzt schwer fällt, die ursprüngliche Heimath zu bestimmen; andere zeigen dagegen deutlich die Merkmale der Herkunft von anderswo.

Doch nicht jede Uebereinstimmung gestattet den Schluss auf Einwanderung. Wenn wir hören, dass die *Kinderlieder* Italiens nicht viel anders lauten, als in der ganzen übrigen Welt, so werden wir gleichwohl nicht annehmen, es hätten Wanderungen und Entlehnungen stattgefunden. Hier tritt das von Natur Gemeinsame in seine Rechte. Trotz aller Verschiedenheiten bleiben die Menschen doch überall dieselben, und ganz besonders in den ursprünglichen Regungen und Empfindungen, wie sie jene Lieder zum Ausdruck bringen, die die Kinder untereinander beim Spiel singen oder die Mutter an der Wiege. Dieselben Schmeichelworte, dieselbe volksthümlich bunte Assoziation der Ideen und Vorstellungen. Das sizilianische Kind betet morgens:

In dieses Bett streckt' ich die Glieder,
Fünf Heil'ge sahen auf mich nieder:
Am Kopf zu Zwei'n, unten zu Dritt
Und Jesus Christus in der Mitt'. (Pitrè, Studi, 334.)

Ein deutscher Abendsegen ist sehr ähnlich:

Abends will ich schlafen geh'n,
Vierzehn Engel um mich steh'n,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füssen,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken . . . .

und so fort, bis zum Schluss:

Zweie, die mich weisen
Zu Himmelsparadeisen.

Inhalt und äussere Form haben in jeder Art Poesie einen organischen Zusammenhang. Spottlieder z. B. wie die oberbairischen „Schnadahüpfl" verlangen zu ihrem scharf pointierten Inhalt auch eine kurze, präzise Form. Die italienischen fiori sind meist sentenziös, epigrammatisch zugespitzt, enthalten schlagfertige Bemerkungen. Besonders gilt dies von den sizilianischen ciuri, während der Liebesgesang sich vorzugsweise in die Form der canzuna, der Octave, kleidet. (Pitrè, Canti, I, 30 ff.) Die meisten italienischen Volkslieder reden von Liebe. Die Sammlungen enthalten nicht annähernd so viel Trink- und Wanderlieder, als man in Deutschland hören kann. *Trinken und Singen* gehört allerdings überall zusammen, und so verlangt auch der italienische Sänger mitunter nach einer Benetzung der heiser gewordenen Kehle. Aber es besteht ein Unterschied: der Deutsche singt beim Trinken, der Italiener trinkt beim Singen. Nicht allzuhäufig begegnen wir solchen Liedern, die ausschliesslich den Weinge-

nuss preisen, wie z. B. ein neapolitanisches, wo von einer fabelhaften Schenke im Meer die Rede ist, in die die Fische geschwommen kommen, um zu trinken. (Kopisch 30.) „Auch ich möchte gern ein Gründling werden," heisst es darin, „um in dies Fass hineinschlüpfen und im Wein untertauchen zu können." Einen wichtigeren Platz schon nimmt das Essen ein: „Glücklich, wer die Polenta zu machen, glücklicher noch, wer sie zu rühren versteht; glücklich, wer sie anschaut und mit Händen greift, noch glücklicher, wer sie zum Munde führt!" singt man in Venedig. (Bern. I, 66.) — „Wisst ihr, was die Gärtnerin mir sagte? Der Salat erfrischt das Herz, besonders wenn man ihn in Gesellschaft seines Liebsten isst." (Bern. VI, 12.) Ein drittes venezianisches Lied lautet: „Ich wollt', es regnete Maccaroni, die Erde wär' mit Käse überzogen und die Ruder der Galere wären Gabeln: welche Lust dann Maccaroni zu schmausen!" (Bern. VI, 88.) Der Hunger hindert den Italiener jedoch nicht am Gesange: „Ich will singen und lustig sein; zum Teufel die Schwermut; im Hause hab' ich weder Salz noch Oel: Schwermut aber mag ich auch nicht drinnen." (Bern. VI, 1.) Und das Mädchen tröstet: „Mein Liebster, giebt es was, so isst man; und giebt es nichts, dann lebt man wie man eben kann: so hilft man sich durch die Woche . . ." (Bern. II, 79.)

Der Kampf ums Dasein findet, wie alle Verhältnisse des realen Lebens, sein Echo im Volksliede, und manchmal sogar ein humoristisches. Zur Mutter spricht die Tochter: „O liebe Mutter, backen wir den Kuchen! Es fehlt an Oel und Wein, an Wasser und Honig; um eine Pfanne muss ich erst betteln gehn: Gott weiss, wann wir den Kuchen backen können." (Bern. II, 88.) Der Jüngling bittet das Mädchen, dem er ein Ständchen bringt, nicht auf seine Armut zu sehen: denn Armut hebe edle Art nicht auf. (Bern. VII, 5.) Dann wieder Klagen: „. . . Wer in Armut sinkt, verliert den Freund. Wer wegborgt, verstreut seine Habe: den Freund verliert er, und auch die Groschen sieht er nicht mehr wieder." (Bern. II, 86.)

Doch im Grunde ist es ein sorgloses, lebenslustiges Volk; ohne sich viel um die Zukunft zu kümmern, feiern sie die Feste wie sie fallen. Die Neapolitanerin hofft, alle die Mädchen aus der Nachbarschaft werden vor Neid bersten, wenn sie so schön zum Feste erscheint. (Kop. 161.) Die venezianische Caterinela möchte auch zum Tanze gehen; aber sie kann nicht: sie hat keine Schuhe. Der Vater kauft ihr welche. Doch das genügt nicht; in der zweiten Strophe fehlen ihr die Strümpfe, in der dritten das Hemd, in der vierten das Röckchen! Jedesmal geht der Vater und kauft; die Mutter ruft lachend: „Gut beschuht, mein Töchterlein;" dann: „Gut beschuht, gut bestrumpft, mein Töchterlein"; und so weiter: immer kommt noch ein Kleidungsstück hinzu. (Bern. XII, 4.) Das berühmte Fest von Piedigrotta, bei dem die neusten und schönsten neapolitanischen Lieder mit einander um die Palme der Volksthümlichkeit ringen, übt stets eine grosse Anziehungskraft. In einer Canzone erklärt die kleine Barbariella: diesmal dürfe man sie nicht zu Hause lassen; es sei für sie nicht zu weit: ja, sie getraut sich den ganzen Weg lang Tarantella zu tanzen und dazu die Castagnetten zu schlagen. (Kop. 126.) Fest- und Feiertage sind für die Liebenden eine günstige Gelegenheit zum Stelldichein: „Heut ist Sonnabend, dess freut sich mein Herz; morgen ist Feiertag,

da seh' ich mein Liebchen, wenn nicht bei der ersten Messe, dann bei der zweiten. . ." (Bern. II, 23.)

Der Mensch mit seinen nächsten Bedürfnissen und Wünschen steht im Vordergrunde; sich schwärmend in die Natur zu versenken, sich selbst darüber zu vergessen, ist nicht des Italieners Sache. Doch keineswegs ist er jeden Naturgefühls bar; wir konnten das schon aus jener symbolischen Verwendung von Blumen- und anderen Pflanzennamen schliessen, nach denen die Fiori heissen. Oft und in sehr mannigfacher Weise ist im italienischen Volksliede vom Meere die Rede. Nur wenige Gegenden, wie Umbrien, machen hierin eine Ausnahme. (Pitrè, Canti, I, 156.) In einem Lande mit so reicher Küstenentwickelung sind die Beziehungen zum Meer ganz natürlich sehr enge. Die salzige Fluth giebt den armen Schiffern und Fischern nicht nur das tägliche Brot, sondern auch immerwährende Nahrung für ihre Phantasie. Eine schier unendliche Zahl von Kanzonen enthält die Worte: „Mitten im Meer . . ." Und was Alles soll sich dort befinden? Bald, wie im neapolitanischen Scherzliede, ist ein Salat darin gewachsen, um den die Türken Karten spielen. (D'Ambra, Vocab. nap.-tosc., Napoli 1873, s. v. scarola; Kop. 102); bald möchte der Liebende mitten im Meer für die Angebetete ein Haus bauen, aus Pfauenfedern, mit goldenen und silbernen Treppenstufen und Balkonen aus Edelsteinen (Pitrè, Studi, 398); bald, wie in einem venezianischen, zürnt er und erblickt mitten im Meer einen rauchenden Kamin, in dem das Liebchen sich verzehren muss. (Bern. III, 17). Entzückt ruft der Venezianer aus: „Schön ist die See und schön der Strand und schön die Töchter der Seelente. . ." (Bern. III, 1); der Venezianerin träumt, sie stricke auf dem Meere Strümpfe aus Silber für den Liebsten. (Bern. II, 29.) Meer und Liebe sind innig in der Vorstellung des Volkes verknüpft, mag der Jüngling nun zur See nach einem schönen Mädchen fahnden wollen, oder dem gefundenen Liebchen eine Reise um die ganze Welt vorschlagen, oder zwischen Liebe und Beruf schwankend die Schöne verlassen, aber als Wahrzeichen seiner Gefühle ihr Bild auf seine Segel malen. (Bern. III, 6; 7; 17.) An das allbekannte Scherzlied vom Hering und der Auster erinnert ein neapolitanisches, das man als Begleitung zur Tarantella sang; nur ist es bei weitem länger und handelt vom Rabenfisch und seiner Liebe zur koketten Sardelle. Unter ihrem Fenster singt der schmachtende Rabenfisch; eine spionierende Schalmuschel hinterbringt dies seinem Nebenbuhler; es entsteht grosser Lärm und ein Handgemenge, an dem sich alle erdenklichen Fische und anderes Seegethier auf das drolligste betheiligen. Der Kampf wird mit komischer Uebertreibung geschildert; die Namen der herbeiströmenden Meeresbewohner füllen an fünf achtzeilige Strophen. Solch' ein munteres Lied konnte nur aus dem Kreise neapolitanischer Fischer hervorgehen.

Fast jeder Stand, fast jede Volksklasse hat ihre eigenen Lieder, ja zuweilen ihre eigenen Liedformen, die zwar nicht ausschliesslich kultiviert, aber doch vor anderen bevorzugt werden. Die Seelente, Bauern, Spinnerinnen, Fuhrleute haben ihre besondere Weise, sich ihre Berufsthätigkeit durch Gesang zu verschönen. (Pitrè, Canti, I, 30.) Der Kutscher oder Kärrner singt ein paar Verse, pausiert dann, ruft: Accà!, um sein Pferd oder sein Maulthier anzutreiben, und singt weiter; der Schiffer hält inne und macht zwischen zwei Versen einen Ruderschlag; der im Ge-

fängniss Eingekerkerte schaltet den wehmüthigen Ausruf Bona! ein. Die Lieblingsform des sizilischen Gefangenen, überhaupt derjenigen Klassen, die man gewöhnlich als „Gesindel" oder „schlechtes Volk" bezeichnet, ist der cinri, der fiore, während die Bauern und Bäuerinnen nichts davon wissen wollen und sich an die canzuna, die Octave, halten. (Pitrè, Canti, I, 33.) „Reich mir die Hand", singt der gefangene Sizilianer, „ich schwöre dir wahr: komme ich heraus, so heirathen wir". Das eingesperrte Weib klagt: „O Graben, Graben! Mein Liebster ist eingekerkert, getrennt von mir, und im Polizeigewahrsam nage ich mir verzweifelnd die Hände". Allerlei Gedanken steigen dem Häftling auf: „Wer weiss, was meine Mutter macht, wer weiss, ob sie an mich denkt!" (Pitrè, Canti, I, 354 f.) Er erinnert sich, wie bei seiner Verhaftung durch die Häscher das Blut floss. (Pitrè, Canti, I, 348 ff.) Die Feinde freuen sich seines Unglücks, er kommt sich wie ein verlassenes Schiff vor; er malt die Schrecken seiner Zelle aus; er betrachtet die Schildwache, die mit langen Beinen auf und abgeht; zwischen Muthlosigkeit und Hoffnung schwankt er hin und her. „Ihr Freunde, grüsst doch beim Vorübergehen, was soll die geringschätzige Miene? Nicht ewig dauert meine Armesünderlage, eines Tages werdet ihr mich freigesprochen sehen; schreibt euch meine Worte auf und merkt sie wohl: eines Tages werdet ihr mir gegenüberstehen!" (Pitrè, Canti, I, 351.) Manchmal spürt man auch den Geist der Empörung: „ . . . Wenn ein zweites Mal die Glocke läutet", — nämlich die Glocke der „sizilianischen Vesper"! — „so schlagen wir den Verruchten den Kopf herunter!" (Pitrè, Canti, I, 351.) Auch im Norden kommt der Gegensatz zwischen Hoch und Niedrig, Reich und Arm zum Ausdruck. Ein venezianisches Lied in Romanzenform behandelt „Gutsbesitzer und Ackerleute": „Drei Stunden vor Sonnenaufgang", heisst es darin, „beginnt der Arbeitstag. Bauer, vorwärts mit den Ochsen, bestelle das Land. Bestelle es gut, ich will dich auch bezahlen. Der tägliche Lohn des Bauern sind drei — Spielmünzen" — das heisst also: nichts —, „sieben Jahre Arbeit und niemals Lohn. Geh arbeiten, Bauer, geh arbeiten, Bauer, geh das Feld bearbeiten. Den Lohn werd' ich dir zahlen, den Lohn werd' ich dir zahlen mit dem Fensterquerholz", d. h. mit Schlägen. (Bern. IX, 12.) Wer auf Erden zu leiden hat, richtet seine Augen zum Himmel. Einzelne Berufsklassen haben ihre speziellen Heiligen. Ein Vierzeiler aus Terni lautet: „Wer von einem Kutscher Schlimmes redet, den soll der hl. Antonius strafen, dessen Schutzbefohlene die Kutscher sind. . ." (Egeria 12, No. 5.) Im Volksliede wird von den Fuhrleuten, und noch mehr von anderen Berufszweigen Uebles gesagt: von den Schneidern, Müllern, Webern, Hufschmieden, Advokaten, Notaren, Sakristanen, Metzgern, Maurern, Schustern u. s. w. Die Mutter schlägt der Tochter einen Mann vor, der dieses oder jenes Gewerbe treibt; sie aber lehnt, oft mit einer satirischen Bemerkung, ab. Z. B.: „O Teresina, du sollst zur Mutter kommen. — Ich soll zur Mutter kommen? Was will sie? — Sie will dich einem jungen Schuster zur Frau geben. — Einen jungen Schuster mag ich nicht; da müsst' ich den ganzen Tag Schuhe einfassen: welch widerwärtiges Leben wär' das für mich!" Und so geht es fort: nach einander schlägt sie einen Schlosser, Maurer, Kutscher aus. So in der Lombardei; in Sizilien ist es statt des Kutschers ein Fischer, ein Seemann, bis sie sich endlich mit einem Cavaliere zufrieden erklärt.

(Pitrè, Canti, I, 161; Stndi 293.) Wir habeu in Deutschland ähnliche Lieder.

Die Sehnsncht der Heirathsfähigen ist ein weit verbreitetes Motiv. Die Venezianerin singt: „Wann endlich wird der heil'ge Tag erscheinen, da der Priester mich fragt: Bist du gewillt . . .?, da er mich mit geweihtem Wasser segnet: wann endlich wird der heil'ge Tag erscheinen?“ (Bern. II, 67.) Der Einen ist jeder recht, mag es nnn Nane oder Toni oder Bepi sein (Bern. I, 18); die andere möchte hoch hinaus. Die Bolognesin sncht in den Strassen den ganzen Tag nach dem Rechten: schön und gnt soll er sein, doch auch Geld muss er haben. Nur keinen Alten! das ist der ewige Streit mit der Mutter.

Eine neapolitanische Kanzone weiss gute Rathschläge zu geben, wie die Schöne beschaffen sein soll, nm die der junge Mann wirbt. (Kop. 110; Cas. e Imbr. 168.) Sieben Vorzüge zählt das italienische Volkslied auf, die das Weib zieren müssen. Sie sei schön, liebenswürdig, anmuthig in der Rede, breit von Schultern, schmal in der Taille, schwarzäugig und blondhaarig: so in Ligurien. In Venedig wird verlangt, dass ihr Schritt kurz, ihr Wnchs schön sei, ihre Rede bescheiden; in den Marken wünscht man sie gross, anch ohne Nachhilfe des Schuhwerks; weiss und rosig ohne Schminke. Aehnliche Fordernngen werden in Toskana gestellt; noch anspruchsvoller sind die Sizilianer: die thnn es nicht nnter dreiunddreissig Vorzügen! (Pitrè, Canti, I, 160; Bern. I, 1; Gianandrea, Canti pop. marchigiani, Torino 1875, p. 199.) Der grösste Reiz aber ist die Jugend, und es fehlt nicht an Ermahnnngen sie auszunützen:

Dn hast nicht immer deine vierzehn Jahr',
Dn hast nicht immer dieses Roth und Weiss,
Du hast nicht immer dieses blonde Haar,
Nicht immer Einen, der dich liebt so heiss.
(Bern. VI, 27.)

„Tanzt nur, ihr Mädchen; anch ich hab' einst getanzt; nun bin ich alt, nnd der Athem fehlt mir . . . .“, so tönt die Klage des Alters. (Bern. IV, 4.)

Die Jugend ist vor Allem die Zeit der Liebe. Liebe in allen Stadien und Formen und ihr Gegentheil, die Abneignng, bildet den Inhalt der meisten italienischen Volkslieder. Anknüpfnng, Werbung, glückliche Liebe und solche mit Hindernissen, Hochzeit, Ehe und Verhältniss zu den Kindern, Trennung, Heimkehr, Zwist nnd Versöhnnng, Eifersncht nnd Hass, Absage nnd Schmähung, Unglück, Tod nnd Verzweiflung: Alles findet einen natürlichen, lebhaften und oft ergreifenden Ansdruck.

Unerschöpflich ist der Reichthum an Bildern nnd Vergleichen, von den landläufigsten bis zu den ungewöhnlichsten. Die Geliebte ist süsser Honig, ein glänzender Stern, die aufgehende Sonne, eine Goldqnelle, ein silberner Adler, die Blume des Paradieses, die Schwester des Granatapfels; sie ist Meer, Sonne, Mond, Himmel nnd Erde zngleich; ein Dorn, der ihm in's Herz gestochen; die halbgeschlossene Olivenblüthe, die sich nie öffnet. Der Liebende trägt einen Oleanderzweig an der Brust: sein Grün bedeutet Hoffnung nnd Liebe, seine Blüthen die Reize der Angebeteten, sein bitt'rer Geschmack die Leiden, die ihre Grausamkeit bereitet. Giebt die Spröde nach, so ist sie das feste Schloss, das endlich sein Thor öffnet. Sie ist der Fisch, er die Angel; sie die Rose, er die weisse Lilie.

Ihre Augen sind eine Doppelflinte, mit der sie sich zutraut hundert Lerchen zu treffen: unter den Lerchen hat man natürlich Männer zu verstehen. Erst Nachts wagen sich die Sterne hervor, weil da jene Augen, die schöner und leuchtender sind, sich schliessen. Sie dreht ihn in ihren Händen wie eine Seidenwinde; er weint nach ihr, wie ein kleines Kind nach der Mutter; er fleht, ihm aus der Liebespein zu helfen, gleich einem Schiffe im Meer, das das Nothsignal ertönen lässt. Dies nur wenige Beispiele, die nicht im Entferntesten erschöpfen, was sich darüber sagen liesse.

Es handelte sich hier nur darum, im engen Rahmen ein Bild des italienischen Volksgesanges zu entwerfen. Vieles musste übergangen werden, wie das Ineinandergreifen weltlicher und religiöser Vorstellungen; die Neigung zur Parodie und zur Satire; die Entstehung und Entwickelung der volksmässigen Liedformen; das Einsickern litterarischer Elemente in den Volksgesang, wie es sich in halbvolksthümlichen Liedern zu erkennen giebt; endlich etwas sehr Wichtiges: der musikalische Vortrag. Text und Melodie dürften eigentlich nicht getrennt werden; sie ergänzen sich gegenseitig, dazu kommt bei Italienern auch noch die Mimik und Gestikulation. Proben italienischen Volksgesanges sind auch ausserhalb Italiens wenigstens durch Mascagni's „Cavalleria Rusticana“ bekannt geworden. Bei aufmerksamem Anhören wird man bemerken, dass das sogenannte „Lied der Lola“ nichts anderes vorstellt, als zwei zusammengeknüpfte fiori. Das Ständchen Turiddu's aber ist ein echtes sizilianisches Volkslied aus der Gattung der canzuni. In der Uebersetzung Berggruen's freilich kommt dies nicht ganz zur Geltung; ich möchte daher zum Schluss eine dem Original etwas getreuere geben:

O Lola mit dem blüthenreinen Mieder!
Weiss ist und roth, der Kirsche gleich, dein Schimmer;
Schaust lächelnd du von deinem Fenster nieder,
So preis' ich, wer dich küsste, selig immer.
Vor deiner Thüre warnen blut'ge Zeichen,
Doch sei's darum: mag ich ermordet sinken.
Wirst aus dem Paradies du mir nicht winken,
Will ungesäumt auch ich vom Himmel weichen.

Fragekasten.

In der schlesischen Mundart, besonders des 16. bis 18. Jahrhunderts sind die Worte **Getätze** für Grünzeug, Tazgarten, Tätzgarten für Gemüsegarten vielfach bezeugt. Sind sie noch jetzt irgendwo üblich? und in welcher besonderen Bedeutung?

Eingänge.

Zu den schriftlichen Sammlungen: Einige Volkslieder und Sagen aus Oberschlesien von Herrn Dr. Drechsler in Jauer. — Schlesische Volkslieder, Sagen, Märchen, Kinderreime, Volksbräuche und Namen von Cand. Eichner aus Bernstadt. — Zwei Handschriften eines alten „Walenbüchleins“ (Anweisungen zum Goldsuchen in den schlesischen Gebirgen). Von Herrn Dr. med. Fliegel in Hirschberg (durch Vermittelung des Herrn Hauptmann Cogho). — Kinderreime und Sagen aus der Landeshuter Gegend von Herrn Lehrer Gust. Krause in Schwerta O.-L. — Über Waffensegen von Dr. Olbrich in Breslau. — Ein Christkindelspiel, Volkslieder und Volksbräuche aus dem Liebauer Tal von Herrn Hauptlehrer Patschovsky in Dittersbach bei Liebau. — Sagen und Bräuche aus der Gegend

von Öls und Ohlan von Herrn Dr. Stäsche in Grätz. — Ein schlesisches Märchen von Herrn Dr. Wendriner in Breslau. — Einige Kinderreime von Baurat Woas in Brieg.

Zur Bibliothek: Kleinere Drucksachen von den Herren Hauptmann Cogho in Warmbrunn, Dr. Finsch in Delmenhorst bei Bremen, Prof. Dr. Koch in Breslau, Hauptlehrer Sturm in Goldberg.

Geldspenden: Herr Bankier Albert Holz: 100 Mark.

Anzeigen.

Am 8. Januar fand die Hauptversammlung statt, bei der der Vorsitzende. Prof. Dr. Friedr. Vogt, über die Entwicklung des Vereins im verflossenen Vereinsjahre Bericht erstattete und Schatzmeister Bankier A. Holz den Kassenbericht vorlegte. Die Einnahmen betrugen 1048 M. 26 Pf., die Ausgaben 970 M. 24 Pf., so dass ein Rest von 78 M. 02 Pf. zu verzeichnen ist. Zu Rechnungsprüfern wurden wie im Vorjahre die Herren Buchhändler Markus und Dr. phil. Hnr. Knobloch ernannt. Aus dem Vorstande ist Herr Dr. Wagner, bisher zweiter Schriftführer, ausgeschieden, der seine Stelle infolge Überbürdung mit amtlichen und sonstigen Arbeiten niederzulegen sich genötigt gesehen hat; der Vorsitzende sprach demselben den Dank des Vereins für seine bisherige Mühewaltung aus, und machte der Versammlung die Mitteilung, dass Herr Dr. Hans Seeger, Kustos am Museum schlesischer Altertümer, vom Vorstande als zweiter Schriftführer cooptiert worden sei und die Wahl angenommen habe. Auf Antrag des Herrn Prof. Dr. Schultze wurde der bisherige Vorstand mit dieser Neubesetzung durch Acclamation wiedergewählt. Über den Mitgliederstand gibt das beiliegende vollständige Verzeichnis Auskunft; trotzdem eine bedauerlich grosse Anzahl von bisherigen Mitgliedern nach § 11 der Statuten gestrichen werden musste und der Verein eine kleinere Anzahl von Mitgliedern durch Tod oder Austritt verloren hat, ist durch reichen Beitritt die Zahl der Mitglieder doch auf der bisherigen Höhe (430) erhalten geblieben. — In derselben Hauptversammlung hielt Herr Geheimrat Dr. Nehring einen Vortrag über Oberschlesische Sagen und Märchen, der demnächst in den Mitteilungen erscheinen wird.

Die **nächste Sitzung** findet am 12. Februar **im Auditorium Nr. I** Abends um 8 Uhr statt, wobei Herr Prof. Dr. Skutsch über Volksetymologie mit Berücksichtigung des schlesischen Dialektes sprechen wird.

Das neue Vereinsjahr hat mit 1. Januar begonnen und dauert bis zum 31. December 1897. **Die verehrl. Mitglieder werden gebeten, ihren Mitgliedsbeitrag** (3 M. für Breslauer, 1,30 M. für Auswärtige) dem Schatzmeister, Herrn Bankier A. Holz, Breslau, Ring 18, **umgehend zu übersenden, da nur die Entrichtung des Beitrages zum Weiterbezuge der Mitteilungen berechtigt.**

Der vorige Jahrgang (Heft III), mit dem Inhalt: Nachruf auf L. Laistner und G. Stier, von Jiriczek und Vogt. — Erster Bericht über Aberglauben, Sagen und Märchen in Oberschlesien von W. Nehring. — Schlesische Sagen und Märchen von Kühnau. — Festbräuche. — Vom Alp. — Volkslied aus dem Riesengebirge. — Bruchstücke eines Liedes vom Wassermann. — Ländliche Redensarten, von Scholz (Herzogswaldau). — Was leistet und bezweckt die Volkskunde, von F. Vogt. — Die Redensarten der Schlesier, von Max Heinzel. — Das schlesische Bauernhaus, von Dittrich. — Sagen aus der Gegend von Öls, von Stäsche. — Besprechungsformeln, von Scholz. — Volkslied mit Varianten. — Eine Bauernhochzeit bei Neisse um d. J. 1850, von Kühnan. — Vermächtnisse der Vorzeit in Bräuchen, Sagen und Liedern des schlesischen Volkes, von Vogt. — Schlesische Legenden, von Warnatsch — wird an neueingetretene Mitglieder bis auf weiteres gegen Einsendung von **2 M.** an den Schatzmeister nachgeliefert. Der Preis gilt nur bis auf weiteres und wird später erhöht werden.

Schluss der Redaction: 3. Februar 1897.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1897. **Breslau.** Heft IV. № 2.

Inhalt: Patschovsky, Beiträge zur Schlesischen Volkskunde aus dem Liebauer Thal. — Anzeigen.

Beiträge zur Schlesischen Volkskunde aus dem Liebauer Thal.[1]

Gesammelt von **Wilhelm Patschovsky**, Hauptlehrer, Dittersbach bei Liebau i. Schl.

I. Namenkunde und Mundartliches.

1) Namen der Wohnorte bezw. der Orte,

die die Sammlungen betreffen, in amtlicher und in mundartlicher Form. In gemischtsprachigen Gegenden ist das ungefähre Verhältnis der deutsch redenden und der slavisch redenden Bevölkerung anzugeben. Kirchliche Zugehörigkeit. Kirchenpatron. Wohin richtet sich der Marktverkehr?

Die Orte des Liebauer Thals: Liebau i. Schl., die Liebe, ei de Liebe; Dittersbach gr.[2]), Dittschbach, uf Dittschbach; Buchwald, der Buchelt, uf a Buchelt; Blassdorf und Ullersdorf. Angrenzende Orte: Tschoepsdorf, Tschetschdorf; Hartau städt., de Hårte, ei de Hårte; Pätzelsdorf, Pålsdorf; Oppau, die Äppe; Königshan, Königshoin i. B.

Im Liebauer Thal wird hochdeutsch und schlesischer Gebirgsdialekt gesprochen; meist ist die Sprache ein Gemisch von beiden.

Die Orte des Liebauer Thals gehören inbetreff der kath. und ev. Einwohnerschaft zu den Parochieen Liebau. Patron der kath. Kirche: Marienkirche (Kgl. Regierung z. Liegnitz), der ev. Kirche: (der ev. Gemeinde-Kirchenrat).

[1]) Nachstehende Mitteilnngen sollen vor allem ein Bild davon gehen, in weicher Weise im Anschluss an nnseren Fragehogen Erhehungen über die volkskundlichen Überlieferungen einer einzeinen Gegend zu veranstalten und für nnsere schriftlichen Sammlungen einzurichten sind, nm dereinst in den grösseren von nnserer Gesellschaft herauszugehenden Sammlnngen Verwertnng zu finden. Wir hoffen, hierdnrch unsern Mitgliedern neue Anregung nnd hestimmtere Anhaltspnnkte für das Sammeln zn bieten. Vollständigkeit beanspruchen die folgenden Zusammenstellungen anch für das heschränkte Gehiet, dem sie entstammen, nicht. Der Verfasser behält sich Nachträge aus seinem Forschnngsbezirk vor und hittet, ihn dabei zu unterstützen Die Redaction.

[2]) Die Bezeichnnng der Orte dnrch gr. = grüssauisch bedeutet, dass dieselben einst zum Kloster Grüssan gehörten und st. = städtisch, dass sie einst der Stadt Schmiedeberg gehörten.

Lieban hat unbedeutenden Marktverkehr alle Donnerstage Vormittag, daher wird von hier aus auch der Wochenmarkt der Kreisstadt Landeshut besucht.

2) Die zu den Ortschaften gehörigen Flurnamen:

von Lieban: Kalwinische Winkel (eine Thalschlucht, in der sich vertriebene Kalwinisten aufgehalten haben); die grosse und kleine Helle (zwei bewaldete Engthäler); Fohlenstück, so genannt, weil es einst gegen ein schönes Fohlen eingetauscht wurde. Galgenberg. Paradies;

von Dittersbach: Venedigwiese vergl. III 6. Vichweg, Viehbich: Kälberstall, eine Wiese, vergl. III 6. Haferplan vergl. III 6;

von Ullersdorf: Wüstige vergl. III 6. Dreistücke, ein Berg vergl. III 6. Palmberg vergl. III 6. Scheffelwald;

von Buchwald: Burgberg, Porprich. Schartenberg;

von Tschoepsdorf: Venusberg (Fênusberg). Ziegenrücken. Guckshübel. Reinstein (ein Feld a. d. öster. Grenze). Der Totengraben. In denselben wurde früher der Tod an Lätare vergraben;

von Oppan: die Hexe, eine bewaldete Berglehne.

von Michelsdorf: Bärberg, Bärbrich.

Wegnamen:

Judensteg von der Strasse nach Hartau bis Pätzelsdorf. Der Paschersteg von Dittersbach nach Schwarzwasser.

Bachnamen:

Die Liebe, entspringt im Thal der Liebe im Raben- und Ueberschaargebirge und ergiesst sich in die Schwarzbach. Der faule Graben auf Liebauer Feldmark. Der Kühbach bei Tschoepsdorf.

Hofnamen:

Vorwerk. Feldschänke.

3) Besonders bemerkenswerte Rufnamen und Familiennamen.

Wird der Rufname dem Familiennamen vor oder nach gestellt?

Schmidt Kårle. Schulz Tobersch Grete hiess: Margaretha Flegel, ein Vorbesitzer ihrer Väterei hiess Tobias Scholz. Franzatone.

Besondere Abkürzungen und Koseformen der Namen:

Bålle = Barbara. Järge = Georg. Seff, Seffla, Jusel = Joseph. Hannes = Johannes. Nåtzla = Ignatz. Flure = Florian. Jachim = Joachim. Mine = Hermine. Cille = Cäcilia. Tone = Anton.

Misst man der Beilegung gewisser Vornamen besondere Wirkungen bei?

Ein Kind soll nicht denselben Vornamen wie der Vater haben, sonst geht es einem von beiden nicht gut. Stirbt ein Kind, so darf ein Nachgeborenes nicht denselben Namen wie ein Verstorbenes erhalten, sonst stirbt es ebenfalls.

Kommt die Benennung nach dem Besitztum oder nach dem Amte u. s. w. geradezu an Stelle des Familiennamens vor?

Vork Anton (Vorwerksbesitzer mit dem Vornamen Anton). Stenbruch Schmidt (Besitzer eines Steinbruchs). Kopella Kleinwächter hat sein Besitztum neben der Kapelle.

Richter August, d. h. sein Vater ist oder war Gemeinde-Vorsteher, Ortsrichter. Wegewärters Anton. Kirchvâters Benedick. Kromer-Jusel. Flescher-Järge.

4) Spitznamen, Scherz- und Schimpfnamen

für Einzelne:

Bôck Schnlze, weil er einen Ziegenbock besass. Der Rechtsanwalt, ein Laie, der über Rechtssachen Auskunft giebt. Hâsenhannes (handelte mit Hasen);

für ganze Stände:

Barbier = Schnuten- oder Rüsselschaber. Weber = Bratelpntzer. Schuster = Pechhengste. Maurer = Dreckschwâlben. Ein Schlosser wird in der Zunftsprache „Katzenkopf" genannt;

für Ortschaften:

Putzel-Liebe (Leinwandfabrikation). Bimsche Buchelt, weil an der böhmischen Grenze gelegen.

5) Rufnamen und Zurufe für Haustiere.

Kuh, Musche. Kalb, Metschla. Ziege, Happerla. Schwein, Hutschel. Katze, Mize, Mine. Gans, Wulla. Henne, Puttel. Ente, Watschel. Bulle, Brämmer.

6) Sonstige bemerkenswerte Tiernamen.

Stieglitz, Stilzke. Zeisig, Zeiske. Wachtelkönig, âle Mâd. Kreuzschnabel, Krims. Habicht, Stisser. Gimpel, Lufinke. Eidechse, Vierfüssel. Iltis, Ilster. Kröte, Hutsche. Marienkäfer, Maikalbla. Rebhuhn, Ranbhennel.

Pflanzennamen.

Stolzer Heinrich, Frana Krücka. Merumferum, Katzenkrant. Arnica, Wiesenboxbart. Sternblume, Gewitterblume. Eberesche, Artschbe. Eine Distel, Corabenediktakraut. Liebstöckel, Rübestückel. Lerche, Leerbanm. Blaubeere, Hêdelbeere. Himbeere, Himpelbeere. Ahorn, Urle.

7) Mundartliche Wörter und Redensarten

für Körperteile des Menschen:

Kopf, Päpel, Nischel, Dätz. Haare, Loden, en Busch oder Wûsch Loden. Hand, Gratsche, Tôtsche. Banch, Wâmpe. Nase, Gimpel, Gurke, Richer, Heft, Zinka. Mund, Gusche, Frasse, Maul, Flunsch; schiefes Gesicht machen, a Flunsch ziehn; Frâtze (hässliches Gesicht). Rücken, Puckel. Augen, Gucka. Geschwnlst der Wangen infolge von Erkältnng, Wochentölpel oder Ziegenpeter oder Bauernwetzel;

für Funktionen des Leibes:

Ansehen, â glâtzen. Hässlicher Gang, grâgeln, grâtschen; ei de kêne

giehn, entgegen gehen. Sehen, gucken. In etwas treten, nei trôtschen. Essen, stuppen, flåpsen, wåmpen. Unnütz reden, låbern, gâmern, pâpern. Singen, johlen, gröhlen. Lächeln, fläscheln. Weinen, flennen, nåtschen, heulen, knûtschen; dabei sich nicht beruhigen können, das Böckel stisstn. Stehlen, mausen, ratzen, verdäumeln. Der Paner stisst den ei a Nacken, der hochdeutsch sprechen will, aber dabei in den ländlichen Dialekt verfällt; a is schlecht, er ist krank; årbern, Geränsch verursachen; gefriesa, gefrieren, mich freust, mich friert; kälbern, brechen; pälvern, ranchen; papern, plaudern; plåtscha, viel sprechen; pinseln, klagen; rnmlummern, hernmsnchen; tillern, spielen; träunscha, im Kote gehn, (nei tr.) (s. o. n. Tränntsch); trötscha, bespritzen; verkolpern, verpirdeln; verderben; ziepen, an den Haaren ziehn; zutteln, hin- nnd herziehn;

für Fnnktionen des Geistes:

Ernstlich nachdenken, tifteln, simulieren, a Gehirnskasten å strengen; vertheidigen, vertefentieren; an nichts denken, duseln, däsen; Wortstreit, tischkerieren; pärschen, hochmütig thun.

Zeitbestimmnngen nnd Ortsbestimmnngen:

fahrte, voriges Jahr; fuhrich, vorher; heuer, in diesem Jahre; hinte, heute Abend; naichta, gestern Abend; salatich, sein Lebtag nicht. — hessa, dessa, hier aussen, draussen (hingadessa).

Verwandtschaftsgrade:

Grossmutter, Grussel. Schwiegertochter, Schnerche. Muhme, Tante oder auch Verwandte im weiteren Sinne. Pathe, der wirkliche Pathe oder auch dessen nächste Verwandtschaft. Für Onkel und sonstige weitere männliche Verwandte: Vetter.

Abstnfnngen des Gesindes:

Grussknecht, Knecht oder der Kårl. Woiner, der Knecht, welcher anch mit dem Kutschwagen fährt. Kühjunge. Der Hüttejunge wird kurz: „Klener“ genannt, z. B. ruff a Klenn zum Assa. Grûssmåd, Måd oder das Mensch.

Klassen der Landleute nnd ihrer Besitzungen:

Vorkmån, Besitzer des Vorwerks. Grusspauer, der Bauer, welcher am meisten Land besitzt. Schulze, der Besitzer der Scholtisei, Pauer. Klêpauer. Gärtner. Steller. Häusler. Inwohner oder Hausinmån. — Krâtschmer, Besitzer des Kretschams, der selbst die Schankwirtschaft führt.

Abgaben und Dienste, die sie zn leisten haben.

Tâzem (Decem), Schnlschüttung, das Getreide für den Lehrer, das in natura geliefert wird. Schorbrich, Hand- nnd Spanndienste, bei Wegebauten, oder Bauten, welche die Gemeinde anfführt, z. B. Schulhans- oder Spritzenhansbau, Brückenban etc.

Hans-, Hof-, Feld- nnd Handwerksgerät.

Brotschrank, Ålmer. Webstuhl, Gestell. Pantoffeln, Låtscha. Küche, Knchel. Bett, Bôcht. Kleines Schaff, Gelte. Dünnes Leintnch, Seichtich. Watschker, Börse. Schultasche, Zeker. Form, in welche die Butter gedrückt wird, Plätschel. Stuhl ohne Lehne, Schemmel. Fussbank, Ritsche.

Kleines Schaff, Aschel. Die Kluppe, grosser Holzschlegel zum Klopfen der Wäsche, wodnrch das Rollen oder Mangeln der Wäsche ersetzt wird. Klobiges, einfaches Messer, Klisslahengst. Einfaches Messer, Nusche. Nadel, Nulde. Salzkasten, Salzmäste. Schnh, Schnck.

Radwer, Råber, der Tragriemen dazu, Hålskupsel, Tråschel. Düngerhacken, Harke. Verbindungsstange zwischen Vorder- nnd Hinterwagen, Langber. Wiethe, Weiden oder Birken zum Binden.

Egge, Ede. Lange Stange zum Festhalten der Ernte auf dem Wagen, Wisebaum. Am Pfluge, Grengel, Grengelzncht und Stiessel. Wetzekietze.

Der Sattler hat ein Rössel, d. i. eine Bank, welche vorn einen Aufsatz hat.

Tischlerhandwerkzeug: Breite Handsäge, Fuchsschwanz, Lochbeutel, Stechbeutel. Schiffhobel. Balleisen. Rattenschwänze. Geistfuss. Tranf. Richtscheit. Kropfgehrungsstoss- nnd Winkelstosslade.

Schnhmacher haben Alen, welche Näh-, Rand- und Stechörter heissen.

Das Podium, auf welchem der Schneider arbeitet, heisst Werkstelle (nicht die Stube). Die grösseren Flecke, die beim Zuschneiden übrig bleiben, heissen Petersflecke.

Schornsteinfeger. Sein Kehrzeng besteht aus Hosen, Koller, Kappe, Käppel, Mundtnch und Eisen oder Kratze.

Schlosserwerkzeuge. Gesenke. Fräser. Bohrknarre. Versenker. Gewindekluppe.

Ausdrücke, die sich anf Forstwesen, Jagd, Bergbau, Fischerei nnd Schiffahrt beziehen.

Klnppe, Instrument zum Messen der Stammstärke.

Die Förster heissen scherzweise Grünröcke. Jäger, welche schlecht schiessen, nennt man Schlot- oder Schlumsschützen. Das Abendbrot, bei welchem der Jagdbesitzer mit dem „Jägerrecht“, d. i. das „Gelinge“ des erlegten Wildes, die Schützen bewirtet, nennt man Schüsseltreiben.

Jagdgruss: Weidmannsheil.

Snchen nnr wenige Schützen ein kleines Stück Wald behufs Ausübung der Jagd ab, so nennt man dies streifen.

Der Hase wird Lampe oder der Krumme genannt; z. B. da liegt ein Krummer.

Sammeln die Lente nnter den Fangrinden die Rüsselkäfer, so sagen sie, sie käfern, z. B. ich habe hent gekäfert.

Holzkloben nennt man Scheite. Statt Knüppel sagt man Klüppel. Äste von Nadelholz heissen Tangelsreisig. Schwaches Astreisig nennt man Raff- nnd Leseholz, Geräffe oder Vogeltritt.

Looshieb heisst das Schlagen eines schmalen Streifen älteren Holzes an der Lisiere von jüngerem Holz, nm letzteres gegen Windbruch widerstandsfähig zu machen.

Die wertlosen Stränche r ans dem Forst entfernen, nennt man Unkraut ausstrauchen.

Bei Windbruch ist der Schaft des Holzes gebrochen; bei Windwurf

ist der Baum mit der Wurzel herausgerissen. Schneebruch nennt man das Zerdrücken des Holzes durch Schneelasten.

Pflanzen junger Waldbäumchen nennt man Samenhacken.

Die Durchhaue heissen Schneisen.

Natürliche Rinnen an den Bergabhängen nennt man Fahrten, Rutschen oder Riefen.

Das Nivellierinstrument, das zum Wegebau gebraucht wird, heisst Wegelatte.

Zwillingsbäume nennen die Leute Stiefkinder.

Ein ganz kurzer Schlitten, der zum Langholzfahren dient, heisst Krüpel.

Langholz wird auf dem Wagen mit dem Rettel zusammengehalten.

Das dünne Ende des Langholzes heisst Zopf.

Ein Pflanzgarten heisst Kamp.

Hund wird eine mit einem Schlagkeil versehene Kette, die zum Schleppen von schwächerem Stammholz dient, genannt.

Êstiele nennt man schwache Stangen von Nadelhölzern. Êstiele werden zu Rechenstielen, Bohnenstangen etc. benützt.

Schimpfwörter.

Dårre. Hake. Ale Dohle. Lätschel. Môhorn. Têgåffe. Bômåffe. Gamel. Dämlak. Geschläter, liederliches Volk. Tranntsch, ungeschickte Person. Gamersack, Gamerliese (dummes Zeug redend).

Sonstige mundartliche Wörter.

Hauptwörter.

Omend, Abend; Firletanz, Knopf, durch den in der Mitte ein Keil gesteckt ist und der mittels einer gewaltsamen Umdrehung sich lange dreht; Geplärre, Uebermässiges Lob; Heffa, Haufen; Kålåzie, eine Gesellschaft; Kliessla, Kella, Klösse; Kringel, Kreis (an Kringel Wurscht); Lerge (verächtlich) Hund; Mähre (verächtlich) Pferd; Mittich, Mittag; Schånke, Pächter einer Gastwirtschaft; Watsche, Ohrfeige.

Eigenschaftswörter.

ankräbsch, zänkisch; ålbern, dumm; bewuschpert, flink; beschissen, beschmutzt; dämlich, däsig, ungeschickt; epsch, stolz; êsem, unartig; gamerlich, ungeschickt; gefärre, gefirle, geschwind; gårschtig, hässlich; herrlich, wählerisch; häuslanåhrig, wer für sich recht sorgt; lâmper, angenehm; mährich, langsam; verpulscht, verdorben; pimplich, zimperlich; quåtschig, fett; säusch, unreinlich; schmuck, schîn, schön; schuslich, ungeschickt; untare, dumm; ungompern, ungeschickt; vermutscht, verpirdelt, verdorben; zanger, dürftig (a zanger Dingla).

Bildliche Ausdrücke.

Åffenschande, grosse Schande; Duckmänser, ein Scheinheiliger; Firletanz, geschickter Mensch; verliebter Karnickel; Reicher Knåster; Nasthakla, jüngstes Kind; Schniesieber, Spassmacher; Tüpplagucker, ein in der Küche Neugieriger; Hundsfitsche Weise, sonderbare Art; tatschen giehn, mit kleinen Kindern spazieren gehn; Etwas geht zu zårtė, es geht etwas vor.

Bildliche Redensarten.

Er ist der Karnickel, er ist schuld; a hot an Sabel, Spitz, Truppen, Stich, anne Krehle, Schlender, Lotsche weg, ist betrunken; Maulaffen fel hån, müssig gehn; das Kraut fett machen, „klug" reden; a Ziep schleissa, die Wahrheit sagen; uf a Zupp spucken, strafen; es is mer Wurscht, Quårk, Schnuppe, gleichgültig; noch grün (nass) hinter den Ohren sein, jung sein; a is stårk am Holm, grob; Luft machen, zur Ordnung bringen; a håt anne Ele verschlnckt, er geht stolz und steif; Mich summt kêne Hummel an; der spuckt heut ne unter 5 Bihm aus; Der hört die Mücken niesen und das Gras wachsen; a hôt a Hinderplins, schlecht sehn; a hôt Warg ims Been, er ist reich; Da denkt ke Pfard dron; Von dem mag kee Hund an Bissen Brut; Vom letzten Gebäck 's Klêbrntel, entfernte Verwandtschaft; den Lümmel ausläuten, sitzend mit den Beinen schlenkern; gamer ack ne vu der ala Ulbern, rede nicht Unsinn; a hôt a Backpfeifagesicht, dicke Backen; Die is im Brâtelmonat geboren, se is wie a Zwirnsfåden, sie hat keine Brüste; Dos fühlt a Blinder mitm Krückstuck; das hat der Fuchs mit dem Schwanze gemessen, die Entfernung ist zu gering angegeben.

Vergleiche.

Zäh wie ne Wiethe; neugierig wie a Rûtkatel; gelistig wie ne Ziege; dicke wie ne Nudel, wie ne Plimpelworscht; Därre wie ne Schindel, schindeldärre; nass wie ne gebadete Katze; dumm wie die Sünde; arm wie ne Kirchenmaus; — aussehn wie a geleckt Katzla; frieren wie a junger Hund; thun wie Tulpe, dumm thnn; sitzen wie Palutscheck å der Schmelze, betroffen; ein Gesicht machen wie ein Essigtopf; schlafen wie ne Råtte; Hunger haben wie ne Kirchenmaus; aussehn wie a junger Elfbimer, jung, unerwachsen; rennen wie a Schneider, wie a Fåssbinder; 'rumlaufen wie ne dräniche Henne; hervorschiessen wie de Pilze.

Sprichwörter.

Der Knüppel liegt beim Hunde; Wenn man vom Fnchs redet, ist der Schwanz nicht weit; Von Frauen sagt man: Solange die Rosen noch blühn (d. h. so lange sie die Regel noch bekommen) ist die Aussicht auf Kinder noch nicht aufzugeben.

8) Besondere grammatische Erscheinungen in der Mundart.

Beispiele: Wenn und dåste derheme bist, kumme ich zu dir. — 'Sis a schiener Obend hinte Obend. — A mente, 's wär finster dessa, ment a. — Gellocka ja. — Aber ne. — Aber ja. — Jach, nein. — Aber, ja. — a. den (ei a Pusch); a, ein (a Pår); a, er (a schreibt); de, die (ei de Liebe); duê, du; ei, in.

10) Eine kleine Erzählung in der Mundart des Sammelortes.

Zwiegespräch im schlesischen Gebirgsdialekt.

A. Due, kumm åck a môl hinte zu ins, wir hån en Stilzke gekricht, an o en Krims. Willste ne o en hån?

B. Jach! mit dam Gezeug hôt ma zu viel Gemahre. Ich hal mer lieber Hinder, de bren' wingst wås ei. Furm Juhre hått ber o a Katel, 's ging ins aber bål druf, an do schåff ber ins ke sulch Zeug me å.

A. Giste jetzt mit ei de Liebe, ich hå a Packla Tôbak zn hulln.
B. Nê, jetzt hå ich kene Zeit, aber uf a Ôbend muss ich uf a Buchelt gihn an ene Pruve Klîe zum Vorkmån trån.
A. Hått'r schun de Âperna rei. Gellock, ihr hott'r o noch dessa?
B. Mei! Ber hån noch zu viel Håber, an Garschte, an Hê dessa, êb dås ne rei is, fangber ne mit'n Âpernaklaun å; dozu is au 's Water zu säusch.
A. Nu, 's wird wull wieder andersch warn, a su kåns doch ne blein; a mô wirds doch wieder hemlich warn.
B. Aber! Ma hufft. Nu låb gesund!
A. Lab gesund!

In hochdeutschem Dialekt.

A. Du, komme nur einmal heute Abend zu uns, wir haben einen Stieglitz bekommen und auch einen Kreuzschnabel. Willst du nicht auch einen haben?
B. Ach nein! mit diesem Zeug hat man zu viel Wirtschaft. Ich halte mir lieber Hühner, die bringen wenigstens etwas ein. Im vorigen Jahre hatten wir auch ein Rotkehlchen, es ging uns aber bald drauf, deshalb schaffen wir uns solches Zeug nicht mehr an.
A. Gehst du jetzt mit nach Liebau, ich hab' ein Päckchen Taback zu holen.
B. Nein, jetzt habe ich keine Zeit, aber auf den Abend muss ich nach Buchwald gehen und eine Probe Klee zum Vorwerksbesitzer tragen.
A. Habt ihr schon die Kartoffeln herein? Nicht wahr, ihr habt auch noch welche draussen?
B. Ach ja! Wir haben noch zu viel Hafer, und Gerste und Heu draussen, ehe dies nicht herein ist, fangen wir nicht mit dem Kartoffelnherausmachen an; dazu ist auch das Wetter zu schlecht.
A. Nun, es wird wohl wieder anders werden, so kanns doch nicht bleiben, einmal wird es doch wieder schön werden.
B. Ja freilich! Man hofft. Nun lebe gesund.
A. Lebe gesund.

II. Dichtung.

1) Kinderlieder.

Wiegenlieder.

Schlof, Kindla, schlof, eim Gorta giht a Schof,
Uf dam grüna Tammla giht a weisses Lammla.

Schlof, Kindla, schlof, der Voter is a Grof,
Die Mutter is a Battelweib, sie giht ims Dorf und plågt de Leut.

Schlof, Kindla, schlof, der Voter schlacht a Schof,
A schlachts wull mit am Hölzla, dam Kinde zu am Pelzla.

Schlof, Kindla, schlof, im Gorten gihn 2 Schof,
A schworzes und a weisses.

Und wenn dos Kind ne schlofen will,
Kimmts schworze dann und beisst es.

Schlof, Kindla, schlof, der Våter schlacht a Schof, a trät dås Fell nåch Friedeland und keft dam Kind a Wiegaband. Dås Wiegaband trät a uf Brassel; a bringt dam Kind a Masser; dås Masser trät a uf Bulkahåyn und keft dam Kinde en Gengelwåin, doss mer könn eis Kerchla forn. Aus dam Kerchla wieder hem, warn mersch Kindla schlofa len. Honmersch Kindla wull schlofa gelêt, honmersch mit lauter Rislan bestrêt, mit gelba Rislan, mit gelba Klie, kån dås Kindla schlofa, su lange es will.

Nauni, nauni, wo wohnt der Vetter Kranse?
Dort drüben ei dam Hause;
Wu die weissa Geltlan sterza
Und die hübscha Madel scherza.

Reiterliedchen.

1. Malcher wullt a Reiter sein, a hätte kene Mütze.
   Do nåhm de Mutter a Ufatôp
   Und setzt'n Malchern uf a Kôp.
   Reit, Malcher, reit.
2. Malcher wullt a Reiter sein, a hätte kene Spörner.
   Do nåhm de Mutter de Ziegahörner
   Und macht se Malchern å stått Spörner.
   Reit, Malcher, reit.
3. Malcher wullt a Reiter sein, a hätte kene Flinte.
   Do nåhm de Mutter de Ufakrücke
   Und bundse Malchern uf a Rücke.
   Reit, Malcher, reit.
4. Malcher wullt a Reiter sein, a hätte kene Stiefeln.
   Do brucht' de Mutter die Kånna raus
   Und macht dam Malcher Stiefeln draus.
   Reit, Malcher, reit.
5. Malcher wullt a Reiter sein, a hätte kenen Sabel.
   Do nåhm de Mutter 's Kübelscheit
   Und bånds dem Malcher å die Seit.
   Reit, Malcher, reit.
6. Malcher wullt a Reiter sein, a hätte o ke Pfard.
   Do nåhm de Mutter die rute Kuh
   Und setzt a Malcher ubadruf.
   Reit, Malcher, reit.

Reiterliedchen.

(Dasselbe in anderer Form, diese ist gebräuchlicher.)

1. Inser Bruder Malcher, der wullt a Reiter sein,
   Do hått a kenen Helm, do kunnt a kener sein.
   Do nåhm de Mutter a Ufatupp
   Und setzt'n Malchern uf a Kupp.
   :,: Reit Malcher reit! :,:

2. Inser Bruder Malcher, der wullt a Reiter sein,
Do hått a kene Hanschka, do kunnt a kener sein.
Do kåcht de Mutter en Hirschebrei
Und steckte Malchers Hände nei.
:,: Reit Malcher reit! :,:
3. Inser Bruder Malcher, der wullt a Reiter sein,
Do hått a kenen Mantel, do kunnt a kener sein.
Do nåhm de Mutter die Stubathür
Und hing se Malchern hinda für.
:,: Reit Malcher reit! :,:
4. Inser Bruder Malcher, der wullt a Reiter sein,
Do hått a kene Stiefeln, do kunnt a kener sein.
Do brucht' die Mutter die Kånna raus
Und machte Malchern Stiefeln draus.
:,: Reit Malcher reit! :,:
5. Inser Bruder Malcher, der wullt a Reiter sein,
Do hått a kene Spörner, do kunnt a kener sein.
Do nåhm die Mutter die Ziegahörner
Und macht' se Malchern å stott Spörner.
:,: Reit Malcher reit! :,:
6. Inser Bruder Malcher, der wullt a Reiter sein,
Do hått a kenen Sabel, do kunnt a kener sein.
Do nåhm de Mutter 's Têgknâtscheit
Und gåbs dam Malcher å die Seit.
:,: Reit Malcher reit! :,:
7. Inser Bruder Malcher, der wullt a Reiter sein,
Do hått a kene Flinte, do kunnt a kener sein.
Do nåhm die Mutter die Ufakrücke
Und bånd se Malchern nf a Rücke.
:,: Reit Malcher reit! :,:
8. Inser Bruder Malcher, der wullt a Reiter sein,
Do håtte ar ke Reitpfard ne, do kunnt a kener sein.
Do nåhm die Mutter die rute Kuh
Und gåb se Malcher o derzu.
:,: Reit Malcher reit! :,:

Sprüche, Sprech- und Gedächtnisübungen.

Wenn Kinder die Weidenrinde klopfen, um sich daraus Pfeifen zu fertigen, so sprechen sie dabei:

Pfeifla, Pfeifla, gib mer Såft,
Wenn der Bauer Håber råfft.
Råff a nie aleene,
Der Hund, der hôt vier Beene.
Die Kåtze hôt en langa Schwanz,
Pfeifla, Pfeifla, bleib mer ganz.

Sprechübungen.

Die krumme Kåtze tritt die Treppe krumm.

Brendel bäckt gut Brut, gut Brut bäckt Brendel.

Früh' in der Frühe gingen Fischer Fische fischen.

Hier schickt der Herr ein Scheit, ein wohlgeschliss'nes Schleissenscheit und lässt sagen, dass er der beste Schleissenschleisser (oder: der wohlgeschlissenste Schleissenscheitmeister) sei. Sein Bruder sitzt hinter dem Ofen nnd schleisst Schleissen. Er schleisst 166 Schock sechseckige Schleissen.

Zwanzigmal hintereinander sagen: Tannzapfenthee.

Fritz isst frische Froschkeulen, frische Froschkeulen isst Fritz.

Wir Wiener Weiber wollen Wäsche weiss waschen, wenn wir wüssten, wo warmes Wiesenwasser wäre.

Die Grete ging auf Rösners Gesäte,
da kam Rösner mit der Kette zn der Grete
nnd schlug die Grete mit der Kette,
damit sich die Grete mit der Kette
auf Rösners Gesätę verdrehte.

Hier ist der Schlüssel zum Garten, in welchem 3 schöne Mädchen sassen. Die erste hiess Bibiabinka oder Ziep; die 2. Nomiabibiabinka oder Ziepzieriepziep; die 3. hiess Zenkonomiabibiabinka oder Ziepzieriepziepzieriepziep. Da nahm die Bibiabinka oder Ziep einen Stein und warf die Nomiabibiabinka oder Ziepzieriep ans Bein, dass die Zenkonomiabibiabinka oder Ziepzieriepziepzieriepziep hinkte.

Kettenreime.

Wenn der Tupp aber nu a Lôch håt u. s. w.

Es wår a Mån, der hiess Pumpån u. s. w.

Mårne fåhrn mer uf der Uder, ich und mei Bruder
Mei Brnder hesst Fritze, Fritze hesst mei Bruder.
A Schwein is ke Luder, a Lnder ke Schwein.
Do wird meine Prädigt ålle sein.

Ein Bauer schickt den Jockel ans n. s. w.

Lügenlied.

1. In Hambnrg war ein grosses Getümmel,
   Da flogen 6 Ochsen gebraten zum Himmel,
   Man sah sie schon fliegen von Ferne
   Ein Schwabe, der kam und dachte sogleich,
   Es wären Kometen und Sterne.
2. In Hamburg war ein grosser Hahn,
   Der hatte entsetzlichen Schaden gethan.
   Er zertrat eine steinerne Brücke.
   Eine Mücke flog ein Schilderhans um.
   War das nicht ein grosses Unglücke?
3. In Hamburg war ein grosser Lärm,
   Da zogen 12 Ochsen ein Mückengedärm,
   Sie schwitzten wie gebadete Schweine.
   Man spannte sogleich einen Floh davor,
   Der zog den Krempel alleine.
4. Ein Schneider und eine rüstige Laus

Die forderten einander zum Kampfe heraus.
Der Schneider der durft' es nicht wagen.
Er liess sich von der rüstigen Laus
Den Buckel gehörig vollschlagen.

5. Ein Ambos und ein Mühlenstein
Die schwammen bei Spandau über den Rhein,
Sie schwammen ganz langsam und leise.
Ein Frosch der kam und schnappte sie weg
Und schwamm mit ihnen unter dem Eise.

6. Sodann sich noch berichten lässt:
Es sass ein Ochs im Schwalbennest
Mit 70 jungen Ziegen,
Und hätt' ich es nicht selbst gesehn,
So dächt ich, es sind Lügen.

7. Nun sag' ich Euch noch eines bloss:
In Hamburg sind die Flöh' so gross,
Wie hier zu Land' die Ziegen,
Und wenn Ihrs auch nicht glauben wollt,
Ich kann gewiss nicht lügen!

Scherzreime.

Das ist der Daum, der schüttelt die Pflaum', der liest sie auf, der trägt sie heim, der isst sie ganz allein. Die Kinder zeigen dabei auf die Finger einer Hand, vom Daume angefangen bis zum kleinen Finger.

Aller Augen wårten uf de Suppe,
Dås Flêsch steckt noch im Tuppe.
Die Kliesslan, die sein ågebrannt,
De Köchin is dervôgerannt.

Wenn der Kåffee billig is, sein de Weiber fruh,
Sie setza sich fürs Ufalnch an måhla immerzu.

Dar Mond dar schennt (scheint)
Der Waber flennt
Der Spuler giht zum Tanze.

Gestern oms (abends) beim Mondaschein,
Do årberts å der Bricke,
Do hullte der Våter de Kate hem
Mit der Ufakricke.

's kommt a Mänsel, kroch in's Häusel
Es wollt suchen Brot und Kuchen,
Es kroch in's Kämmerle, sucht ein Sämmerle.

Meine Mutter hat Sperlinge geruppt,
Nackend sein se in der Stube rumgehuppt.

Kickerickihån, der (die) N. N. will e (a) Weib (Mån) hån.
Nudel, nudel Leiersack, morgen is a Feiertag.
Nudel, nudel Leiermån, N. N. will en Dreier hån.

Biste biese, gih uf Schulzas Wiese,
Find'st en ala Hutt, wirschte wieder gutt.
Gist a Stückla wetter naus,
Find'st en ala Trietlich, } der Teil vom Webstuhl, auf den mit den Füssen getreten wird.
Wirschte wieder uiedlich.
Gist no a Stückla wetter naus,
Kimst' zu 'm Heffa Stenn',
Tuste wieder flenu'.
Gist uo a Stückla wetter naus,
Fiudst en ala Dracha,
Wirschte wieder lacha.

Reime über Vögel, Käfer uud sonstige Tiere.

Suse, liebe Suse (Susanna), wås råschelt im Struh?
'seiu die klene Gänsla, die hån kene Schuh.
Der Schuster håt Lader, ken Lesta derzu.
Der Schneider hôt Nulda, ken Fåden derzu.

Weuu Mådel pfeifeu an Hühuer krähn,
Do sull ma bedeu a Håls imdrähu.

Käferlied.

Summerkalbla, fliege!
Der Våter is im Kriege,
Die Mutter sitzt im Kämmerleiu
Und is den ganzen Tag alleiu.

Käferlied.

Maikäfer, fliege, der Våter is im Kriege
Die Mutter is ei Pummerlaud, Pummerland is obgebrannt.
Die Kinder sein aleene, brechen Håls an Beene.

Schnecken.

Schnecke, recke deine 4, 5 Hörner raus.
Reckste ue die Hörner raus,
Schmeiss ich dich ei a Gråbeu,
Do frassen dich de Råben.

Bauer, bind a Pudel ån,
Doss a mich ne beissa kån.
Besst a mich, verklå ich dich,
Tauseud Thôler kust es dich.

Stimmen- uud Klangnachahmuugen.

Muh; Mäh; gock gock gock ock Nåst. Wau wau. Bickberwick. Finke: süsse süsse, süsse Bier. Ente: Wåsch, wåtsch. Glockeutou: bim baum; bumm, bumm.

Reime beim Beerensammeln.

Hella, hella Beere, ich hå mei Kannla [1]) leere,
Hella, hella Ziegenrücke, ich hå mei Kannla bodendicke,
Hella, hella Kålb, ich hå mei Kannla hålb,
Hella, hella rute Kuh, ich hå mei Kannla ohne vul.
Hello, hello Ziegenlecke, ich hå mei Tippla bodendecke,
Hello, hello Kålb, ich hå mei Tippla hålb.
Hello, hello Klinkaband, ich hå mei Tippla bis zum Rand,
Hello, hello Stuhl, ich hå mei Tippla vul.
Hello, hello Kober, mei Tippla hôt en Schober.

Kinderspiele.

Anfänge von Liedern, die bei den Spielen gesungen werden: [2])

1. Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Samen aussät.
2. Wir fahren auf der See, wo die Fischlein schwimmen.
3. Thaler, Thaler du musst wandern.
4. Es gehet jetzt der Plumpsack rum.
5. Häslein in der Grube sass und schlief.
6. Es wand ein Mädchen einen Kranz.
7. Wer steht denn draussen vor dem Thor?
8. Im Sommer, im Sommer da ist die schönste Zeit.
9. Ich bin ein Musikante und komm aus Schwabenland.
10. Wir reisen nach Jerusalem, wer reist mit?
11. Einen Sünder zu bekehren, der da sitzt und ist betrübt,
Willst du aus der Mitte treten, ei so rate, wer dich schlägt.
12. :,: Schwesterlein, ach :,: hast soviel Ungemach,
komm doch und sage mir, wer dich erlösen soll, erlösen soll.
13. :,: Der Sandmann ist da :,: er hat so schönen weissen Sand.
14. Es klappert die Mühle am rauschenden Bach.
15. Mariechen sass auf einem Stein.
16. Ringel, Ringel kasten, morgen wêrn wir fasten.
17. :,: Krieche durch :,: durch die goldne Brücke.

Andere, bekannte Spiele sind:

Katze und Maus. — Jakob wo bist du? — Fangschon. — Stübchen vermieten. — Streichein oder Pudel such oder Ringlein einstreichen. — Das Spielen mit Bohnen heisst: Schippen oder Boke; werden Kugeln angewandt, so heisst es: Murmeln.

Abzählverse.

1, 2, 3, 4 's stond a Mannla ei der Thür,
Hot a spitzig Hüttla uffe, und ne guldne Fader druffe,
Schlug die Trummel hinda naus, pinka, panka du bist raus.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 Petrus, Paulus hat geschrieben einen Brief nach

[1]) Statt Kannla wird auch Tüppla gesagt.
[2]) Der vollständige Text dieser Lieder und die Beschreibung der zugehörigen Spiele befindet sich in unseren schriftlichen Sammlungen. Der Raumersparniss wegen werden an dieser Stelle nur die Anfangszeilen mitgeteilt.

Paris, ob der Kaffee fertig ist. Nein, mein Kind, du mnsst noch warten. Geh' ein Weilchen in den Garten. Es schlägt eins, es schlägt zwei, da muss ich in der Schule sein. Komm' ich nicht zur rechten Zeit, so liegt der Stock für mich bereit.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 Steig auf das Dach, steig nicht zu hoch, sonst holt dich der Tod, steig nicht zu flink, sonst holt dich der Wind.

1, 2 Polizei 3, 4 Offizier 5, 6 Alte Hex 7, 8 Gute Nacht 9, 10 Schlafen gehn 11, 12 Doktor helf 13, 14 Bunte Schürzen 15, 16 Raben krächzen 17, 18 geh nach Sachsen 19, 20 geh nach Danzig, Danzig war schon zugeschlossen nnd der Schlüssel abgebrochen, die Franzosen mussten rennen ohne Strümpf und ohne Schnh immerzu nach Frankreich zn.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 Komm' wir wollen Kegelschieben; Kegelschieben nach Berlin, wo die schönen Mädchen blühn; Mädchen sind Wachholderengel; Jnngen aber Gassenbengel.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 Wie hoch steht der Weizen, wie hoch steht das Zuckerhans, Männiken, Männiken komm herans.

2) Jahreslieder.

Sommersingen.

Ich kumm' zu euch zum Summer,
Ich bin a klener Pnmmer,
Lot mich ne zu lange stihn,
Ich muss a Häusla weiter gihn.

Ich bin a klener Pummer,
Gabt mer wos zum Summer.
Ich bin a klener Kenig,
Gabt mer nich zu wenig.
Lnsst mich ne zu lange stihn,
Ich muss a Hänsel weiter gihn.

Ich bin a klener Pummer,
Ich kumm zn Euch zum Summer.
Ich bin ja noch ne går zn gruss,
Drum gabt mer enen Pfafferunss.
Doch bin ich och ne går zu klen,
Drum seid gebaten um noch eu'n.

Rute Rusen, weisse Rusen wachsen uf em Stengel.
Der Herr is schin, der Herr is schin, die Frau is wie a Engel.
Der Herr sitzt uf der Pulsterbank,
A hot den Geldsack ei der Hand,
A wirds sichs wohl bedenken
Und wird mer wull wos schenken.

Die Frau, die giht im Hause rim,
Sie hot ne schine Schürze im
Mit enem seidnen Bande,
Sie is de schinste im Lande.

Schmackostern; vergl. IV, 1.
Maien; vergl. IV, 1.

Advents-, Weihnachts- und Dreikönigs-Spiele und -Lieder.

An einem Abend in der Adventszeit nnd hanptsächlich am Vorabende vom Feste des hl. Nikolaus, also am 5. Dezember, kommt zn den Kindern der Nickel, anch Rnprecht genannt. Er trägt einen nmgekehrten Pelz, grossen Bart, Pelzmütze und hat einen Sack mit Ketten nnd Äpfeln, Nüssen etc., sowie eine Rute bei sich.

In die Stnbe stolpernd, spricht er:

„Holla, holla, ich knmme rei gefålla!
Hirt ihr ne a Sack schnn knålla?
Will sahn ob die Kinder schin fleissig bata und singa.
Do will ich a ne grusse Bürde bringa!
Thnn se aber ne bata und singa,
Do wird a de Rntte um a Hintern rimspringa.
Wenn Ihr ei de Schnle thut gihn,
Bleibt Ihr nf ålla Wega stihn,
Reisst de Blätter ans a Büchern
Und zieht a Lenten a schief Gesicht.
Oll dås nnårtige Pack
Stecke ich ei diesen Sack".

Dreiste Kinder verspotten den Nickel, indem sie sagen:

„Vater nnser, der dn bist,
Schmeiss a Nickel nf a Mist;
Schmeiss'n ock recht weit,
Dås a ganz verschneit!"

Für diese Verspottung springt dann die Rute erst tüchtig um den oben genannten Körperteil herum.

Lied der Hirten am Weihnachtsabend.

Kummt, ihr Hirta, kummt znsåmm,
Ihr herzliebsten Brüder mein.
Weil ihr seid von huhem Ståmm,
Låsst euch nischt entgegen sein.
Mårne warn mer frih anstreiba,
Kener sull derheme bleiba.
Dort wart ihr wås Neues hieren,
Wås ich euch werd jetzt ånfihren.
Do kåm a Mån, a ging nåch Brute,
Do wår ins ålla wuhl zumnte.
A såte: Frent ench ålle!
Zu Bethlehem im Stålle
Is ins dåsjenige Kind geboren,
Ohne dås wir ålle wärn verloren.

Kaschper, nimm ock dn de Flête,
Malcher, dn nimmst de Trumpete,
Balzer, häng du der a Dulzius (Dudelsack) ån
Vårne å dås Knupplnch drån.
Dås Beste hätt ich bal vergassa
's is åck gut, dåss ich drå gedenk.
Der Dudelsåck, a liegt dort driba,
Leg' der'n å die dürra Riba (Rippen)
Leg' der'n nf de Schultern,
Luss a wacker runzeln, pnltern,
Drück de Brummstang' uf a Såck,
Dås a brummt a ganza Tåg.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

Die nächste Sitzung findet **Freitag, den 12. März, Abends 8 Uhr, im Auditorium maximum der Universität** statt, wobei Herr Univers.-Prof. Dr. Otto Hoffmann einen Vortrag über: **Die älteste Religion der Indogermanen** halten wird.

Schluss der Redaction: 1. März 1897.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1897. **Breslau.** Heft IV. № 3.

Inhalt: Patschovsky, Beiträge zur Schlesischen Volkskunde aus dem Liebauer Thal. — Literatur. — Anzeigen.

Beiträge zur Schlesischen Volkskunde aus dem Liebauer Thal.

Gesammelt von **Wilhelm Patschovsky,** Dittersbach bei Liebau i. Schl.

(Fortsetzung.)

Lieder der Hirten am Weihnachtsabend.

II.

1. Was wirds bedeuten, ach höret Wunder,
   Wir haben noch niemals gleichwie jetzunder
   Den Himmel so hell gesehn,
   Und die Sternlein glänzen schön,
   Die Vöglein singen lieblich ohne Schein,
   Die Hirten blasen ihren Ton dabei,
   Weilen sie niemals gethan, blasen sie zur Mitternacht,
   Ein Engel in den Wolken sich thut schwingen,
   Alle Geschöpfe heut vor Freude singen
   Die Ehre sei Gott in der Höh, und Friede den Menschen auf Erden.
2. Ein König ist uns diese Nacht geboren u. s. w.[1]).
3. Jetzt komm her mein Wenzel, zieh an dein Pelzel.
4. Trompeten und Hörner Kasper thut nehmen.
5. Wo bist du, Martin, auch so lang geblieben.
6. Die Barber laufet, sich nicht verweilet.
7. Jetzt kommt die Dora, sie thut Eier tragen.
8. Nun, o schönes Kindelein, du unser Leben.

Dieses Lied wurde vor ca. 150 Jahren hier allgemein gesungen.

III.

1. Was soll es bedeuten, es taget sich schon u. s. w.[1]).
2. Treibs umma, treibs umma die Schäflein für was (fürbass).
3. Ich habe ein wenig von Weitem geguckt.

---

[1]) Hier und im Folgenden sind der Raumersparnis halber nur die ersten Zeilen der Strophen angegeben, die uns handschriftlich vollständig vorliegen. Doch sind uns anderweitige schriftliche Aufzeichnungen dieser und etwaiger anderer zu diesen Liedern gehöriger Strophen sehr erwünscht, da die Texte nirgend ganz übereinzustimmen pflegen. Red.

4. Ein herziger Vater, der stehet auch dabei.
5. So gehet und einnehmet Lämmerlein vom Gras u. s. w.

(Lied aus früherer Zeit. Gedruckt in Hoffmanns schles. Volksliedern Nr. 280.)

IV. Vgl. Mitteilungen II S. 65 und die Anmerkung auf der vorigen Seite.

1. Ob ich gleich ein Schäfer bin u. s. w.
2. Morgens, wenn die Sonn' aufgeht.
3. Meinen Hund das treue Tier.
4. Wenn ich hungrig, durstig bin.
5. Wird mir dann die Zeit zu lang.
6. Ist es Abend, treib ich ein.

Christkindelspiel.

Personen: Der Engel Gabriel, das Christkind, St. Joseph, St. Petrus.

Das Christkind kommt herein:

Ei schön guten Abend, grüss Euch Gott! Ich komm herein in allem Spott,
In allem Spott in allem Schein,
Ich suche fromme Kindelein,
Ich such sie gross, ich such sie klein,
Wie sie hier zu finden sein.
Ei Petrus, wenn du zugegen bist, komm doch auch herein.

Petrus kommt herein:

Petrus, Petrus werd ich genannt,
Die Schlüssel trag ich in meiner Hand,
Die Kron' auf meinem Haupt,
Hat mir Gottes Sohn erlaubt,
Hätt sie Gott mir nicht erlaubt, trüg' ich sie nicht auf meinem Haupt.
Ei Joseph, wenn du zugegen bist, komm auch herein.

Joseph tritt herein:

Plitsch, Platsch, Pladerwisch,
Drausa is mirs doch zu frisch,
War mich ei die Stube packa,
War a Kindern vertreiba dos Lacha,
War sie sacka ei an Sack,
War sie reiba zu Schnupftoback,
War sie stuppa ei die Nåse.
Bin vom Himmel gefålla,
Hob mir a Sack zerknålla,
Ho mir a Porzelan zerschlån
Und muss die Scherbe im Sacke trån.

Christkind:

Ei Petrus, du frommer und getreuer Knecht,
Berichtest mich so eben recht,
Ob die Mädchen und die Knaben
Auch Gottes Wort vor Augen haben.

Petrus:

Ei Christkind, wenn ich dir soll die Wahrheit sagen,
Muss ich über die Kinder klagen:

Des Morgens, wenn sie in die Schnle gehn,
Bleiben sie anf allen Gassen stehn,
Die Bücher thun sie zerreissen,
Die Blätter in die Winkel schmeissen.
Solche Possen treiben sie.

Christkind:
Ei Petrus hättest du mir das zuvor gesagt,
Hätte ich es nicht herein gewagt,
Da hätt ich mir meine Mühe erspart
Und wär gen Himmel gefahren.

Gabriel:
Ei Christkind, sei doch nicht so hart,
Es sind ja Kindelein,
Wie das weisse Wachs so rein.

Christkind:
Ei Gabriel, wenn du thnst bitten,
Komm' ich wieder herein geschritten,
Ich will mich schwenken auf Ross und Wagen
Und will den Kindern schenken viel gute Gaben,
Viel Gaben und Geschenke
Damit die Kinder an uns gedenken.

Gabriel:
Ei Christkind, schwenk dein Körbchen herum
Und beschenk die Mädchen und die Jungen.

Das Christkind beschenkt die Kinder und die andern singen zusammen: Vom Himmel hoch, da komm ich her u. s. w. die beiden ersten Strophen, darauf knieen Alle zur Wiege und singen:
Wir fallen dem Kindlein zn Füssen,
Wir wollen das Kindelein küssen.
Schlaf Kindelein süss, schlaf Kindelein süss.

Christkind:
Ach, Josef mein.

Josef:
Was soll denn sein?

Christkind:
Wo wird des Kindes Wiege sein?

Josef:
Draussen im Stall hat es ein altes Krippelein,
Das soll des Kindes Wiege sein.

Alle singen 3 mal:
Soll ja so sein, soll des Kindes Wiege sein.

Christkind:
Ach Josef mein.

Josef:
Was soll denn schon wieder sein?

Christkind:
Was soll des Kindes Windel sein?

Josef:
Draussen im Stall ist ein altes Hemdelein,
Das soll des Kindes Windel sein.

Alle singen 3 mal:
Soll ja so sein, soll des Kindes Windel sein.
Christkind:
Ach Josef mein.
Josef:
Was wird denn schon wieder sein.
Christkind:
Wo werden des Kindes seine Diener sein?
Josef:
Draussen im Stall hat es ein Ochs und ein Eselein,
Die sollen des Kindes Diener sein.
Alle singen 3 mal:
Die sollens sein, die sollen des Kindes Diener sein.
Christkind:
Ach Josef mein.
Josef:
Was wird denn schon wieder sein.
Christkind:
Ach Josef mein, wiege mir das Kindlein ein.
Josef:
Wie kôn ich das Kindla wiega,
Ich kånn mein' Puckel salber ne biega,
Uf a Summer, wenn wir Håfer binda,
Wart sich mei Puckel vo salber eifinda.
Christkind (schlägt den Josef auf den Rücken und spricht):
Ich werde dir den Puckel biegen.
Alle singen:
Steht ihr Brüder, steht doch auf,
Geht mit mir zugleich hinaus,
Dort wo jene Hirten stehn,
In den Stall nach Bethlehem.
Seht Maria die Jungfrau an,
Und Josef den alten Mann,
Und das kleine Jesulein
Legen sie auf Stroh und Heu.
Adie, adie zur guten Nacht,
Der hl. Christ hat uns bewacht,
Wir können länger uns nicht verweilen.
Wir müssen wieder weiter eilen,
Adie wir müssen scheiden,
Die Zeit will uns nicht reichen,
Adie, wir müssen fort,
An einen andern Ort.

Dreikönigslied.

*) 1. Die hl. Dreikönige sind ausgezogen u. s. w. vgl. die Anm. auf S. 35.
2. Sie kamen vor des Herodes sein Haus.
3. Nach Bethlehem steht unser Vertrauen.
4. Herodes der sprach: „bleibt heute bei mir“.

*) Anfangszeilen der Strophen.

5. Ach nein, ach nein, wir müssen von hinnen
Wir müssen dem Kinde das neue Jahr bringen;
Das neue Jahr! Zu dieser Frist.
6. Herodes der sprach mit trotzigem Sinn.
7. Der Stern stand über dem Hause stille.
8. Das Oechselein und das Eselein.

Hirtenlieder.

Beim Austreiben des Viehes wird gesungen: Horaus, horaus :,:
Beim Weiden: Wedo, wedo :,:
Beim Eintreiben: Horei, horei, hoh :,:

Hütelied.

Brüh, Feuerla, brüh!
Ich hütte gern die Küh,
Ich hütte gern die faula Ziega,
Do kån ich beim Fener liega.
Brüh, Feuerla, brüh!

Soldatenlieder.

Schlachtlied von 1813.

Als Jüngling schon schlug mir die Brust
Ans lauter Lieb und Kampfesfeuer,
Zum Fechten fühlt ich grosse Lust
Und schonte nicht den letzten Dreier.
Endlich kam auch ich dahin,
Als ein Husar ins Feld zn ziehn u. s. w.
(Im ganzen 6 Strophen.)

Soldatenlied.

Mein Bruder zog zum Kriege,
Wiederum ja, ja, juchheirassa!
Mein Bruder zog zum Kriege,
:,: Wer weiss, kommt er zurück :,:
Zu Ostern wollt' er kommen,
Wiederum etc.
Zu Ostern wollt' er kommen
:,: Und er ist noch nicht da. :,:
Die Ostern sind verflossen
Wiedernm etc.
Die Ostern sind verflossen
:,: Und er ist noch nicht da. :,:
Ich stieg wohl auf die Berge
Wiedernm etc.
Ich stieg wohl auf die Berge
:,: Und sah mich um und um. :,:
Drei Bürschlein sah ich kommen
Wiederum etc.
Drei Bürschlein sah ich kommen,
:,: Was bringt Ihr Botschaft mit? :,:
Die Botschaft, die wir bringen,
Wiederum etc.
Die Botschaft, die wir bringen,
:,: Ist traurig und betrübt. :,:
Dein Brnder ist erschossen
Wiederum etc.
Dein Bruder ist erschossen
:,: Mit Pulver und mit Blei. :,:
Wir haben ihn begraben
Wiederum etc.
Wir haben ihn begraben
:,: Mit vieren Offiziern. :,:
Der erste trug den Säbel
Wiederum etc.
Der erste trug den Säbel,
:,: Der zweite das Gewehr. :,:

Der Dritte trug den Kürass
Wiederum etc.
Der Dritte trug den Kürass,
:,: Der vierte seinen Helm. :,:
Wir haben ins Grab geschossen
Wiederum etc.
Wir haben ins Grab geschossen
:,: Mit Pulver und mit Blei. :,:

Wir haben das Grab geschmücket
Wiederum etc.
Wir haben das Grab geschmücket
:,: Mit grüner Rosmari(ei). :,:
Es sang auf jedem Stengelein
Wiedernm etc.
Es sang auf jedem Stengelein
:,: Ein schönes Vögelein. :,:

Es sang vom frühen Morgen
Wiederum etc.
Es sang vom frühen Morgen
:,: Bis in die späte Nacht. :,:

Jägerlied.

Ich bin ein lustiger Jägersknecht,
Ich schiess auch recht,
Schiess auf einen wilden Specht.
Dieser Specht hat goldne Federn.
Wenn ich 'n erwisch
In dem Gebüsch,
Kost's sein Leben.

Was ein Jäger haben soll,
Hab ich schon.
Meine Taschen, die sind voll
Frischen Pulvers. Blei nnd Kugeln
Schiess ich geschwind
Aus meiner Flint
Nach diesem Vogel.

Wir gehen hin nnd her
Mit Gewehr,
Aber es war nichts zu finden
Als da und dort
An jenem Ort
Eine grüne Linde. (Unvollständig.)

Handwerkslieder.

Der Böttcher und das Fass.

Ich bin der Böttcher, ich binde das Fass,
Wohl wird mir vom Binden die Stirne oft nass,
Doch fröhlich und mnnter im Kreise herum
Und dann mit dem Hammer gewandelt rund um.

Lied der Schuhmacher. (Hans von Sagan.)

1. Wachet auf, ihr Schuhmacher all',
Ihr Brüder und Kameraden,
Lasset sehn eure Heldenthaten.
:,: Drum so singen wir mit frohem Schall:
Wachet auf, ihr Schuhmacher all! :,:
2. Hans von Sagan ward er genannt,
Dessen Beine waren ihm abgeschossen;
Seine Fahne schwang er unverdrossen.
:,: Er eroberte das österreichsche Land,
Das dem Kaiser widerstand. :,:

(Folgen noch 4 Strophen, die hier nicht ganz vollständig überliefert sind. Ergänzung erwünscht.)

Lied der Tischler.
Oft streiten sich die Leut' herum,
Wohl um den Wert des Glücks.
u. s. w. u. s. w.

Spott- und Scherzlieder.

Böttcher, Böttcher, bumm bumm bnmm
Dreimal nm die Tonne rum.
Dreimal um a Refa,
Morne wird a tefa (taufen).

Ziege meck meck, die Hosen voll Dreck,
Die Schüssel voll Wanzen, der Schneider muss tanzen.

Schornsteinfeger, schwarzer Bär,
Wirf mir deine Latschen her.
Wirf sie nicht zu weit,
Sonst triffst's ein altes Weib.

O dn schwarzer Feuerriepel,
Gieb mir eine Zuckerditte.
Wenn sie mir nicht schmeckt,
Werf ich sie in den Dreck.

Lirum, larum, Löffelstiel,
Ale Weiber essen viel,
Die jungen können fasten,
Das Brot liegt ja im Kasten,
Das Messer liegt daneben,
Ei welch ein lustig Leben.

Müller, Müller, Mahler, a Mädel kost' en Thaler
A Junge kost' a Reitpferd, das is 1000 Thaler wert.

Liebeslieder.

Wann kommt die frohe Stunde,
Der Augenblick heran,
Dass ich an deinem Munde,
Die Rosen brecheu kann?

Hätt ich dich nie gesehen,
Wie glücklich könnt ich sein,
Doch ach es ist geschehen,
Mein Herz ist nimmer mein.

Du hast es mir genommen,
Behalt es immerhin,
Kein And'rer solls bekommen,
So lang ich leb und bin.

Lass dich nur nicht verführen,
Wenn ich nicht bei dir bin.
Dich soll kein Leid berühren,
Das bleibe stets mein Sinn.

Die Höflichkeit schenk' allen,
Dein Herz behalte mir,
So wirst dn wohlgefalleu,
Der Welt sowie anch mir.

Räuberlied.

Dort in jenem tiefen, tiefen Thale
Steht ein Mädcheu bei dem Wasserfalle.
:,: Sie ist so schön, so schön wie Milch nnd Blnt,
Sie ist von Herzen einem Räuber gut. :,:
(Folgen noch 4 Strophen.)

Gesellschaftslied.

An Lichtenabenden, oder sonstigen abendlichen Zusammenkünften im Gasthause wurde früher folgendes Lied gesungen.

1. A. Gesellschaft, Gesellschaft, ich frage dich.
B. Gesellschaft, Gesellschaft, worum fragest du mich? } Wiederholt sich am Anf. jeder Strophe.
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 1. Morgen allein?
B. Ein Eichhörnerlein!
Alle: Ein Eichhörnerlein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 1. Morgen allein.

2. A. B. } Wie oben.
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 2. Morgen allein?
B. Zwei Hanfvögelein!
Alle: 2 Hanfvögelein, 1 Eichhörnelein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 2. Morgen allein.

3. A. B. } Wie oben.
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 3. Morgen allein?
B. Drei Täubelein!
Alle: 3 Täubelein, 2 Hanfvögelein, 1 Eichhörnelein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 3. Morgen allein.

4. A. B. } Wie oben.
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 4. Morgen allein?
B. Vier Würstlein gebraten!
Alle: 4 Würstlein gebraten, 3 Täubelein, 2 Hanfvögelein, 1 Eichhörnelein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 4. Morgen allein!

5. A. B. } Wie oben.
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 5. Morgen allein?
B. Fünf Finken, welche flogen!
Alle: 5 Finken, welche flogen, 4 Würstlein gebraten, 3 Täubelein, 2 Hanfvögelein, 1 Eichhörnelein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 5. Morgen allein!

6. A. B. } Wie oben.
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 6. Morgen allein?
B. Sechs Hühner gross gezogen!
Alle: 6 Hühner gross gezogen, 5 Finken, welche flogen, 4 Würstlein gebraten, 3 Täubelein, 1 Eichhörnelein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 6. Morgen allein!

7. A. B. } Wie oben.
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 7. Morgen allein?
B. Sieben Hasen in Pfeffer gebraten!
Alle: 7 Hasen in Pfeffer gebraten, 6 Hühner gross gezogen, 5 Finken, welche flogen, 4 Würstchen wohlgebraten, 3 Täubelein, 2 Hanf-

vögelein, 1 Eichhörnelein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 7. Morgen allein!

8. A. } Wie oben.
B. }
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 8. Morgen allein?
B. Acht Fässel guten Wein!
Alle: 8 Fässel guten Wein, 7 Hasen in Pfeffer gebraten, 6 Hühner gross gezogen, 5 Finken, welche flogen, 4 Würstchen wohlgebraten, 3 Täubelein, 2 Hanfvögelein, 1 Eichhörnelein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 8. Morgen allein!

9. A. } Wie oben.
B. }
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 9. Morgen allein?
B. Neun Kühe mit den Kälbern!
Alle: 9 Kühe mit den Kälbern, 8 Fässel guten Wein, 7 Hasen in Pfeffer gebraten, 6 Hühner gross gezogen, 5 Finken, welche flogen, 4 Würstchen wohlgebraten, 3 Täubelein, 2 Hanfvögelein, 1 Eichhörnelein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 9. Morgen allein!

10. A. } Wie oben.
B. }
A. Was verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 10. Morgen allein?
B. Haus und Hof, Rind und Schôf!
Alle: Haus und Hof, Rind und Schôf, 9 Kühe mit den Kälbern, 8 Fässel guten Wein, 7 Hasen in Pfeffer gebraten, 6 Hühner gross gezogen, 5 Finken, welche flogen, 4 Würstchen wohlgebraten, 3 Täubelein, 2 Hanfvögelein, 1 Eichhörnelein verzehrt wohl eine schöne Jungfrau den 10. Morgen allein!

Märchen, Schwänke, Schnurren.

Auf der Spree schwimmt ein Mühlstein, daranf sitzen drei: ein Blinder, ein Lahmer und ein Nackter. Da kam ein Hase über die Spree. Der Blinde sah ihn, der Lahme fing ihn und der Nackte steckte ihn in die Tasche.

Rätsel und Scherzfragen.

Es steht im Acker, es hält sich wacker,
Hat sieben Häute, beisst alle Leute. (Zwiebel.)

Sprichwörter.

Vor Licht und Leuten hat's nichts zu bedeuten. — Wie die Leute, so 's Gezenke. — Jeder Hund hat Aehnlichkeit mit seinem Herrn. — Heiraten ist kein Pferdekauf, Junge sperr die Augen auf. — Mädel seh'n weniger uf a Mån, als uf a Plån. — A guder Håhn wird selten fett. — Früh auf, spät nieder, bringt verlorne Güter wieder. — Lange Haare (Röcke), kurzen Verstand. — Die dümmsten Bauern haben die grössten Kartoffeln. — Wås a Ôs is, bleibt a Ôs. — Die ersten Birnen sein mådig. — Wenn man vom Fuchs redet, ist sein Schwanz nicht weit. — Wenn man im Drecke rührt, do stinkt er. — Ein Narr macht ihrer viele. —

Nachts sind alle Katzen gran, alle Kühe schwarz. — Ma wird alt wie a Haus nnd lernt doch ne aus.

Bauernregeln.

Ein gelinder Jannar bringt Kälte im Febrnar.
Nebel im Januar macht ein nasses Frühjahr.
Zn Lichtmess Sonnenschein, bringt gern mehr Schnee herein.
Sonnt der Dachs sich in der Lichtmesswoche, muss er auf vier Wochen wieder zn Loche.
Mai kühl nnd nass, füllt Scheuern und Fass.
Wenn kalt und nass der Juni war, verdarb er meist das ganze Jahr.
Märzenstaub bringt Gras nnd Laub.
Am Septemberregen ist dem Baner viel gelegen.
Ist der Winter warm, wird der Bauer arm.
Wenn der Bauer Hafer säet nnd es geht dabei der Wind, so wächst viel Unkrant auf diesem Haferfelde.
Regnet es an 7 Brüder, so regnets 7 Wochen.
Regnets an Peter nnd Paul, so regnets dann Mäuse.

Bartolomä, Baner sä'.
Jide, Bauer sä' wieder.
Maria Gebort, Bauer sä' fort.

Morgenrot bedeutet schön Wetter. Abendrot fällt in Kot.
Peter und Pnrzel bricht 'm Korn de Wurzel.
Wenn der Håhn kräht nf'm Mist, ändert sich's Wetter oder es bleibt wies ist.
An Maria Gebnrt ziehn Schwalben nnd Gewitter fnrt.
St. Georg schlägt den glühnicha Pfohl ei de Erde.
Hornig (Jannar)-Truppa, Mea-Zoppa.
Wenn de Gons o Martine nfn Eise giht, giht se zu Weihnachta eim Drecke.
Martin kimmt hinderdrein, treibt Kuh an Kälber ein.
Dem Mai is nischt zu gutt, a setzt 'm Zannpfohl noch an Hntt.
Wenn im Martini noch de Gänse schrein, su is a Beweis, doss se noch ne gebråta sein.
Werde säet nach Michel, braucht weder Sense noch Sichel.
Haben wir an Lichtmess ein Schneegestöber, dann ist ein zeitiges Frühjahr zu erwarten.

Inschriften in und an Haus und Gerät.

Im Hause Nr. 20 zu Dittersbach befindet sich im Hausflur folgende Inschrift an der Wand: Von fremden Flammen verzehrt, durch Gott und Menschenhilfe wieder auferbant.

Inschriften anssen am Hause:

Dies Haus ist mein nnd anch nicht mein,
Der vor mir war, dacht anch, 's wär sein!
Da zog er aus nnd ich zog ein.
Nach meinem Tod wird's grad' so sein.

Lass' alle Neider neiden,
Lass' alle Hasser hassen,
Denn was mir Gott beschieden,
Dass müssen sie mir lassen.

III. Glaube und Sage.

Gespenster und umgehende Tote.

Gespenstische Tiere, Spuck, Aufhucken, Feuermann, Grosser Lenchter, Irrwisch.

An Gespenster nnd nmgehende Tote wird zum Teil noch geglaubt. Vergl. Patschovsky: Die Sagen des Kreises Landeshnt Verl. J. Heisig, Lieban i. Schl. 1893): Der gebesserte Trinker S. 11. Ferner S. 30, 37 etc. Eine Fran erzählte anderen Folgendes: Ein Verstorbener sei ihr fortwährend erschienen; auf den Rat eines Mannes habe sie zn einer bestimmten Stunde beim Grabe des Verstorbenen gebetet, wobei sie sich durch nichts stören lassen durfte, mochte kommen was nur irgend komme. Es erschien bei ihr eine schwarze Henne; dann ging die Frau nach Hause und der Tote erschien ihr nicht mehr.

Spnck nnd Anfhncken sind hier nicht bekannt.

Als die Wiesen zwischen Liebau und Tschoepsdorf noch sumpfig waren, wurden der Feuermann, Grosse Lenchter und Irrwisch beobachtet.

Vergl. auch obengenannte Sagen S. 29.

Alp, Hexen, Zauberer, Wechselbälge.

An das Alpdrücken wird noch vielfach jetzt geglaubt.

Der Alp wechselt gern die kleinen Kinder ans, bringt für ein gesundes ein krankes Kind und dies heisst ein „Wechselbalg". Man schützt sich gegen den Alp durch folgenden Spruch:

Alp, dn bist geboren wie ein Kalb,
Musst alle Wasser durchbaden,
Alle Berge übersteigen
Und alle Gotteshäuser meiden.
(vgl. Mitteilungen III S. 25)

und indem man mit geweihter Kreide über die Fenster und Thüren drei Krenze macht.

Der Alp kommt auch nicht in die Stnbe, wenn man immer die Schuhe so hinstellt, dass die Spitzen nach der Thüre zu gerichtet sind.

Teufel und Riesen.

Riesen vergl. obige Sagen S. 17.

Natur- und Hausdämonen.

Berggeister. Rübezahl ist hier wohl bekannt; dagegen kennt man eine besondere Rübezahlssage nicht. Bergmännlein und Weiblein vgl. obige Sagen S. 21, 32 etc. Venusleute S. 23. Nachtjäger S. 34. Buschweiblein. Wenn die weissen, dichten Nebel im Walde aufsteigen, heisst es: die Buschweiblein ziehn, vgl. auch im Folgenden unter Nebel, Wassermann und Wasserlisse S. 31. Korndämonen (Roggenmutter, wilde

Fran, Mittagsgespenst (przypolndnica), Kornwolf) nicht bekannt. Weisse Fran S. 30 und 37. Popelmann. Mit diesem schenchen Eltern oft die Kinder, wenn letztere sich nicht beruhigen wollen oder ungezogen sind. Granmännel S. 21. Spillahole (Spillalutsche n. s. w.) nicht bekannt. Getreidedrachen und Fenerdrachen (schwarzer Hahn oder schwarzes Huhn) vergl. S. 45 desgl. Hausschlangen nnd -Kröten desgl.

III. Sagen und besondere Vorstellungen von Tieren nnd Pflanzen.
Fehlen.

Von Himmelskörpern nnd Himmelserscheinungen.

Im Monde steht einer, der hat ein Gebund Schoten auf dem Rücken. Weil der Mann die Schoten gestohlen hat, hat ihn der Mond zn sich hinanfgezogen.

Erscheint ein Nordlicht, so entsteht ein Krieg.

Steht ein Stern nahe beim Monde, dann entstcht bald eine Feuersbrunst.

Von Wolkenbildnngen (Schlag- oder Wetterbaum).

Ist der Wetterbaum frei, so wird es schön, steht er mit anderen in Verbindung so regnet es.

Nebel, Wind und Wetter.

Wenn Nebel über dem Walde einzeln schweben, so heisst: es die Buschweibel haben eingeheizt. Geht der Wind sehr, so heisst es, es hat sich jemand erhängt.

Feuer nnd Wasser.
Vacat.

Ortssagen

von Entstehnng und Untergang von Städten nnd Dörfern, von Höfen, Burgen, Klöstern, Gewässern, Bergen, Höhlen, verborgenen Schätzen, Felsen, Steinbildern, Heiligenbildern n. s. w.

Vergl. Patschovsky: die Sagen des Kreises Landeshnt.
Vergl. J. Heisig, Liebau i. Schl.

Die Venedigwiese.
(Ergänzung zu den „Sagen des Kreises Landeshut".)

Eine auf Dittersbacher Feldmark nach Ullersdorf zu gelegene Wiese führt den Namen Venedigwiese. Auf derselben befand sich in früheren Zeiten ein Teich. (Einer anderen Nachricht zufolge waren es drei Teiche nnd zwei Brnnnen.) Dieser Teich diente den Grüssauer Geistlichen, welche im Sommer zn ihrer Erholung zeitweise in Ullersdorf weilten, zur Anfbewahrnng der Fische, also gewissermassen als Fischhälter. In der Mitte des Teiches erhob sich eine Insel nnd auf derselben stand ein Sommerhaus. In dieser ganzen Anlage erblickte man eine Aehnlichkeit mit der Stadt Venedig, darum nannte man den Teich auch Venedig. Der Teich sammt Sommerhans sind längst nicht mehr da, aber der Name übertrug sich auf die Wiese.

Die Wustige.

Ein znm Raben- und Ueberschaargebirge gehöriges nnd bei Lindenau gelegenes Stück Wald heisst die Wustige. Daselbst soll einst ein Dorf

gestanden haben, dessen Bewohner im Jahre 1633 in Folge der Pest sämmtlich gestorben sind. Niemand mochte die verlassenen Wohnstätten mehr beziehen; deshalb verfielen die Gebäude und der Ort verschwand. Das wüste Landstück, das man Wustige nannte, ist später mit Waldbäumen bepflanzt worden.

Haferplan und Kälberstall.

Der nordwestliche Theil vom Hauptstock des Raben- nnd Überschaargebirges gehörte früher zur Scholtisei Dittersbach gr. Der Scholze Güttler lernte in Ungarn die Art von Viehwirtschaft kennen, nach welcher das Vieh während der ganzen besseren Jahreszeit im Freien blieb. Er wollte dies auch in seiner Heimat versuchen. Das Vieh blieb den ganzen Tag und die ganze Zeit im Walde. Damit es auch stets reichliche Nahrung fand, baute er auf einer Waldwiese, die auf einem hohen Berge lag, eine geringe Haferart, die er aus Ungarn mitgebracht, an und am Eingange ins Thal der Liebe errichtete er für das Jungvieh einen Stall, damit es Schutz gegen die Unbill des Wetters und auch zur Nachtzeit habe. Sein Unternehmen hatte nicht den gewünschten Erfolg, darum stellte er die Versuche ein. Noch jetzt heisst der obere Teil des Berges, der jetzt Wald trägt, „Haferplan“, die Wiese aber, wo der Stall stand, heisst „Kälberstall“.

Geschichtliche Sagen.

Ein- und Auswanderung der Bevölkerung. Landplagen.

Als in den Jahren 1633/34 die Pest in hiesiger Gegend herrschte, starben die Menschen in einigen Dörfern fast ganz aus, so z. B. in Ullersdorf, Oppau und Kunzendorf; an diese Begebenheit erinnert jetzt noch eine Gelöbnisprozession, welche von den beiden letztgenannten Orten aus am Hauptfeste der Ullersdorfer 14 Nothelferkirche nach dieser unternommen wird. Vergl. ferner die Wustige S. 46.

Krieg.

Die Tartaren sollen auf dem Galgenberge bei Liebau gelagert haben.

Die Hussiten waren im Jahre 1426 oft in hiesiger Gegend; besondere Gräuelthaten verübten sie im Kloster Grüssau. Einige Offiziere, die sich vor den Hussiten im Ullersdorfer Thalkessel verbergen konnten, erbauten die erste 14 Nothelferkapelle. Vergl. ferner obengenannte Sagen des Kreises Landeshut S. 1, 3, 4, 8, 23, 27, 40, 47, 49, 52.

IV. Sitte und Brauch.

An bestimmten Tagen und Zeiten des Jahres.

Andreasabend (vergl. Mitteilnngen II S. 57—59).

Am Andreasabende wird Blei geschmolzen und in Wasser geschüttet (Bleigiessen); die entstandenen Bleiformen werden entsprechend gedeutet.

An diesem Abende schlendern die ledigen Personen den Schnh von sich; die Spitze des letzteren deutet die Gegend an, in welcher der zukünftige Bräutigam resp. die Braut wohnt.

Am Andreasabend wirft ein Mädchen einen Gegenstand unter die

Hühner: kräht der Hahn, so heiratet der Bursche das Mädchen, an den es beim Werfen denkt; gackern aber nur die Hühner, so heiratet sie unter Jahresfrist noch nicht.

Ledige Personen gehn Abends hinans nnd rütteln an einem Zaun, den Vater und Sohn zusammengesetzt haben; auch müssen Vater und Sohn einen und denselben Vornamen haben. Dabei spricht das Mädchen:

Lieber Zaun ich schüttle dich, lass ein Hündlein wittern sich,
Lass ein Hündlein bellen sihr, hent vor meines Schwieger Thür.

Nach der Richtnng hin, wo ein Hund infolge des Geränsches bellt, heiratet die Person.

Haferkörnchen, glatte nnd mit Häckchen, werden in eine Schüssel mit Wasser gethan. Jedes Körnchen bedeutet eine Person, die glatten weibliche, die andern männliche. Vereinigt sich beim Hernmschwimmen ein glattes mit einem andern Körnchen, so heiraten die beiden Personen sich im folgenden Jahre.

Man denkt sich etwas und greift in ein Bund Schleissenspäne. Zieht man eine grade Anzahl Schleissen heraus, so geht das Gewünschte in Erfüllnng; ist dagegen die Anzahl ungrade, so erfüllt sich der Wnnsch nicht.

Am Andreasabend formen die Mädchen aus Lehm 3 Kügelchen nnd in jede Kugel wird ein Zettel hineingedrückt, auf dem je der Name eines Verehrers steht. Die Kngeln werden in eine Schüssel mit Wasser gethan. Der Zettel, welcher sich znerst von der Kugel löst, bezeichnet den Freier, der das Mädchen bestimmt heiraten wird.

Junge Mädchen legen sich drei Aepfel, von denen jeder mit dem Namen eines Verehrers versehen ist, nnter das Kopfkissen. Erwacht das Mädchen in der Nacht, so greift es nach einem Apfel und isst denselben. Derjenige, dessen Name anf dem gegessenen Apfel stand, heiratet das Mädchen.

Am Andreasabende knieen die jungen Mädchen vor dem Schlafengehen vor ihr Bett nnd sagen dreimal folgenden Spruch:

Hl. Andreas, gieb mir zu erkennen,
Nach welchem Namen ich mich werd' nennen.
Anch zeige mir, dass es sich lehrt,
Zn welchem Stand und Gewerbe er gehört.

Oder: „Hl. Andreas, Meus Deus, gieb mir zu verstehen, gieb mir zu erkennen, nach wem ich mich soll nennen, gieb mir vor meinen Augenschein, wer mein Liebster bald wird sein". Dann erscheint ihnen der Liebste im Traume.

Am Andreasabend denken sich die jnngen Mädchen einen Wunsch und dann gehen sie hinaus vor die Stubenthür und horchen. Sagt jemand im Zimmer im Laufe des Gespräches zufällig zuerst „ja", so geht der Wunsch in Erfüllung. Das letztere ist nicht der Fall, wenn jemand zuerst „nein" sagt.

Adventzeit (vgl. oben S. 34).

Am Anfange der Adventzeit schneiden Jungfranen kleine Zweige (Schnaten) von Kirschbäumen ab nnd setzen sie ins Wasser. Jedes Reis bekommt den Namen eines Heiratscandidaten. Um Weihnachten fangen die Zweige bisweilen an zu blühen. Blühen sie nicht, so heiratet die Jung-

frau auch das nächste Jahr nicht. Blühen Zweige, so heiratet der das Mädchen, dessen Zweig zuerst blüht.

Weihnachten (vgl. Mitteilungen II S. 54 fg.).

Schält man am hl. Abend Aepfel so, dass die Schale ganz bleibt, so bedeutet dies Glück.

Am Weihnachtsabende kommt zn den Kindern das weissgekleidete Christkind nnd bisweilen anch der vermnmmte Rupprecht mit Sack und Rute. Aus dem Sack entnimmt er die Geschenke, mit der Rnte straft er. (Vgl. oben S. 36.)

In keiner Familie fehlt ein Christbaum. Oft wird anch noch „eine Geburt", „ein Krippel", „eine Krippe" anfgebaut nnd mit Lichtern erleuchtet. Der Einbescheerung geht ein von den Kindern gesprochenes Gebet nnd die Absingung eines Weihnachtsliedes z. B. „Ihr Kindlein kommet", „Heilige Nacht", „In mitten der Nacht" oder „O dn fröhliche" voraus.

Nach der Einbescheerung werden Nüsse nnd Aepfel und Pfefferkuchen gegessen, von denen jede Person einige bekommt.

Jeder Anwesende teilt Aepfel in 2 Hälften nnd schenkt jeder anwesenden Person eine Hälfte. Somit erhält jede Person halbe Aepfel nnd teilt solche aus.

Von dem Abendbrot am hl. Abende bleibt der Rest anf dem Tisch stehen, damit das Christkind anch etwas zu essen hat. (Vergl. Mitteilungen I, 11.)

Wird zur Dnnkelheit das Licht angezündet, so bleiben alle Personen, die in der Stube sind, auf ihrem Platz sitzen; die Person, deren Schatten keinen Kopf hat, stirbt im Lanfe des Jahres.

Am hl. Abend werden Nnssschalen zu den Obstbäumen getragen, damit letztere reichlich Früchte tragen.

Am Weihnachts hl. Tage bekommt jedes Stück Vieh eine Brotschnitte mit Salz und in die Schnitte wird der Kern einer Wallnuss gedrückt.

An Weihnachten begrüssen sich die Leute mit folgendem Gruss: „Ich wünsche Euch glückliche nnd gesunde Feiertage nnd den neugeborenen Heiland znm Trost".

Am Weihnachts hl. Tage, sowie überhanpt an allen hohen Festtagen, wird von vielen Personen kein Fleisch gegessen.

Die 12 Nächte.

1. Tag: Sonnenschein am hl. Christtage bedentet ein glückliches Jahr. Am 2. Tage bedentet er für das Jahr Tenerung. Am 3. Tage Uneinigkeit. Am 4. Tage, dass die Kinder die Blattern oder auch die Masern bekommen. Am 5. Tage Gedeihen des Obstes. Am 6. Tage Ueberfluss an allen Baumfrüchten. Am 7. Tage viel Futter zur Viehweide, aber teuren Roggen. Am 8. Tage viel Fische nnd wilde Vögel. Am 9. Tage für den Kaufmann gute Geschäfte. Am 10. Tage viele Gewitter. Am 11. Tage dichte Nebel und Krankheiten. Am 12. Tage Krieg mit vielem Blutvergiessen.

Sylvester.

Kommen die Leute ans der Jahresschlusspredigt, dann werden die Christbäume „angezündet" nnd an die unverhängten Fenster gestellt.

Auch am Sylvesterabend wird Blei gegossen, ähnlich wie am Andreasabende.

Am Sylvester wird abends Grog oder Punsch, Bowle getrunken und zwar bis nachts 12 Uhr. Alsdann gratnlieren sich die Anwesenden.

Nenjahr.

Nenjahrsgruss: „Ich wünsche Euch ein glückseliges, freudenreiches Jahr, beständige Gesundheit, Friede und Einigkeit, ein langes Leben und nach diesem das ewige Leben".

Am Neujahrs hl. Abend wird eine grosse Zwiebel mitten hindurch geschnitten nnd dann werden daraus 12 Schalen gemacht. Nachdem in jede Zwiebelschale etwas Salz geschüttet worden ist, ordnet man die Schalen in eine Reihe und schreibt darnnter die Namen der 12 Monate. Am andern Morgen in der Frühe werden die Schalen besichtigt. Das mehr oder weniger zu Wasser gewordene Salz zeigt nun an, welcher Monat im folgenden Jahre ganz nass oder nur halb nass oder trocken sein wird.

Am 1. Tage des Jahres wird kein Geld ausgegeben, weil man sonst das Jahr über keines hat.

Dreikönigstag.

In früheren Jahren gingen Kinder nnd Erwachsene verkleidet als die hl. 3 Könige in die Häuser und sagten entsprechende Gedichte auf, sangen auch dazwischen Lieder, wodnrch sie Gaben erbitten wollten. Solche Umgänge sind jetzt verboten.

Der Dreikönigstag heisst „das kleine Neujahr". Am Abende wird der Christbaum zum letztenmal „angezündet" und dann geplündert.

Lichtmess.

An Lichtmess wird das „Krippel" „eingerissen".

Fastnacht.

Am Fastnachtdienstag werden an einigen Orten (Dittersbach gr.) Faschingsnmzüge veranstaltet. Verkleidete männliche Personen fahren im Spazierwagen, den Kühe oder Ochsen ziehen, zu Bekannten, nm sich bewirten zu lassen. Am Schlnss findet sich des Nachmittags die Dorfjugend mit den „Faschingsnarren" im „Kratschen" zum Tanze ein.

An Fastnacht essen die Leute Hirse, damit sie das ganze Jahr Geld haben.

An Fastnacht bekommen die Burschen von ihren Bräuten ein Tüchel und Hefeklösse, von denen sie sehr viel essen müssen.

NB. Erinnert an die Gürtelsprenge in Steiermark.

Während der ganzen Faschingszeit werden Bretzel und Pfannknchen gebacken nnd gegessen.

Lätare. (Todsonntag. Sommersonntag.)

In Lindenan bei Liebau wurde früher ebenfalls der Tod ausgetrieben. Letzteren fertigte man aus Papier, malte ihm Gesicht, Hut nnd sonstige Kleidung nnd befestigte ihn an einer Stange. Der Tod wurde bis zn den Lehmgruben getragen und dort von den Begleitern mit Stöcken zerschlagen und dann in die Grube geworfen. Die Todaustreiber sangen bei dem Hinaustragen folgendes Lied:

A Tnd dan hån ber ausgetrieba,
Im Dorfe sein ber liega blieba
Bei a ala Muttern,
Die de halfa buttern,
Bei a ala Weiba,
Die de Kase reiba.
Wir hån a getrieba, wir hån gejåt
Vn Brassel bis ei de Jndenstådt.
Vu Brassel bis ei de Brünna (?)
Zu Jahre warn mern finda,
Do wern bern wull fuls schinda!

Vor ca. 60 Jahren wurde auch noch in Tschöpsdorf und Buchwald der Tod ausgetrieben. An beiden Orten verfertigte man eine Strohpnppe, den Tod. Die Bnchwälder kamen mit ihrem Tod nach Tschöpsdorf. In dem, am Fusse des letztgenannten Ortes gelegenen Todgraben wurde alsdann sowohl der Tod der Buchwälder, als auch der der Tschöpsdorfer vergraben.

In der Morgenstunde des Sommersonntags gehen die Kinder von Haus zu Haus znm Sommer, indem sie die unter II. 2. aufgeführten Lieder singen und Gaben (Bretzeln, Geld, Pfeffernüsse etc.) erbitten. Sie tragen keine Maien.

Brauch aus früherer Zeit. Fünf vom Lehrer erwählte Knaben gingen im Dorfe von Hans zn Haus. Der 1. trug den Tod, eine Strohpuppe, auf einer Stange, die höher war als ein Haus; der 2. trug den Maien oder Sommer, ein geschmücktes Bäumchen; der 3. eine Geldbüchse; der 4. eine lange Peitsche, mit der er fortwährend knallte; der 5. einen Sack. Sie sangen bei den Hänsern:

„Was Fleisch ist, muss verderben,
Der Tod lässt keinen aus,
Allein die Zeit zum Sterben,
Weiss keiner im Voraus.
Die Bösen gehn zur Pein,
Zur Höllenglut hinein,
Die Frommen aber werden im Himmel selig sein."

Bekamen die Kinder keine Gabe, so lehnten sie den Tod an das Hans. Dann starb jemand ans dem Hause. Des Nachmittags wnrde der Tod verbrannt nnd die Asche vergraben.

Palmsonntag.

Am Palmsonntage verschlucken besonders erwachsene Kinder geweihte Palmen, damit sie vor Halsleiden bewahrt bleiben. Geweihte Palmenzweige werden hinter das in der Stube hängende Kruzifix gesteckt.

Georgius (23. April).

Von Georg an bis Michael bekommt das Gesinde Vesper. Daher: Järgetag bringt a Vaspersack. Michel trät a wieder hem.

Gregorins:

Am 30. April werden Rasen vor die Stallthüre gelegt, damit das Vieh nicht behext werde.

In der Nacht des 30. April gehen die Lente „vâlpern“ d. h. sie verüben allerlei Unfug. Heben z. B. Thüren aus, schaffen Gegenstände auf die Dächer u. s. w.

Karwoche.

Die Tage derselben werden genannt: Blaner Montag, gelber Dienstag, krummer Mittwoch (wer an ihm weint, bekommt eine krumme Nase), grüner Donnerstag, Karfreitag, Ostersonnabend.

Am Gründonnerstag gehen die Kinder früh zum Gründornschtich nnd erbitten Gaben, ähnlich wie beim Sommersingen, doch sprechen sie nnr singend die Worte: „Seit gebaten, gabt mer wâs zum Gründornschtich“.

Am Gründonnerstage gehen die Leute vor Sonnenaufgang zum Bach nnd schöpfen, mit dem Gefäss dem Lauf des Wassers folgend, Wasser, das sich gegen alle Arten von Ansschlag bewährt.

Am Gründonnerstage wird zwischen die Finger Honig gethan, damit die betreffende Person vor der Krätze bewahrt bleibe.

Am Gründonnerstage wird Honig, nnd es werden anch Eier gegessen.

Früh, vor Sonnenaufgang, stecken die Lente geweihte Palmen auf die Kornfelder, damit kein giftiger Tan anf letztere fällt nnd Hagel die Ernte nicht vernichtet.

Am Gründonnerstage werden früh künstliche Nester an versteckten Stellen errichtet, nnd in die Nester werden die vom Osterhasen gelegten Eier (richtige, bnnt gekocht, oder von Zucker, Chokolade etc.) gethan. Die Kinder müssen gleich nach dem Anfstehen die Nester suchen.

Am Karfreitag gingen früher die grösseren Schulknaben mit Schnarren im Dorfe herum, um Gaben, besonders Eier, zn erbitten.

Ostern (Schmackostern).

Während der ganzen Dunkelheit in der Osternacht wird fortwährend geschossen.

Frühzeitig am Ostermorgen gehen die jungen Burschen schmackostern, d. h. mit Gerten versehen snchen sie noch im Bett liegende Mädchen zn überraschen und dieselben dnrch Schläge mit der Weidengerte aus dem Bett zu treiben. Dabei werden folgende Worte gesprochen:

Junges Mädchen, lasst Euch peitschen,
Lasst Ench nicht die Flöhe beissen.
Gebt mir einen Osterknchen,
Lasst Ench nicht im Bette snchen.

Schmeckuster im de Fisse, meine Schmeckuster die schmeckt sisse,
„ „ „ Beene, bleib's ganze Jâhr derheme.
„ „ „ Kniee, hots ganze Jâhr kene Flühe.
„ „ a Åsch, wenns wieh thut, do sâsch.
„ „ „ Bauch, dâs is der ale Brauch.
„ „ „ Rücke, hust's ganze Jâhr viel Glücke.
„ „ de Årme, dâss sich Gott derborme.
„ „ a Koop, zerschlâsts 's ganze Johr ken Toop.
„ über de Nâse, do drüber left a Hâse.
„ um die Wanga, wir wern a Hâsa fanga.

Kindern, welche es am Ostermorgen verschlafen haben, wollte man das Osterlämmel zeigen, das bei Sonnenaufgang in der Sonne herumspringt.

Ostergruss: „Ich wünsche Euch glückliche und gesunde Feiertage nnd eine glückselige Anferstehnng zum Trost".

Am Oster hl. Tage werden früh Eier gegessen.

Himmelfahrt. — Walpnrgis. Vacat.

Pfingsten.

Am Pfingstmorgen setzen Freier ihren Liebsten einen Maien.

Auf Häuser, in denen missliebige Mädchen wohnen, werden ausgestopfte Strohmänner gesetzt.

Pfingstgrnss: „Ich wünsche Euch glückliche und gesnnde Feiertage nnd die 7 Gaben des hl. Geistes".

An die Pfosten der Hansthüren werden Birkenreiser oder Reiser von anderen Laubbäumen befestigt.

In Lieban wird von der Schützengilde das Pfingstschiessen abgehalten.

Johannis.

Am Vorabend von Johannis (Johannisabend) werden auf Höhen Johannisfener angezündet. Kinder sammeln schon lange vorher alte Besen, die sie am Johannisfeuer anzünden. Sie schwingen die brennenden Besen und tanzen mit ihnen nms Feuer.

An Johannis wird Johanniskraut geholt. Jede Person im Hause steckt einen Stengel in die Ritze der Balken an der Stnbendecke. Die Stengel grünen oft weiter. Verdorrt ein Stengel bald, so stirbt die Person, welche den Stengel in den Balken gesteckt hat, früher als die anderen.

Am Johannisabend winden junge Mädchen einen Kranz aus nennerlei Blumen. Dann werfen sie den Kranz solange auf einen Banm, bis er an einem Aste hängen bleibt. Sovielmal das Mädchen werfen muss, soviel Jahre mnss sie noch warten, ehe sie heiratet.

Michaelis. Vacat.

Kirmes (mit Totenfeier.)

An Kirmes wird Kuchen gebacken. In den ländlichen Ortschaften wird zweimal Tanzmusik abgehalten. Sonntags fürs allgemeine Publikum und an einem Wochentage (gewöhnlich Dienstag) fürs bessere Publikum. Dienstboten bleiben an diesem Tage, an welchem die Herrschaft zum Tanze geht, zu Hause. In früheren Zeiten wurde die Kirmes noch in grösserem Masse gefeiert, als dies jetzt der Fall ist. Am Kirmes-Montage findet die Totenfeier statt und zwar des Vormittags. Nach dem Gottesdienst (Kirmesrequiem) gehen die jungen Leute ins Gasthaus, nm nnter sich zn tanzen. Nachmittags verkleiden sich die männlichen Personen in einigen Ortschaften (Dittersbach gr.) nnd halten im Dorfe einen Umzug, der im Gasthanse endet. Ortschaften mit Kirchen hängen aus dem Kirchturme die Kirmesfahne heraus.

In früheren Zeiten wurde zur Kirmes auch ein Hahnschlagen veranstaltet. Auf einem Pfahl war ein Brettchen mit 2 Löchern befestigt. Durch letztere wurden die Füsse eines lebenden Hahnes gesteckt nnd unten festgebunden, so dass der Hahn auf dem Brett bleiben musste. Mädchen, denen die Angen verbunden nnd die mit einem Dreschflegel bewaffnet waren, sollten mit letzterem den Hahn erschlagen, wurden aber von den

Burschen meist irregeführt. Nur die schon vorher bestimmte Hahnbraut wurde so geleitet, dass sie den Hahn treffen musste.

Allerseelen.

Am Vorabende von Allerseelen, also am Tage Allerheiligen, werden Abends die Gräber beleuchtet, indem man Lichter oder Laternen mit Lichtern auf die Gräber stellt. Die Gräber werden auch mit Kränzen geschmückt. Auch am Allerseelentage selbst werden die Lichter auf den Gräbern angezündet. An den beiden genannten Tagen besuchen zahlreiche Gläubige die Kapellen des hl. Berges bei Liebau, um ihre Andacht zu verrichten.

Martin.

An Martin werden Martinihörner an Kinder verschenkt.

An Martini oder den folgenden Sonntag wird die „Martinigans" gegessen.

Sonstige Volksvergnügungen.

In der Zeit von Neujahr bis Fastnacht fahren die Leute per Schlitten in die Weinhäuser des benachbarten Böhmens „zum Weine". Gewöhnlich sind es mehrere Familien, die in einigen Schlitten Nachmittags wegfahren und den Abend bei Tanz und Wein sich dort vergnügen.

Am Hauptfeste der 14 Nothelfer, d. i. am Feste des hl. Christophorus, den 25. Juli, kommen Wallfahrer in Prozessionen zur 14 Nothelferkirche in Ullersdorf. (Vergl. Patschovsky, die 14 Nothelferkirche in Ullersdorf bei Liebau i. Schl. Verl. v. A. Stöckel, Liebau.) Nach dem Gottesdienst entfaltet sich zwischen den vielen in Ullersdorf aufgestellten Verkaufsbuden ein Treiben, wie auf einem Jahrmarkte.

In Liebau werden jährlich 3 Jahrmärkte und zwar im Mai, August und November abgehalten. An den Jahrmarktstagen wird in den meisten Gasthäusern Tanzmusik abgehalten.

Die Liebauer Schützengilde hält alljährlich ein Pfingstschiessen ab. Beim Schiesshause sind alsdann Schau-, Schiess-, Paschbuden, Carussels, Schaukeln etc. errichtet, und es herrscht alsdann auf dem Platze sowie in den Gasthäusern (Tanzmusik) und provisorisch errichteten Schankstätten reges Leben.

Am Sonntage Misericordia Domini wird in Grüssau das Josephsfest abgehalten. Nach dem Gottesdienst entfaltet sich vor der Kirche ein ähnliches Volksfest, wie dies vorstehend beim Schützenfest beschrieben worden ist.

Rockengänge und Lichtenabende.

Die ländliche Bevölkerung geht zur Winterszeit jetzt noch zum Rocken und zum Lichten, wenn auch nicht mehr in dem Masse wie früher, als besonders grosse Spinnabende abgehalten wurden. In der längsten Nacht des Jahres wurde die ganze Nacht hindurch, also von Beginn der Dunkelheit bis zum andern Morgen, gesponnen.

Besondere Wochentage, Glücks- und Unglückstage.

Am Montag oder Dienstag finden gewöhnlich die Hochzeitsfeiern statt. Der Freitag gilt als Unglückstag. An ihm wird nichts Wichtiges begonnen.

Fernere Unglückstage sind: der 1. April, der 1. August und der 30. September, Petri Kettenfeier, Valentin und der schwarze Sonntag.
Der Sonnabend und Sonntag sind Glückstage.

2) Im Familienleben.

a. Schwangerschaft.

Diesen Zustand bezeichnet man mit „Schmiedeberger Schürze". Sie hat sich eine Schmiedeberger Schürze gekauft.

Die Schwangere darf aus keinem Topf, überhaupt Gefäss, mit „Schnauze" oder einer Lücke trinken, sonst bekommt das Kind eine Hasenscharte.

Die Schwangere darf kein Fleisch von einem Hahn oder Ziegenbock essen, sonst wird das Kind unzüchtig.

Schwangere dürfen nicht über eine Tischecke sitzen.

Sie dürfen sich auch nichts Hässliches ansehen, damit sie sich nicht „versehen".

Geburt.

Geht die Geburt schwer vor sich, so gehen Leute hinaus, bewahren aber strenges Stillschweigen und beten unter freiem Himmel.

Die Nachgeburt soll verwesen, muss also so vergraben werden, dass sie kein Tier ausscharren kann; geschieht letzteres, so kommt Trübsal über die Wöchnerin.

Schutz der Neugeborenen.

Die Kloppe (grosser, hölzerer Hammer zum Wäsche klopfen, statt des Mangelns) und Besen werden gekreuzt unter das Bett gelegt, damit der Alp das Kind nicht austauschen kann.

Der Mond darf in den ersten 6 Wochen das Kind nicht bescheinen, sonst wird es mondsüchtig.

Regeln für die Wöchnerin.

Die Wöchnerin darf in den Sechswochen nicht allein bleiben.

Die Mutter, welche das Kind selbst nährt, darf dasselbe nicht während der Baumblüte absetzen, sonst bekommt dasselbe sehr zeitig graue Haare.

Die Mutter darf dem Kinde nicht über ein Jahr lang die Brust geben, sonst wird dasselbe unzüchtig.

Eine Wöchnerin darf nie in anderer Leute Häuser gehen und nie in ihrer Stube allein bleiben. Es genügt schon, wenn eine Katze und ein Hund noch da ist.

Taufe.

Während des ganzen Taufganges darf keines von den Paten das Wasser abschlagen, sonst wird das Kind ein Bettnässer.

Die Paten dürfen nicht eher in die Taufhalle treten, bis der Geistliche kommt, sonst muss das Kind Alpdrücken gehen.

Die jüngste Pate (gewöhnlich die Jungferpate) muss das Kind in Backen und Kinn kneifen, dann bekommt es die Schönheitsgrübchen.

Zurückgekehrt von der Taufhandlung, übergiebt die Hebamme der Wöchnerin das Kind mit den Worten: „Einen Heiden trugen wir fort, einen Christen bringen wir wieder".

Die Kleidungsstücke, welche das Kind bei der Taufe getragen hat, sollen an einer hochgelegenen Stelle im Hause anfbewahrt werden, damit das Kind im späteren Leben zu einer hohen angesehenen Lebensstellnng gelangt.

Kirchgang.

Der Kirchgang darf nicht am Freitag stattfinden, weil Kind oder Wöchnerin dann Leiden und Unglück haben.

Der Wöchnerin darf kein Begräbnis begegnen, sonst stirbt sie oder das Kind.

Wenn die Kerze, welche die Wöchnerin in der Kirche in der Hand hält, auslöscht, so stirbt sie.

Geburtstage.

Meist werden hier die Geburtstage mit Glückwünschen und Geschenken gefeiert.

Namenstage.

Namenstage werden nur in kath. Familien gefeiert. Es wird gratuliert, selten nur werden Geschenke überreicht.

b. Geschlechtsreife.

Junge Mädchen, welche die Menstruation haben, dürfen während dieser Zeit keinen Rosenstrauch berühren, sonst geht der Rosenstrauch ein.

Ferner dürfen sie während dieser Zeit nicht Früchte einmachen; denn letztere verderben alsdann.

Junge Mädchen dürfen während dieser Zeit keinen Myrtenstrauch anpflanzen, denn: „Wer Myrten baut, wird keine Braut“ oder wenigstens keine Myrtenbraut.

Menstruiert das Mädchen das erstemal, so muss sie mit dem Wasser, mit dem das Hemd, das beim Einweichen aber nur mit drei Fingern angefasst werden darf, gewaschen worden ist, einen Rosenstrauch begiessen, dann hat sie immer ein schön rotes Gesicht.

Liebeswerben.

Liebesleute suchen sich an einander zu ketten, indem eines ein Stück Zucker unter die Achsel nimmt, dann dasselbe der erwählten Person unbemerkt in den Kaffee gibt. Geniesst die betreffende Person den aufgelösten Zucker mit dem Kaffee, so wird sie der andern treu bleiben.

Brautstand.

Die Braut darf den Bräutigam nicht über das „Kehricht“ gehen lassen, weil sich sonst ein Umstand findet, der den Bräutigam veranlasst, das Verhältnis aufzulösen.

Bringt die Bettfrau dem Bräutigam das Brautfuder, dann liefert sie ihm die Betten nur dann aus, wenn er ein grösseres Geldstück (gewöhnlich einen Thaler) gegeben hat.

Heiratet eine jüngere Schwester vor einer älteren, so muss die jüngere der älteren einen Thaler geben.

Die letzten 3 Tage vor der Hochzeit darf keines der beiden Brautleute für sich allein sein.

Zerreisst der Braut zufällig der Brautschleier, so bedeutet dies Glück.

Am Hochzeitstage zerschneidet die Braut ein Brot in 3 Teile und

steckt in jeden Teil Geldstücke, die einen ungraden Wert (z. B. 99 Pf.) repräsentieren. Die 3 Brotteile werden an 3 arme Witwen verschenkt; dies bringt Glück.

Am Hochzeitstage schneiden Braut und Bräutigam von einem Brote je ein Brautränftel ab, das aufgehoben wird. Dessen Ränftel zuerst vermodert, der stirbt zuerst.

Hochzeit.

Am Abende vor dem Hochzeitstage wird der Polterabend gefeiert. Die erschienenen Gäste werden bewirtet. Dem Brautpaare werden, oftmals von kostümierten Personen, Gedichte aufgesagt und Geschenke überreicht.

Während der Feier werden in dem Hausflur Töpfe so geworfen, dass diese zu Scherben zerbrechen. Je mehr es poltert und je grösser die Menge der Scherben ist, desto grösser wird das Glück des jungen Paares sein, denn Scherben bringen Glück.

Die Pferde, welche bei einer Hochzeit die Wagen ziehen, erhalten als Schmuck an den Scheuledern weisse oder rote Schleifen. Auch an den Peitschen befinden sich solche Schleifen.

Auf dem Brautfuder dürfen Besen, Brot und Salz nicht fehlen, sonst gelangt das Ehepaar nicht zu Wohlstand.

Die Betten werden zipfelig zusammengebunden und liegen oben auf dem Fuder. Die Kuh, resp. die Kühe, welche die Braut mitbekommt, werden geschmückt hinter dem Brautfuder hergeführt.

Am Hochzeitstage muss die Braut den Bräutigam zuerst sehen.

Wenn es der Braut in den Brautkranz regnet, so bedeutet dies Glück und Reichtum.

Das Brautpaar darf nicht mit Schimmeln zur Trauung fahren, sonst wird die Ehe unglücklich.

Die Braut legt sich ein Geldstück in die Schuhe, dann wird sie reich.

Die Braut tritt mit dem rechten Fuss zuerst, das heisst ehe dies der Bräutigam thut, über die Kirchthürschwelle, damit sie die Obergewalt im ehelichen Leben erhält.

Braut und Bräutigam müssen beim Altar so nahe aneinanderstehen, dass niemand zwischen ihnen hindurchsehen kann, dann können andere Leute den ehelichen Frieden nicht stören.

Die Braut soll sich im Backkübel anziehen, damit sie recht häuslich bleibt.

Der Bräutigam darf am Hochzeitstage kein Messer bei sich tragen, weil sonst das Eheband zerschnitten wird.

Bei der Trauung muss die Braut dem Bräutigam auf den Rockflügel knieen, dann bleibt der Mann immer zu Hause.

Wenn zwei Schwestern an einem Tage heiraten, geht es einer gut und der anderen schlecht.

Der Braut wird ein nasses Handtuch um den rechten Arm gelegt, damit sie vor langjähriger Krankheit bewahrt bleibe.

Der Braut legt man einen Entenkringel (d. i. eine geringelte Schwanzfeder von einem Enterich) in den Schuh, damit sie immer das Recht und die Oberherrschaft im Hause habe.

Eheleben.

Der Sonntag nach der Tranung heisst Brautsonntag; an demselben gehen die jungen Ehelente in ihrem Brautstaate gemeinsam in die Kirche.

c. Vorboten des Todes.

Hört jemand an der Wand das Ticken der Totenuhr, dann stirbt eins ans der Verwandtschaft.

Wird beim Säen oder Kartoffelnlegen zufällig ein Beet oder Tammel ausgelassen, so stirbt jemand ans dem Besitztum.

Hört man ein Geräusch, wie das Fallen von Brettern dies verursacht, so stirbt jemand aus dem Hanse.

Ist beim Backen im Backofen ein Brot vergessen worden, so stirbt jemand ans dem Hanse.

Hört man ein Geräusch, wie das Einfallen eines Bretterstosses, so ist dies ein „Anzeichen", dass jemand aus der Verwandtschaft stirbt.

Knrz zuvor, ehe jemand stirbt, verursacht das Handwerksgerät der Tischler ein unheimliches, lautes Geräusch. Es geht mit Säge, Hobel etc. um.

Tod.

Wenn jemand gestorben ist, mnss die Uhr stehen bleiben, es muss ein Fenster geöffnet und der Spiegel verhängt werden, sonst kommt der Tote wieder.

Behandlung der Leiche.

Die Leiche wird mit einem weissen Tuch zugedeckt nnd bei derselben brennt fortwährend ein Licht.

Ist eine Wöchnerin gestorben, so wird bei der Leiche gelassen der Kamm, womit sie gekämmt worden ist und sämtliches Gerät, womit sie für das Kind das Essen herstellte.

Begräbnis.

Jünglinge nnd Jnngfranen erhalten einen weissen Sarg. Jungfern, d. h. jnnge Mädchen mit blossem Kopf und geschmückt mit einem grünen Kränzchen, gehen neben dem Sarge, Kränze tragend und voran trägt ein Mädchen ein Kissen, auf dem ein Kranz mit Schleife liegt. Die Schleife enthält als Aufdruck den Namen des Verstorbenen und einen Spruch resp. Reim.

Die Leidtragenden kondolieren beim Tode einer Jnngfran mit folgenden Worten den Eltern der Verstorbenen: „Ich wünsche viel Glück znm himmlischen Aussatz". Die Träger, welche bei ledigen verstorbenen Personen jnnge Burschen sind, tragen an der Rockklappe eine weisse Schleife.

Ehe der Sarg hinausgetragen wird, wird derselbe dreimal auf der Thürschwelle niedergesetzt und die Träger sprechen dabei: Im Namen Gottes des Vaters etc. Wird dieser Gebrauch ausgeführt, dann kommt der Geist des Verstorbenen nicht wieder.

Die Leiche nimmt allerlei Uebel mit, z. B. verschiedene Krankheiten, wie Zahnschmerz, Gicht etc. oder Hühnerwurzeln etc. Die Betreffenden treten an die Leiche heran und sagen: Bitte schön, liebe Leiche, nnd nimm mir, N. N., (die Hühnerwurzeln, den Zahnschmerz etc.) mit.

Wer ein Mal am Körper hat, kann dies los werden, wenn man mit einer Totenhand darüber fährt und die Bitte um Befreiung ausspricht.

Auch den Zahnschmerz kann man auf ähnliche Weise für immer los werden.

Leichenschmans.

Grabebegleiter werden mit Kaffee und Kuchen bewirtet; oft findet nach der Beerdigung ein „Lêdessen" statt.

Eine „Himmlische Hochzeit" mit grösserer Feier, Tanz etc. ist hier nicht gebräuchlich.

Wiederkehr des Verstorbenen.

Der Glaube an die Wiederkehr der Verstorbenen ist vielfach verbreitet.

Selbstmörder kommen wieder, wenn sie mit kirchlichen oder weltlichen Ehren bestattet worden sind.

Bei der Wiederkehr der Verstorbenen wird besonders ein schwarzer Pudel oder eine schwarze Henne beobachtet.

3) Im Verkehrsleben.

Gruss und Gegengruss.

Von der gewöhnlichen Art abweichende Grüsse sind: Guten Mittag oder kurz: Mittag. Der kath. Gruss: Gelobt sei Jesus Christus. Gegengruss: In Ewigkeit! Amen.

Kinder reden die Eltern mit „Ihr", nicht mit Du oder Sie an, z. B.: Vâter, Ihr sullt a môl reikumm.

Auf dem Lande redet das Gesinde die Herrschaft wie folgt an: Pauer (Pauern), Ihr sullt rauskumm.

Bräuche beim Dienstantritt des Gesindes.

Das Gesinde erhält, wenn es gemietet wird, den Mitgroschen, das Mitgeld.

Knechte und Mägde müssen am „Sterztage" (Umzugtage) von der neuen Herrschaft mit Gespann abgeholt werden.

Abschluss von Verträgen und Käufen.

Nach Abschluss des Vertrages oder Kaufes reichen sich die Contrahenten die rechte Hand, Handschlag, und sagen: „Gott walts" oder „gut Glück". Oftmals muss eine dritte Person durchschlagen.

Auf das Geld, das man am Tage zuerst bekommt, spuckt man.

Derjenige, welcher etwas verkauft hat, giebt den „Leinkauf", d. i. er bezahlt für alle Anwesenden im Gasthause Bier oder Schnaps.

Wird Vieh verkauft, so bekommen die Dienstboten von dem Käufer „Schwanzgeld" d. i. ein Trinkgeld.

Besitzergreifung.

Hat jemand das Kaufsobjekt übernommen, so geben sich Käufer und Verkäufer nochmals die Hand und der Verkäufer sagt: Ich wünsche viel Glück.

Beim Kauf von Häusern wurde früher während der ganzen Zeit, in welcher die gerichtliche Auflassung des betreffenden Grundstückes erfolgte, die Hausthür offen gelassen.

4) Zunft- und Handwerksgebräuche.

Schuhmacher.

Nur bei den Schnhmachern ist es Sitte, dass Meister und Gesellen dieselben Gebräuche haben.

Der Obermeister eröffnet die „Auflage“ wie folgt. Er tritt an die Lade und spricht: Mit Gunst! Dann klopft er dreimal auf den Tisch und spricht: Mit Gunst. Sie werden so gnt sein, Stock nnd Pfeife beiseite legen, die Lade wird geöffnet. Mit Gunst! Wird die Lade geöffnet, dann darf nicht mehr geraucht werden.

Haben die Gesellen Auflage d. i. Zusammenkunft, um die Beiträge zur Bruderlade zn zahlen, so tritt der, welcher aufgerufen wird, mit zugeknöpftem Rocke an die Lade und spricht: Mit Gunst! Auf der Lade steht ein Teller und daneben hat der Altgeselle einen Kreis mit Kreide gezeichnet. Der Zahlende darf die Auflage nicht auf den Teller und nicht in den Kreis legen, sonst kommt das Geld unter die Lade, wird zum allgemeinen Besten der Bruderschaft verwendet nnd muss der Geselle die Auflage noch einmal resp. so oft zahlen, bis er es neben den Teller nnd den Kreis legt.

Tischler.

Ist ein Tischlerlehrling vom Obermeister „frei gesprochen“ worden, so wird der nunmehrige Geselle vom Altgesellen vor offener Lade in die Gesellschaft aufgenommen. Die Gesellen bilden eine Gesellschaft. Die Gesellschaft wird alle 4 Wochen durch den Schaffer (den Boten) zur Auflage d. i. der Entrichtnng von Beiträgen zur Kasse eingeladen. Der Gesellschaft wohnt immer ein Meister, Ladenmeister genannt, bei. Die Kassengelder werden znr Unterstützung fremder Gesellen und zn Unterstützungen in Krankheitsfällen der Gesellschaft verwendet.

Wird ein Geselle zur Gesellschaft aufgenommen, so wird ihm der Willkomm (Becher) vom Altgesellen mit folgenden Worten präsentiert: „Ich kann es nicht nnterlassen, Dir diesen Trunk anznpräsentieren, so wie er mir nnd jedem rechtschaffenen Tischlergesellen anpräsentiert worden ist. Ich trinke auch anf das Wohl aller, die zn Land und Wasser reisen, sowie die auf grüner Wiese speisen. Ich trinke auf das Wohl des Herrn Ladenmeisters und der ganzen Gesellschaft!“ Hiermit überreicht der Altgeselle den Becher dem jetzt erst herbeitretenden, aufznnehmenden Gesellen. Letzterer antwortet: „Dieser Trunk ist mir lieb, die Gesellschaft noch lieber; ich trinke auf das Wohl der ganzen Gesellschaft!“

Schornsteinfeger.

Der wandernde Geselle kommt ohne Stock in die Stube des Meisters nnd spricht, an der Thür stehenbleibend: „Mit Gunst“. Der Meister antwortet: „Mit Gunst verseh ich mich“. Der Geselle sagt: „Ich soll grüssen von allen ehrlichen Meistern und Gesellen von wo ich komme nnd wo ich zuletzt gearbeitet habe“. (Nennt den Ort, wo er zuletzt gearbeitet hat und zeigt seine Atteste vor.)

Meister: „Mit Gunst versehe ich mich“. Der Geselle trägt seinen Namen in das Gesellenbnch ein und erhält ein Geschenk vom Meister und von den Gesellen und zwar wird das Geld auf die Papiere gelegt, wenn der

Meister für den Gesellen keine Arbeit hat. Dann spricht der Meister: „Grüssen Sie mir wieder Meister und Gesellen; ich wünsche Glück zur Reise".

Brauer.

Der einwandernde Geselle spricht in die Brauerei tretend als Einwanderungsspruch: „Gott gebe Glück und Segen herein. Schönen Gruss von Meister und Gesellen aus letzter Werkstatt". Er muss den Stock beim Einwandern vor der Thür lassen und an der Thür stehen bleiben. Meister: „Grüss Gott!" Gesellen sagen: „Grüss Gott College!" Jetzt wird dem Einwandernden Bier gebracht, und derselbe sagt zu Gesellen: „Helf Gott College" und zum Meister: „Mit Gunst und Erlaubnis trink ich auf Ihr Wohlsein Herr Meister!" Hat er ausgetrunken, so erhält er, wenn keine Arbeit zu haben ist, ein Geldgeschenk und spricht als Auswanderungsgruss: „Mit Gunst und Erlaubniss sage ich meinen Dank für erzeigte Ehre und Förderung. Gott gebe Ihnen Glück in Ihrer Werkstatt!" Die Gesellen sagen dem Auswandernden zum Abschied: „Behüt Dich Gott College!"

Schlosser.

Bei Versammlungen eröffnet der Obermeister die Versammlung durch Aufschliessen der Innungslade mit den Worten: „Mit Gunst, dass ich die Macht habe, die Lade zu öffnen". Die Versammlung antwortet: „Mit Gunst!" Wer eine Beschwerde hat, muss sie vor *offener* Lade vorbringen.

Wird ein Schlosser gefragt, ob er ein Schlosser ist, so antwortet er: „Ein Stück davon"; weil der Schlosser nie auslernt.

Müller.

Alle Müllergesellen sind untereinander Brüder und duzen sich. Wandert ein Müllergeselle in eine Mühle ein, so legt er Stock und Bündel auf die Treppe im Mühlhause. Die Müllermeister sagen, dem einwandernden Gesellen die Hand reichend: „Willkommen, Geselle!" und die Gesellen sagen zu ihm: „Willkommen, Bruder!" Darauf sagt der Einwandernde folgendes: „Einen Gruss vom Meister und Gesellen aus N. N. (hier wird der letzte Arbeitsort genannt, damit der Meister erfährt, ob der Wandernde „wasserauf" oder „wasserunter" kommt). Mit Gunst und Erlaubnis und um des Handwerks willen, Herrn Meister, möcht ich angesprochen haben (am Tage z. B.) um Arbeit (oder um ein Geschenk) (des Abends) um Nachtherberge für mich und meine Kameraden". Der Einwandernde erhält das Gewünschte: Geld, Arbeit oder Abendbrot, Nachtquartier und Frühstück. Der Auswanderungsspruch heisst: „Vergelts Gott und behüt Euch Gott für erwiesene Freundlichkeit".

Ortsneckereien.

Die Bewohner von Pätzelsdorf werden geneckt mit den Worten: „In Palsdorf is der Ålp verreckt". Ein Bauer soll gesagt haben, ihm sei ein Kålb verreckt. Durch Verdrehung der Worte ist die erstgenannte Behauptung entstanden.

5) In der Haus- und Feldwirtschaft.

Besondere Bränche beim Pflügen und Säen.

Die Gerste, welche gesät werden soll, darf sich nicht in einem

Mehlsack befinden, weil sie dann nicht „schosst". Die älteren Ackerbesitzer singen beim Pflügen Lieder religiösen Inhalts.

Beim Anfange wird der Same in Kreuzesform gestrent.

Bleibt beim Säen etwas übrig, so darf der Sack, in welchem sich das übrige Getreide befindet, nicht geknüpft werden.

Schntz und Schädignng des Feldes, Flurumgang.

Anf die Kornfelder werden geweihte Palmen gesteckt, um das Feld vor giftigem Thau nnd Hagel zn beschützen.

Damit nicht Mäuse dem Felde schaden, gehen die Lente am Karfreitag zu den betreffenden Feldern und schlagen mit dem Dreschflegel darauf.

Früher gingen die Leute am Gründonnerstage früh zeitig hinans aufs Feld nnd hielten Flurumgang, indem sie ein Brett nnd ein Stück Holz mitnahmen, mit letzterem auf das Brett schlugen und dabei sprachen: „Schlüffel, macht ench raus, enre Zeit ist aus".

Getreide- und Flachsernte.

Kommt eine Person, von der ein Trinkgeld zn erwarten ist, auf ein Erntefeld, so wird die Person mit einem Seil aus Roggen-, Gersten- etc. Stroh oder ans Flachs gebunden, und dieselbe muss sich dnrch Verabreichung eines Trinkgeldes freikaufen. Die Verschnürer sprechen beim Verschnüren: „Wir verschnüren Grafen und Fürsten, wir trinken, wenn wir dürsten, wir trinken Bier und auch Wein, da soll Ihre Gesnndheit anch dabei sein!"

Sonstige Arbeit.

Beginnt der Arbeiter eine Arbeit, so spuckt er sich erst in die Hände, ehe er das Handwerksgerät, Schaufel, Beil etc. ergreift.

Wird das letzte Fuder Dünger hinansgefahren, so schmückt man es mit Blnmen.

Obstbänme.

Obstbänme werden, während es in die Christnacht läutet, mit Strohseilen gebnnden, damit sie reichlich Früchte tragen.

In Nussbäume schlägt man am Weihnachtabende mit Stangen; alsdann tragen sie reichlich Nüsse.

Bienen nnd Hanstiere.

Hat jemand ein Hanstier gekauft, so wird der Gang des Tieres beim Betreten des Stalles (des nenen Besitzers) so reguliert, dass das Tier mit dem rechten Fnss zuerst in den Stall tritt, damit es gut gedeihe.

Stirbt der Besitzer, so wird dies den Bienen gesagt mit den Worten: Der Bienenvater ist tot. Anch den Tieren im Stalle wird der Tod des Hausherrn angezeigt.

Gebränche beim Betreten des Stalles.

Tritt jemand in einen Stall, so sagt er: „Viel Glück herein".

Schntz, Schade und Heilmittel für das Vieh.

Mit geweihter Kreide werden an die Stallthür 3 Krenze gemacht, damit das Vieh nicht verhext werden kann.

War eine Hexe oder ein altes Weib, das als Hexe verdächtig sein konnte, im Hanse, so wird der betreffenden Person eine Hand voll Salz nachgeworfen, damit das Behexen dem Vieh nicht schade.

Wird das Vieh im Jahre das erstemal auf die Weide getrieben, so wird jeder Knh an den Schwanz eine rote Schleife gebnnden, nnd der Kühjunge hat eine solche an der Peitsche, damit das Vieh draussen nicht behext werde. Beim Eintreiben wird das Vieh nnd auch der Kühjnnge mit Wasser begossen.

Schutz- nnd Schadenmittel für Haus nnd Hof.

Geweihte Palmen, oder Birkenreiser von Bäumen entnommen, die am Fronleichnamsfeste bei den Altären gestanden haben, werden in den Gebäuden anfbewahrt, damit der Blitz letzteren nicht schade.

Schwalben, welche an oder im Gebäude nisten, sind gern gesehen, denn in ein solches Gebände schlägt der Blitz nicht.

Anf die Schwelle der Hausthür wird ein gefundenes Hufeisen, mit dem Griff nach innen, genagelt, das bringt Glück.

Bräuche beim Bauen nnd Beziehen des Hauses.

Ist das Gebälk zusammengefügt, so schlägt der Bauherr den ersten Keil znm Verbinden des Gebälks ein, alsdann schlagen auch die übrigen Glieder der Familie Holzkeile ein.

Ist das Gebälk eines Hauses vollständig errichtet, so wird ein Nadelholz-Bäumchen, das oft auch mit bnnten Papierbändern geschmückt ist, an die vordere Seite des Gebälkes befestigt. Anlässlich dieses „Richtfestes" giebt der Banherr einen „Richtschmaus". Der Polier besteigt den obersten Teil des Gerüstes und spricht einen Spruch. Er erhält dann ein Geschenk (Westenfleck, Halstuch oder Geld).

Beim Schluss des zuerst fertig gewordenen Gewölbes (Fenster etc.) wird der Banherr zum Einlegen des Schlusssteines hinzngezogen.

Zieht jemand in ein nenerbautes Haus, so wird znerst ein Christusbild, Brot und Salz, in einem Tuch eingehüllt, in das Gebände getragen, damit die Bewohner des Hauses zu Glück und Wohlstand gelangen.

Anch ein Besen und ein Stiefelknecht werden mit zuerst hineingetragen.

6) Bräuche, die gegenüber den Elementen, dem Himmel und den Gestirnen beobachtet werden.

Beim Gewitter wird eine geweihte Wachskerze, die Gewitterkerze, angezündet.

Steht ein Hans in Flammen, so wird ein Brot ins Fener geworfen, dann greift das Feuer nicht weiter um sich, sondern bleibt auf seinen Herd beschränkt.

Steht ein Hans in Flammen, so soll man darin einen Tisch nmstürzen, damit das Feuer auf seinen Herd beschränkt bleibe.

Fällt eine Sternschnnppe, so mnss man sich geschwind etwas wünschen, denn dies geht in Erfüllung.

Wenn man den Nenmond mit folgenden Worten begrüsst, erhält man innerhalb der Zeit, in welcher der Mond in diesem Viertel steht, ein Geschenk:

„Neumond ich grüsse dich, lass zu, dass mir in diesem Viertel kein Unglück geschieht, sondern gieb mir ein Geschenk".

Junge Mädchen sagen:

Mond du bist glücklich, glücklicher als ich,
Denn du siehst ihn (den Geliebten) und ich seh ihn nicht.
Einst war ich glücklich, glücklicher als du,
Denn er küsste mich und du sah'st nur zu.

V. Weissagung, Zauber, Volksheilkunde,

soweit sie nicht schon unter III und IV behandelt sind.

1. Allgemeines über geeignete Zeiten, Orte, Gegenstände u. s. w.

Geeignete Zeiten sind: der abnehmende und zunehmende Mond. Ferner gewisse Tage im Jahre z. B.: Osternacht, Karfreitag; der 1. Mai ist für Zaubereien der wirksamste Tag.

Geeignete Orte sind: Bäche und Flüsse.

Ein geeigneter Gegenstand zu Zaubereien ist das Liebstöckel, eine Pflanze, welche in Gärten angepflanzt wird. (Liebstöckel: Levisticum officinale Koch.)

Personen, welche Geister zitieren und „verbähnen" können, haben die schwarze Schule durchgemacht.

2) Vorbedeutungen.

Wenn man das erstemal im Jahre den Kuckuck schreien hört und man hat Geld bei sich, so hat man das ganze Jahr Geld.

Junge Mädchen müssen genau zählen, wie viel mal der Kuckuck den Ruf ertönen lässt, wenn sie ihn das erstemal in dem Jahre schreien hören, denn so oft er Kuckuck schreit, so viel Jahre müssen sie noch warten, bis sie heiraten werden.

Begegnet einem bei einem wichtigen Gange zuerst ein altes Weib, so hat man Unglück; Kinder aber bringen Glück.

Kinder, welche Läuse haben, sind gesund.

Wer im nüchternen Zustande niest, dem steht ein Glück bevor.

Krümmert's rechte Auge, sieht man noch etwas gern, krümmert's linke, wird man etwas nicht gern sehen.

Krümmert der rechte Handteller, nimmt man Geld ein, krümmert der linke, muss man Geld ausgeben.

Sprechen zwei zu gleicher Zeit ein Wort, so ist derjenige, der bald darauf hereinkommt, verliebt.

Begegnet man Schweinen, so muss man 3 mal nicken, dann hat man Glück.

Wernickel sind gesund! sagen die Leute.

Wenn 3 Lichter brennen, ist eine Braut in der Stube.

Wenn der Montag gerät, verdirbt die ganze Woche.

Das Vieh darf nicht belobt werden, sonst gedeiht es nicht.

Ein Messer darf nicht auf dem Rücken liegen, sonst entsteht Streit.

Wer Salz verstreut, muss weinen.

Wenn eine ledige Person die Butter anschneidet, so muss sie noch 7 Jahre mit dem Heiraten warten.

Letzteres ist auch der Fall, wenn eine ledige Person über einer Tischecke sitzt.

Schwalben bringen Glück ins Haus.

Wenn sich die Katze wäscht, kommt Besuch.

Läuft eine Katze oder ein Hase über den Weg, so hat man Unglück; spuckt man aber dreimal über die Uebergangsstelle oder wirft einen Stein darüber, dann wird das Unglück behoben.

Wenn Hunde auf ein Haus zu heulen, so stirbt jemand oder es entsteht ein Feuer.

Nadeln oder Messer darf man nicht wegschenken; sie vernichten die Freundschaft. Wer eine Nadel annimmt, darf sich nicht dafür bedanken.

Träume.

Träumt man von Kuchen, so wird man krank.

Träumt jemand von Zähnen, so stirbt eines aus der Verwandtschaft.

Träumt man von weissen Federn, so bedeutet das Glück.

Träumt einem von Geistlichen, so bekommt man Streit.

Grosses Wasser bedeutet Krankheit.

Wenn jemand von einer Grube träumt, so tritt in Kürze ein Todesfall ein.

Weissagen und Loswerfen.

Geweissagt wird durch Kartenlegen. Die Kartenlegerinnen werden sehr oft in Anspruch genommen.

Orakel.

Liebesleute orakeln mit der Hundskamille, indem sie ein Blatt nach dem andern herausreissen und sprechen: Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein Bischen, klein wenig oder garnicht.

3) Heil- und Gesundheitsmittel.

Messen.

Derjenige, welcher sich unwohl fühlt, lässt sich messen, um zu erfahren, ob er ernstlich krank sei, ob er das Mass verloren habe oder geschwungen [1]) sei. Der zu Messende legt sich mit dem Rücken auf die Diele und streckt die Arme seitwärts aus. Dann wird mit einem Faden gemessen vom Kopf bis zur Verse des rechten Fusses. Dann wird gemessen vom Mittelfinger der einen Hand bis zu dem der andern Hand. Dieses Mass der Breite muss gleich sein dem Masse der Länge; ist dies nicht der Fall, so ist die Person krank, sie hat die Abzehrung, hat's Mass verloren, ist geschwungen. Um solche Personen zu heilen, müssen sie gesehnt werden. Wer das Mass hat, ist gesund.

Sehnen.

Derselbe Faden, mit dem gemessen worden ist, wird ohne abzusetzen hintereinander straff angehalten vom Kopf bis zur Zehe, über die Brust,

[1]) geschwungen = geschwunden.

über rechten, linken Arm, wieder über Brust, Leib, Beine. Bei jedesmaligem Anhalten des Fadens wird untenstehender Spruch gesagt und das Kreuzzeichen gemacht.

„N. N. (Vorname der Person, welche gesehnt wird), ich sage dir, nimm zu an Fleisch, Mark, Bein und Blut, wie es der Mond am Himmel thut.

N. N. (wie oben) ich sags der hl. Dreifaltigkeit, Gott, Vater etc."

Das Sehnen wird nur bei zunehmendem Mond vorgenommen.

Durch den Baum ziehen. Nicht bekannt.

Verspinden und sonstige Sympathiemittel.

Das Verspinden ist hier nicht gebräuchlich.

Sympathiemittel sind folgende im Gebrauch:

Das Badewasser der Kinder muss über Nacht in der Wanne stehen bleiben, sonst wird das Kind, welches darin gebadet worden ist, krank.

Bekommt ein Kind die Krämpfe, so soll man es beim Ofen ins Kehricht setzen und ihm den Braut-Cylinder des Vaters aufsetzen.

Mittel, Hühneraugen (das sind Warzen an den Händen) zu beseitigen:

Wird Brot gebacken, so nimmt man etwas weiches, heisses Brot, macht mit demselben über das Hühnerauge das Kreuz und wirft dann das Brot einer „schwarzen Henne" vor. Frisst die Henne das Brot, so verschwinden auch die Hühneraugen.

Oder: Von den Maiblumen wird die Wurzel ausgegraben und deren weisser Saft auf das Hühnerauge gedrückt, dann wird die Wurzel wieder vergraben. Wenn letztere verfault, so geht das Hühnerauge weg; wenn sie aber weiter wächst, wächst auch das Hühnerauge weiter.

Oder: Das Hühnerauge (d. h. die Warze) wird mit einem Zwirnfaden solange unterbunden, bis es abfällt. Diese abgetrennte Warze packt man in Papier und wirft dies auf den Weg. Wer zuerst darüber geht, bekommt die Warze.

In der Geldbörse etc. haben die Leute eine Glücksnuss.

Bekommt jemand am Tage das erste Geld, so wird darauf gespuckt, denn dann kommt man nicht in die Lage, es ausgeben zu müssen.

In der Geldbörse muss stets ein „Heckpfennig" bleiben, damit man immer Geld hat.

Gehen die Leute in den Wald, so reiben sie Füsse oder Schuhe mit Liebstöckel ein, um vor dem giftigen Biss der Kreuzotter sich zu schützen.

Wenn sich die Leute am Freitage die Fingernägel abschneiden, bekommen sie keine Zahnschmerzen, oder nach anderer Meinung geht es der Person die ganze Woche gut.

Um sich vor Zahnschmerz zu bewahren, muss man sich nach dem Waschen immer zuerst die Hände abtrocknen und dann erst das Gesicht.

Besprechungsformeln.

Versprechen des Blutes.

Es kamen drei hl. Frauen
Früh Morgens im Taue,
Sie suchten unsern Herrn Jesu Christ,
Der von den Toten auferstanden ist.

Das Blnt soll stehen in Natnr, bis er wird kommen zn richten die Lebendigen nnd die Toten. Das gebe nnd helfe dir Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der hl. Geist. Amen".

Versprechen der Rose.

Die Rose zog durchs Land,
Da begegnet ihr Jesus, der Heiland.
Er sprach: Rose, dn sollst nicht brechen,
Rose, du sollst nicht stechen,
Rose, du sollst nicht brennen,
Rose, du sollst vergehen.

Das gebe und helfe dir etc.

Versprechen der Mattigkeit in den Gliedern.

Das Fleisch, das ich angreif, das schwindet,
Gott gieb, dass es nicht schwindet,
Dass es zunehme an Mark nnd Bein, an Fleisch nnd Blnt,
Gleich wie's der nene Mond am Himmel thnt.

Das helfe dir etc.

Diese letztere Formel hat aber nnr Wirkung an den drei ersten Tagen im Neumonde.

Vertilgen der Haderläuse.

Man nimmt drei von den Läusen nnd geht in der Dämmerung zu einem fliessenden Wasser nnd spricht: „Wasser, ich komm zu dir, meine Läuse bring ich dir, sei so gut, nimm sie mit dir".

Zahnwehversprechen.

Petrus stand nnter einer Eiche und war tranrig; da kam der liebe Herr gegangen und sprach: Petrus, warum bist du so tranrig? Petrus sprach: Warum soll ich nicht tranern, meine Zähne im Mnnde wollen mir alle verfaulen. Der Herr sprach:

Gehe hin in den Grund,
Schöpfe Wasser in den Mund,
Spucke es wieder in den Grnnd,
Da werden deine Zähne alle gesund.

Dazn verhelfe dir etc.

Versprechen von sonstigem Schmerz.

Himmel und Erde steht,
Sonne nnd Mond vergeht,

das was ich angreife, deine Schmerzen sollen auch vergehn, dazn verhelfe dir etc.

4) Schutz- und Schademittel.

Symbolische Handlungen.

Ueber Kinder darf man nicht hinwegsteigen; auch dürfen Kinder nicht durchs Fenster, durch die Beine, unter den Wagen kriechen, sonst bleiben sie klein, gedeihen überhaupt nicht.

Kinder dürfen nicht mit dem Besen geschlagen werden, sie werden sonst mager.

Läuft ein Kind mit nur einem Schuh oder Stiefel und mit dem andern Fuss in den Strümpfen oder barfuss, so verliert es das Mass.

Beschwörungen.

Vgl. S. 45.

Geschriebene Segenssprüche, Himmelsbriefe und sonstige Amulette.

Zu den geschriebenen Segenssprüchen gehört der Tobiassegen.[1]) Wer diesen bei sich trägt, der überwindet alle Feinde, kann in Gefahr nicht umkommen, ist sicher vor Zauberei, Hagel, Blitz, Donner, Wassersnot und Strassenräubern. Alles, was diese Person anfängt, endet gut; sie hat Glück beim Kauf und Verkauf.

Zu den Himmelsbriefen gehören die sieben Himmelsriegel,[1]) die Schutz und Hilfe gewähren bei allen Krankheiten, besonders bei ansteckenden Seuchen, sowie in Todesgefahr. Die sieben Himmelsriegel sind Betrachtungen aus dem Leben und Leiden Christi, die (der Sage nach) ein Engel einem Einsiedler, auf Pergament geschrieben, überreicht hat.

Als Amulette tragen die Leute eine Schnur bei sich, die sie um das Handgelenk binden, damit sie die Kräfte nicht verlieren.

Kleinen Kindern werden ebenfalls Bändchen um die Handgelenke gebunden, sogenannte Beschreibändchen, damit es ihnen nicht schade, wenn sie von anderen belobt werden.

Welche gedruckten Zauberbücher, Traumbücher u. s. w. sind im Umlauf?

Das wahre Egyptische Traumbuch. Neueste Auslegung aller Träume von M. Cantini. Hainichen in Sachsen. Druck u. Verl. v. C. Hoffmann.

Ausführliches Traumbuch. Verl. C. A. Hager, Chemnitz.

Neuestes, vollständiges Traumbuch. Alphabetisch geordnet und abgefasst v. Anastasius Lauber. Verl. nicht angegeben. Durch dieses Traumbuch erfährt man die Ziffern, die in der Lotterie gewinnen.

Neuestes Traumbuch. Erklärung sämmtlicher Träume nach altbewährter Erfahrung. Reutlingen. Druck und Verlag von Ensslin und Laiblin.

Grösstes und vollständiges illustrirtes Universal-Traumbuch nebst einem vollständigen Planetenbuch und allen die Lotterie betreffenden Erklärungen und Tabellen. Wien und Leipzig. Verlag von J. Neidl.

Das Buch der Träume. 11. verb. Aufl. München. Verl. F. Braubeck.

Traumbilder und ihre Deutung. Traumlexikon in Versen. 3. Aufl. Leipzig. Verlag G. A. Kaufmann.

Das Glück im Spiel von A. Herrmann. Berlin. Verlag Eduard Rentzel.

---

[1]) Je ein Exemplar dieser Flugblätter hat Herr Patschovsky der Bibliothek unserer Gesellschaft geschenkt. Red.

VI. Hausbau und Volkstracht.

Eigentümlichkeiten derselben und Unterschiede vom Nachbarort. Zeichnungen sehr erwünscht.

Hausbau.

Allgemeines.

Alle aus älterer Zeit stammenden Gebäude der ländlichen Ortschaften sind einstöckig, stehen frei für sich und werden durch den Garten von den Nachbarhäusern getrennt. Die Vorder- oder Hauptfront ist nach dem Dorfbach oder der Strasse zu gerichtet. Vom Grase- und Obstgarten ist ein direkt beim Hause gelegenes Stückchen umzäunt und als Blumen- und Gemüsegarten eingerichtet. Oftmals steht vor dem Hause ein Laubbaum, unter dessen gewaltigem Kronendach eine Bank angebracht ist. Befindet sich in der Nähe des Hauses eine Wasserquelle, so ist diese zu einem Brunnen erweitert und mit einem hölzernen Brunnenhäuschen mit Schleppdach überdeckt. Zumeist versorgen aber Saugpumpen mit hölzernen Röhren die Gehöfte mit Wasser. In katholischen Ortschaften sieht man oft beim Hause ein grosses hölzernes Kreuz, zu dessen beiden Seiten Laubbäume stehen. Kreuze aus Eisen und auf einem Steinsockel stehend, sind meist mit einem Zaun umgeben, und innerhalb des letzteren werden neben und vor dem Kreuz Rosenbäumchen und andere Blumen angepflanzt. An der Vorderseite des Kreuzes ist eine Laterne befestigt, welche bisweilen des Abends durch eine Oellampe erleuchtet wird.

Gehöfte mit ganz geschlossenem Hof bilden nur die Vorwerke (Buchwald), Lehngüter (Michelsdorf) und Scholtiseien (Tschoepsdorf, Blasdorf), alle übrigen Gehöfte sind offen. Bauergüter sind dadurch kenntlich, dass beim Wohnhause noch eine, zumeist hölzerne Scheuer mit Stroh (Schauben) oder Schindeln gedeckt, und zwar vielfach im rechten Winkel zum Wohnhause steht. Das Wohnhaus des Bauern beherbergt unter einem Dach auch den Kuh- und Pferdestall; nicht selten ist noch eine hölzerne Remise angebaut. Im Hofe vor dem Stall liegt, von letzterem durch einen mit Steinplatten gepflasterten Gang getrennt, der Düngerhaufen in der Düngergrube. — Das Haus des Gärtners und Stellenbesitzers enthält unter einem Dach: Wohnraum, Stall und Scheuer in angegebener Reihenfolge (von links nach rechts; das Gesicht der Hauptfront zugewendet). Das Gebäude des Häuslers weist nur Wohnraum und Stall auf; letzterer fehlt sogar oftmals. Zuweilen ist an die Gebäude ein hölzerner Schuppen angebaut, der Anseite genannt wird. Grössere Wirtschaften haben einen Keller; dieser fehlt bei kleineren Wirtschaften und wird durch ein Gewölbe ersetzt.

Die Gebäude haben ein aus Bruchsteinen gemauertes Fundament, das etwa $^1/_2$ m über den Erdboden hervorragt, Wände von Schrotholz, (kleinere Teile sind auch bisweilen aus Steinen oder Ziegeln errichtet), ein Dach mit Schauben und Schindeln oder nur mit Schindeln gedeckt. Vorn am Dach befindet sich zuweilen ein hölzerner Aufbau, Heuschlag genannt, weil durch ihn das Heu auf den Boden befördert wird.

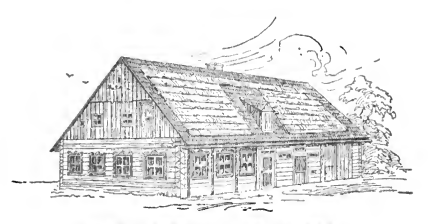
Specielle Beschreibung eines Normalhauses.
(Gärtnerstelle.)

Sehen wir auf die Hauptfront zu, so liegt links vorn die Wohnstube (A)

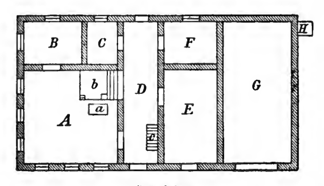
mit je 2 oder 3 Fenstern an der Hauptfront und drei Fenstern an der linken Giebelseite. Der Raum hinter der Wohnstube ist in zwei ungleiche Hälften geteilt. Die grössere Hälfte beansprucht die nach der linken Giebelseite zu gelegene, einfenstrige Neben- oder Schlafstube, Alkove (B) genannt, und die kleinere Hälfte, die rechts von der Alkove liegt, ist als Gewölbe (C) eingerichtet, welches den fehlenden Keller ersetzt. Rechts von den Wohnstubenfenstern an der Hauptfront führt die einflügelige Hausthür in den Flurgang (D), der die ganze Breite des Hauses einnimmt und von dem man durch die an der Rückseite des Hauses befindliche, der Hausthür gegenüberliegende Hinterthür wieder aus dem Hause tritt. Vom Hausflur aus führt links zuerst eine Thür in die Wohnstube, hinter der Stubenthür befindet sich im Flur die vertiefte Einfeuerung für den Backofen (b) und dahinter gelangt man vom Hausflur aus in das Gewölbe. Rechts am vordersten Teile des Hausflurs führt eine hölzerne Treppe (c) auf den Boden. Die Treppe ist nach dem Flur zu mit Brettern verschlagen und wird durch eine Thür verschlossen, die unten ein Loch hat, damit die Katzen hindurchkriechen können. Rechts vom Hausflur befindet sich vorn der Stall (E), der $^2/_3$ der ganzen Hausbreite einnimmt und zwei Eingänge besitzt und zwar einen vom Hausflur aus hinter dem Treppenaufstiege und einen vorn an der Hauptfront. Hinter dem Stall liegt rückwärts ein Vorratsraum (F) für Kohle, Gerät etc., in den man durch eine Thür rechts vom hinteren Teile des Flures gelangt. Rechts vom Stall befindet sich die Scheuer (G), welche so breit, wie das ganze Haus ist und eine Tenne von Lehm oder Holz, aber keinen Bansen hat. An der rechten Giebelwand des Hauses, an die Scheuer anstossend, hat der Abort (H) seinen Platz erhalten, sofern er nicht neben der Düngergrube errichtet worden ist.

Unter dem Dach liegen an der linken Giebelseite u. zw. über der Wohnstube, der Alkove und dem Gewölbe drei Kammern. Die mittlere, die grösste, ist mit Brettern verschalt und besitzt zwei Fenster, welche kleiner als die Wohnstubenfenster sind. Diese Kammer dient als Schlafraum für ältere Kinder und als „gute Stube", denn hier stehen Glasservante mit den Hochzeitsgeschenken, Schränke „mit dem guten Zeug" d. h. den Sonntagskleidern und Truhen, wohl auch ein Sopha. Ueber der grossen Kammer befindet sich der Taubenschlag oder Taubensöller. Von den beiden Nebenkammern, die rechts und links von der grossen Kammer liegen und die als Decke das schräge Dach haben, dient eine als Schlafraum für die Dienstboten und die andere als Schüttboden zum Aufbewahren des Getreides. Ueber dem Stall lagert das geerntete Heu und über der Scheuer das Getreide, welches durch eine Oeffnung am Fussboden hinab in die Scheune geworfen wird.

Das Fundament, welches $^1/_2$ m über dem Erdboden hervorragt, ist aus Bruchsteinen hergestellt. Die Wände bestehen aus Schrotholz, dessen 2 oberste Balken an den Enden vorstehen und sich kreuzen. Die Räume zwischen den Balken sind mit Werg verstopft und Kalk verschmiert. Während die Balken zumeist weiss oder gelb getüncht sind, erhalten die Streifen der Fugen eine dunklere Farbe, bei weiss, gelb oder schwarz; bei gelb, schwarz oder blau. Die verhältnissmässig kleinen Fenster der Wohnstube haben nur 4 Scheiben, davon ein Schubfenster von der Grösse einer Scheibe. Aussen haben die Fenster eine verzierte Verkleidung, die samt



Totalansicht eines Normalhauses (Gärtnerstelle).



Grundriss.

A Wohnstube. *B* Alkove. *C* Gewölbe. *D* Hausflur. *E* Stall. *F* Vorratskammer. *G* Scheuer. *H* Abort. *a* Ofen. *b* Backofen. *c* Bodentreppe.

den Rahmen weiss, grün, blau oder rot angestrichen ist. Bisweilen haben aber Verzierung nnd Rahmen verschiedene Farben. Im Winter bringt man aussen längs der Rahmen schmale parallellaufende Brettchen an, die mit Moos ausgefüttert werden. Die Hausthür ist einflügelig, wohl meist mit Schloss nnd Klinke versehen nnd rot gestrichen nnd hat nur selten eine Vorthür (Gatter) von halber Thürhöhe. Oftmals sind die Stallwände massiv, bisweilen aber nur aus Schrotholz errichtet. Die hölzerne Stallthür wird innen durch einen grossen Holzriegel verschlossen. Ueber der Thür befindet sich ein kleines Fensterchen und vor derselben ein Gatter, das den Stall absperrt, wenn die eigentliche Stallthür behufs der Lüftung geöffnet ist. Als Verschluss für das Gatter dient ein anf letzterem angebrachter, federnder Hebel, der in einem nach nnten gekehrten, am Thürpfosten befestigten Hacken eingreift. An der vorderen Stallwand befinden sich zn beiden Seiten des Fensters über der Thür Fenster, welche ziemlich breit aber nur wenig hoch sind. An dem unteren Theile der vorderen Stallwand befindet sich ein durch ein Holzthürchen verschlossenes, kleines, viereckiges Loch, durch das der Dünger ans dem Stall herausbefördert wird. Die Teile der Vorderwand, die sich zn beiden Seiten des Scheunthores befinden, sind oftmals massiv. Das Scheunthor ist aus Holz gefertigt und zweiflügelig nnd enthält noch eine kleinere, durch ein Vorlegeschloss verschliessbare Thür, während das Thor selbst von innen mit einem Holzriegel verschlossen wird.

In der nicht zn hohen Wohnstnbe steht rechts vom Eingange der grosse Kachelofen (a) von dnnkler Farbe mit kupfernem oder eisernem Ofentopf nnd geräumiger Ofenhölle; an den Ofen lehnt sich die Ofenbank und über letzterer sind Holzstäbe zum Wäschetrocknen angebracht. Direkt hinter dem Ofen breitet sich der niedrige Backofen (b) aus, dessen oberste, ebene Decke, anf die zwei Stufen führen, bisweilen als Schlafraum benützt wird. An der Wand ziehen sich rot oder brann gestrichene Holzbänke hin. In der Ecke steht der rohe Tisch nnd einige gestrichene Bretterstühle mit einfach verzierten Lehnen. An der Ecke der Holzwand ist über dem Tisch ein Eckbrett angebracht, das gleichsam einen Hausaltar trägt nnd mit Krnzifix, Heiligenstatuen, Heiligenbildern, geweihten Palmen, künstlichen Blumen etc. geschmückt ist und davor hängt eine Ampel mit Oellampe nnd brennendem Nachtlicht. Die Fensterbrettchen werden von Blnmen geziert, wie Balsaminen, Mernmfernm, Zwiebelgewächsen u. s. w. Der Fussboden ist in der Nähe des Ofens gepflastert, im übrigen Teile aber gedielt. Die Decke besteht aus rohen Balken (Bohlen) nnd Brettern und diese werden jährlich vor der Kirmes gewaschen; bisweilen sind sie anch getüncht. Anch die Stubenwände sind meist weiss, hellgelb oder gesprenkelt getüncht und mit Heiligenbildern, einem Spiegel nnd sonstigen Bildern geschmückt. War der Besitzer oder dessen Sohn Soldat, so fehlt das bunte Bild, das die betreffende Person als Soldat darstellt, nicht. Desgleichen hängt die Urknnde über Verleihnng einer Kriegsdenkmünze eingerahmt an der Wand.

Des Dach steht an den Längsseiten ca. ½ m über die Wände vor und wird von Balken getragen, die wieder zur Hälfte durch einen Qnerbalken, unter denen sich senkrechte Steifen befinden, gestützt werden. Ein Gleiches ist oft auch an der linken Giebelseite der Fall. Unter diesem vorstehen-

den Dach werden die Hauswände zur Winterszeit mit Tangelsreisig versetzt. An den unteren Dachkanten sind hölzerne Dachrinnen angebracht.

Die vom Dach begrenzten Giebelseiten sind mit senkrechtstehenden Brettern verschlagen. Die linke besitzt 2 grössere Kammerfenster, rechts und links von diesen je ein kleines Fensterchen zu den Nebenkammern und über den Kammerfenstern das Flugloch mit Stange und Flugbrett für die Tauben, sowie ein Fensterchen für den Söller.

Der Schornstein ist ganz massiv, hat einen ziemlich grossen Umfang und reicht nur wenig über den First des Hauses hinaus.

Die neuerbauten Häuser sind alle massiv, haben harte Bedachung (Flachwerk, Schiefer, Cementdach etc.) und entsprechen sowohl den baupolizeilichen Bestimmungen als auch der Geschmacksrichtung der Neuzeit.

Inbezug auf den Hausbau besteht bei den Gebäuden des Liebauer Thales und den der Nachbarorte kein wesentlicher Unterschied. In den benachbarten böhmischen Orten sind die Aussenwände noch durch senkrecht angenagelte Bretter verkleidet.

Volkstracht.

Die jetzige Kleidung der Landleute weist keine markanten Eigenthümlichkeiten mehr auf, denn sie nähert sich immer mehr und mehr der modernen, städtischen Kleidung.

Die Männer tragen an den Arbeitstagen, seltener an Sonn- und Festtagen, lange Kanonenstiefeln, die bis an die Knie reichen, und Lederhosen, deren untere Beinteile zusammengebunden sind und von den darüber gezogenen Stiefeln verdeckt werden. Die Weste ist bis ganz obenhin geschlossen und den Hals bedeckt entweder ein umgeschlungenes, vorn geknüpftes, schwarzes Tuch oder ein aus letztgenanntem Stoff gefertigtes Vorhemdchen (Brustlatz) mit einem Bindchen, ähnlich wie es die kath. Geistlichen tragen, das oben zuweilen durch eine Reihe weisser Perlen verziert ist, während den eigentlichen Latz genähte Blatt- und Blumenverzierungen in roten, gelben, blauen und grünen Farben verschönen. Dem Oberkörper dient als Hülle eine kurze Barchend- oder Tuchjacke, welche bei der Arbeit aber abgelegt wird; alsdann werden die langen Aermel des schneeweisen Leinwandhemdes sichtbar. Die Kopfbedeckung weist keine charakteristische Form auf. Die Mütze macht dem Hut den Rang streitig. Aeltere Männer tragen an Sonn- und Festtagen einen Mantel von blauem Tuch, der dieselbe Façon hat, wie die jetzt so modernen Pelerinenmäntel, nur besteht der Unterschied, dass die Pelerine die Hälfte von der Länge des Kleidungsstückes erreicht.

Die weiblichen Personen sind den männlichen im Nachahmen der modernen Kleidung „über", so dass nur schwer etwas Charakteristisches jetzt noch in ihren Bekleidungen zu entdecken ist. Bei der Arbeit gehen sie zumeist barfüssig, tragen öfter auch Holzpantoffeln. Der kurze Barchendrock ist vorn von einer blaugedruckten Leinwandschürze bedeckt. Der Oberkörper ist mit einem Leibchen bekleidet, das vorn geschlossen ist und die blossen Arme mit den kurzen, weissen, leinenen Hemdärmeln frei lässt. Den Hals ziert ein einfaches Halsband von Granaten oder Glasperlen mit einer Medaille. Der Kopf ist unbedeckt oder wird mit einem Tuch- oder

Kattuntuch geschützt. An Sonn- und Festtagen verräth die Kleidung nicht mehr die Landbewohnerin.

Die weiblichen Personen in den benachbarten böhmischen Ortschaften sind besonders daran kenntlich, dass sie auch Sonntags statt der Hüte Kopftücher von greller Farbe tragen, die bisweilen aus Seide gefertigt und recht teuer sind.

Literatur.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, I. Band 1. Heft. Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie. Von Adolf Hauffen. Prag 1896.

Dem in Heft III No. 3 unserer Mitteilungen angezeigten 2. Hefte der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde ist das erste schnell nachgefolgt. In ihm giebt der Leiter des ganzen Sammelwerkes, Herr Prof. Hauffen in Prag, zunächst einen raschen Überblick über die Entwickelung und den gegenwärtigen Stand der volkskundlichen Forschung in Deutschland. Er entwirft sodann in knappen Zügen die Geschichte des deutschen Volkstums in Böhmen, wobei das Siedelungsgebiet des bairischen Stammes im südlichen, das des oberpfälzischen im westlichen, des obersächsischen im nördlichen, des schlesischen im östlichen Böhmen näher begrenzt wird. Ein drittes Kapitel führt im Zusammenhange aus, was bisher in Böhmen für die Volkskunde geleistet ist, welche Aufgaben für sie noch zu lösen sind und wie deren Bearbeitung geplant wird; besonders sei hervorgehoben, dass ein grosses deutsch-böhmisches Wörterbuch unter der Leitung des Herrn Prof. Dr. Lambel in Prag in Angriff genommen wird, über welches ein uns vorliegendes Schriftchen „Plan und Anleitung zu mundartlicher Forschung in Deutsch-Böhmen von Hans Lambel, Prag 1896“ näher unterrichtet. Eine ausführliche Bibliographie der deutsch-böhmischen Volkskunde, deren stattlicher Umfang schon zeigt, wie viel auf diesem Gebiete bereits geleistet ist, schliesst Hauffens verdienstliches Büchlein, das schon wegen der mannigfachen Beziehungen deutsch-böhmischen Volkstums zum schlesischen auch für die Mitglieder unserer Gesellschaft ein besonderes Interesse bietet und ihnen allen bestens empfohlen werden kann.

F. V.

Anzeigen.

Die nächste Sitzung der Gesellschaft findet am **Freitag, den 14. Mai,** abends 8 Uhr, im Auditorium maximum der Universität statt. Vortrag des **Dr. Jiriczek** über das Motiv des Kampfes zwischen Vater und Sohn in der Heldendichtung der indogermanischen Stämme.

Die **Schlesische Gesellschaft für Volkskunde,** gegründet am 28. Juni 1894, verfolgt der Zweck, das Interesse und das Verständnis für die Volkskunde überhaupt zu beleben und zu pflegen, insbesondere aber will sie alle unter dem schlesischen Volke lebenden Ueberlieferungen nach dem in dem Fragebogen der Gesellschaft bestimmten Plane möglichst vollständig sammeln; sie rechnet dabei auf die Teilnahme Aller, die Sinn und Interesse für die Eigenart des schlesischen Volkes haben.

Der Jahresbeitrag ist für die in Breslau ansässigen Mitglieder auf 3 Mark, für auswärtige auf eine Mark (+ 30 Pf. für Portoauslagen) festgesetzt, wofür jedes Mitglied die gedruckten „Mitteilungen“ der Gesellschaft erhält. Beitrittserklärungen wolle man an das Bankgeschäft Albert Holz, Breslau, Ring 18, richten. Auswärtige werden gebeten, ihrer Anmeldung sogleich 1 Mark 30 Pf. in Briefmarken beizufügen. Der Vorstand für das laufende Vereinsjahr besteht aus den Herren:

Prof. Dr. **F. Vogt,** Vorsitzender, Matthiasplatz Nr. 1.
Geh. Rat, Prof. Dr. **W. Nehring,** Vertreter des Vorsitzenden, Sternstrasse Nr. 22.
Privatdocent Dr. **Otto Jiriczek,** Schriftführer, Kreuzstrasse Nr. 15.
Dr. **Seger,** Custos am Museum schles. Altertümer, Vertr. d. Schriftführers, Classenstr. 4.
Bankier **Albert Holz,** Schatzmeister, Ring Nr. 18.
Gymn.-Dir., Prof. Dr. **B. Volz,** stellvertretender Schatzmeister, Weinstr. Nr. 40—46 II.
Bibliothekar Dr. **Max Hippe,** Bibliothekar, Margaretenstr. 36.
Rector **H. Bauch,** stellvertretender Bibliothekar, Krenzstr. 51.

Schluss der Redaction: 7. Mai 1897.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1897. **Breslau.** Heft IV. № 4.

Zweiter Bericht über Aberglauben, Sagen und Märchen in Oberschlesien.

Von **W. Nehring.**

In der letzten Zeit habe ich von zwei Seiten Materialien bez. Mittheilungen für die slavisch-schlesische Volkskunde erhalten, zunächst von unserem verehrten Mitgliede, Herrn Pfarrer Gregor in Gross-Pluschnitz, darunter vornehmlich das werthvolle Buch „Die älteren Ortsnamen Schlesiens“ von Damroth 1896, sorgfältig herausgegeben von Pfarrer Gregor, welches in der nächsten Zeit besprochen werden soll, ferner, auf meine erneute Vorstellung und Bitte von der Krakauer Akademie der Wissenschaften und zwar vonseiten ihres General-Secretairs Herrn Professor Dr. Smolka eine auf Oberschlesien bezügliche, meist handschriftliche Sammlung volkskundlicher Materialien aus dem Nachlasse des bekannten Sammlers Oskar Kolberg, dessen volkskundliche Anfzeichnungen aus verschiedenen polnischen Ländern und Gebieten, gedruckt meist unter den Auspicien der Krakauer Akademie, ein ganzes, reichhaltiges Archiv von mehr als 30 Bänden bilden; ich habe darüber in Weinholds Zeitschrift für Volkskunde Bd. I 437 ff. ausführlich berichtet.

Für diese Zusendung spreche ich gewiss im Sinne unserer Gesellschaft den Herren Pfarrer Gregor und Professor Smolka unseren aufrichtigen Dank aus. Durch die Ueberlassung der Kolberg'schen Sammlung bin ich in den Stand gesetzt, den zweiten Bericht über oberschlesische Sagen, Legenden u. s. w. schon jetzt zu erstatten; in dem nächsten Berichte hoffe ich über einige g e d r u c k t e Sammlungen zu berichten, wenn ich so glücklich bin, das schon jetzt ziemlich reich vorhandene Material zu vervollständigen und abzurunden; auch gedenke ich in der nächsten Zeit Bericht abzustatten über neuere schlesische Ortsnamenforschung und über das sonstige angesammelte Material.

Die aus Krakau, speciell aus dem Nachlasse Kolberg's stammende Sammlung, befindlich in einer Mappe, welche die Ueberschrift Szląsk (Schlesien) hat, steht zwar inbezug auf die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des Materials gegen die Lompa'sche Sammlung [1]) zurück, bietet aber doch

[1]) S. den Ersten Bericht über Aberglauben etc. in Mitteilungen Heft III No. 1.

viel Interessantes. Die schon von Prof. Dr. Bystroń in Krakau, welcher einen ausführlichen Bericht in den Publicationen der Krakauer Akademie vorbereitet, vorgenommene Ordnung und Sichtung erscheint mir so zutreffend, dass ich ihr folge.

Die Kolberg'sche Sammlung besteht aus wenig reichhaltigen, zum Theil auch gedrucktes Material enthaltenden Convoluten, von denen wir hier zum grossen Theil absehen können, so z. B. von einem dünnen Convolut mit zufällig zusammengelegten Drucksachen oder Aufzeichnungen, welche mit Recht als nicht schlesisch oder nicht verwendbar bezeichnet sind; ferner kommen ausser Betracht geringfügige Aufzeichnungen von der h. Hedwig; leider bleibt auch ein Heft unberücksichtigt, welches meist oberschlesische Lieder enthält, mit oder ohne Noten, zum grossen Theil aus Fiedler's Sammlung, und ein anderes, mit Parallelen zu den oberschlesischen Liedern in der Sammlung von Roger, welche sonst für Musiker vom höchsten Interesse sind, weil Kolberg selbst ein gewiegter Musiker war; für unseren heutigen Vortrag hätten diese Aufzeichnungen nur den einen nebensächlichen Werth zu zeigen, dass die oberschlesischen Lieder nach Inhalt, Form und Rythmus den sonstigen polnischen entsprechen; ohne Schaden kann auch ausgeschieden werden eine kleine Sammlung von Zeitungsausschnitten. Werthvoll sind zwei bibliographische Nachweisungen von Schriften auf eingeklebten Zetteln, welche so manche Ergänzung zu Partsch's Bibliographie bieten; werthvoll ist auch eine Reihe von Auszügen aus Zeitschriften mit Texten oder einzelnen seltenen Wörtern, indessen gehören diese Materialien nicht in den Zusammenhang der Mitteilungen, auf die ich mich gegenwärtig beschränken muss. Auch eine ziemlich reichhaltige Blumenlese aus Zeitschriften über Oberschlesien muss unberücksichtigt bleiben, weil ich mich auch dieses Mal auf handschriftliche, zuverlässige Aufzeichnungen beschränken will; ich bedauere nur, dass dieses Schicksal auch einen Auszug aus Przyjaciel Ludu 1843 über das oberschlesische Bauernhaus trifft.

Es bleiben drei werthvolle Sammlungen übrig, welche benutzt werden sollen: Sagen, Legenden und Märchen, unter welchen sich auch zwei Legenden befinden, alle eigenhändig von O. Kolberg geschrieben.

Sagen. Aus Proszowice bei Gleiwitz wurde in Tygodnik Illustrowany 1861 (N. 105) eine Sage mitgetheilt, dass ein armes Mädchen, Mariechen, als Knabe verkleidet und Marius genannt, in einem Franziskanerkloster Aufnahme fand und später zum Mönch geschoren wurde. Von einem Schankwirth eines verbrecherischen Umganges mit seiner Tochter während eines Almosensammelns bezichtigt, als dessen Frucht er ein Kind dem Kloster zur Pflege übergab, wurde das arme Mädchen aus dem Kloster ausgestossen, baute sich in der Nähe des Klosters eine Hütte, pflegte das Kind und starb im Elend. Man überzeugte sich jetzt von ihrem Geschlecht und ihrer Demuth und liess sie in einem Sarge von Glas begraben.

Nach einer Sage, welche vergessen zu sein scheint, die aber verbreitet ist, weil ich in einer Zeitschrift ein darauf bezügliches Bild gesehen habe, sollen in den unterirdischen Räumen der Klosterkirche zu Trebnitz polnische Ritter schlafen, sie werden aber einst erwachen und für den Glauben kämpfen. Die Sage erinnert an die bekannte von Friedrich

Barbarossa, an eine weniger bekannte von Bruncvik und seinem Schwert unter der historischen, neuerdings vernichteten Moldaubrücke in Prag, an eine andere hier unbekannte von Marko kralević in Dalmatien, — auch in der Nähe von Guesen wird Aehnliches erzählt —, nur ist der Sinn der Trebnitzer Sage unverständlich.

Von Schlesien ist, leider ohne Gewähr, in Przyjaciel Ludu 1847 N. 47 eine Sage mit bekannten Motiven als „oberschlesisch" mitgetheilt. Teufel wollten einst ganz Schlesien unter Wasser setzen; schütteten schon bei Schweidnitz Dämme auf, Erde in gewaltigen Säcken zusammentragend, daher die mächtigen Erhebungen des Bodens in jener Gegend. Schon hatten sie von der westlichen Seite einen Damm errichtet, als sie aber „von der polnischen Seite" gen Breslau zu arbeiten anfingen, krähte der Hahn und alle mussten fliehen und die Arbeit lassen. Das „Meeresauge" in den Karpathen, welches sie vom Meere dahin versetzt hatten, wollten sie ablassen und unter den mächtigen Wasserfluthen Schlesien begraben.

Legenden. Eine „oberschlesische" Legende, welche in Tygodnik Illustrowany 1862 N. 153 mitgetheilt ist, erzählt, die heilige Familie habe auf der Flucht nach Egypten einen Espenbaum vergeblich um Bergung und Schutz gebeten, weil dieser sich vor des Herodes Leuten fürchtete. Da sprach die heilige Maria: so zittere du und bebe in Furcht bis ans Ende der Welt. Die heil. Familie barg sich dann unter dem Schutze von Haselnussbäumen, daher seien diese vor dem Blitze sicher und tragen liebliche Frucht.

In dem Fascikel mit Märchen befinden sich auch zwei Legenden, welche Kolberg von oberschlesischen Dienstleuten hörte. Ein Herr konnte niemals einen Knecht finden, der ihm recht war, stets fand er etwas auszusetzen und entliess jeden. Wieder miethete er einen, sagte ihm aber: wenn du lachst, so musst du fort. Der Kutscher war anscheinend faul und führte den Auftrag des Herrn verkehrt aus, indem er statt der Achsen allein den ganzen Wagen mit Theer schmierte, doch war der Wagen herrlich geputzt, so dass der Herr seine Freude daran hatte. Bei der Fahrt nach der Kirche fiel ihm manches auf: Der Kutscher bekreuzte sich nicht vor einem Kreuze am Wege, dagegen nahm er die Mütze ab und bekreuzte sich vor der Schenke, vor welcher ein Soldat mit einem Burschen (kawaler) Branntwein anscheinend bis zum Uebermass tranken; einem alten Manne, dem der Herr Almosen gegeben hatte, versetzte der Kutscher einen Fusstritt, endlich gab er auffallenderweise einem schmucken, gut gekleideten Burschen ein paar Groschen Almosen. Zur Rede gestellt, erklärte er: Auf dem Kreuze habe der Teufel gesessen; die beiden Burschen vor dem Wirthshause seien ehrliche Freunde gewesen, die nach langer Trennung aus Freude sich nicht haben genug bene thun können; Gott habe in ihrer Mitte gestanden, vor diesem habe er sein Haupt entblösst; dem Bettler habe er einen Fusstritt versetzt, weil er des Almosens unwürdig sei und die Groschen vertrinken würde, dagegen sei der sauber gekleidete Bursche ein arbeitsamer Mensch gewesen. — Nun folgte der Auftrag, der Kutscher solle für den Herrn neue Stiefel bestellen; da lachte dieser und erklärte auf die Bemerkung, er habe seinen Dienst verwirkt, die Bestellung sei überflüssig, weil der Herr morgen sterben werde,

was auch geschehen ist. Es zeigte sich, dass der Kutscher der Schutzengel des Herrn war.

Ein Bettler bettelte vergeblich in einem Dorfe; von einem älteren Bettler bewogen, ging er nochmals ins Dorf zurück und bettelte bei einem reichen Bauer, den er bis jetzt gemieden, weil dieser als herzlos galt. Er erhielt, was er begehrte, einen Laib Brod, ging auf Anstiften des älteren Bettlers wiederholt zu dem reichen Bauer und erhielt ein paar Hosen, einen Pelz, ein bequemes Nachtlager; stets war Fürsprecherin ein liebliches Dienstmädchen des Bauern. In der zwölften Stunde des gastlichen Nachtlagers flogen unzählige Teufel in der Gestalt von Raben herbei und verlangten nach der Seele des Bauern. Auf Einspruch des Schutzengels wurden die guten Werke und die Sünden des Bauern gewogen; die Wage der Sünden war stark belastet, nichts halfen die Betten des gastlichen Nachtlagers und die genossene Mahlzeit, erst der Rosenkranz des Bettlers vermochte die Wage zu Gunsten des Bauern zu senken. Der ältere Bettler war Gott der Herr selbst, der durch den anderen Bettler noch den letzten Versuch machte, die Seele des Sünders zu retten.

Märchen. Für mehrere Märchen, aufgezeichnet von O. Kolberg während des Aufenthalts auf einem Gute bei Radzymin im Warschauer Lande 1868, wo mehrere namhaft gemachte Oberschlesier seit einigen Jahren bedienstet waren, darunter Kozlik, ist als Heimat die Gegend bei Beuthen oder Oppeln bezeugt. Ich lasse sie hier folgen: 1. Eine schöne schwarze Kuh kam wiederholt aus einer Berghöhle hervor, konnte aber nicht eingefangen werden; zwölf waghalsige verbummelte Burschen, welche mit Genehmigung des Königs in die Berghöhle eindrangen, büssten ihr Wagniss mit dem Leben. Ein hochgewachsener Bursche, ein Soldat, der Sohn eines Fleischers aus dem nächsten Städtchen, Hadam mit Namen, erhielt auch vom Könige, der ein besonderes Verlangen nach schwarzen Kühen hatte, die Erlaubniss, die Berghöhle zu „revidiren". Er gelangte zunächst in ein Zimmer, in welchem die 12 Köpfe der früheren Besucher lagen, sodann in eine Rüst- und Garderobenkammer, ferner in ein Zimmer mit vielen Säbeln, sodann in eine Kammer mit vielen Gewehren, alles in Pyramiden aufgestellt, offenbar musste ein solcher Anblick dem Soldaten gefallen; zuletzt kam er in eine stille Stube mit Tisch, Stuhl, Bett und einer Flinte darüber. Hier stellte sich auf sein Begehren Pfeife und Tabak und bald auch der Besuch einer schwarzgekleideten Frauensperson ein; man ahnt schon eine verzauberte Prinzessin, welche in der Gestalt einer schwarzen Kuh sich schon gezeigt hatte. Den Zauber löst nun der Fleischersohn durch seine ruhige Standhaftigkeit und dadurch, dass er auf die Weisungen der Dame genau achtet, gegen die Teufelsmächte, welche in verschiedener Gestalt mit einem Gefolge von schönen jungen Mädchen zum Tanz oder Kegelspiel mit klingendem Golde locken und schliesslich im wilden Taumel den Hadam umringen und in Stücke zerreissen; aber die schwarze Person legt die Stücke immer wieder zusammen und belebt sie. Drei Tage und Nächte besteht Hadam unter dem Beistand der schwarzen Prinzessin die schwersten Prüfungen, bleibt unbezwungen, lässt sich auch die Erfrischungen schmecken, die sich von selbst anbieten; die schwarze Person verspricht erst nach der dritten Nacht mit ihm zusammen zu frühstücken. Grässlich waren die Erscheinungen und Versuchungen der

letzten Tages- und Nachtstnnden. In einem Garten hinter der letzten Thür, die Hadam bis jetzt nicht anfgethan hatte, fand er verdorrte und verwelkte Bänme nnd Blumen und anf einem Tisch eine mächtige, hässliche Schlange, die er todtschiessen wollte, die er aber, durch ihre Worte gemahnt, am Leben liess; dies war auch die Prinzessin. In der letzten Nacht sollte er mit dem Gesicht gegen die Wand schlafen, und sich nicht nmwenden; auch diese Prüfung bestand er gegen die Versnchungen schöner Mädchen, welche hinter ihm lagen. Am nächsten Morgen frühstückte schon die Prinzessin, welche allmählich weiss geworden war, mit Hadam und sowohl sie als ihr königlicher Vater und ihre Schwestern dankten dem Erlöser; der König, der sich als Herrscher eines versnnkenen Königreiches kundgab, bot ihm die Hand seiner ältesten Tochter und trat ihm sein Königreich ab. Als nunmehr nach erfolgter Verlobung der Retter nnd die Erlösten im verzauberten Garten lustwandeln, verräth die Prinzessin dem Hadam, sie sei die Schlange gewesen, wird aber dnrch dieses Geständniss dem Fleischersohn so widerwärtig, dass er zn dem König entfliehen will, der ihn in die Höhle geschickt hatte, lässt sich aber durch allseitige Bitten erweichen, heiratet die entzauberte Prinzessin und wird König.

Hier beginnt als Fortsetzung ein nenes Märchen von dem Kampfe des alten und des neuen Königs; beiden stehen die königlichen Gemahlinnen mit ihren Zauberkünsten zur Seite. Der alte König fordert den neuen zum Kriege auf, diesem giebt die königliche Gemahlin einen goldenen Säbel, über welchen er nach Lnst Bataillone, Regimenter nnd Kanonen hervorzaubern könne, nnd ein unsichtbar machendes Hemd. Wenn er dieses anzieht nnd Soldaten ihm versichern, dass sie ihn nicht sehen, dann sei es gut. Alles trifft ein, wie vorhergesagt; auf Befehl werden die Soldaten des Gegners geschont, der feindliche König aber gefangen und dann in voreiliger Grossmuth zurückgeschickt. Als dann der neue König der tückischen Einladnng des alten folgt, werden ihm sein wunderthätiger Säbel und sein Zauberhemd entwendet und durch nachgeahmte ersetzt. Jetzt ist das Glück anf Seiten des alten Königs; der entwendete Säbel nnd das Zanberhemd thnn die gewohnten Wunder, der königliche Fleischersohn wird gefangen, in Stücke gehauen und so zerstückelt znrückgeschickt. Die entzanberte Königin legt die Stücke zusammen, belebt ihren Gemahl und versieht ihn zum neuen Kampfe mit dem wirksamsten Mittel, nämlich mit Thierhaaren, welche unter die Zunge gelegt jeden Wunsch erfüllen. So ausgerüstet fliegt Hadam als Vogel znr Residenz des alten Königs, verwandelt sich zunächst in ein Wunderpferd, wird von einem wandernden Juden bestiegen und von diesem für 300 Thl. dem alten König verkauft. Hier bei seinem Feinde hat er eine gefürchtete Gegnerin in der Königin, die ihn in allen Verwandlungen erkennt, nnd eine Freundin in einem Dienstmädchen, dem er sich in menschlicher Sprache offenbart. Das Pferd wird vom Schinderknecht niedergestochen, aber ans dem Blute des edlen Thieres, welches auf die Schürze des Mädchens spritzt, nnd welches nach Anweisung zusammen mit der Schürze in die Erde vergraben wird, erwächst über Nacht ein herrlicher Fruchtbanm hervor; aber auch dieser wird niedergehauen, um aus den Baumsplittern, welche das Mädchen auffängt, im Vogelgebauer einen wunderbaren Goldvogel zn erzeugen. Anch dieser wird von der Königin erkannt, aber der König will nicht mehr auf Weiber-

geschwätz achten und entlässt den Vogel aus dem Käfig. Dies sollte ihm verhängnissvoll werden, denn als er mit seinem Zauberhemd angethan und mit dem goldenen Säbel sich nach dem nächsten Teich zum Bade begiebt, verwandelt sich der Goldvogel in einen goldenen Enterich, lockt den Badenden immer weiter vom Ufer weg, bemächtigt sich nach einem raschen Fluge des Hemdes und des Säbels und fliegt davon. Jetzt ist wieder das Glück auf Seiten des Fleischersohnes, und diesmal ist er nicht grossmüthig, lässt vielmehr den gefangenen feindlichen König und dessen Gemahlin mazeppaartig auf wilde Pferde festbinden und in den Wald jagen, wo sie elendiglich umkommen.

2. Das folgende Märchen ist aus der Gegend von Oppeln. Ein Bauer hatte 31 Söhne, welche Schweine hüten mussten. Dies wurde ihnen überdrüssig und auf den Rath des ältesten gingen sie in die Welt, einen Vater zu suchen, welcher 30 Töchter hätte, diese wollten sie heirathen, der älteste sollte bei ihnen wohnen. Sie verirrten sich in einem Walde und fanden schliesslich, nachdem sie ein Licht erblickt hatten, einen Palast und in ihm einen riesenhaften Herrscher (olgrzym), der 30 Töchter hatte. Der Heirathsantrag wurde angenommen, die Burschen und die 30 Töchter wurden in einem grossen Raume so gebettet, dass jene rechts und diese links lagen, und mit den Füssen sich berührten. — Der Riese wollte jetzt den Gästen die Köpfe abhauen, liess sich aber von seiner Frau bestimmen, zu dieser Arbeit sich durch Schlaf zu stärken. Diesen Augenblick benutzte der älteste Bruder, der das Gespräch mit angehört hatte, das Lager wechseln zu lassen, so dass die schlafenden Töchter rechts gelegt wurden[1]). Das Märchen erzählt weiter wie das Grimm'sche Nr. 107 und dasjenige, welches auch Lompa erzählt (I. Bericht S. 17), einzelne Abweichungen sind geringfügig, aber charakteristisch: Die geretteten Brüder treten in den Dienst des Königs als Soldaten; der durch die Missgunst und die Verfolgungen der Brüder geplagte älteste, nicht jüngste, Bruder wird weil er die Aufgaben geschickt verrichtet, vom Könige zum Offizier, Oberst, zuletzt zum General avancirt. In dem letzten Theil der Erzählung, nämlich die Herschaffung des Riesen in einer mächtigen Truhe, erinnert das Oppeln'sche Märchen, mehr noch als das Lompa'sche an eine altrussiche bylina von Svjatogor und Ilja Muromec, in welcher der Sarg für den letzten zu klein, für den ersten in verhängnissvoller Weise gerade gross genug war.

3. Ein oberschlesisches Märchen unbekannter Herkunft, sicher aus Oberschlesien, erzählt von drei Schustersöhnen, von denen der jüngste dumm war, im Walde Holz hacken musste, und zu Hause auf dem Ofen hockte. Nach dem Tode des Vaters sollten die Söhne das Grab des Vaters in den Nachtstunden behüten, aber die beiden älteren liefen davon, als das Grab in der zwölften Stunde sich öffnete; der dumme blieb ruhig und that alles nach Geheiss der Pferde, die aus dem Grabe stiegen. Es war im Lande verkündet worden, der König werde ein Tuch hoch aufhängen und derjenige, der es erreiche und abhebe, solle die königliche Tochter zur Frau und das Königreich erhalten. Der dumme Schustersohn sah drei Nächte hinter einander ein Pferd aus dem Grabe steigen, ein schwarzes, ein schimmeliges und ein weisses, wurde mit ihnen vertraut

[1]) Ein ähnliches Motiv in Erdéliy's Ungarischen Sagen.

und ritt auch dreimal nach der Stange mit dem Tuch, als ein Prinz verkleidet. Das erste und zweite Mal berührte er nur bei einem kühnen Sprung des Pferdes das Tuch, das dritte Mal hob er das Tuch ab und verwahrte es auf der Brust; auf dem Kirchhof aber hieb er auf Geheiss den Kopf dem weissen Pferde ab, und eine weisse Taube, die Seele des Vaters, stieg daraus hervor und dankte dem Sohne, der wieder als Ofenhocker nach Hause zurückkehrte. Tage und Wochen vergingen, man konnte ihn nicht finden. Der König befahl der Geistlichkeit zu beten und zu fasten, und bald geschah ein Wunder: Als der dumme Schustersohn in die Stadt eintrat, leuchteten die Flammen von selbst; die Wächter führten nach Befehl den Burschen zum Könige. Die Prinzessin wollte den zerlumpten Schustersohn, bei dem das Tuch sich fand, nicht heirathen, erst als man ihn wusch, kämmte und in herrliche Gewänder kleidete, fand sie Wohlgefallen an ihm und sagte ihr Jawort. Er wurde nun König. Die zwei anderen Brüder, welche aus Neugierde in die Stadt gingen, um den neuen König zu sehen, wurden von diesem erkannt und zu militärischen Vorgesetzten (starszymi) gemacht.

4. Ein Märchen „aus der Spinnstube“ erzählt Diebesstückchen, die an die Entwendung des Schatzes von Rampsinit erinnern. Ein Bursche wollte nichts anderes lernen, als das Diebeshandwerk. Von Haus und Hof gejagt, kehrt er nach drei Jahren zurück, meldet sich beim Herrn, und führt kühne Diebstähle aus, trotz aller Vorsicht; so entwendet er um 100 Thaler das von mehreren Knechten bewachte Reitpferd des Herrn und entführt die Tochter desselben, die er einem des Weges gehenden Teufel für 300 Thaler verkauft. Nun hat der Vater nur das Verlangen, der Dieb möchte die Tochter aus der Hölle zurückbringen, dann solle er sie heirathen. Mit allen Kampfmitteln ausgerüstet, schüchtert er die Hölle sofort ein durch planmässige Messungen vor der Höllenpforte, vorgeblich zum Bau von Kirchen, Klöstern, Kapellen, geheiligten Orten u. s. w. Der diable boiteux, der das Fräulein gekauft hatte, konnte zu ihrer Auslieferung nur durch die Drohung gezwungen werden, er werde auf die Folter des Madejbettes gespannt werden (Anspielung auf ein verbreitetes polnisches Märchen). Auf der Heimreise mit seiner theuren Beute muss der Dieb noch Kämpfe mit Teufeln bestehen, welche ihm nachjagen. Als Sieger bringt er das Fräulein zurück, heirathet sie und übernimmt die Herrschaft auf dem Gute. Sonderbar endigt die Erzählung: Ein richtiger Spitzbube wird es immer zum Herrn bringen, nicht aber ein Pfuscher.

5. Ein alter, grau gewordener Soldat findet auf der Wanderung nach der Heimath den Weg von einer grossen Schlange versperrt, trägt sie auf ihre Bitte 40 Meilen, dann noch weitere 40 Meilen weit fort, erfährt von ihr, dass er den sündhaften Urgrossvater seines Grossvaters getragen und erlöst habe. Zum Danke dafür lässt die Schlange durch Berührung der Zungen ihre Klugheit auf den alten Soldaten übergehen, so dass er alles weiss und alle Sprachen versteht. Auf der weiteren Wanderung lässt er sich von einem alten Bauer bewegen, bei ihm zu bleiben, und zeigt sich nützlich. Zwei Hunde des Bauern, von denen der eine draussen wachte, der andere unter dem Tische lag, führen Gespräche mit einander, die der Soldat versteht und die zur Entdeckung von gestohlenen Pferden

und, was weit wichtiger war, zur Entdeckung eines Schatzes nnter dem Tische, sowie von Urkunden in einer Wand führten. Der Schatz wurde getheilt, die Urknnden erwiesen, dass die Bauernwirthschaft dem Soldaten gehöre, was der Richter in einem Prozess bestätigte. Die Wirthschaft überliess der alte Soldat dem Bauern freiwillig, sein Geld liess er sich entlocken, indem er auf den Heirathsantrag der verwittweten Gntsherrin des Ortes einging. Er musste sich dafür eine nnwürdige Behandlung seiner herrischen Frau gefallen lassen, welche die Wirthschaft vernachlässigte nnd ihn zu den Hühnern schickte. Hier hörte er den höhnenden Hahn, er (der Hahn) könne fünfzig Hennen in Respekt halten, der Herr vermöge die einzige nicht zu zügeln; ein ähnliches Lied zwitscherten die Spatzen, der Herr möge nur die Peitsche der Hand seiner Frau entwinden nnd damit ihren Rücken geisseln. So that der alte Soldat und setzte sich dadurch in Respekt; die alten windschiefen Gebäude liess er niederreissen, neue banen, nnd führte die Wirthschaft musterhaft.

6. Ein Müller frühstückte nicht, bevor er nicht Jemand zum besten gehabt oder übervortheilt hatte. Die Leute waren auf ihrer Hut, und eines Morgens fastete er lange, weil sich nichts bot. Er gewahrte einen Schäfer und ging auf ihn los, nm ihn über's Ohr zu hauen. Er fragte nach seinem Mühlrade, welches ihm abhanden gekommen sei, aber er fand in dem Schäfer seinen Meister, denn dieser behauptete gesehen zu haben, wie das Mühlrad auf dem Wasser schwamm, ein Hund darauf sass nnd Mehl leckte. Die beiden, die sich so zusammenfanden, verbanden sich zu einer Geschäftsgemeinschaft, kehrten ihrer Heimat den Rücken nnd gingen in die weite Welt, um die Leichtgläubigkeit der Leute auszubeuten. Gewöhnlich ging der eine von ihnen in die Stadt hinein und sammelte infolge einer grotesken Lüge viele Nengierige nm sich, die ein bestimmtes Wunder sehen wollten, der andere bestätigte vor dem Stadtthor die Wahrheit der Anssage; die Lente verzichteten auf den Angenschein und zahlten Groschen für das gehörte Wnnder. So brachten die beiden Schlanmeier 200 Thaler znsammen und gingen nach der Heimath zurück. Unterwegs lief der Müller seinem Genossen weg, nachdem er das gesamte Geld mitgenommen hatte; der andere lief ihm nach, wieherte wie ein Pferd, täuschte den verschmitzten Müller, welcher sich jetzt znr Theilung des Geldes verstehen mnsste. Es handelte sich nur noch um die letzten sechs Groschen, die der Müller vorenthielt. So oft der Schäfer zum bestimmten Termine kam, war der Müller vorgeblich gestorben oder in die Welt gegangen, wurde aber stets von dem Schäfer dupirt nnd schlecht gemacht. Einmal flüchtete sich der Müller in eine Truhe und liess sich in der Kirche als Leiche ausstellen. Der Schäfer versteckte sich hinter die Orgel, da kamen Räuber, ranbten Geld nnd Kostbarkeiten nnd theilten die Bento; der letzte Rest sollte demjenigen zufallen, der den Sarg sammt der Leiche mit einem Hiebe zerhanen würde. Schon waren drei Säbel erhoben, da liess die Bassstimme des Schäfers sich vernehmen, die Todten möchten auferstehen nnd die Räuber verscheuchen. Diese flohen nnd Müller nud Schäfer theilten die gestohlene Bente unter sich, konnten sich aber wieder über die sechs Groschen nicht verständigen. Indessen bekamen die Räuber wieder Muth nnd wollten in die Kirche znrückkehren, sandten zunächst Kundschafter hin, um sich zn

überzeugen, wie viele Menschen sich der Schätze bemächtigt haben. Der eine brachte die Knnde, es seien ihrer so viele, dass jeder nnr sechs Groschen erhielt, ein anderer, der aus Neugierde den Kopf hineinsteckte, dabei aber die Mütze verlor, es seien ihrer so viele, dass das Geld nicht ausreichte und einer bloss die geraubte Mütze erhalten solle. Nun waren die beiden Nachbaren unbehelligt, sie theilten schliesslich friedlich, setzten ihre Wirthschaft in guten Stand und liessen die anderen Lente in Ruhe.

7. Von zwei Brüdern ist der eine sehr reich, führt anch einen ausgedehnten, nntzbringenden Handel, der andere dient ihm treu als Knecht. Einmal, als der Knecht ein Jahr allein verblieb, mit Schlüsseln zu allen Vorräthen, zu einer besonderen Stube und zn einem besondern Schrank, mit der Weisung, diese Schlüssel nicht zugebrauchen, konnte er schliesslich die Nengier nicht meistern und öffnete den Schrank. Hier erblickte er einen alten Mann mit ganz weissen Haaren, der sich als das Glück seines Brnders ausgab und ihn rügte, das Glück jetzt zerstört zu haben; er werde auch **sein** eigen Glück finden, aber 300 Meilen weit von hier; denn jedem Menschen sei Glück beschieden, er wisse nur nicht wo? Das Glück wandte sich nun thatsächlich weg von dem reichen Bruder nnd wandte sich dem anderen zu, nur musste er 300 Meilen weit wandern. Für die letzten 15 Groschen kanfte er von einem alten Weibe eine Henne, die ihm goldene Eier legte, kehrte nach Hanse zurück, wurde ein Grossgrundbesitzer, führte ausgedehnte Handelsgeschäfte, während der andere Bruder jetzt bei ihm Knecht war. Während einer langen Abwesenheit hatte seine Frau mit dem Organisten eine innige Kameradschaft („kamratstwo"). Dieser bemerkte nicht blos die goldenen Eier, sondern auch geheimnissvolle Inschriften auf den Flügeln der Henne: wer den Kopf der Henne verspeist, soll König werden, wer das Herz verspeist, wird Gold speien. Die Bäuerin liess sich bereden nnd briet die Henne, aber die beiden Rangen des Hanses verspeisten zufällig das Beste vom Braten. Sie sollten nun nach dem Rathschlag des ärgerlichen Organisten während des Schlafes mit einem Küchenmesser hingeschlachtet werden, sie hörten aber die Anschläge nnd waren anf ihrer Hut. Sie gingen dann auf die Wandernng, den Vater zu suchen; der jüngere, der schwächere, fand Aufnahme bei einer Wittwe nnd ihrer Tochter, hustete des Nachts und warf Gold aus. Darob grosse Freude, weitere gute Aufnahme und schliesslich Heirath mit der Tochter, nachdem der Bursche aus Dankbarkeit auch in die Schule geschickt worden war. An dem älteren Bruder, der in derselben Stadt Soldat geworden ist, hatte die königliche Tochter einen grossen Gefallen, weil sie an seiner Stirn ein goldenes Krenz bemerkte und darans prophezeihte, er würde ein glücklicher König werden. Und so ist es auch geschehen. Der König trat ihm die Herrschaft ab und nahm ihn zu seinem Eidam. Schliesslich erkennen sich die Brüder; der jüngere zieht in das königliche Schloss nnd wird General. Auch die Eltern wurden besucht, der Vater an den Hof gezogen, die Mutter verbrannt.

8. Eine ältlichere Dirne nahm sich einen Teufel zum Mann, den sie dann, weil er schwarz war, alle Angenblicke wusch, mit Ziegelpnlver rieb nnd mit Hunger plagte. Einmal erzählte ihm ein Schäfer, er gehe in die weite Welt, weil er es mit seinem Weibe nicht mehr anshalten könne.

Diesem Beispiele folgte der Schwarze, verliess seine Giera und ging mit dem Schäfer. Sie docterten, curirten Fürsten- und Grafentöchter nnd gewannen schliesslich so viel Geld, dass sie sich eine Kntsche kauften. In der weiteren Praxis wurde vereinbart, der Teufel solle in die kranke Dame hineinfahren und der Schäfer solle ihn exorciren, doch als der Schäfer für eine solche Cur nnr wenige Thaler verlangte, wnrde der Teufel unwillig und erklärte, er werde anf die Exorcismen nicht mehr achten. Aber er hatte sich verrechnet, denn bei der nächsten Gelegenheit, als der Tenfel in eine Grafentochter schon hineingefahren war, sammelte der Schäfer in der Dorfschenke viele Musiker, traktirte sie gut, zog mit lärmender Musik zur Kranken und rief dem Teufel zu, seine Giera komme, nm ihn zn holen. Da flog der Tenfel aus dem Leibe der Kranken nnd floh lieber in die Hölle zurück, als in die Arme seiner Giera. Zahlreiche Versionen dieses Märchens bei Dunlop, History of the prose fiction, 1888. II. 186ff. mit Hinweis auf slavische Gestaltungen. Nicht ganz gleich in den Anmerkungen zur deutschen Ansgabe von Liebrecht 1851, 273ff., 493 bei Besprechung von Macchiavelli's „Belfegor". Fernere Analogien in Benfey's Pantschatantra 1859 I 519ff. nnd Türkische Volksmärchen aus Anatolien in Ztschr. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. X. (1896) Heft X. (gefällige Mittheilung von Dr. Wendriner.)

9. Matysek, der bei seinem gestrengen Herrn wegen Schlägen nicht aushalten konnte. nahm den Dienst zunächst für drei Jahre bei dem Teufel an, der in der Gestalt eines vornehmen Herrn des Weges fuhr: er sollte sich nicht waschen, nicht kämmen, nicht Nägel abschneiden, nicht beten nnd nnter einem Kessel ein gleichmässiges Feuer unterhalten. Der neue Herr besuchte ihn selten, war mit seiner Arbeit zufrieden nnd miethete ihn unter günstigen Bedingnngen auf weitere vier Jahre. Kurz vor Ablauf der Zeit deckte der Bursche gegen den Befehl des Tenfels den Kessel ab, bemerkte zu seiner Freude seinen früheren Herrn, welcher ächzte, legte grösseres Fener an, wurde vom Teufel dafür gerügt, verlor aber den Dienst nicht. Nach sieben Jahren entlassen, sollte er sich ein Mädchen zur Fran aussnchen, der Lohn würde ihm bei der Hochzeit ausgezahlt werden. Schwer war die Suche nach der Brant, denn alle flohen vor dem schwarzen Strnwelpeter, endlich bot sich eine bonne aubaine. In einer Dorfschenke sah er, wie ein Herr im Kartenspiel Alles, selbst seinen Kntscher an zwei andere verlor; er borgte ihm einige Thaler und der nnglückliche Spieler gewann Alles wieder zurück nnd noch zwei Güter. Aus Dankbarkeit nahm er den Schmutzkopf mit sich nnd führte ihm seine drei Töchter zn: die älteste wollte lieber in die Hölle, als heirathen und wnrde vom Tenfel geholt, auch die zweite mochte den Schmutzer nicht, die dritte aber reichte dem Fremdling freudig die Hand. Dieser ging nach seinem Lohn, erhielt jetzt wieder die Antwort, er solle bis zum Hochzeitstage warten, nnd richtig kam der Lohn auf sieben Wagen, gebracht vom Tenfel selbst, der sich als Gast einfand. Jetzt erhielt der Schwiegersohn, inzwischen gewaschen und geputzt, vom Vater zwei Güter und vom Teufel einen Knecht, der alle Anfgaben Tag für Tag ansführen sollte; an dem Tage, wo es an Arbeit fehlen würde, sollte der Neuvermählte in die Hölle fahren. Der Knecht führte alle, selbst die schwierigsten Aufgaben aus, gab aber schliesslich Fersengeld, als ihm die Herrin ein kurzes Haar reichte mit

dem Befehl, dieses am offenen Feuer mit dem Hammer bis zu zehn Klaftern zu verlängern.

10. Einen Beitrag zu der Gruppe von Erzählungen vom ungerechten Richter bietet die folgende Erzählung. Ein reicher Bauer wollte sich ein Stück Landes aneignen, welches er von seinem armen Nachbar pachtete, weil er es schon unzählige Jahre bebaut habe. Der Richter gab den Parteien ein Räthsel auf: Was ist das Flinkste, Fetteste und Süsseste. Der reiche Bauer lächelte, der arme wurde traurig. Der reiche wusste im Voraus, dass er siegen würde, weil er ein ungewöhnlich flinkes Fohlen, ein prächtig fettes Schwein und mehrere Tonnen süssesten Meths dem Richter zuführen wollte; und ihm wurde auch der Acker zugesprochen. Unterdessen belehrte die ungeschulte nackt einhergehende Tochter des armen Bauern ihren Vater, dass die fraglichen Dinge die Gedanken, der Schlaf und die Erde seien. Der Richter liess den Acker dem armen zustellen, nachdem er die richtige Lösung gehört hatte. Als er erfuhr, dass die Lösung von einem achtzehnjährigen Mädchen eingegeben sei, wollte er es heirathen, obgleich es ohne Schulbildung und ohne jegliche Kleidung war, und er heirathete es, nachdem er ihm hübsche Kleider beschafft hatte, nur bedang er sich aus, sie solle mit ihrer überlegenen Klugheit ihn in seinem Richteramt nicht stören. Und doch ist es geschehen. In einer Streitsache, in welcher der Herr Richter für ein paar Thaler ein Fohlen demjenigen zugesprochen hatte, zu dessen Pferde es zugelaufen war, statt demjenigen, der mit seiner Stute und dem Fohlen zum Wochenmarkte gekommen war, belehrte sie den geschädigten Bauern, er solle am nächsten Tage vor den Fenstern des Richters mit dem Netze auf der Strasse erscheinen, und anscheinend Fische fangen. Der Herr Richter wurde dadurch und durch die Antwort auf die bezügliche Frage belehrt, dass er unrichtig geurtheilt habe, und befahl brieflich, das Fohlen dem rechtmässigen Eigenthümer zuzustellen. Aber er erklärte auch seiner Frau, sie müsse, da sie sich in seine Richterthätigkeit eingemischt habe, ihre ganze Garderobe lassen und so nackt, wie sie das Elternhaus verlassen, wieder in dasselbe zurückkehren. Sie war damit einverstanden, nur wollte sie die letzten Augenblicke des Zusammenseins fröhlich verleben, sie liess viel Branntwein kaufen und bei dem Schmause betrank sich der Richter so sehr, dass er besinnungslos auf den Wagen geworfen, mit seiner Frau zu deren Vater gefahren und in den Viehstall gebracht wurde. Als der Arme zur Besinnung gekommen war, erklärte sie ihm, sie hätte ihm geschworen, ihn bis zum Tode nicht zu verlassen und habe ihn mitgenommen. Begütigt, verzieh der Gemahl, führte seine Frau wieder heim und sprach seitdem nur gerechte Urtheile.

Die Erzählung von der nackten Braut aus einem Bauernhause klingt zunächst an eine kleine prosaische Erzählung des polnischen Dichters Hieronymus Morstin an, welcher die bekannte Geschichte von der Griseldis nach Oppeln übertragen hat. Die Erzählungen des genannten Dichters scheinen in Schlesien bekannt gewesen zu sein (vgl. Bericht I); die Geschichte von der hart geprüften schlesischen Griseldis ist auch neuerdings in Bilderbogen dargestellt worden. Eine Analogie theilt „aus mündlicher Tradition“ Herr Dr. Wendriner mit von einer klugen Köhlertochter, welche zunächst ihren Vater vergeblich warnt und dann auf die Weisung des

Königs „nicht satt und nicht hungrig, nicht nackend und nicht angezogen, nicht gefahren, nicht geritten und nicht gelaufen" zum König kommt und von diesem geheirathet wird unter dem Vorbehalt, sich in seine Richtersprüche nicht zu mischen. Sie kann aber ihr Gerechtigkeitsgefühl bei einem Richterspruch betreffend ein Fohlen nicht meistern, und die weitere Erzählung verläuft wie in dem oberschlesischen Märchen: sie nimmt auf Weisung des Königs „das Liebste mit sich", nämlich ihren königlichen Gemahl.

11. Eine lustige Geschichte aus Oberschlesien erzählt O. Kolberg einem Oberschlesischen Gewährsmann nach, ohne die Heimath zu nennen. Matysek wollte nicht mehr hinter dem Pfluge gehen, wollte lieber in den Krieg gehen und das Lagerleben kosten. Der darob bekümmerte Vater besorgte ihm ein bedächtiges, lahmes Pferd und einen mächtigen verrosteten Säbel. So ritt er von dannen gen Zlotnik; es staunten Alt und Jung, wie Matthias mit seinem Pferde in eine Lusche stürzte und wie er weiter nach Krzemczyce eigenfüssig traben musste. Hier erhielt er im Wirthshaus vom Schankmädchen kein Nachtlager, wohl aber mit der Feuerstange Hiebe, dass er zum Hausflur hinausflog, — und er musste wieder per pedes nach Krzcowice traben. In der Schankstube erhielt er Schläge von zwei Kartenspielern, in deren Spiel er sich hineingemischt hatte. Griff nach dem Schwert, die Scheide war aber, o weh! mit Salz gefüllt, — umsonst die Anstrengung, stach sich dabei ein Auge aus; — und wieder musste er alles lassen und nach Groszowice zu Fuss wandern. Eine Kuh führte er hier aus dem Stall, behielt dabei nur den halben heilen Rücken, — und wieder musste er Alles lassen und nach Nakel zu Fuss laufen. Hier gerieth er in's Feuer: sie fragten nach seiner Heimath und seinem Glauben, kaum dass Kameraden vermochten, ihn zu retten; und wieder wandert er zu Fuss, diesmal schon nach dem lieben Heim. Er nähert sich dem Hause durch Gärten, Mutter erblickt ihn, Vater grüsst, schwer war es zu sagen, wo er sein zweites Auge gelassen und weshalb er so arg zugerichtet war. Endlich beschliessen alle, er solle heirathen.

Das Stückchen ist vom höchsten Interesse: es ist eine Prosaauflösung einer versificirten Erzählung; die Verse, mit ziemlich regelrechten Reimen sind stellenweise erhalten und ohne Mühe herauszufinden; dass diese heitere Erzählung in Versen zum Singen bestimmt war, ist daraus zu schliessen, dass in gleichmässigen Abständen sich die Worte wiederholen: „und Alles musst' er lassen und weiter zu Fuss traben".

Ebenso interessant ist zu sehen, dass der Stoff aus einer altpolnischen Komödie genommen ist „Zwrócenie Matyasza z Podola" (Rückkehr des Matthias aus Podolien), geschrieben um 1600, ein Stück, welches seinerseits eine curiose Umarbeitung einer älteren polnischen Komödie vom Albertus ist, einem unfreiwilligen Soldaten, der stark zugerichtet nach seiner Rükkehr aus dem Kriege prahlt.

Die Marschroute unseres oberschlesischen Kriegers ist zwar eine andere, als die des Matthias vom Jahre 1600, aber seine Leidensgeschichte: der Verlust des edlen Gaules, die Schläge des Schankmädchens, die Hiebe der Kartenspieler, das Füllen der Säbelscheide mit Salz, der Verlust des einen Auges und Anderes mehr wiederholt sich hier, ja selbst in dem Kreuzverhör über den Glauben des Matysek und der Rettung durch Kameraden ist eine deutliche Anspielung daranf, dass der Matthys vom

Jahre 1600 Sohn eines evangelischen Geistlichen gewesen ist; selbst der Name ist geblieben, auch die beschleunigte Verheiratung des verunglückten Kriegers ist in beiden Darstellungen ein würdiger Abschluss. Dass Albertus und sein Nachfolger Matthias an die bekannten Figuren des franc archiez, an Pickelhäring u. s. w. erinnern, soll hier nur angedeutet werden.

Schon im ersten Bericht ist an ein polnisches Gedicht erinnert worden, als mögliche Quelle für ein Motiv in einem oberschlesischen Märchen; heute ist Hieronymus Morstin wieder genannt worden und zuletzt ist eine altpolnische Komödie als Quelle für eine oberschlesische Erzählung nachgewiesen worden; vielleicht gelingt es auch in anderen Fällen einen Einfluss der polnischen Litteratur auf oberschlesische Erzählungsstoffe nachzuweisen.

Zuletzt folgen in der Kolberg'schen Sammlung zwei Märchen, von Argelus und von zwei ungleichen Brüdern, sie haben aber wenigstens sprachlich nicht den Character von oberschlesischen volksthümlichen Märchen aus der Gegend von Oppeln und Beuthen, sind schon gedruckt in Kolberg's Lud III und VIII und gehören anscheinend in ein anderes Fascikel.

Die oben angeführten Erzählungen scheinen nicht bekannt zu sein, wenigstens habe ich, abgesehen von stets und überall wiederkehrenden einzelnen Motiven, welche sich zu einem neuen Bilde zusammenfügen, vergeblich in anderen Sammlungen nach entsprechenden gesucht.

Möglich ist es ja, dass auch das oberschlesische Volk aus dem reichen Schatze der Märchenstoffe in eigenartiger Weise schöpferisch relativ Neues gestaltete; die „Lust zu fabuliren“, welche in Oberschlesien so häufig sich geltend macht, vornehmlich nach gethaner Arbeit und im Winter in der Spinnstube, offenbart sich nicht blos im Wiedererzählen, sondern sucht die Neugierde der Zuhörer durch neue Stoffe oder Gestaltungen zu befriedigen.

Dass in vielen oberschlesischen Märchen jeder locale Untergrund und jede örtliche Färbung fehlt, hat für die Hauptfrage, ob Entlehnung oder originale Schöpfung, keine Bedentung; in dieser Beziehung kann vielmehr behauptet werden, dass in den meisten oberschlesischen Märchen, insbesondere in den heute behandelten, die heimischen Verhältnisse hervorlngen oder sich geltend machen. Ein bestimmter Duft, den man als haut goût bezeichnen kann, ist über sie gelagert: das Hervorgehen der Helden aus den untergeordneten Volksschichten; die ursprüngliche Beschäftigung, bäuerliche Lebensstellung, Lebensart, selbst Bekleidung derselben; ihre Genügsamkeit und Unterwürfigkeit; ihr Gehorsam gegen die Herren und — last not least — ihr militärischer Sinn, der als höchstes Gut, wenn auch in goldenen Träumen, erstrebt, es bis zum Vorgesetzten, Offizier, ja sogar zum General zu bringen; man möchte fast behaupten, dass diese Märchen die letzte Fassung unter der preussischen Herrschaft in der neuesten Zeit erhalten haben. Anders ist es freilich in Sagen und Legenden, hier ist für gewöhnlich die locale Unterlage und Färbung bis zu einem gewissen Grade eine Nothwendigkeit.

Ueber Waffensegen.

Von **Dr. Olbrich**, Breslau.

Fast alle Handwerke, deren Ausübung mit Gefahr verbunden zu sein pflegt, haben gewisse abergläubische Bräuche und Mittel entwickelt und bewahrt, welche in übernatürlicher Weise den Träger gegen einen vorzeitigen Tod schützen sollen. Insbesondere aber hat in dem Soldatenstande, dessen Angehörige dem Tode ja täglich und stündlich ins Auge zn blicken genötigt sein können, die Sucht nach solchen magischen Schutzmitteln stets eine bedentende Rolle gespielt und eine weite Ausdehnnng erlangt.

In den Zeiten, wo das vom Pulver getriebene Geschoss noch nicht die Eisenrüstnng durchschlug, war es vor allem das Schwert, gegen dessen tötlichen Hieb man sich zu schützen suchte. In den französischen und dentschen Ritterepen werden „Briefe“ erwähnt, die am Körper oder Schwert getragen gegen Verwundungen schützen sollten. Im Aiol (v. 455) erzählt der Eremit, dass er als Jüngling einen solchen „brief“ bei sich trug „ne fn onques miendre ne n'ert ia mais“; er schenkt ihn dem Ritter und bindet ihn demselben unter die rechte Schulter. Im Wigalois legt der Priester dem Helden einen „brief“ um sein Schwert als Mittel gegen alle Feindesmacht (116, 3.—188, 30.). Solche Briefe hiessen „Schwertbriefe“ oder „Schwertsegen“. Sie werden späterhin in theologischen Tractaten neben anderen verbotenen Zaubermitteln wiederholt erwähnt. In einer 1430 geschriebenen Abhandlung über die 10 Gebote steht bei Angabe derjenigen, die gegen das 1. Gebot verstossen: „dy do gelonben an . . . swertprieff — auch alle, dy soliche dingk nützen nnd pey in tragen“ (Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit. Nürnberg 1853. 10. 296). Aehnlich heisst es in einer aus dem Anfange des 15. Jahrhnnderts stammenden Lehre, das 1. Gebot gnt zu halten: „und des gelichenissen ensaltu nit gelonven in swertbreven off in zanberbreven . . .“ (Fromann: Die dentschen Mundarten I, 83. Beiträge zur Kenntnis der Kölnischen Mundart. Abschn. 3 Blatt 19 a, S. 184). Auch in der bei Keller (Fastnachtsspiele ans dem 15. Jahrhundert III. 1483) angeführten theologischen Abhandlung über die Unfähigkeit zum Gennsse des Abendmahls werden nnter den davon Auszuschliessenden erwähnt: „die brief bey in tragen“ nnd späterhin als besondere Art dieses Briefes genannt der „schwertsegen“. Aus diesen Erwähnungen geht hervor, dass derartige „Briefe“ vielfach gebrancht wurden [1]). Ein solcher „Schwertsegen“ scheint der bei Grimm (Dentsche Mythologie, Anhang No. IX) mitgeteilte Zauberspruch zn sein. Es ist der aus einem Engelberger Kodex entnommene Waffensegen König Konrads, in dem zwischen Anrufungen verschiedener Heiligen die gewiss nralte Formel steht: „mîn bûch sî mir beinîn, mîn herze sî mir stâhelîn, mîn houbet sî mir steinîn“ und am Schlusse des Feindes Waffen also beschworen werden: „alse milte nnd alse linde muozistu hinte sîn ûfin

---

[[1]) Hostu keynen vngelawbin gehat czu swertbrifen. Schles. Beichtspiegel a. d. Ende d. 14. Jhs.: Pietsch ZfdPh 16, 186 vgl. S. 189. — Vnd die den lewten schreiben briefe mit figuren adir mit fremden worten vnd an den hals hengen, is sei swertbriefe adir frawen briefe, ebda. S. 191. — Wundsegen an einem Schwerte Parz. 490, 24. — etleich chunnen den swertsegen das si nicht erstochen werden. Vintlers Tugendblumen 7749. F. V.]

mîme libe, swert und aller slahte gesmîde, sô mîner frouwnn sce Mariun sweiz wâre, dô sî den heiligin Crist gebâre. Pater noster".

Man sieht demnach, dass Grimmelshansen irrt, wenn er in seinem „Satyrischen Pilgram" (1667 nnter dem Psendonym Samuel Greifensohn von Hirschfeld erschienen) neben vielen anderen Künsten, die das „Schiessen" dem Menschen zu erfinden Anlass gegeben, anch die Kunst „sich fest zu machen" anführt. Insofern aber hat er nicht ganz Unrecht, als sicherlich mit der Einführung der Schusswaffen die Sucht nach solchen Schutzmitteln ins Ungeheure wachsen mnsste. Vor der Kugel, die alle bisher genügenden Schutzvorrichtungen spielend durchbrach, die ans der Ferne, fast wie eine geisterhaft nnsichtbare Macht, den kräftigsten Gegner zu Boden streckte, schien nur übernatürliche Hilfe retten zn können. Die alten Zaubersegen kamen zu erhöhter Anwendung nnd wurden der nenen Waffe entsprechend umgeändert. Hier ein Beispiel dafür:

„Es sind drei heilige Blutstropfen Gott dem Herrn über sein heiliges Angesicht geflossen; die drei heiligen Blutstropfen sind vor das Zündloch geschoben. So rein als unsere liebe Frau vor allen Männern war, ebenso wenig soll ein Feuer oder Rauch aus diesem Rohre gehen. Rohr, gieb du weder Feuer noch Flamme noch Hitz! Jetzt geh ich hinaus, denn Gott der Herr geht vor mir hinaus, Gott der Sohn ist bei mir, Gott der heilige Geist schwebt ob mir alle Zeit. Amen".

Die Entwickelung des Landsknechtswesens gab den denkbar günstigsten Boden für Ansbildung und Verbreitnng solcher Dinge. Die Klage über das Ueberhandnehmen dieser Zauberei ist allgemein. L. Milichius in seinem 1563 zn Frankfurt erschienenen „Zauberteufel" klagt darüber, dass viele Briefe bei sich tragen, damit sie sich „für ungewitter, für zauberei, für hawen und stechen und vielem übel bewaren". Doctor Martin Luther in seinem Tractat „Von dem Kriegs- und Soldatenstande" schreibt ebenfalls: „Es haben die Kriegsleute viel Aberglaubens im Streit, da sich einer St. Georgen, der ander St. Christoffel befiehlt, einer diesem, der ander dem Heiligen, etliche können Eisen und Buchsen beschwören, etliche tragen St. Johannis Evangelium (d. h. das 1. Kapitel!) oder sonsten etwas bei sich, daranf sie sich verlassen u. s. w.", eine Stelle, die Moscherosch im sechsten Gesichte „Soldatenleben" einen Pfarrherrn den Kriegsknechten vorlesen lässt. Im dreissigjährigen Kriege erreichte dieser Aberglaube seinen Höhepnnkt. Dass Menschen sich durch magische Kunst „hart, fest, kugelfest, notfest" machen können, wird allgemein geglaubt. Gryphins widmete diesem „Wunder aller Künste" ein Lobepigramm. (Teutsche Gedichte. Breslan 1698. II. 477); Logau erwähnt sie in einem witzigen Epigramm anf die „festen jnngfern". In den Simpliciana ist allenthalben davon die Rede; ich hebe nur zwei Stellen heraus, die anf das Folgende sich näher beziehen. Im „wunderbarlichen Vogelnest" wird ein „mit Fledermausblut auf Jnngfernpergament in unverständlicher Sprache geschriebener Zettel" erwähnt, vor dem, wie die mit einer Katze (s. u.) angestellte Probe ergiebt, die beste Büchse versagt; ebenda schilt ein Pfarrer anf die Zettel der Kriegslente, die „unbeschadet der vielen dabei stehenden Kreuze und lauter heiligen Wort und Anrufung" doch ein Tenfelspact seien.

Im XVIII. Jahrhundert besteht der Aberglaube ungeschwächt fort. Der Infanterieoberst Hans Friedrich von Fleming im „Vollkommenen

tentschen Soldat" (Leipzig 1726 erschienen) thnt dieser Dinge wiederholt Erwähnung. Unter den „ungewöhnlichen nnd verwerflichen Arten, Krieg zu führen" kommt vor: „wann sich einige durch allerhand Teufelskunst fest machen wollen, so dass kein Degen uud keine Kugel sie sollte durchdringen können"; in vielen Kriegsrechten und Artikulbriefen war, wie der Oberst an anderer Stelle erwähnt, verboten „dass einer seine Waffen mit Missbranch des göttlichen Namens beschwörte, sich vermeintermassen fest machte". Näher beschreibt er diese Unsitte bei Besprechung der Kriegsartikel (S. 100) „es finden sich bisweilen furchtsame, abergläubische nnd leichtsinnige Leute, sowohl unter denen Offiziers als gemeinen Soldaten, die sich durch allerhand Gaukelpossen wider Schiessen, Stechen nnd Hanen fest machen wollen, sie tragen allerhand Beutelchen bey sich . . . anch Pergamentzeddulgen, darauf allerhand Sprüch der heiligen Schrift gemissbraucht nnd manche fremde Wörter nnd Characteres verzeichnet werden".

Es wäre zum mindesten seltsam, wenn ein so alter und weitverbreiteter Aberglauben trotz der modernen Aufklärung nicht wie so viele andere sich bis in nnsere Tage erhalten hätte. So weit ich es ermessen kann, gelangten Andeutungen darüber zum ersten Male in die Öffentlichkeit in den Kriegsjahren 1870/71. Verschiedene Blätter, so z. B. die „Gartenlaube" und die „Schlesische Zeitung", brachten damals auf Grund eingesandter Notizen die überraschende Mitteilnng, dass bei einzelnen Regimentern ein sogenannter „Schntzbrief" ganz verbreitet sei. Ich selbst gelangte vor mehreren Jahren durch Zufall in den Besitz eines Exemplares; ein Artikel, den ich darüber in der amtlichen Zeitung des Deutschen Kriegerbnndes, der „Parole", veröffentlichte, verschaffte mir weitere 10, teils Originale, teils Abschriften. Von Herrn Professor Dr. Vogt erhielt ich drei Briefe (einen aus Privatbesitz, zwei aus den Sammlnngen der Schles. Gesellsch. für Volksknnde). Schliesslich durchsuchte ich in der richtigen Voraussetzung ,dass ein so verbreiteter Aberglauben sicherlich schon in den betreffenden Sammlungen erwähnt sein müsse, die auf der Königl. Bibliothek erreichbaren Bücher über Sagen, Märchen uud Bräuche der einzelnen Teile Dentschlands nnd fand solche Briefe bereits erwähnt nnd abgedrnckt bei:

Strackerjahn (Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenbnrg 1867. I, 59 ff.)

U. Jahn (Hexenwesen nnd Zauberei in Pommern. Breslau 1886. S. 40 ff.)

E. Meier (Deutsche Sagen, Sitten und Gebränche ans Schwaben. Stuttgart 1852. II, 526.)

Lehrer Michael schrieb mir, dass der Brief im südlichen Mecklenbnrg fast in jedem Hanse verbreitet sei, hauptsächlich aber „wo ältere Leute sind". Philo vom Walde erzählt in seinem „Schlesien in Sage nnd Brauch" S. 42, dass, als er 12 Jahre alt war, in seinem Heimatsdorfe Kreuzendorf ein solcher Brief von Haus zu Haus ging und von jedermann abgeschrieben wurde. Schliesslich wird in einem wnnderlichen Buche: „Hexerei, Zanberei nnd Wahrsagerei u. s. w. gesammelt, beleuchtet und herausgegeben von Pater Gelasius Kobold, Regensburg 1895" erwähnt ein Druck des „vom Himmel gefallenen Briefes" Köln am Rhein 1802.

Eine Vergleichung des mir so zur Verfügung stehenden Materials ergab zunächst eine wesentliche Übereinstimmung aller Briefe; doch zeigte sich, dass die Briefe in mehrere im einzelnen näher zusammengehörige Gruppen zerfallen, die also auf eine verschiedene Recension des ursprünglichen Briefes zurückweisen. Wie diese verschiedenen Fassungen entstanden, ist bei einem so seltsamen, inhaltlich wenig zusammenhängenden, von ungebildeten Leuten mühsam immer wieder abgeschriebenen Schriftstücke nicht schwer zu erklären. Der eine Brief zeigt ganz deutlich, wie durch flüchtiges und gedankenloses Abschreiben eine Lücke entstand, indem die ersten Worte des betreffenden Abschnittes noch da stehen, und daran ohne Zusammenhang der nächste angeschlossen wird. Ein anderer Brief zeigt die drei wichtigsten Typen des Briefes hinter einander geschrieben; dem Abschreiber haben offenbar drei Vorbilder vorgelegen, die er, um den Zauber ja kräftig zu machen, hinter einander setzte, ohne sich durch die Wiederholungen stören zu lassen.

Aber auch sonst zeigt jeder Brief besondere kleinere Abweichungen, als seltsame Wortverdrehungen, Auslassungen, Hinzufügen einzelner Worte, falsches Zusammenfassen von Wort- und Satzgliedern, wie sie das Abschreiben durch ungeübte Hände mit sich bringt. Der Brief pflanzt sich, wie aus den Begleitschreiben der Einsender hervorgeht, durch Tradition in den Familien fort; der eine hat bereits drei Generationen in der Familie seines Besitzers erlebt, weshalb derselbe ihn auch nach genommener Abschrift zurückerbat; verschiedene erwähnen, dass sie ihn beim Ausbruche des Krieges von den Grosseltern erhielten. Auch wird er für künftige Fälle im voraus abgeschrieben; die in seinem Besitze Befindlichen machen befreundeten Personen, die einer Gefahr entgegengehen, damit ein „wertvolles“ Geschenk. Übrigens enthalten die Mehrzahl der Briefe (fehlt nur in zweien) selbst die Mahnung: „Diesen Brief soll einer dem andern zum Abschreiben geben [abschreiben lassen 4, geschrieben oder gedruckt zukommen lassen 3]“ und in allen wird die Drohung angeschlossen: „Wer von diesem Briefe hört und ihn nicht abschreibt (hat und ihn nicht offenbart 4) und in seinem Hause nicht hat, der hat keinen Segen (wird verflucht von aller Welt 1, der ist von der christlichen Kirche verflucht 2 (und von meiner Andacht verlassen) der thut viele Sünde und ich werde ihn auf das ewige Gericht bestrafen 1, wer ihn aber nicht zum Abschreiben (Lesen 1) giebt, der soll verdammt werden“.

Eigentümlich ist, dass von den wenigen Briefen, die den Namen des Abschreibers tragen, die Mehrzahl einen Frauennamen aufweist. Es lässt sich ja dies vielleicht aus dem mehr zum Glauben an Überirdisches geneigten Sinn der liebenden Frau erklären, die dem in den Krieg ziehenden Mann gern ein Amulet mitgeben möchte; aber es kann auch auf jene alte allgemeine Sitte und Anschauung hinweisen, wonach die Zauberkraft nur durch Übertragung seitens des anderen Geschlechtes gewahrt bleibt. Getragen wurde der Brief, wie der eine Brief in der Überschrift besagt, „auf der Brust“, jedenfalls am Körper; die Zusammenfaltung der von alten Kriegern erhaltenen lässt auf den Brustbeutel als Aufbewahrungsort schliessen.

Mit wenigen Ausnahmen sind die Briefe mit Überschriften versehen. Sechs bezeichnen sich als „Haus- und Schutzbrief“, 2 als „Haus- und

Schutzsegen" (sollte das etwa eine Verschreibung für „Schnsssegen" sein??), einer nur als „Schutzbrief", zwei als „Himmelsbrief" (in dem einen wird die Bezeichnung Gradoria (?) hinzugefügt). Der eine Brief, welcher auch inhaltlich eine etwas gesonderte Stellung einnimmt, trägt die Überschrift: „Der Brief zu Britanien(!), zu beschützen(!) alle tötlichen Gewehre, Kugel im Kriege, für Fener und Wasser". Unmittelbar auf eine Zeit seiner Verwendung beziehen sich die Angaben von sechs Briefen: „ein Brief, aus Holstein gesandt" — „ein Brief, gesandt aus Holstein, durch einen Gesellen" — „ein Brief an (für) jedermann, vornehmlich aber für einen (meine) Schleswig-Holsteiner und an (für) die, welche für sie fechten" (in 3 Br.) — „Gebet um Abwendung aller Unglücke nnd Gefahren, überhanpt in diesen betrübten Zeiten, oft zu beten 1849". Hält man mit diesen Angaben die in 14 Briefen enthaltene eigentümliche Erzählung zusammen, wonach der Brief in Holstein gefunden worden sein soll, so könnte man versucht werden, diese Gegend als Entstehungsort des Briefes anzunehmen, wenn nicht die historische Betrachtung ihn als altes Gemeingut hätte erkennen lassen. Ausserdem ist gerade diese Stelle des Briefes auf die wunderlichste Art verunstaltet worden. Man vergleiche nur die folgenden Lesarten: er schwebte über dem Taufbecken zu Rndnau — über der Taufe — über der Taufe zu Redamu — zu wandeln über der Taufe — zur Wand über den Taufstein — über der Taufe Magdalenens — über der Tenne Redana — über der Taufe zu Boden — über der Donau zu Badakein.

Vielleicht ist die ursprüngliche Lesart die von Philo vom Walde a. O. mitgeteilte: er sei während der „Wandlung [Transsubstantiation] über dem Hochaltar" vom Himmel gefallen. —

Der Inhalt der vorliegenden Briefe lässt sich nach folgenden Gruppen gliedern:

I. Historisch berichtende Erzählungen:
  a) über den Ursprung des Briefes:
    1. seine Auffindung in Holstein (14 Br.),
    2. seine Aufbewahrung in der Michaeliskirche zu St. Germain (1 Br.),
    3. seine Auffindung auf dem Grabe des Heilandes (5 Br.),
    4. an 3. angeschlossen in 4 Briefen die Erzählung, dass Kaiser Karl den Brief vom Papste erhielt und auf seinem Schilde „ausdrucken" liess.
  b) über seine Wirksamkeit:
    die Erzählung vom Grafen Philipp von Flandern und seinem Diener (oder Ritter) (in 10 Br.).

II. Beschwörungsformeln:
  a) eine einfache mit epischem Anfang:
    „So wie Christus am Ölberge still stand, so . . . . (in 9 Br.),
  b) eine vierfache, abgeteilt durch das anaphorische: „Stehet stile, alle ihr sichtbaren und unsichtbaren Gewehre" (in 3 Br.).

III. Kabbalistische Zeichen nnd Worte:
  a) die Buchstaben (in 14 Br.), b) die Namen (in 5 Br.)

IV. Allerlei Angaben über:
  1. Verwendbarkeit des Briefes in mancherlei Lebenslagen,

2. Versuche zur Erprobung seiner Wirksamkeit (Befestigung an einem Gewehr — beim Nasenbluten — bei einer schwangeren Frau — die oben im Simplicius angegebene Schussprobe auf ein Thier, welches den Zettel trägt),
3. Vorschriften für seine Verbreitung, mit Drohungen oft verbunden.

V. Eine im Tone einer Volkspredigt gehaltene energische Aufforderung zur Heiligung des Sonntages und zum Halten der 10 Gebote, verknüpft mit schweren Drohungen (in sämtlichen Briefen, doch mit sehr erheblichen Textabweichungen).

Eine ausführliche Bearbeitung der einzelnen Teile (mit Ausnahme von V, über den bereits eine von anderer Grundlage ausgehende Arbeit in Aussicht gestellt ist) behalte ich mir vor [1]).

Literatur.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. 1 Band: Rätsel. Wismar 1897.

Vorliegendes Buch bildet die erste Frucht des wohlorganisierten Sammelns der mecklenburgischen Volksüberlieferungen, welches seit sieben Jahren unter der Leitung des Oberlehrers Wossidlo im Gange ist. Die hingebende Tätigkeit Wossidlos, die verständnisvolle Anregung und Unterstützung des Werkes durch den mecklenburgischen Geschichtsverein, die Beihülfe der mecklenburgischen Regierung und die uneigennützig tätige Mitwirkung weitester Kreise der Bevölkerung, vor allem der Lehrerschaft, haben sich zu einer Leistung vereint, welche in mancher Beziehung als Muster für Sammlungen zur deutschen Volkskunde dienen kann. Gegen fünfhundert Namen von solchen, welche Beiträge zu dem vaterländischen Werke geliefert haben, konnten diesem Bande vorangestellt werden — ein mahnendes Beispiel für unsere Provinz, vor allem für die schlesische Lehrerschaft! Gerade die vorliegende Rätselsammlung ist geeignet zu zeigen, wie nur durch die regeste Beteiligung im ganzen Lande und nur durch das Zusammenwirken aller Sammler, durch das Einsenden aller Aufzeichnungen an die eine Centralstelle etwas Erspriessliches zu Stande kommen kann. Dinge, die vereinzelt ganz unbedeutend oder auch unverständlich erscheinen, gewinnen erst Wert und Sinn, wenn sie sich zu grossen, reichhaltigen Gruppen vereinen, einander ergänzen und aufhellen und durch eine fachkundige Hand in das richtige Verhältnis zu den in einer überaus weitverzweigten Literatur vorliegenden verwandten Überlieferungen gerückt werden. Allen diesen Anforderungen ist nun hier in vollem Masse genügt. Es ist in den tausend Nummern dieser Sammlung aus mündlicher Überlieferung ein teilweise sehr altertümlicher, aber immer wieder sich erneuernder Schatz höchst eigenartiger Volksdichtung zusammengebracht. Sehr bemerkenswert ist vor allem der Reichtum an bildlichen Ausdrücken sowie an den kuriosesten und lustigsten Wortbildungen zur verhüllenden Benennung der zu ratenden Dinge. In jener zeigt sich eine Richtung der Phantasie, welche an die eigentümlichen poetischen Umschreibungen (Kenningar) der Skaldensprache erinnert, in diesen sprudelt eine lebendige Kraft der Sprachschöpfung, wie sie gegenwärtig schwerlich in einer anderen deutschen Mundart aufzuspüren sein wird. Wie in der alten Tiersage und -Dichtung werden auch hier die Tiere gelegentlich mit menschlichen Eigennamen belegt; auch Pflanzen und leblose Gegenstände sprechen gemütlich mit einander, einer ganzen Reihe von Rätseln liegen kleine Sagen und Märchen zu Grunde — kurz, es tritt überall eine Fülle lebendiger Naturauffassung und kräftiger Phantasie zu Tage, und über das Ganze breitet sich der urwüchsige, helle mecklenburgische Humor. Freilich sind es keineswegs immer erfreuliche Gegenstände, die hier behandelt werden. Für die zahlreichen Rätsel, deren Pointe in der doppelten Deutungsfähigkeit liegt, trifft die übele Vorstellung, die unser Sprachgebrauch mit dem Worte „zweideutig" zu verbinden pflegt, nur allzusehr zu. An versteckten und offenen Zoten ist nun einmal im Volksrätsel kein Mangel, ja, sie bilden einen sehr wesentlichen Bestandteil desselben und sie anszu-

[1]) Die instructive Arbeit von Sandfeld Jensen „Himmelbreve" in Dania III 193 enthält einige weitere bestätigende Belege, verfolgt aber wesentlich andere Zwecke, indem sie sich mit der Geschichte der Gruppe V befasst; vgl. auch unsere Zeitschrift III S. 59.

märzen hiesse ein unwahres Bild von dieser Seite unseres Volkslebens geben. Der Herausgeber hat daher nur seine Pflicht erfüllt, wenn er auch diese Dinge aufnahm. Natürlich sind die „mecklenburgischen Volksrätsel" zum grossen Teil weder mecklenburgischen Ursprunges noch ausschliesslich in Mecklenburg verbreitet. Die Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen eines Landes hat ja selbstverständlich nicht nur festzustellen, was ihm allein eigen ist, sondern auch, was von deutschem und internationalem Gemeingut im Munde der Bevölkerung lebt. Aber diese über die Landesgrenze hinausreichenden Beziehungen müssen dargelegt werden, und auch in dieser Richtung ist das vorliegende Buch recht brauchbar. Seine reichhaltigen Literaturnachweise sind für jeden dankenswert, der sich mit dem Volksrätsel überhaupt beschäftigt. Absolute Vollständigkeit wird sich bei solchen Nachweisungen niemals erreichen lassen. Auch hier liesse sich natürlich manches nachtragen. So finden sich z. B. die unter Nr. 990 mitgeteilten Fragen des alten Fritz an einen Bauernjungen mit dessen rätselhaften Antworten schon im 14. Jahrhundert in dem deutschen Gedicht von Salomon und Morolf, wo der weise König der Frager, der bäuerische Morolf der Antwortende ist. Durch das spätere Volksbuch gleichen Inhaltes werden sie in die mündliche Volksüberlieferung der Neuzeit Eingang gefunden haben.

Im Interesse der sehr wünschenswerten weiten Verbreitung dieser schönen Sammlung hätte sich die Beigabe von sprachlichen Erklärungen empfohlen. Hoffen wir, dass das Buch auch so den Weg über die Grenzen des Landes hinaus findet, dem es zunächst dient, und mögen die folgenden Bände der „mecklenburgischen Volksüberlieferungen" sich dem ersten würdig anreihen. F. V.

Der **Bericht über die Eingänge** muss wegen Raummangels auf die nächste Nummer verschoben werden.

Nachrichten und Anzeigen.

Am 27. Juni unternahm unsere Gesellschaft zur Feier ihres Stiftungsfestes ihren Ausflug nach Glatz. Durch den Vorsitzenden des Glatzer Gebirgsvereins Herrn Oberstlieutenant a. D. Schauwecker und Herrn Dr. Wahner am Hauptbahnhofe begrüsst, genossen die Teilnehmer auf einem Spaziergang über den Schäferberg und die Glacis unter Führung der genannten Herren die prächtige Aussicht auf die Stadt und die Grafschaft. Die Festung wurde unter der sachkundigen Leitung des Herrn Ingenieur-Majors Geisler besichtigt, der die Gesellschaft in liebenswürdigster Weise mit der Geschichte wie mit den früheren und gegenwärtigen Einrichtungen des Baues bekannt machte. Bei der Festsitzung in der städtischen Taberne, die sich daran anschloss, gab Prof. Vogt einen Überblick über die neuesten Fortschritte der deutschen Volkskunde. Er wies besonders auf die Förderung dieser Wissenschaft durch die Organisierung landschaftlich begrenzter Sammlungen in den verschiedensten Gebieten der deutschen Sprache hin und betonte die über die wissenschaftlichen Kreise hinausgehende Bedeutung der volkskundlichen Bewegung, die neuerdings auch in der so erfolgreichen Verwertung von Märchenstoffen und anderen Volksüberlieferungen für die dramatische Dichtung zu Tage getreten ist. Die Ausführungen über die Leistungen unserer Gesellschaft im letzten Jahre schloss der Vortragende mit dem besonderen Wunsche, dass die Gebirgsvereine das Interesse, welches sie unseren Bestrebungen entgegen bringen, auch darin bethätigen möchten, dass sie sich planmässig an unseren Sammlungen beteiligen. Nach der Sitzung vereinigte ein gemütliches Mittagsmahl unsere Mitglieder mit den Glatzer Festteilnehmern, von denen Herr Bürgermeister Kolbe namens der Stadt, Herr Oberlehrer Prohasel namens der „Philomathie" unsern Verein bewillkommnete. Der Nachmittagszug führte die Gesellschaft nach Wartha, wo der Wald und die Berge mit ihren lieblichen Aussichten reichen Naturgenuss, das Treiben in dem von Wallfahrern bunt belebten Städtchen auch manchen Einblick in das Volksleben und den Volksglauben gewährte. Mit dem besten Dank für das freundliche Entgegenkommen der Glatzer Herren, unter denen sich besonders Herr Dr. Wahner um die Vorbereitung des Festes verdient gemacht hatte, kehrten die Theilnehmer von dem durch das herrlichste Wetter begünstigten Ausfluge heim.

Wegen der Schul- und Universitätsferien wird die nächste Sitzung erst im November stattfinden. Die nächste Nummer der Mitteilungen wird Ende Oktober erscheinen.

Schluss der Redaction: 8. Juli 1897.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1897. **Breslau.** Heft IV. № 5.

Inhalt: O. Scholz, Der Spinnabend zu Herzogswaldau. — Eingänge. — Literatur. — Anzeigen.

Der Spinnabend zu Herzogswaldau.[1]

Von **Oscar Scholz,** Herzogswaldau bei Jauer.

Unter Vorantritt der Musik marschiert die in schlesische Banerntracht gekleidete Spinnerschaar in den zur Spinnstube ausersehenen Saal des Gerichtskretschams. Während die Spinner sich um den brennenden Schleissenlenchter gruppiren, der vom Kühjungen unterhalten wird und alsbald mit dem Spinnen beginnen, reissen einstweilen Männer nnd Burschen mit dem grossen Schleissenhobel Schleissen.

Spinnmeisterin. (Frau C. Menzel.)

Na nu könnda die wull amol ufhîrn mit dam Schlêssareissa, jitzt singa mer amol a Lied, sunst schlofa mer de Spinner ei. Woas wulln mer denn singa? Ich dächte: Wie schön ist das ländliche Leben, doas kinnt'r ju olle.

Spinngesellschaft.

Ja, ja, doas wnlln mer singa.

Gesang.

Wie schön ist das ländliche Leben,
Mein Häuschen auf grünender Flur,
Von schattigen Bäumen umgeben,
Wie glücklich macht mich die Natur.
Tralala, tralala, tralala, tralala,
Wie glücklich macht mich die Natur.

Im kühlenden Schatten der Bäume,
Da sitz ich so gerne allein,
Da wiegen mich goldene Träume
Der schönen Vergangenheit ein.
Tralala n. s. w.

Zufrieden leb' ich auf dem Lande,
Obgleich ich kein Edelmann bin,
Mir schwinden im mittleren Stande
Die Tage so fröhlich dahin.
Tralala u. s. w.

Ein Strahl der Morgensonne
Drängt sich in mein Häuschen hinein,

[1]) Vorliegendes, von Herrn O. Scholz zusammengestellte Spiel, das in Herzogswaldau mit grossem Erfolge aufgeführt worden ist, wird unseren Lesern ein gutes Bild von den in Schlesien neuerdings wiederbelebten Spinnabend-Aufführungen geben, die ein beachtenswertes Zeichen für das steigende Interesse an volkstümlichen Überlieferungen sind. Der Rahmen ist auf Grund der traditionellen Verhältnisse frei gestaltet, die Einlagen sind volkstümlichen Ursprunges. Der Grundgedanke des Spiels bleibt bei Wiederholungen derselbe, nur werden andere Lieder, Geschichten, Gedichte, Rätsel, Sprech- und Gedächtnisübungen eingelegt.

Ich fühl' nnaussprechliche Wonne,
Kein Mensch kann glücklicher sein.
Tralala u. s. w.

Die Schwalbe singt oben am Dache
Mir zwitschernd ein Morgenlied vor,
Ich höre, sobald ich erwache,
Der Vögelein singenden Chor.
Tralala n. s. w.

Die Wachtel schlägt in dem Getreide,
Die Nachtigall schlägt in dem Hain,
Die Lerche stimmt auf der Heide
Ihr Liedchen so fröhlich mit ein.
Tralala u. s. w.

Mein Lager verlass ich mit Freuden,
Und geh' in die schöne Natur,
Ich fühle nicht Gram und nicht Leiden,
Mir lächelt die blühende Flur.
Tralala u. s. w.

Willkommen du göttlicher Morgen,
In deiner erfrischenden Luft
Vergess ich die nächtlichen Sorgen
Und atme balsamischen Duft.
Tralala u. s. w.

Nie werd ich die Städter beneiden,
Die Luxus und Ehrgeiz beseelt,
Dies sind nur phantastische Freuden,
Sie werden vom Kummer gequält.
Tralala u. s. w.

Ich lob' mir mein' ländlichen Kittel,
Der ist nur ganz simpel gemacht,
Ich geiz nicht nach Ehr' nnd nach Titel
Das ist nur falsch scheinende Pracht.
Tralala u. s. w.

Ein ländlicher Abend voll Wonne
Der strömet mir Seligkeit zu,
Ein Goldstrahl der sinkenden Sonne
Begleitet den Landmann zur Ruh.
Tralala n. s. w.

Wie göttlich scheint dann durch die Fenster
Der Mond in mein Stübchen hinein,
Was könnte mir wohl noch erwünschter
Als eine so schöne Nacht sein.
Tralala u. s. w.

Otto Goldbach, den Spinnern die „Netze“ herumreichend. Na weil ihr a su schîn gesnnga hot, do breng ich ench hie woas, doss euch ni de Zunge und de Lippa vertreuga.

Spinngesellschaft.

Ich wil [1]aber o woas hoan, lusst o mir [2]no woas, ich wil an [3]walke Rübe und ich [4]an Mîre, doss ich [5]ni ernt groade 's Ueberbleibsel kriege, sucht euch ni [6]ernt groade 's Beste raus, ich wil a Poar [7]gebackne Berna und ich [8]a Poar Kerscha, de Verbrannta mag [9]ich ni, die koan sich jemand andersch nahma, mir gabt och [10]a Poar Aeppelspåln, ich wîl a Poar [11]Pflauma nnd ich [12]a Poar Schlinn, die macha an gude Netze.

Der Bramricher Gornmoan. (Oskar Scholz.)
Guden Obend! na viel Glück zum Handwerk.

Oskar Bunzel.

Ne do satt och amol biehar, wos mer do no fer Besnch kriega, do kimmt goar no der Gornmoan vo Quork-Bramrich, wu brengt och dan der Geier hargerieta, do bîn ich werklich nenschierig, woas dar a su spiät no wîl, a denkt vermuttlich, hie koan ich billig Gorn eikefa.

Gornmoan. Wu îs denn dar Pauer, dar Lindatrieb?
Otto Goldbach. A îs uff'm Boden und flickt a Sieb.

Gornmoan. Guden Obend, Lindatrieb.
Otto Goldbaeh. Schön Dank, ich flick a Sieb, ich flick a Sieb.
Gornmoan. Wu is denn nu die Frane, dar dicke Packs?
Fran Seidel. Die is uff'm Söller und ziählt a Flachs.
Gornmoan. Guden Obend, dicker Packs.
Frau Seidel. Schön Dank, ich ziähl a Flachs, ich ziähl a Flachs.
Gornmoan. Wu is denn de Köchin, dar lange Sterdel?
Fran Gnstav Menzel. Die is in der Küche und leckt oam Querdel.
Gornmoan. Gnden Obend, langer Sterdel.
Frau Gustav Menzel. Schön Dank, ich leck' oam Querdel, ich leck' oam Querdel.
Gornmoan. Wu is denn de Grussemoid, dar Plimpeldicke?
Fran Traugott Menzel. Die is eim Stolle und milkt de Zicke.
Gornmoan. Guden Obend, Plimpeldicke.
Fran Traugott Menzel. Schön Dank, ich malk de Zicke, ich malk de Zicke.
Gornmoan. Wu is denn de Mittelmoid, dar Basenstiel?
Frau Bunzel. Die is ei der Kommer und kiährt de Diel'.
Gornmoan. Gnden Obend, Basenstiel.
Fran Bunzel. Schön Dank, ich kiähr de Diel', ich kiähr de Diel'.
Gornmoan. Wu is denn de Klênemoid, doas Schutagebund?
Fran Heide. Die is eim Hofe und lockt a Hund.
Gornmoan. Guden Obend, Schutagebnnd.
Fran Heide. Schön Dank, ich lock a Hund, ich lock a Hund.
Gornmoan. Wu is denn doas Maidel, dar Fladerwisch?
Fran Bänsch. Die is ei der Stube und wäscht a Tisch.
Gornmoan. Guden Obend, Fladerwisch.
Frau Bänsch. Schön Dank, ich wosch a Tisch, ich wosch a Tisch.
Gornmoan. Wu is denn nu dar Kühjnnge, dar klêne Pix?
Gnstav Bnnzel. A sitzt beim Loichter und is gefix.
Gornmoan. Gnden Obend, klenner Pix.
Gustav Bnnzel. Schön Dank, ich bin gefix, ich bin gefix.
Gornmoan. Wu is denn dar Stoaler, dar faule Lümmel?
Oswald Wagenknecht. A is eim Stolle und putzt de Schimmel.
Gornmoan. Guden Obend, fauler Lümmel.
Oswald Wagenknecht. Schön Dank, ich putz de Schimmel, ich putz de Schimmel.
Gornmoan. Wu is denn dar Kutsche, dar grobe Moan?
Gnstav Menzel. A is eim Hofe und schmiert a Woan.
Gornmoan. Gnden Obend, grober Moan.
Gnstav Menzel. Schön Dank, ich schmier a Woan, ich schmier a Woan.
Gornmoan. Wu is denn dar Schafer, dar Hêkaschinder?
Gustav Schenk. A is bei a Schofa und schnitzt fer de Kinder.
Gornmoan. Gnden Obend, Hêkaschinder.
Gnstav Schenk. Schön Dank, ich schnitz fer de Kinder, ich schnitz fer de Kinder.
Gornmoan. Wu is denn dar Schennknecht, dar Klippelschliägel?
Konrad Seidel. A is ei der Scheune und flickt de Fliägel.

Gornmoan. Guden Obeud, Klippelschliägel.

Konrad Seidel. Schön Dauk, ich flick de Fliägel, ich flick de Fliägel.

Gornmoan. Wu îs denn dar Grussknecht, dar versuffne Strick?

Traugott Menzel. A îs ei der Stube und thut halt nix.

Gornmoau. Gudeu Obend, versuffner Strick.

Traugott Meuzel. Schön Dauk, ich thu halt nix, ich thu halt nix.

Gornmoan.

Ich sah' 's stît Olls hie ei dam Hause richtig,
De Leute sein zur Arbeit tüchtig,
's îs a Gesurre und Radergeschnurre.
A Jedes spinnt hie im de Wette,
Als ob's goar kêne Leimt meh hätte,
Drim bleib' ich do, bis se warn wefa;
Verlechte koan ich's Gorn uo kefa.

Frau Gustav Menzel.

Mutter, erziähl ins och jitzt au Geschichte, du wisst doch immer sune schîne Geschichta, mir warn o recht fleissig spinn.

Frau C. Menzel.

Nu 's îs gut, do war ich euch amol êne vo „Imgî-Diugern" erziähln.

Klara Kobelt. Ne, ne, Frau Menzeln, do fercht mer ins zu sîr, weun mer hêm gîn.

Oswald Wagenknecht. Is werd euch wull ni glei verschleppa, mir warn euch schnu de Furcht vertreiba.

Frau Grödler. Mir wiär au Geschichte vom Grômannla o lieber, oder an Räubergeschichte, die hîr ich o sîr garne.

Frau Spätlich. Geschichta vom Rübezoahl seiu doch o recht hübsch.

Oskar Bunzel. Ne, ue, do werd nischt draus, mir wulln au Geschichte vo Imgi-Dingern hîrn, wu ma sich a su recht ferchta thitt.

Frau C. Menzel.

Na do lusst euch amol erziähln, wie mir's derhême bei Voater und Mutter amol derganga îs. 's woar glei uôm kâla Jermerte, hu mir gruselt heute no wenn ich droa denke, der Voater woar ei a Kratscheu geganga, de Mutter schlofa und de Frauvölker worn zu Fichta Beata zum Lichta gelaufa, ich woar mutterseelen allêne und sponn. Ich woard faul und nickte a wiug ei, do koam woas ei der Stube afür geknllert und under a grussa Tîsch, ich ging ei de Helle, noahm mer ei êne Haud is Lampla, ei de andre is Ufakrickla und loichte under a Tisch uud under de Banke, do hots aber uischt wie Voaters Hulzlotscha. Ich sotzte mich wieder oa's Radla, uf emol kimmt au weisse Frau rei und stît hinger uir, se gragelte a Poar mol im de Saule rim, fuchtelte mit a Hända ei de Luft, dernochert ging se zum Fansterbrâtla, noahm au Handfel Appernaschoaln und schmîss no mir, ich dnckte mich uud do ich mich imdriähte, kruch se groade zum Schlüsselluche naus. Uf emol krotzt's oa der Thüre, do koama drei sune klêne Piäpel, is worn rêue Fertadinger, die tanzta immer ei der Stube uf und ob, huckta auander uf und krucha oa der Saule nuf, uff de Rispe, schmissa a Kalender runder und rissa de Klisslahengste aus'm Ritze. Uf emol kloppt's oas Fanster, ich derschroak ni wing, ich zng a Schieblich

uf und linze naus, do denkt euch a ênzig mol, do stit a Moan ohne Kupp draussa, dar winkt mer mit bêda Hända immerzu, mir woard kohlschworz fer a Auga, ich musst mich oa de Sêgertitte lan und is ging mir brühsiedehêss über a Rücka droanunder. Uf emol gît a ferchterlich Gekrache und Gezeter im Hause lus, de Kotza kumma olle Bêde über de Treppe runder geschwabt, hingern har is Wurschtbrât zum Unglück o no mit der grussa Wurscht. Do fällt de ganze Beschierige uf's Puttergezeh und ei a Puttermilchtôp, doss olles uf tausend Groanoatfetzen azwe îs und de Puttermilch eim Hause afür lêft. Do kimmt de Mutter mit am Lichte aus'm Schlofstübla und froit, woas doas fer a Gekrache und Gepulter îs, ich kunde aber ke Wort ni riäda, denn dar Schreck woar mir ei olle Glieder geschlôn, ich woar wie an gebotte Kotze durch und durch, bis ich endlich der Mutter olles erziählen kunde. De Mutter soite: du werst wull geschlofa hon und doas ganze Zeug hot dir getraumt, aber geschlofa hott ich ni, ich hotte olles mit men Auga gesân, doas künd'r werklich glêba, su wôr ich Pichel Gôtliebas Onnruse bîn.

Spinngesellschaft.

Ne mir[1] left's urntlich eisekâlt über a Rücka droanunder, mir gruselt[2] jitzt no, ich hoa an[3] urntliche Gäusehaut gekriegt, ich wiär[4] gesturba ver Angst, Frau Hoffmann[5] woas werscht och du gesoit hon, wenn dir doas possirt wiär, ach, ich wiär immer[6] aus enner Ohmacht ei de andre gefolln.

Luise Schneider.

Mir miega freilich ni allêne hêmgîu, mir ferchta ins zu sîr.

Oswald Wagenknecht.

Lusst's och gutt sein, ich gî mit euch, doss euch nischt possirt.

Kühjunge Gustav Bunzel.

Ma kimmt goar ne aus der Angst raus. Gestern Obend hot orscht de Grussemoid erzâlt, die koan kêne Nacht schlofa, die drückt immer der Olp a su sîr und die spricht, doas îs wetter niemand als de âle Tutagrabern vo Kle-Portsdurf, die îs a Olp. Ich gî heut freilich ni ei de Kommer schlofa, ich liä mich hiehar uf de Ufabanke, is Schlüsselloch thu ich mit Wargputza zustuppa do koan se ni rei.

Frau M. Sattler.

Ach, ich wünschte o ich wiär hêm, wenn ich wenigstens beim Schnoabelteiche verbei wiär.

Frau Guder.

Woas hôt's denn durte, Mêster Sattlern?

Frau M. Sattler.

Hott'r no nischt gehurt, durte treibt a âler Huckuf sei Wâsa.

Frau C. Menzel.

Ne, woas Sie fer Dinge brenga.

Frau M. Sattler.

Letzhin îs de Grussemoid vo Herrn Bunzel uo Rosa zum Lichta ge-

ganga nnd wie se uf hêmzu beim Schnoabelteiche verbeigît, do huckt'r woas uf. Doas Maidel îs acht Tage lang krank gewast ver Schreck.

Konrad Seidel.

Ich glêb's ni, war wêss, woas die Moid wilde gemacht hot.

Klara Kobelt und Luise Schneider.

Ne, ne, 's îs wôr, de Ulken und de Geislern hon's o gesoit, 's gît durte ni mit richtiga Dinga zu.

Konrad Seidel.

Nu freilich, wenn's de Ulken und de Geislern soin, do muss wôr sein.

Frau Gustav Menzel.

Eim Wäldcha dessa is o ni recht geheuer.

Frau Traugott Menzel.

Woas hôt's denn durte fer a Imgiding?

Frau Gustav Menzel.

Nu durt kimmt nu immer a Reiter, dar hot a Kupp underm Orme. Inse Frauvölker worn vergangens ei Barschdurf zur Musik und wie se hêmgîn, begaint a dar Reiter. Die worn mehr tud wie labendig, wie se hêmkoama.

Frau Heide.

Ei Kle-Rosa beim Schlusse sôl's o imgîn. Do kimmt nu olle Obende an weisse Frau bei's Woll, die thitt sich durt de Hôre kämma.

Frau Bunzel.

Ja, ja, doas îs wôr und wullt'r wissa, war doas îs, doas îs de Frau von Mohl, die hôt sich eim Wolle ertränkt und weil se kêne Ruhe findt, do kimmt se wieder.

Oskar Bunzel.

Na hîrt och jitzt amol uf mit da Gespenstergeschichta, ich hoa sunst meine liebe Nut, wie ich euch hembrenge. Zuletzt muss ich no vom Schulza a Kostawoin burga, doss ich euch ufloade, doss euch ni der Huckuf ufhuckt.

Traugott Menzel.

Und doss ihr wieder uf andre Gedanka kummt, do schlo ich für, mer singa wieder a Lied, woas wulln mer denn singa? 's stund a Bêmla uff'm Miste, Sôl ich a denn werklich lieba oder: Spinn, spinn, meine liebe Tochter.

Oskar Scholz.

Sing mer och jitze 's stund a Bêmla uff'm Miste, doas macht viel Sposs.

Gesang.

's stund a Bêmla uff'm Miste, huch Soadelbaum!
's triät viel Aeppel und viel Nüsse, huch Soadelbaum!
Schüttel und rüttel a gala Klî, o weh, o weh, 's werd immer grün, hier ich an Vogel feifa.
O weh, o weh, o weh, der Vogel fefft no meh.
Wu sôl denn nu de Huxt jitzt sein? huch Soadelbaum!
Ei Herzigwal is hübsch und fein, durt werd o kinn de Huxt schun sein,
Schüttel und rüttel a gala Klî u. s. w.

War werd denn do der Bräutjum sein? huch Soadelbaum!
Gôtfried dar is hübsch und fein, a werd wull kinn der Bräutjum sein,
Schüttel und rüttel a gala Klî u. s. w.
War werd denn do de Braut nu sein? huch Soadelbaum!
Dore die is hübsch und fein, die werd wull kinn de Braut o sein,
Schüttel und rüttel a gala Klî u. s. w.
War werd denn nu der Junggesell sein? huch Soadelbaum!
Korle dar is hübsch und fein, a werd wull kinn der Junggesell sein,
Schüttel und rüttel a gala Klî u. s. w.
War werd denn do de Jungfer sein? huch Soadelbaum!
Hanne die is hübsch und fein, die werd wull kinn de Jungfer sein,
Schüttel und rüttel a gala Klî u. s. w.
War werd denn do de Kucha backa? huch Soadelbaum!
Ruse mit a brêta Knacka werd wull kinn de Kucha backa,
Schüttel und rüttel a gala Klî u. s. w.
War werd denn do de Suppe querdeln? huch Soadelbaum!
Wilhelm mit a langa Sterdeln werd wull kinn de Suppe querdeln,
Schüttel und rüttel a gala Klî u. s. w.
War werd denn do de Suppe blosa? huch Soadelbaum!
Jerge ei a bloa Hosa werd wull kinn de Suppe blosa,
Schüttel und rüttel a gala Klî u. s. w.
War werd denn do zu Bette loichta? huch Soadelbaum!
August mit senn langa Toitscha werd wull kinn zu Bette loichta,
Schüttel und rüttel a gala Klî u. s. w.
Woas wurd denn mit'm Brautpoar dernôch? huch Soadelbaum!
De Braut de kruch in's Mäuselôch, der Bräutjum mit der Wiege anôch,
Schüttel und rüttel a gala Klî, o weh, o weh, 's werd immer grün, hier ich an Vogel feifa,
O weh, o weh, o weh, der Vogel fefft ni meh.

Gustav Menzel.

Oskar, du könnst ins wull wieder a Gedichte fürtroin, huste nie wieder woas neues ausgeheckt, du krichst ja zu olla âla Weibern in der Imgegend und hurchst se aus, do werscht de wull wieder woas wissa.

Oskar Scholz.

Nu du hust recht, ich war euch glei woas erziähln und doas unda vo Gôtfrieda, vo Schulzas Grussstoaler, wie's dam ei der Heiroat erganga is.

Vortrag.

Schulzas Stoaler is orst achtza Jôre
Doch a liebt schnn worm des Nuppers Moid,
Jeda Obend kricht a zu der Lore
Hundert mol hot a er schund gesoit:
Hannelore, thu ich dich derblicka,
Quickert mer mei Harze vu Entzücka.
Wieder stît a oam Kommerlîde,
Kloppt und battelt: Harze, los mich nei.

Doch de Lore spricht: mei guder Friede,
Ans is olles, olles is verbei,
Ich sol dich mei Harzensjunge meida,
Inse Liebschoft wiel de Frau ne leida.

Denk der, gestern hot se is derschnuba,
Doss de 's Obends monchmol bei mer bist,
Hot gehnrcht om Kommerfanster duba,
Hot's gehurt wie mer ins hon geküsst,
Desholb hot se heut die Eisasprussa
Fer mei Kommerfanster macha lussa.

's is mer heute wull arnt schîn derganga,
's wurd mer glei uf's Frühstückbrut geschmiert,
Franvulk, mênt se, mich sol's ock verlanga
Ob dar Lulloatsch sich denn ni schannirt,
Lässt dar Dingrich sich no emol gucka,
Do vertreib ich euch die Liebesmncka.

Frieda werd ganz quopplich im sei Harze,
Lulloatsch, ne doas Wôrt gefällt mer nie,
Doch mit no viel grisserm Groam und Schmarze
Sitt a uf de Eisasprnssa hie,
Dnrch doas Fanster koan a nimmeh kricha
Seine Lore jitzt ni meh besicha.

Friede flennt und schluchst, mei Harzens-Maidel,
Treib mit menner Liebe ock kenn Spôt,
Fühl ock har, mir omerts schnnd im Schadel.
Lore, wisste denn kenn gnda Roth?
Is denn goar kê Platzla ufzutreiba,
Wu mir nngestîrt kinn zomma bleiba.

's ginge wull, doch ne, ich mag's ni sprecha,
Gî ock hêm, mei lieber Friede, gî,
Kennt'st wull goar no Hols nnd Bene brecha
Und imsuste wiär de ganze Müh.
Lore, sprich, und glêb mer's ungeloga,
Deinetholben wiel ich olles woga.

Hurch ock, Friede, bei der grussa Linde,
Die om Gartlathürla dimma stît,
Gî durt nimm, do siste ane Winde,
Die vom Dache bis zur Arde gît,
Nîm doas Sêl thu's im a Leib dir binda
Und ich war dich nf a Boden winda.

Fredevnll springt Friede mit am Sotze,
Wie a Füllahampla glei im's Haûs,
Und die Lore schlecht wie ane Kotze
Sich zum Kommerthürla sachte naus,
Doch nf emol fosst se Angst nnd Schrecka,
Fer ihr stît de Pauern mit am grussa Stecka.

Lore, spricht se, thiste dich ne schama,
Willst da Karl jitzt uf a Boden ziehn,
Morsch eis Bette, ich warsch übernahma,
Doss dam Perschla werd de Lust vergîn.
Nochhar kricht se bis zum Bodenlîde,
Guckt zum Kaffer naus und zwischbert: Friede.

Friede hîrt's und frêdig ruft a unda:
Ich bîn fertig, driä ock lus, mei Schotz,
Hust du mich orst zu der nufgewunda,
Ga' aus Dankboarket ich dir an Schmotz.
Nu lässt uba die de Kurde kammeln,
Zieht a ei de Hî und lässt a bammeln.

Ich bîn no ne uba, liebe Mucke,
Driä ocks Klobaradla no a wing,
Siste ni, ich häng im zwêta Stucke,
Fêder dich, du närsches, tälsches Ding,
Dar verpuchte Strick thitt roasnig zwicka,
Werd de Rippa mir zuletzt eidricka.

Ne, woas Teiker marschten a su lange,
Flink! mei Blosebolka hält's ni aus.
Grussknecht, schreit der Pauer, nîm an Stange,
Grussknecht! Diebe! kumm' ock bâle raus.
Da Hallunka wull'n mer ins schund kefa,
Kriega mern, do thun mern glei dersefa.

Nîm ock durte flink de Ufakricke,
Die om Backehäusla dieba stît,
Schlo da schlechta Latschel eis Genicke,
Doss dam Loppa Hîrn und Sân vergît.
Ne dar îs wull goar ne stâln geganga,
Spricht der Grussknecht, dar hot sich gehanga.

Gott verzeih mersch, gî ock uf a Boden,
Nîm is Masser, schneit da Menscha luss.
Friede hîrt's, a kresst, hullt schwiära Oden,
De Gefoahr werd jitze werklich gruss.
A schreit: Ich bîn's Friede, lusst mich nieder,
Nimeh kumm' ich ei de Heiroat wieder.

Traugott Menzel.

Dar woar kuriert, dar gît gewîss ni bâle wieder ei de Heiroat.

Otto Goldbach.

Na Oswald, nîm dich och in Acht, doss dir ni ernt amol so woas possirt, wenn de jitzt immer a su fleissig ei de Heiroat gîst.

Oswald Wagenknecht.

Ne, ne hott och kêne Angst, ich klatter oam Sêle droanuff.

Traugott Menzel.

Do möcht mer wull amol a Poar Riätsel ufgân, ich war a Oafang macha.

Rätselspiel.

Fr. { Was für eine Jungfer ist ohne Zopf?
Was für ein Turm ist ohne Knopf?

Ant. { Die Jungfer in der Wiege ist ohne Zopf,
Der babylonische Turm hat keinen Knopf.

Fr. { Was für eine Strasse ist ohne Staub?
Welcher grüne Banm ist ohne Laub?

Ant. { Die Strasse auf der Oder ist ohne Stanb,
Der grüne Tannenbaum ist ohne Laub.

Fr. { Was für ein König ist ohne Thron?
Was für ein Knecht hat keinen Lohn?

Ant. { Der Zaunkönig hat keinen Thron,
Der Stiefelknecht kat keinen Lohn.

Fr. { Was für ein König ist ohne Land?
Was für ein Wasser ist ohne Sand?

Ant. { Der König in der Karte ist ohne Land,
Das Wasser in den Angen ist ohne Sand.

Fr. { Was für eine Scheere hat keine Schneid?
Was für eine Jungfer geht ohne Kleid?

Ant. { Die Krebsscheere kat keine Schneid,
Die Jnngfer in dem Meere die hat kein Kleid.

Fr. { Welches Hans hat weder Holz noch Stein?
Welcher Strauss hat keine Blümelein?

Ant. { Das Schneckenhaus hat weder Holz noch Stein,
Der Strauss an dem Wirtshans hat keine Blümelein.

Fr. { Welches Feuer hat keine Hitze?
Und welches Messer hat keine Spitze?

Ant. { Ein abgemaltes Feuer hat keine Hitze,
Ein abgebrochenes Messer hat keine Spitze.

Fr. { Was für ein Herz thnt keinen Schlag?
Und was für ein Tag hat keine Nacht?

Ant. { Das Pfefferknchenherz thnt keinen Schlag,
Der allerjüngste Tag hat keine Nacht.

Oskar Bnnzel.

Ich wêss no a Riätsel, war doas errôta koan, dar kriegt a Poar gebackne Berna:

Was hat keinen Kopf nnd doch einen Hals?
Und was schmeckt gut ohne Salz und Schmalz?

Fran Opitz.

Die Flasche hat keinen Kopf nnd doch einen Hals
Und alles was gezuckert ist schmeckt ohne Salz und Schmalz.

Oskar Bunzel.

Ne, do bîn ich ni zufriede, doas wîl ich besser wissa.

Klara Kobelt.

Ich wêss an bessere Antwôrt drnf:
Die Flasche hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Ein Kuss von einem roten Mund schmeckt ohne Salz und Schmalz.

Oskar Bnnzel.

A sn is richtig, die sôl o a Poar Berna kriega, ich wês aber jitzt kêne Riätsel meh, do warn mer och dermiete ufhîrn.

Frau Gustav Menzel.

Sing mer och jitzt amol doas Lied: „Spinn, spinn, meine liebe Tochter", ich hir doas Lied a su garne.

Otto Goldbach.

Doas îs o noch a schînes Lied, doas wnlln mer singa.

Gesang.

Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich geb dir ein Paar Schuh',
Ja, ja, meine liebe Mutter, auch Schnallen dazu.
Ich kann nicht mehr spinnen, es schmerzt mich mein Finger
Und thnt und thut und thut mir so weh.

Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich geb dir ein Paar Strümpf,
Ja, ja, meine liebe Mutter, schön Zwickeln darin.
Ich kann nicht mehr spinnen, es schmerzt mich mein Finger
Und thnt nnd thut nnd thut mir so weh.

Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich gebe dir ein Kleid,
Ja, ja, meine liebe Mutter, es wär auch schon Zeit!
Ich kann nicht mehr spinnen, es schmerzt mich mein Finger
Und thnt nnd thut und thnt mir so weh.

Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich geb dir einen Mann,
Ja, ja, meine liebe Mutter, der steht mir wohl an.
Kann wahrlich gut spinnen von all' meinen Fingern
Thnt keiner, thut keiner, thut keiner mir weh.

Otto Goldbach.

Is werd immer schinner, jitzt kimmt goar no a Huxtbîter zn insem Lichtaobende.

Huxtbîter. (Oskar Scholz.)

Guden Obend mitnander! Hingerm Ufa und ei der Helle îs der âla Weiber Stelle und der Jungfern ihr Sitz, spricht ma. Ne woas hie fer fleissige Leute hot, doas lässt ma sich gefolln. Ja, wenn's ernt Jemand ni wissa sellde, war ich bîn, ich bîn der Huxtbîter vo Ziegapoischwitz. 's îs under Kurzem an grusse Huxt, de Kratschentochter vo Klê-Portsdurf nimmt sich a ältsta Sûn vom Plimpelpaner aus Iäber-Poischwitz, nnd do bîn ich hente de Hnxtgäste eiloada gerieta. Und weil ich hurte, doss hie nba a sn lustig zugît, do trieb mich de Neuschierde ruff. Ich hoa jn hie de schinste Gelegenhêt, doss ich mich da junga Maideln könnde o genêge macha, ma koan ne wissa, se könnda mich geschwinde braucha.

Ihr Maiderla, ihr Maiderla,
Woas namt ihr fer an Moan?
Nu sprecht ench aus, nu soit mersch ock,

Wos wullt'r fer en hoan?
Wie denkt'r über an Schmied asu?
Mädchen. Dar îs zu schworz und schliät glei zu.
Huxtbîter. Wie wiär denn do a Müller sein?
Mädchen. A sulcher Mâlwurm — do packt ein:
Huxtbîter. Nu wiär do ni a Bräuer gut?
Mädchen. Gelt, doss a Oll's verkimmeln thut.
Huxtbîter. Do wullt'r wull an Mäuer hon?
Mädchen. Dar koan ins vom Gerüste schlon.
Huxtbîter. Nu selld's ernt a Bolbier wull sein?
Mädchen. Pfui, dar sêft ins mit Schanme ein.
Huxtbîter. Hot ihr an Drechsler ansersehn?
Mädchen. Dar thitt ins ane Noase drehn.
Huxtbîter. Und wie gefällt euch denn a Schneider?
Mädchen. Dozu fâlt ins de Lust nu leider.
Huxtbîter. A Flêscher wiär denn dar ni schin?
Mädchen. A Flêschern sein mer o ni grün.
Huxtbîter. Ihr Maiderla, ihr Maiderla
Wos wullt'r do fer an Moan?
Mädchen. Mer sein no jung — no jung — jung — jung,
Mer wulln no kenn ni hoan.
Huxtbîter. Ihr Maiderla, ihr Maiderla,
Verposst ock ni de Zeit,
Zuletzt find't sich ke Freier ei
Wenn ihr su wiählerisch seid.
Mädchen. Och Voaterla, och Mutterla,
Do half der gnäd'ge Gôt,
Doss mir ne âle Jungfern warn
Und oller Gimpel Spôt.
Huxtbîter. Wie wiär's denn nu do mit am Pauer?
Mädchen. Do sân mer olle gewîss ne sauer,
A Pauer îs ins Olla recht,
Der Pauerstand dar îs ni schlecht.
Huxtbîter. Drum, drum, ihr Maidla, bestellt mich bei Zeita,
Wenn ich sôl de Gäste zur Huxt bîta reita,
Denn ich bîn halt a zu sîr begiärter Moan,
Doss ich bei der Huxt euch behülflich sein koan.

Frau C. Menzel. Wu werd och do de niächste Huxt sein und war werd och do olles derzu eigelodt warn.

Frau Traugott Menzel. Nu doas koan ich dir glei soin, Schulz Hermann werd geschwinde Huxt hon, doas werd goar ni meh lange tauern.

Frau Bänsch. Na do foahr ich freilich Brautschann, war wîl denn mit mir foahrn?

Frau Heide. Ich, Frau Biänschen.

Frau Hoffmann. Nimmst mich o mîte, Frau Biänschen?

Frau Bänsch. Ja, ja, ihr hott olle Bêde Plotz.

Frau Seidel. Ich bîn a su recht neuschierig, wos der underschte Schulze mag fer an Braut hon.

Frau Traugott Menzel. Nu do poss och uf, dar hot sich a urntlich hübsch Maidel ausgesucht, die werd dir schnn gefolln.

Frau Seidel. Hust du se schnn gesân?

Frau Traugott Menzel. Ja freilich, se worn letzthin mitnander drinne ei der Stoadt zum Jermerte, Pimpernissla kêfa, do hoa ich se gesân.

Frau Seidel. Ne war hôt denn doas ufgebrucht?

Frau Traugott Menzel. Nu der Rosner Inspekter soit mersch.

Oskar Scholz. Ja, ja, der Rosner Inspekter hefft a Leuta immer a su woas uf.

Klara Wagenknecht. Pauline, ich reck dir de Schusse.

Pauline Kramer. Wos hôts Guts druffe?

Klara Wagenknecht. Drei hübsche junge Herrn.

Pauline Kramer. Wie sein se vo Gestalt?

Klara Wagenknecht. Ni zu jung und ni zu alt.

Pauline Kramer. Wos hon se fer Klêder oa?

Klara Wagenknecht. Der erschte hôt an grôa Hut uffe, der zwête hot an blôa Rôk oa und der dritte hôt a Poar Laderhosa oa.

Wos machst de do mit'm erschta?

Pauline Kramer. Dan nâm ich mer ei de Liebe, war îs denn dâr?

Klara Wagenknecht. Doas îs der Lüssner Leiermoan. Woas machst' denn mit'm zwêta?

Pauline Kramer. Dan nâm ich mer ei de Treue, war îs denn dar?

Klara Wagenknecht. Doas îs der klêne Hofma, dar Bielauer. Woas machst' denn mit'm dritta?

Pauline Kramer. Dan lôss ich lotscha, war îs denn nu dar?

Klara Wagenknecht. Nu do huste freilich an Fâler gemacht, doas îs goar an huchgestellte Person, 's îs der ältste Sûn vom Jauerscha Turmwächter.

Frau C. Menzel.

Is spinnt ja Niemand meh, 's îs wull ke Wunder, wenn se vom Heiroata und Huxtmacha hîrn, do hôt kês Gedanka uf der Arbeit.

Oskar Bunzel.

Ich war se glei uf andre Gedanka brenga. War spricht mer doas anôch?

Hier ist der Schlüssel zum Sack, wo der Hafer drinn stak, wo das Pferd drauss frass, wo der Reiter drauf sass. Der Reiter wohnt in der Stadt gling, glang, gloria, er schaffte sich ein Mädchen an, die hiess vivat Victoria, die brachte ihm mit sechs Tausend, sechs Hundert, sechs und sechzig Schock sächsische, sechseckige Schuhzwecken.

Oskar Scholz.

Na do war ich amol sân, ob ich doas fertig brenge.

Hier ist der Reiter im Sack, wo der Hafer drinn stak, wo der Reiter drauf frass, wo das Pferd drauf sass u. s. w.

Otto Goldbach.

Mêster Murga, guda Schuster, hie schicka meine Stiefeln a Poar Voatern har und do lussa Se se amol macha, wenn a bîta möchte.

Frau Heide.

Fischers Fritze fischte ei der Frische frische Fische, frische Fische fischte ei der Frische Fischers Fritze.

Antwort.

Fischers Fritze fischte ei der Fütze frische Fische u. s. w.

Frau Gustav Menzel.

Frau Bunzeln soi mer amol anôch:

Es waren einmal drei Damen und drei Herrn, die erste hiess Zipp, die zweite hiess Zippzeripp, die dritte hiess Zippzerippzippzarippzipp. Der erste hiess Schack, der zweite hiess Schackscherack, der dritte hiess Schackscherackschackscharippschack. Da heiratete sich die Zipp den Schack, die Zippzeripp den Schackscherack, die Zippzerippzippzarippzipp den Schackscherackschackscharippschack.

Frau Bunzel.

Es waren einmal drei Damen und drei Herrn, die erste hiess Zipp, die zweite hiess Zippzeripp, ne doas îs mer zu a langes Gezippel und Gezoppel, doas koan ich ni, soi mir do lieber amol doas anôch:

Is ging an Kriäte über Atzlers Gesiäte, do koam Atzler mit ar Kiäte und hub de Kriäte mit dar Kiäte, doss sich de Kriäte ei de Kiäte verdriähte.

Herr Seidel. Vetter Fritz froass fett Frôschflêsch, fett Frôschflêsch froass Vetter Fritz.

Antwort. Vetter Fritz froass Vetters Schôfflêsch, Vetters Schôfflêsch froass Vetter Fritz.

Frau Hoffmann. In Ulm, um Ulm, bei Ulm und um Ulm rum.

Frau Grödler. Fritze frisst fett Schöpsaflêsch, fett Schopsaflêsch frisst Fritze.

Emilie Hoffmann. Der Metzger wetzt das Metzgermesser.

Frau Spätlich.

Hier ist eine Mütze, eine Fuchsmütze, eine doppelt gefütterte Fuchspelzmütze, die schickt der Herr Brand ans Kant und lässt dabei sagen frei, dass er der recht echt doppeltgefütterte Fuchspelzmützenmacher sei und seine Frau Friedericke stets hinter dem Ofen sitze und seine doppeltgefütterten Fuchspelzmützen zusammenflitze.

Marie Schneider. De Kotze tritt de Treppe krumpp.

Luise Grossmann. Klibaster, Klabaster, Kalibaster, Kalibaster, Klabaster, Klibaster.

Frau Drescher.

Es ritten drei Thore zum Reiter hinaus,
Drei Fenster schauten zum Liebchen heraus.
Da nahm ich den Ofen und fegte den Besen
Und liess mir die Schweine die Zeitung vorlesen.
Die Milch hat von der Katze genascht,
Die Maus die hat den Kater erhascht,
Der Hafer hat das Pferd verzehrt,
Da war das ganze Lied verkehrt.

Kühjunge. (Gustav Bunzel.)

A su woas verkiährtes wêss ich o. Vorigen Handschuh verlor ich

meinen Herbst, da ging ich ihn so lange finden, bis ich ihn suchte. Da kam ich zu einem Guck, da lochte ich hinein, da sassen drei Stühle auf drei Herren, die rauchten Wurst und assen Zigarren. Da nahm ich meinen guten Tag ab und sagte: Schönen Hut, meine Herren, hier schickt Ihnen meine Frau sieben Zaspeln Strümpfe zu einem Paar Zwirn.

Oskar Scholz. Ne do hirt och amol da Kühjunga oa, woas dar fer Witze resst, ich duchte, dar könnde goar nischt soin.

Frau M. Sattler. Hechtsköpfe, acht und achtzig achteckige Hechtsköpfe.

Antwort. Hexknöpfe, acht und achtzig achtscheckige Hexknöpfe.

Klara Kobelt.

Der dünne Dietrich trug den dicken Dietrich durch das dreckige Dorf durch, da dankte der dicke Dietrich dem dünnen Dietrich, dass der dünne Dietrich den dicken Dietrich durch das dreckige Dorf durch trug.

Antwort.

Der dreckige Diekrich trug den dickigen Dikrich durch das dünne Dorf durch, da dankte der dickige Dickrich dem dreckigen Dikrich, dass der dreckige Dikrich den dickigen Dickrich durch das dünne Dorf durch trug.

Frau Seidel. Gräben.

Hier ist ein Scheit, ein Schleissenscheit, ein wohlgeschlissenes Schleissenscheit, das schickt die Frau Weissen aus Meissen und lässt dabei sagen frei, dass sie die beste Scheitschleisserin sei. Ihr Mann, der Herr Weiss, sitzt hinter der Thür und schleisst Schleissen, ehe er einen Mund voll gebissen, hat er einen ganzen Haufen Schleissen geschleisst und geschlissen.

Klara Wagenknecht. Der Kotbuser Postkutscher putzt den Kotbuser Postkutschkasten.

Antwort. Der Pottkutzer Toppgucker katscht den Pottkutzer Toppguckkaschten.

Meta Kuppisch.

Ein Hahn, zwei Hühner, drei Tauben, vier Gänse, fünf Nonnen, sechs Mönche, sieben hucklige, bucklige Bettelweiber, acht Thorschreiber, neun Lorbeerkränze, zehn Rotschwänze, elf Kuhhäute, zwölf Paar christliche Eheleute.

Doas koan mir amol der Kühjunge anoch soin.

Kühjunge. (Gustav Bunzel.)

(Langsam sprechen, als wenn er erst darüber nachdenken müsste.)

A Hoase, zwê Kanickel, drei Tauba, vier Ganska, fünf Nunna, sechs Münniche, sieba huckliche, puckliche Hechelweiber, acht Schweintreiber, neun Strûkränze, zân Kuhschwänze, elf Froschhäute, zwölf Poar Schallageläute.

Oskar Scholz. Na war wêss denn no woas? Wie stît's denn mit Ihn, Kromer Pauline, wissa Sie nischte?

Pauline Kramer. Ich wêss wull woas, 's îs aber sîr lang, 's werd mir's wull Niemand anoch soin kinn.

Oskar Scholz. Doas schodt nischt, immer soin S'is.

Pauline Kramer.

Eine Gurke, zwei Kürbise, drei marmorirte Steinsäulen, vier Kon-

stantinopolitanische Dudelsackpfeifergesellen, fünf italienische Opernsänger, sechs gezickte, gezackte, gekleidete mährische Jungfern, sieben amerikanische Affenbrotbäume, acht Centner schwere Brote haben neun russische Kesselflicker zusammengebacken und zehn hessische Ziegelstreicher zum zweiten Frühstück aufgegessen.

Oskar Scholz. Na do guda Opptit.

Luise Schneider.

Ich wês woas, doas îs no viel länger.

Ich ging ei de Stoadt und kanft mer an Top, do hots drinne einen guten gezuckerten, geputterten schnipp, schnapp, schnurr Paspilanpappe. Wer kochte diesen guten, gezuckerten, geputterten schnipp, schnapp, schnurr Paspilanpappe? Unser alter Hans Franz Fritz kochte diesen guten, gezuckerten, geputterten schnipp, schnapp, schnurr Paspilanpappe. Wer ass diesen guten, gezuckerten, geputterten schnipp, schnapp, schnurr Paspilanpappe? Unser alter Hans Franz Fritz ass diesen guten, gezuckerten, geputterten schnipp, schnapp, schnurr Paspilanpappe. Wie schmeckte dieser gute, gezuckerte, geputterte schnipp, schnapp, schnurr Paspilanpappe? Weich wie Butter, hart wie Leder.

Oswald Wagenknecht.

Do möcht mer wull jitzt dermîte ufhîrn, doss ni ernt Jemand no de Zunge bricht, mer warn lieber wieder a Lied singa. Na, ihr Maidel, woas wullt'r denn singa?

Mädchen.

Sôl ich a denn werklich lieba.

Oswald Wagenknecht.

Ich ducht mir's schun, bei euch muss halt immer woas vo der Liebe derbeine sein.

Gesang.

Sôl ich a denn werklich lieba, Mutter, diesa Christian,
Und Ihr wullt mir ni durt drieba Nuppersch hübscha Gôtlieb gân,
„Och jemersch ne, och jemersch ne, och Mutter ne dan mag ich ne!"
Mutter, wenn ich mirsch bedenke, wie dar dicke Christian
Immer leit a ei der Schenke, is a ni a Liedrian?
„Och jemersch ne, och jemersch ne, och Mutter, ne dan mag ich ne!"
Und wie îs och sei Benâma, hübsch mag a ni mit mir thun,
Und ich muss mich werklich schama, sâ ich a vo Weita schun.
„Och jemersch ne, och jemersch ne, da âla Christjan mag ich ne!"
Gôtlieb îs a hübscher Junge und wie redt a viel mit mir,
Doss mer bangt ver senner Lunge und wie thitt a schîn su sîr.
„Och jemersch ne, och jemersch ne, och Mutter ju, dan möcht ich glei!"
Als mer letzt ei de Stoadt worn kumma, do mer Martins Kind getauft,
Hot a glei an Sechser numma und mer a Packetla kauft.
„Och jemersch ne, och jemersch ne, ob a mich mag, dos wess ich ne!"
Mutter, sôl ich gut Euch bleiba, müsst Ihr mir a Gôtlieb gân,
Suster kinnt Ihr mich vertreiba, Mutter, ju Ihr werd's schun sân.
„Och jemersch ne, och jemersch ne, ob a mich mag, dos wêss ich ne!"

Luise Schneider.

Ne, uf menn Christioan lôss ich nischte kumma, dan lôss ich mir ni schlecht macha, do hiert amol uf mîch, wie ich über dau denke.

Gesang.

Mei Christioan, doas îs mei Lâba,
Se honn mern zu a Suldoata genumm,
Ich koan mich ni zn gutte gaba,
Ich lanfe rim wie rene tnmm;
Und sâ ich mir'n Suldoata oan,
Do denk ich oa menn Christioan.

Spinngesellschaft.

Und sâ ich mir'n n. s. w

Dnrte bei dam Hackeklntze
Goab a mer a erschta Schmotz,
Der Onneliese recht zum Trutze,
Denn die woar sei erschter Schotz.
Und sâ ich mir doas Hackklôtz oan,
Do denk ich oa menn Christioan.

Spinngesellschaft.

Und sâ ich mir u. s. w.

Bei dam Drescha ei der Scheune
Goab a mit dam Fliägel hie
MiranKlopps—haltblusszumScheine,
Ich heulte wie a Kind nnd schrie.
Und sâ ich mir an Fliägel oan,
Do denk ich oa menn Christioan.

Spinngesellschaft.

Und sâ ich mir u. s. w.

Fuhrt a Iäsel ich zur Mühle,
Glei woar o mei Christioan do,
A soite mer woas ei der Stille
Und goab o an Schmotz mir no.
Und sâ ich mir an Iäsel oan,
Do denk ich oa menn Christioan.

Spinngesellschaft.

Und sâ ich mir n. s. w.

Wenn ich ihm die Uxa führte
Uf dar brêta Uxaboahn,
Und dar grusse Bremmer stierte
Mich wies nene Scheunthor oan.
Und sâ ich mir an Uxa oan,
Do denk ich oa menn Christioan.

Spinngesellschaft.

Und sâ ich mir u. s. w.

Ne menn Christioan loss ich nimmer
Su lang de Hand oam Fliägel klabt,
Oa menn Christioan denk ich immer
Su lang Ux und Iäsel labt.
Und sâ ich wos ich wîl mir oan,
Do denk ich oa menn Christioan.

Spinngesellschaft.

Und sâ ich n. s. w.

Frau C. Menzel.

Wie stît's denu durte mit'm Kühjunga, dar schliäft ins wull goar ei, a gânt schnn immerzu, dar koan ins jetzt amol woas erziähln, doss a wieder munter werd.

Kühjnnge. (Gnstav Bunzel.)

Nu doas gît, aber verlangt och kêne Gespenstergeschichte vo mir, ich fercht mich ohndem war wêss wie sîr.

Fran C. Menzel.

Ne, ne, erziähl du wos dn willst.

Kühjunge.

A Jnnge dient als Kühprinz hie beim Seidelpaner,
Und — wies' da orma Schluckern pflegt zu gîn,
Su ging's o dam — sei Pnsten woard 'm sauer,
Denn Jedes wulld' a bei a Ûhren ziehn.
Geschoa a Schoada wu, woar woas zerbrocha,
Woard glei de Schnld dam Junga zugesprocha.

Zerschlug de Moid an Tôp, an rechta grussa,
(Denn klêne Dinger warn ni irscht gerecht),
Do hiss's: Der Junge hot a imgestussa,
Und's ging derfür dam orma Schelme schlecht.
Ging woas verloren, soite jede Zunge:
Kê Mensch îs schuld, als dar gôtluse Junge!

Nu troaf's amol, doss mit am lieba Kinde
Der Storch gefloin koam in doas Pauerhaus,
Und bale wusst's is sämmtliche Gesinde,
Ock bluss der Junge ne, denn zeitig nans
Uf's Feld musst dar de Küh' und Kälber treiba
Und über Mittig mit a dessa bleiba.

Zum Obende do kimmt a hêm recht müde,
Wie nu de Klênemoid de Küh oabindt,
Do spricht se: Wisst de o woas Nenes, Friede?
De Frau, die hot a liebes, klênes Kind;
Drim magst der ock a Schnoabel wacker wetza;
Denn 's werd geschwinde Kindlakucha setza.

Doch Friede, dar fängt oa zu lamentiren:
Och je, och je, woas sôl mer ock geschân!
Muss heut ei insem Hause doas possiren!
Nu werdt 'r mir de Schuld wull wieder gân
Und Oll a Pauer uf a Hols mer hetza —
Och ne, woas werd's ock do fer Prügel setza.

Gustav Menzel.

Nu wenn ihr asu garne lacht, do sullt'r ni orscht aus'm Lacha rauskumma, ich war euch glei no an Geschichte zum Lacha erziähln.

Ênes Tages ging ich spozieren, do koam ich zu ar hilzerna Mauer, do lânte a Sackvel Wosser droa, durt gefiel mersch ne und ich ging wetter. Do koam ich zu ar gliäserna Brücke, de Brücke zerbroach und ich fiel ei doas eisekâle Wosser, doss ich mich beinoahe bis ei a Tud nei verbrannt hätte. Durt gefiel mersch ne und ich ging wetter. Do koam ich zu am Kerschbaum, ich stieg uf a Bernbaum und pfluckte mer a Poar Aeppel, do koam der Pauer, dam die Riba gehurta, dar soite: Wos rêfst du mir meine Mîrn raus? Ich aber noahm de Fische und ging mit da Krabsa zu Morkte, do soita de Leute, se hätta no kêne sune gude Wurscht gegassa, wie die Sauergurka wern.

Konrad Seidel.

Ne is muss jemand no an sulche Geschichte erziähln, war wêss denn no êne?

Oskar Scholz.

Ich wêss no êne, ich war se glei erziähln.

Als zu Pulkahoin der Michaelsteich brannte, 's woar salte doznmol, als de grusse Fitze über de Weide sprong, do noahm ich mer a Feuerêmer und ging lescha. Do koam ich zu am Teiche, do hott's drei Kiähne drinne stîn, ês hotte kenn Boden, 's andre kènn Seita und is dritte woar goar ne do. Do sotzt ich mich ei doas, woas goar ne do woar und fuhr

nîber. Durte stond a laderner Kerschbaum, do klatterte ich nuff und rêfte mir a Poar Mîrn raus, do koam dar Moau, dam de Schuta gehurta, dar soite: Wort, du verdommter Hallunke, werscht du mer wull aus men Gurka ransgîn. Do noahm ich mer meine Bêne ei a Nacka und machte laug. Do koam ich zu ar papierna Kerche, do ging ich nei, um schnell uo a Vaterunser zu bata, durt drinne hot's kêne Treppe uf de Kanzel, do zuga se a Forrn oa a Hôrn droanuff. Do ging ich wetter und koam no Ilsterwitz bei de bîmsche Granze, durt begainte mer a Weib mit ar Latarne, die suchte a gestriga Tag. Do ranute ich a Stickla eim Henkergassla droannnder, do koam Ha und Sie vo der Mîrengosse, die ginga mitanander wullfoahrta uf Kotzawinkel. Ha hotte an Iäle ei der Hand, do dermît wullt a de Zeit massa, doss a immer wusste wie spiäts wiär und Sie hotte sich de Brittgons mit a Êeru uf a Puckel gebunda, se song a schînes Lied und de Gous holf'r derbeine. Do ging ich wieder a Stickla, do soass a Moau ei am Kaseuappla, dar zwernte Hoaselnüsse. Ich ging immer wetter, do hott's au Moan, dar hotte Schnoadoffa fêl und sei Weib querdelte Gänsedreckla. Do ging ich wieder a Stückla, do woar a Moan, dar drechselte schîne und bîse Wâter nnd dernâba tanzte a Iäsel uf'm Sêle, a hotta Lotscha oa. Ich ging immer wetter, do soass a Weib verm Gotter, die spoan Klatta uf ar Spille, die frug ich, eb ich no weit vo mem Ziele, do soit se, wenu ich wiär beim âla Weibersummer verbei seiu, wiär ich do. Endlich koam ich oa's Stoadtende, do stond a Kickrihoahn uf ar Mauer, dar kriähte Pnttermilch.

Frau Guder.

Die knmma ju immer schinner, mir thitt schun urntlich der Bauch wî ver lauter Lacha.

Oskar Bnnzel.

Na weil oller guda Dinge drei sein, do war ich no de dritte erziähln. Verz Tage ver Pulkahoin, do Micheêl obbrannte, do ging ich mit der Axt Feuer lescha. Do koam ich zu am Teiche, do hott's drei Kiähne drinne stîn, ês hotte kenn Boden, 's andre keun Seita und is dritte woar azwê. Do sotzt ich mich ei doas, woas azwê woar nnd fuhr nîber. Durte schittelta de Leute Berna und loasa Pflanma nf, do mênta se, se hätte no kêne sune grusse Kerbse gesân, wie die Runkelrüba wern, do ging ich wetter. Do ich ei Wader bem Schlusse verbeiging, stond de Schlossfrau hessa, die woar vo Pfafferkucha, do biss ich ihr schnell de Noase ob und rannte woas ich renn kunde. Do begainte mer a âler Lauchasâk, dar ging nf Wergsdurf Mnsik macha. Druf rannt ich a Stückla oam Schalosterbarge droanuuder, do koam a Weib mit ar Latarne, die mênte: Woas murne hie verloren gît, doas sich ich mer schun heute. Do ging ich wetter und koam nf a bîmscha Jermert, durte ging's sîr lustig zu. Do soass der Bergemêster ei am Kasekurbe und der Nachtwächter musste de Rôtsherrn ei ar Brâtroaber ufs Rôthaus foahrn. Durte hott's o a Sturchnast uf'm Dache, do thoata a Poar Uxa de Êer ausbritta. Do ging ich wetter, do woar a Koater, dar hotte Brotwurscht fêl und a Ziegabôk thoat a Leuta kâlt Wosser zu worma Winterpelza lussschneida. Do ging ich wieder a Stickla, do hott's an Iäsel, dar thoat a Pauermaideln de Koarte liän und dernaba spielte a Horfaweib uf ar kartuna Horfe, de Sêta worn vo Laberwurscht. Ich ging immer wetter, do koam ich zu am Hause, do guckte a âlt Weib

zur Feueresse raus, die schrê rnnder: Viel Glück uff de Rêse und lachte aus vulem Holse Qnorkschnîta, doss'r der Bauch wackelte. Do ich aber zum Lügathore nauskoam, knnd ich ni wetter, do woar de Welt mit Brâta vernoilt.

Frau Heide.

Jitzt koan's aber gut sein, ma werd snnst krank ver Lacha, sing mer och lieber no woas, mer hon ju doas no ni gesunga: Rädchen, Rädchen, gehe, gehe.

Oskar Scholz.

Ja, ja, doas möcht mer no singa.

Gesang.

Rädchen, Rädchen, gehe, gehe,
Fädchen, Fädchen, drehe, drehe,
Dreh' dich ohne still zu stehn.
Denn im Himmel und auf Erden
Kann kein Sonnenstäubchen werden
„Ohne Gehn und ohne Drehn".

Wenn auf meinem Gartenbeete
Sonn' nnd Regen sich nicht drehte,
Ja da geb's kein grün Gericht.
Wenn nm meine Rasenstätte
Nie ein Frühlingslüftchen wehte,
„Meine Veilchen kämen nicht".

Ohne Drehn nnd Wirbeln klänge
Nie ein Verschen, das man sänge,
Wär's auch noch so hübsch erdacht.
Und blieb Nachts, statt fortzndrehen,
Einst einmal der Himmel stehen,
„Ach da blieb es finstre Nacht".

Der Professor, unser Vetter,
Weiss doch wohl, was Wind nnd Wetter,
Sonne, Mond und Sterne sind.
Und der spricht, wir alle drehten
Uns mit Schlössern, Dörfern, Städten
„Um die Sonne wie der Wind".

Nnn vom Schnee und Wind und Wetter,
Sonn' und Erde weiss der Vetter
Freilich manches mehr als ich;
Aber dass man ohne Drehen
Nicht ein Tänzchen kann begehen,
„Ja, das weiss ich sicherlich".

O da muss man immer schweben,
Immer fliegen, immer weben,
Dass die Stänbchen drehn nnd wehn;
Immer nach des Tänzchens Weise
Zirkeln rechts und links die Kreise
„Und da gilt kein Stillestehn".

Drum, dn Rädchen, gehe, gehe,
Und du Fädchen, drehe, drehe,
Dreh' dich ohne still zu stehn.
Denn es wächst kein Blumenkränzchen
Und es wird kein Wintertänzchen
„Ohne Gehn und ohne Drehn".

Fran C. Menzel.

Na nu hîrt amol uf mich, ich war ench amol woas soin. Is knmma doch nnder Kurzem a Poar junge Frauen hie eis Durf und do dächt ich, wenn mer do a Poar Brautrocka oaliäte nnd mer machta se da zwê Franen zum Geschenke, mer gîn dernoert hie zum Lichta nnd halfa se obspinn.

Spinngesellschaft.

Ja, ja, do sein mer olle eiverstanda.

Franen.

Ich[1] gâ a Flachs und ich[2] is Warg, ich[3] breng de Mandeln derzu und ich[4] de Rusinka, ich[5] hull de Pimpernissla, ich[6] breng an Rockabrief nnd ich[7] de Bänder.

Männer.

Ich hull an[1] Rockstecka, ich o[2] enn und ich breng[3] de Ueberrücke.

(Während nun das genannte Material herbeigeholt wird, treten die jungen Mädchen an den Tisch, welchen man vor die Spinnmeisterin, Frau C. Menzel, hingestellt hat und auf welchem die Brautrocken angelegt werden.)

Mädchen:

Doas müssa mir ins aber genau oasân.

(Unterdessen kommen die Personen, welche das Material zu den Brautrocken liefern, zurück und nehmen ebenfalls vor dem Tische Aufstellung. Die Spinnmeisterin beginnt nun den Flachs auf dem Tische auszubreiten, zwischen jede Lage Flachs etwas von den erwähnten Näschereien streuend, wovon sich die Umstehenden etwas hinwegnehmen.)

Frau C. Menzel.

Ne, sein doas gelistige Racker, die klaun mer ju de ganza Rusinka raus. Na, hie hott'r woas fer enern Gelist.

(Bei letzteren Worten wirft sie einige Hand voll „Pimpernissla“ unter die zuschauende Spinngesellschaft, ein Jedes sucht nun etwas davon zu erhalten und bei dem Lärm und Tumult, der entsteht, werden einige sogar aus Scherz zu Boden gestossen.)

Frau C. Menzel.

Ne, an sulcha Spektakel dürft ihr mir ne macha, 's îs am Besta, is setzt sich jedes wieder uf senn Plotz, do kinnt 'rs o sân, wie a Brautrocka oageliät werd.

(Nachdem man dieser Aufforderung Folge geleistet, wird der Brautrocken vollends hergestellt, wobei die Musikanten das alte Brautlied: Wir winden dir den Jungfernkranz, spielen.

Nun tritt die Geislern, eine von den beiden Hechelweibern, heran, um das Werg zu dem andern Brautrocken zu schütteln, der auch mit Näschereien gefüllt wird und wozu ebenfalls die Musikanten das schon erwähnte Lied spielen.

Beide Rocken werden sodann rechts und links von dem Sitze der Spinnmeisterin aufgestellt, wo sie bis zum Schluss des Spinnabends stehen bleiben.)

Der Schimmelreiter. (Otto Goldbach.)

(Der Schimmelreiter sprengt einige Male im Kreise herum.)

Ich komme weit über Land,
Der Schimmelreiter bin ich genannt,
Ich komme um zu sehen,
Ob die Spinnstuben noch bestehen.
Doch nirgends find ich davon eine Spur,
Die kennt man vom Erzählen nur
Aus dem Munde von alten Leuten,
Gleich einem Märchen aus alten Zeiten.
Wie ist's auf dem Dorfe in jetzigen Tagen
Doch anders geworden — das muss ich sagen,
Wer denkt noch ans Spinnen und Fadendrehn,

Gar mancher hat kaum ein Spinnrad gesehn.
Wer heut sich wohl kleidete in Bauerntracht,
Der würde ganz sicher ausgelacht,
Denn selbst die Dorfschneider, die Kanaillen,
Was machen die für lange Tailleu,
Man kleidet sich nur nach Pariser Schnitt
Und macht die unsinnigsten Moden mit.
Das kannte man früher alles nicht,
Da waren die Leute noch einfach und schlicht,
Die liessen nichts städt'sches zum Dorfe herein,
Sie wollten eben nur Landleute sein.

(An dieser Stelle sprengt der Schimmelreiter wieder einmal im Kreise herum.)

Doch halt, mein Schimmel, habe Acht!
Herzogswaldau davon eine Ausnahme macht.
Hier dürfen wir nicht vorüberreiten,
Hier sehen wir ein Bild aus vergangenen Zeiten,
Hier sehn wir die Frauen und jungen Mädchen
Den Rocken zupfen und drehen das Rädchen,
Hier kam die Spinnzeit wirklich wieder,
Man erzählt sich Geschichten, man singt wieder Lieder.
O haltet sie fest, lasst sie nimmer enteilen,
O lasst sie für immer bei euch verweilen,
Ja haltet das Spinnen hoch in Ehren,
Damit, wenn zu Jahr ich werd' wiederkehren,
Ihr Alle kommt wieder zum Spinnen herbei,
Es lebe hoch die Spinnerei!

(Der Schimmelreiter sprengt hierauf noch einige Male im Kreise herum und verlässt dann den Saal.)

Frau C. Menzel.

Na nu is wull Zeit, doss mer wêfa, doss mer sân war am mêsta gespunn hôt.

Ês	1	Woas goab de Ziege?	11
De Sunne schîu hêss,	2	An Geltvel Milch,	12
Wu schîn se hî?	3	Woas wurd dervon?	13
Uf Nuppersch Klî,	4	A grusser Kase,	14
Woas wuchs denn durt?	5	Wu trug man hî?	15
A Püschel Groas,	6	Zu Morkte,	16
War hullt doas Groas?	7	War kaufte da Kase?	17
Des Nuppersch Moid,	8	A feiner Herr,	18
War froass doas Groas?	9	Woas goal der Kase?	19
Des Nuppersch Ziege,	10	An Kreuzer.	20

Frau Seidel, Gräben.

Enner	1	Stunka	6	Paula	11	Knacka	16
Zwenner	2	Grabla	7	Piäbs	12	Sieba	17
Drenner	3	Stabla	8	Dicka	13	Bîma	18
Verner	4	Rücka	9	Dacka	14	Parla	19
Funka	5	Picka	10	Buna	15	Puff	20

Frau Opitz.

One Done	1	Elf im Nailla	11
Zwê Gewinn	2	Zwölfe im Kailla	12
Drei ei der Schüssel	3	Dreckla im Waige	13
Vier uf'm Tische	4	Vertel im Boden	14
Fünf oa der Hand	5	Fufza Lôda	15
Strümpel de Weida	6	Sechza Schwoada	16
Saga Hulz	7	Miezla im Stolle	17
Bier im Achtel	8	Oinn im Flachse	18
Nenn im Tenne	9	Wachtel im Kurn	19
Schare oa der Wand	10	Grünstrunk	20

Konrad Seidel.

Enner	1	Stunka	6	Puff	11	Liesla	16
Zwenner	2	Ama	7	Rücka	12	Tiesla	17
Drenner	3	Brama	8	Brücka	13	Maidla	18
Verner	4	Ola	9	Packa	14	Radla	19
Funka	5	Bola	10	Picka	15	Fax	20

Frau Gnder.

One Done	1	Tänbrich eim Söller	11
Zwê Gebind	2	Kapelle om Barge	12
Drei Gerichte	3	Brut ei der Ollmer	13
Vier om Woine	4	Nalke oam Stengel	14
Maus ei der Folle	5	Fufza Kloba	15
Hoahn uf der Maner	6	Schwein im Koba	16
Koater hingerm Ufa	7	Siebza Schrîte	17
Axt om Holme	8	Wêchquorkschniete	18
Jungfer im Grün	9	Sturch uf'm Dache	19
Grussknecht	10	Ârnkerms	20

Fran Traugott Menzel.

Eins,[1] zwei,[2] drei,[3] doch,[4]
Fimmel,[5] fimmel,[6] foch,[7]
Fimmel,[8] fimmel,[9] fimmel,[10] fei,[11]
Fimmel,[12] fimmel,[13] foch,[14]
Ob[15] ich[16] gleich[17] nicht[18] zahlen[19] kann[20]
Zwanzig sind ihr doch.

Frau C. Menzel.

Do wern mer fertig, nu wulln mer aber no a Feierobend singa, dernoert warn mer Koffe trinka und ubadruf thun mer a wing tanza.

Gesang.

(Bei diesem Liede lehnen sich die Spinner mit verschränkten Armen hintenüber.)

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriegt denn do der Kühjunge zum Feierobende?

An Wêchquorkschnîte, die kriegt a mîte,
Die isst a no, die schmeckt'm o zum Feierobende.

(Bei diesem Verse wird dem Kühjungen eine Weichquarkschnitte überreicht.)

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de junga Purscha zum Feierobende?
A Kannla Bier, doas schmeckt a sîr,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de junga Maidel zum Feierobende?
A Körbelein, a Nissla nein,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de junga Monna zum Feierobende?
A Weibelein eis Bette nein,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de junga Weiber zum Feierobende?
A Wiegelein, a Kindla nein,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.

(An dieser Stelle bringen Oskar Bunzel und Konrad Seidel eine Wiege, worin eine Puppe eingebettet ist, in den Spinnkreis getragen, welche sie vor Frau Seidel hinsetzen, welche wiegen muss, während ihr der Kühjunge eine Reihe „Stöppel" überreicht.)

Oskar Bunzel.

Na, do breng mer ench hie an Wiege mit am Kindla, do kinnt'r euch amol soat wiega, aber namt och schund im Kühjunge de „Stöppel" weg, dar nutscht se sunst allêne aus.

Oskar Scholz.

Do warn mer och jitzt a Feierobend vullends zu Ende singa.

Gesang.

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de âla Voatern zum Feierobende?
A Pfeifelein und Tobak nein,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de âla Muttern zum Feierobende?
De Ufabank, Gott sei's gedankt,
Die kriega se, die mîga se zum Feierobende.
„Feierobend werd gesunga, Feierobend koan jitzt sein!"

Den Schluss des Spinnabends bildet die Vorführung von altertümlichen Tänzen, eröffnet werden dieselben mit dem „Deutschtanz", diesem folgt der „Fuhrmannswalzer", „Sammtmanschester", „Freuet euch des Lebens", „Herr Schmidt" und „Winkpolka".

Eingänge.

I. **Zu den schriftlichen Sammlungen:** Beiträge zur Volkskunde aus Michelen, Kreis Brieg, in Form einer Beantwortung unseres Fragebogens von Pfarrvikar Dondorff. — 31 Volkslieder nebst einer Anzahl Melodieen von Oberlehrer Meier in Gleiwitz. — Eine reichhaltige Sammlung von Besprechungsformeln, Volksheilmitteln, Handwerksgrüssen, Scherzgeschichten, Liedern, Kinderreimen, Redensarten, Volksmeinungen und Bräuchen von Herrn O. Scholz in Herzogswaldau bei Jauer. — Eine Sammlung von Kinderreimen und anderen kleineren Liedern, Sprüchen und Volksmeinungen aus verschiedenen Teilen Schlesiens von Fräulein Emmy Vosberg in Breslau. — Schlesische Legenden von Herrn Oberlehrer Warnatsch in Beuthen O.-S. — Sagen und kleinere Beiträge von Herrn Oberlehrer Wilpert in Oppeln. — Kleinere Beiträge von Herrn Bruno Bauch in Grossnossau, Hauptmann Cogho in Warmbrunn, Herrn stud. phil. Gusinde in Breslau, Herrn Dr. Jantzen in Breslau, Herrn Controleur Jurczyk in Rosdzin. — Schlesische Sprichwörter und Redensarten von Herrn Max Heinzel in Schweidnitz. — Pferd und Fuhrwerk im schlesischen Volksglauben von demselben. — Beiträge zur Schlesischen Volkskunde aus dem Dorfe Riebnig, Kreis Brieg, im Anschluss an den Fragebogen, von Herrn stud. phil. Otto Beyer in Breslau. — Zaubersprüche und Volksheilmittel; ein Volkslied von Herrn Lehrer Metzner in Herischdorf (durch Herrn Hauptmann Cogho). — Das Wahrhaftige Grund Buch des Heiligen Mosis; Sammlung von Volksrecepten (beides ältere Handschriften) durch Herrn Hauptmann Cogho in Warmbrunn; 2 Scherzgedichte; ein Stammbuch aus den vierziger Jahren, alte Patenbriefe, Bilder, Urkunden von demselben. — Sechs Volkslieder und 2 Kinderlieder aus dem Ohlauer Kreise von Fräulein Helene Wartensleben. — Eine umfängliche Sammlung Schlesischer Volkslieder und Dialektdichtungen von Herrn O. Scholz in Herzogswaldau. — Übersetzungen aus Jaromir Erbens tschechischen Gedichten von Fräulein Anima Molnar in Caslau in Böhmen.

II. **Für die Bibliothek** eine Anzahl fliegender Blätter geistlichen Inhaltes von Herrn Hauptlehrer Patschovsky in Dittersbach bei Liebau. — Eine Anzahl Bänkelsängerlieder; E. C. F., Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen u. s. w. (Breslau und Leipzig 1756), Liederbuch für die Gesellschaft der H. 3. K. (Breslau o. J.); W. Pailler, Weihnachtsspiele für Mädchen (Linz o. J.) nebst einigen anderen Büchern, Druckschriften und Bildern von Herrn Hauptmann a. D. Cogho in Warmbrunn. Verschiedene ältere Druckwerke zur schlesischen Volkskunde von Herrn Buchhändler Jacobsohn in Breslau.

Literatur.

Hans Lutsch, Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. Berlin 1897 (Sonderdruck aus der Zeitschrift für Bauwesen).

Mit dem erfreulichen Aufblühen der Volkskunde in neuerer Zeit hat sich auch dem Bauernhause das Interesse der Forscher wie der Gebildeten in gesteigertem Masse zugewendet. Architekten und Nationalökonomen, Geschichtsforscher und Geographen, Kunst- und Kulturhistoriker, Ethnologen, Germanisten und Slawisten haben in zusammenfassenden Darstellungen wie in einer bunten Fülle von Einzelabhandlungen über das Bauernhaus Deutschlands und angrenzender Gebiete gehandelt. Ihre Arbeiten sind zum grossenteil in Sammelwerken, in den verschiedensten Fachzeitschriften, in populärwissenschaftlichen und belletristischen Journalen, selbst in politischen Zeitungen zerstreut; so macht sich hier das Bedürfnis nach einer übersichtlichen Zusammenstellung dieser weit auseinanderliegenden Literatur ganz besonders fühlbar. Herr Bauinspector Lutsch, Conservator der schlesischen Kunstdenkmäler, der als Mitherausgeber des vom deutschen Architektenverein geplanten grossen Werkes über das deutsche Bauernhaus diesem Gegenstande seit Jahren eindringende Studien zugewandt hat, war zu Lösung einer solchen Aufgabe ganz besonders berufen. In knapper Fassung, klarer Gruppierung und mit besonnenem Urteil führt er uns die neuere Literatur über das Bauernhaus vor Augen, indem er zunächst die Bedeutung des Gegenstandes im Allgemeinen und seinen Zusammenhang mit benachbarten Forschungsgebieten unter steter Beziehung auf die einschlägigen Arbeiten behandelt, dann die Forschungen über das Bauernhaus der einzelnen Länder von den friesischen Küsten und Inseln und der jütischen Halbinsel einschliesslich Skandinaviens bis südwärts in die Alpenländer und nach Siebenbürgen hin durchmustert. Wenn er dabei die Auffassung vertritt, dass in Verbindung mit Archäologen, Ethnographen und Sprachforschern doch dem Architekten in erster Linie die Aufgabe zufalle, die Beweismittel auf diesem Studiengebiete, „die urkundliche Unterlage für die Forschung der Zukunft zu übermitteln“, so können wir ihm darin nur völlig recht geben. Es ist daher mit Freuden zu begrüssen, dass der Architektenverein ein Werk ins Leben rufen will, welches durch Zeichnung und Beschreibung eine zuverlässige Grundlage aller weiteren Forschung bilden und zugleich weitesten Kreisen diese so wich-

tige wie anziehende Seite unseres Volkslebens vorführen wird. Dass den Leitern dieses Unternehmens dabei die Weite des Blickes nicht fehlen wird, dafür bürgt das vorliegende Büchlein, welches allen Seiten des Gegenstandes gerecht wird und zur Einführung in das Studium desselben bestens empfohlen werden kann. F. V.

Adalbert Hoffmann, Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge. Neues aus dem Leben von Goethe, Günther und Körner. Mit 14 Abbildungen. 8° IV, 136 Seiten. Verlag von Max Leipelt, Warmbrunn. 2. Aufl. 1897.

In dieser Schrift ist der Verfasser, Landrichter in Oppeln, mit liebevollem Erfassen des Bedeutsamen den Spuren Goethes, Günthers und Körners in unserm Heimatsgebirge nachgegangen und hat, aus bisher verborgenen Quellen schöpfend, manches Irrige in den Lebensbeschreibungen der drei Dichter berichtigt, manches Neue beigebracht.

Im ersten Teile, der S. 1—50 über Goethe handelt, ist es ihm in dankenswerter Weise gelungen, einen trotz der Arbeiten von Wentzel, Zarncke und Scholtz noch immer dunkeln und verworrenen Abschnitt in Goethes Leben aufzuhellen und die Zahl der ihm näher tretenden Frauengestalten um eine zu vermehren. Der Dichter weilte im Hochsommer 1790 in Schlesien, lernte, durch Vermittelung des Freiherrn v. Schuckmann, des späteren preussischen Ministers, am 17. August im Zwinger zu Breslau eine junge Dame, Henriette v. Lüttwitz, geb. 1767, kennen und lieben. Er warb um sie, musste aber entsagen, da der Landschaftsrepräsentant v. Lüttwitz, ein Vertreter altadliger Anschauungen, gegen eine Verbindung seiner Tochter mit dem bürgerlichen Dichter war. Diese Enttäuschung führte Goethe, um zu vergessen, in Schlesiens Berge, besonders auf die Koppe (15. Sept.), später nach Waldenburg und Warmbrunn. Henriette v. Lüttwitz, deren liebliches Bildnis ein Schmuck des Buches ist, wurde Schuckmanns zweite Ehefrau und starb schon 1799. Ihr Andenken trat im Herzen des Dichters zurück hinter die Natureindrücke und Studien im schönen Schlesierlande. — Der zweite Teil — S. 51—88: Günther — berichtet, dass der „Fürst der schlesischen Dichter", wie ihn Weinhold nennt (auf den wohl auch die Worte auf S. 59 sich beziehen), im J. 1721 in Schlesien war und im Verkehr mit hochherzigen Gönnern und lieben Freunden nicht, wie Roquette hinwirft, ein Vagabundenleben führte, sondern in seinem Schmerze über des Vaters steinern Herz Trost suchte. Im August 1721 unternimmt Günther mit Landshuter Freunden eine (ausführlich geschilderte) Koppenfahrt. — Der Dritte ist der Dichterheld Körner — S. 89—136 —, der als siebenzehnjähriger Bergstudent im Sommer 1809 eine Erholungs- und Studienreise in das schlesische Gebirgsland machte und Veronika Hollmann, die Tochter der „alten schlesischen Baude", liebgewann. Man vgl. das Fragment „Eduard und Veronika".

Das vom Verleger schön ausgestattete Buch, das 6 Portraits in Heliogravüre und in Lichtdruck und 8 Abbildungen enthält, verdient bei allen Freunden der Natur und Litteratur Beachtung, nicht bloss in Schlesien. Sprottau, November 1897. Dr.

Anzeigen.

Das **neue Vereinsjahr** beginnt mit dem 1. Januar und geht bis zum 31. Dezember 1898. Die verehrlichen Mitglieder ausserhalb Breslaus werden gebeten, den Mitgliedsbeitrag für 1898 unaufgefordert an den Schatzmeister, Herrn Baukier Albert Holz, Ring 18, einzusenden, um dem Verein unnötige Portokosten zu ersparen. Von Breslauer Mitgliedern wird der Beitrag durch Boten eingezogen werden.

Die nächste Sitzung findet Freitag, den 10. Dezember, 8 Uhr abends, im Auditorium Nr. XV der Universität, Parterre, Eingang rechts vom Kaiserthor, statt. Vortrag des Herrn Dr. Kühnau aus Patschkau: Das Verhältnis des schlesischen Volkes zur Natur in seinen Redensarten, Liedern, Festbräuchen und Sagen.

Mit dieser Nummer schliesst Jahrgang 1897, Heft IV und gleichzeitig Band II (Heft III und IV der ganzen Reihe). Titel und Inhalt zu Band II (Heft III, umfassend 5 Nummern und 1 Beiblatt, und Heft IV, umfassend 5 Nummern und 1 Mitgliederverzeichnis) liegen dieser Nummer bei. Reklamationen über nicht erhaltene Nummern wolle man gefälligst innerhalb vier Wochen an den Schriftführer Dr. O. Jiriczek, Kreuzstrasse 15, richten, da der Rest der vorrätigen Hefte gebunden wird und einzelne Nummern später nur soweit abgegeben werden können, als der überschüssige Vorrat reicht. Mitglieder, welche erst im J. 1897 eingetreten sind und den Jahrgang 1896 nachgeliefert wünschen, werden ersucht, ihre Bestellungen innerhalb derselben Frist unter Beifügung von 3 Mark an den Schatzmeister, Bankier Albert Holz, Ring 18, zu richten, da später einzelne Jahrgänge nicht mehr geliefert werden können. Einige wenige Exemplare von Bd. I (Heft I und II) sind noch zum Preise von 6 Mark zu haben.

Schluss der Redaktion: 20. November 1897. — Druck von Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen
der
Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

Beiblatt.

Jahrgang 1896. Zum 28. Juni.

Was leistet und bezweckt die Volkskunde?

Zum zweiten Stiftungsfeste.

Als wir vor einem Jahr unsere erste Stiftungsfeier begingen, gaben die Festvorträge einen kurzen Überblick über die Entstehung und Entwickelung der Wissenschaft der Volkskunde in Deutschland wie in den ausserdeutschen Ländern Europas. Sie konnten das Bild einer jungen, schnell, kräftig und weithin aufblühenden Wissenschaft entwerfen, einer Wissenschaft, deren Vertreter in allen Ländern germanischer, slawischer und romanischer Zunge sammeln und erforschen, was die von literarischer Bildung und modern grossstädtischem Leben wenig oder garnicht beeinflussten Schichten der Bevölkerung an mundartlichen Eigentümlichkeiten, an alten Sitten, Gebräuchen und Meinungen, an Liedern, Märchen und Sagen noch im Leben und in der Überlieferung von Mund zu Mund festhalten. Wie man so oft den Wert eines Besitzes erst dann recht erkennt, wenn sein Verlust droht oder eintritt, so auch hier. Das Interesse an diesen volkstümlichen Überlieferungen hat sich am lebhaftesten gerade jetzt gesteigert, in einer Zeit, wo man sie dem rastlosen Vordringen einer gleichförmigen modernen Kultur oder Scheinkultur zum Opfer fallen sieht, und mit regstem Eifer bemüht man sich, das, was für das Leben verloren geht, für die Wissenschaft zu retten.

Auch in dem verflossenen Jahre hat die volkskundliche Bewegung nicht stillgestanden. Begnügen wir uns mit einem Blick auf die Länder deutscher Zunge. In Wien hat sich der im vorigen Jahre gegründete Verein für österreichische Volkskunde ausserordentlich schnell entwickelt. Seine Mitgliederzahl betrug bereits am Schluss des ersten Vereinsjahres gegen 1000, seine Veröffentlichungen geben ein Bild davon, ein wie reicher Schatz interessanter volkstümlicher Traditionen gerade in den Ländern der österreichischen Monarchie noch zu heben ist. Daneben ist ganz vor kurzem eine Zeitschrift speziell für das Studium der deutsch-österreichischen Mundarten in Wien gegründet. In Böhmen hat die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen jetzt die Volkskunde in ihre besondere Pflege genommen, und vor wenigen Wochen ist das erste Heft der von ihr herausgegebenen „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde“ erschienen. Aus der Schweiz kam ganz kürzlich die Nachricht von der Begründung einer Gesellschaft für schweizerische Volkskunde. Im Elsass ist das baldige Erscheinen eines durch langjähriges

Sammeln vorbereiteten grossen Wörterbuches der elsässischen Mundart nunmehr angekündigt. In Baden werden von den Germanisten der Universität Freiburg unter tatkräftiger Unterstützung durch die oberste Schulbehörde die volkskundlichen Sammlungen in grossem Umfange und mit bestem Erfolge fortgeführt. In Baiern hat der Verein für Volkskunde seine Sammelarbeit fleissig fortgesetzt. Von Mecklenburg aus werden wir bald die Ausgabe des 1. Bandes der reichen Sammlung der Volksüberlieferungen erhalten, die dort unter ausgiebiger Beihülfe aus Landesmitteln von einem tüchtigen Germanisten zusammengebracht wird, während in Berlin der Verein für Volkskunde nach wie vor seine erspriessliche Tätigkeit nicht einem einzelnen Lande sondern der Volkskunde im allgemeinen widmet und zwar unter der bewährten Leitung K. Weinholds, dem unsere Gesellschaft im Beginn dieses Jahres zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum ihre erste grössere Veröffentlichung als Festschrift widmen konnte.

Ich bin damit schon auf die Tätigkeit unserer schlesischen Gesellschaft im vergangenen Jahre gekommen, und ich glaube, auch wir können mit Befriedigung auf das zurückblicken, was wir geschaffen und erreicht haben. Die Mitgliederzahl hat sich weiter gehoben, die Sammlungen sind beträchtlich vermehrt. Die alten Sammler sind uns treu geblieben, neue sind hinzugetreten. Besonders haben Herr Oberlehrer Dr. Kühnau in Patschkau und Herr O. Scholz in Herzogswaldau bei Jauer reichliche und wichtige Beiträge beigesteuert. Empfindliche Lücken in unseren Sammlungen, auf die ich vor einem Jahre hinweisen musste, sind wenigstens teilweise in erwünschter Weise ergänzt. So hat besonders die damals noch recht spärliche Sagensammlung inzwischen ganz beträchtliche Bereicherungen erfahren; nicht minder sind die Volkslieder uns reichlich zugeflossen; in den letzten Tagen sind von Herrn Rector Dr. Klein in Wreschen allein 128 Lieder beigesteuert. Konnte ich im vorigen Jahre unter den mit Festbräuchen zusammenhängenden Gedichten schon auf eine sehr stattliche Sammlung von Texten zum Sommersingen hinweisen, so sind jetzt namentlich zu den Christkindelspielen mancherlei hübsche Aufzeichnungen eingegangen; und auch der interessante, seinem Ursprung nach uralte Streit zwischen Sommer und Winter ist in verschiedenen Fassungen nunmehr in unseren Sammlungen niedergelegt. Aber auch über Trachten, Volksglauben und Volksbrauch, Kinderspiele und Kinderlieder, altvolksmässige scherzhafte Erzählungen, Redensarten und Ausdrücke ist uns gar manches Wichtige zugegangen.

Will aber unsere Gesellschaft ein würdiges Glied sein und bleiben in der grossen Kette jener für die Volkskunde so wichtigen Bestrebungen, so müssen ihre Mitglieder auch weiter unermüdlich tätig sein für ihre und ihrer Sammlungen Hebung und Vermehrung. Denn Stillstand wäre hier Rückgang. Dazu gehört vor allem, dass das Verständnis für unsere Bestrebungen in immer weitere Kreise getragen werde. Noch sagt wohl mancher: „Was haben denn solche volkskundlichen Sammlungen und Studien eigentlich für Nutzen? Was hat es für einen Wert zu wissen, was ungebildete Leute für Aberglauben treiben, was sie für altfränkische Sitten haben, was sie sich für unglaubliche Geschichten erzählen, was sie für kunstlose Lieder singen, für ein schlechtes Deutsch reden? Über das Alles sind wir ja Gott sei Dank hinaus; lasst doch den alten Plunder zu Grunde gehen, für

gebildete Leute hat das kein Interesse". Ebenso hat man in früheren Zeiten die sichtbaren Denkmäler der Vorzeit achtlos verfallen lassen oder vernichtet. Man hat von verlassenen Burgen die Steine weggebrochen und um eines kleinen vergänglichen Vorteils willen verschleppt; man hat die Geräte aus ferner Vorzeit, die Spaten und Pflug hie und da aus dem Boden wühlten, achtlos verschleudert. Jetzt giebt es wohl keinen Gebildeten mehr, der sagt: „lasst doch die alten Ruinen vollends vom Erdboden verschwinden, was kümmert es uns zu wissen, wie mangelhaft die Leute früher gewohnt, was für unzulängliche Befestigungen sie gebaut haben, wir richten uns unsere Wohnungen ja jetzt viel vollkommener ein und wissen viel bessere Festungen zu bauen", und niemand wird die Altertümer, die gelegentlich aus dem Erdboden zu Tage treten, wegwerfen wollen, weil wir jetzt bessere Töpfe und bessere Waffen machen können. Aber von verschwundenen Zeiten reden nicht nur die Denkmäler in Stein, Ton und Erz, von der geschichtlichen Vergangenheit nicht nur schriftliche Aufzeichnungen. Auch die mündliche Überlieferung des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht hat Zeugnisse aus längst entschwundenen Kulturperioden, Beziehungen zu Zeiten und Verhältnissen aufbewahrt, die dem Gebildeten längst verloren gegangen sind, und viel lebendiger und unmittelbarer sprechen diese Vermächtnisse der Vergangenheit aus dem Munde des Volkes uns an als aus Stein und Pergament. Es wäre leicht, an einzelnen Proben aus unseren Sammlungen zu zeigen, wie in Bräuchen, Sprüchen, Erzählungen und Liedern, die hier in Schlesien jetzt aus mündlichen Überlieferungen aufgezeichnet worden sind, solch altes Gut noch fortdauert, im einzelnen die Fäden zu verfolgen, welche diese Traditionen mit vergangenen Jahrhunderten verknüpfen; das bleibe einer späteren Gelegenheit vorbehalten. Hier beschränke ich mich auf ein par allgemeine Bemerkungen über den historischen Wert dieser in weiteren Kreisen immer noch mit grosser Geringschätzung behandelten Traditionen.

Am wunderlichsten, ja törichtsten unter den Volkstraditionen erscheinen dem oberflächlichen Blick wohl diejenigen, die wir unter dem unbestimmten Begriff des Aberglaubens zusammenfassen. Aber gerade in ihnen birgt sich noch mancher merkwürdige Rest aus prähistorischer Zeit. Vorstellungen, wie sie bei fernen Naturvölkern sich finden und den modernen Kulturmenschen völlig fremdartig und wunderlich dünken, treten uns da noch in unserm eigenen Volk entgegen. Und wie die einfachen Waffen und Geräte der Urzeit wohl unter den verschiedensten Zonen dieselben Stoffe und Formen zeigen, so zeigt sich in den Anschauungen des Volksglaubens und den auf ihnen fussenden zauberischen Handlungen eine auffällige Übereinstimmung sonderbarer Ideenverbindungen bei den auf einer einfachen Kulturstufe stehenden Angehörigen der verschiedensten Nationen. Die Volkssagen hängen mit diesem Volksglauben aufs engste zusammen. Birgt sich in den abergläubischen Handlungen mancher Rest altheidnischen Rituals, so leben in den Volkssagen noch so manche mythologische Vorstellungen fort, deren verwandtschaftliche Beziehungen auch weit über den Kreis unseres Volkes hinausreichen. Um den Glauben an die Seelenwanderung zu finden, brauchen wir nicht erst nach Indien zu gehen: er ist in unseren schlesischen Sagen noch heute im Schwunge, mag er die Seele des Verstorbenen nun als schwarzen Hund, als Katze, als Henne

und Küchlein, als Kröte u. s. w. erscheinen lassen, oder mag erzählt werden, wie die Seele in Gestalt eines Mäuschens dem Schlummernden aus dem Munde schlüpfte. Und wie die Religion und Dichtung der Völker des Altertums, so beleben auch unsere Sagen noch die Natur mit allerlei mythischen Wesen: Feneslente und Graumännel, Puschweibla und Elbe, Wassermann und wilder Jäger treiben noch heute in den Traditionen des schlesischen Volkes in Wald und Berg, in Feld und Wasser ihr Wesen. Einige dieser Vorstellungen sitzen noch ziemlich fest im Volke; die meisten sind schon in schnellem Schwinden begriffen, und es wird die höchste Zeit, sie in schriftlicher Aufzeichnung festzuhalten. Dass die Zeit mythischer Neubildungen mit dem Heidentum geschwunden sei, ist eine völlig irrige Vorstellung. Es lässt sich an Beispielen nachweisen, wie Gestalten, die aus Volksbüchern oder aus Erinnerungen mit historischem Hintergrunde stammen, in den schlesischen Volkssagen ins Mythische umgesetzt worden sind. So ist die Beobachtung solcher Volkssagen auch besonders lehrreich für die Erkenntnis des Wesens und Werdens der Sage und ihres Verhältnisses zum Mythus überhaupt. Bei den historischen Sagen interessiert es, die geschichtlichen Ereignisse in den Rahmen volkstümlichen Denkens sich einfügen und ihm gemäss sich umbilden zu sehen; zu sehen, wie Zeiträume und Personen gewissermassen dem Leben des Volkes nachrücken, indem die früheren Träger der Traditionen durch neuere abgelöst, die Erscheinungen älterer Perioden auf jüngere übertragen werden. Dabei reicht im Allgemeinen die Erinnerung der wirklich volkstümlichen Sage nicht sehr weit zurück. Die ältesten Beziehungen nach rückwärts, die ich in den jetzt noch lebendigen Sagen unserer Sammlung gefunden habe, gehen bis zu den Türkenkriegen.

Das Zeitalter des 30jährigen Krieges bildet in unserer Gebildetenliteratur die grosse Grenzscheide, die den Zusammenhang mit dem Mittelalter abschneidet. Das gilt für die Volkspoesie nicht. Sie hat noch heute die lebendige Verbindung mit der Zeit des 14. bis 16. Jahrhunderts bewahrt, der Zeit, wo die Dichtung aus den ritterlichen an die bürgerlichen Kreise überging, wo Spielleute, Meistersinger und fahrende Schüler, Handwerker und Landsknechte ihre eifrigsten Pfleger wurden. Einzelne Volkslieder unserer Sammlung lassen sich schon in Drucken des 16. Jahrhunderts aufzeigen, ohne dass deshalb angenommen werden müsste, dass sie erst damals entstanden wären; und dass sie durch diese Drucke nicht etwa erst ins Volk gebracht und über die Jahrhunderte hinaus erhalten sind, lässt sich in bestimmten Fällen deutlich erweisen. Die Lieder, die zu bestimmten Festfeiern gehören, wie die Sommerlieder und die Christkindelspiele, sind natürlich weit jünger als die Bräuche, auf die sie sich beziehen. Schon allein in diesen Jahrzeitfeiern steckt ein gutes Stück Culturgeschichte unseres Volkes, und die verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete werden durch sie berührt. Aber auch die Lieder, die dazu noch heute gesungen werden — wenn sie auch im Aussterben und vielfach schon verstümmelt sind — zeigen höchst interessante Beziehungen. In den Christkindelspielen zeigen sich neben dem Stil der geistlichen Spiele des 15. und 16. Jahrhunderts auch Elemente der mit dem 17. Jahrhundert in Deutschland aus Italien importierten Schäferpoesie, und zugleich auch weit modernere Formen, so dass sich in einem einzelnen dieser Denkmäler ganz

verschiedene Culturschichten aufzeigen lassen. Wie viel altes Leben in Sitten, Bräuchen, Einrichtungen des Familienlebens und des Hauses noch fortgeführt wird, ist gleichfalls eins der historisch wichtigen und ergiebigen Themen der Volkskunde und die Sprache des Volkes bietet vollends eine reiche Fundgrube für wissenschaftliche Beobachtungen mannigfaltigster Art.

Dass die Mundarten kein verdorbenes Schriftdeutsch, sondern ein altes Stammesdeutsch sind, dass sie vor dem Schriftdeutsch da waren und sich nach ihren eigenen innewohnenden Gesetzen entwickelt haben, ist wunderlicher Weise auch in Kreisen, die sich zu den gebildetsten zählen, immer noch nicht allgemein bekannt. Unter den Sprachforschern herrscht auch darüber längst gar kein Zweifel mehr, dass aus dem Studium der lebenden Mundarten sehr wichtige Aufschlüsse über sprachliches Leben, über das Wesen und Wirken sprachlicher Gesetze überhaupt, zu holen sind, dass die Erforschung der deutschen Mundarten für die wissenschaftliche Erkenntniss der Geschichte der deutschen Sprache ganz unerlässlich ist. Überdies sind die Mundarten auch geeignet über mancherlei Stammes- und Siedelungsverhältnisse wichtige Aufschlüsse zu geben, wobei dann nicht nur ihre grammatischen und lautlichen Formen, sondern besonders auch der Sprachschatz und die Namen, vor allem die Ortsnamen in Betracht kommen. Bei den Ortsnamen sind übrigens als besonders wichtig die Flurnamen zu berücksichtigen, denen bisher noch kaum irgendwo genügende Aufmerksamkeit zugewandt worden ist, und die durchaus in grossem Zusammenhange behandelt werden müssen, wenn einmal die Namen nach ihrem Ursprung, ihrem Sinn und ihrer Bedeutung für die heimische Siedelungsgeschichte gründlich klargestellt werden sollen. Mit der Sammlung der Flurnamen im Bezirk seines Wohnortes kann sich jedes Mitglied in dankenswerter Weise an unseren Arbeiten beteiligen.

Schon aus dem Angeführten wird zur Genüge erhellen, dass die schlesische Gesellschaft für Volkskunde auf absehbare Zeit genug zu sammeln und zu forschen hat. Aber nicht vergessen dürfen wir, dass diese Dinge nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für das Leben unseres Volkes ihre Bedeutung haben. Dass die Mundart mit der Eigenart des Stammes innig zusammenhängt, dass die Pflege der Mundart und der mundartlichen Dichtung auch ein gutes Stück Charakter und Gemütsleben des Volkes bewahren hilft, brauche ich nicht erst hervorzuheben. Die schlesische Mundart und die Liebe zu ihr haftet noch in so breiten Schichten des Volkes, dass man um ihre Existenz nicht zu sorgen braucht. Reissend schnell eilen dagegen die anderen volksmässigen Überlieferungen ihrem Untergange zu. Es giebt genug unter ihnen, bei denen das kein Verlust für das Volksleben ist, genug, die nur für die Wissenschaft von Wert sind. Aber noch mehr sind ihrer, mit deren Untergange zugleich ein Stück Eigenart, lebendiger Phantasietätigkeit und natürlicher Empfindung aus unserem Volksleben verloren geht, für das alle moderne Verstandesbildung keinen Ersatz schaffen kann. Anderswo hat man es unternommen, dies und jenes in lebensfähige Formen zu bringen, wie das ja mit den Passionsspielen jetzt auch in Böhmen mit gutem Erfolge geschehen ist. In Schlesien ist mit der Wiederbelebung der Spinnstuben, dieser alten Pflegestätten von Volkslied, Volkswitz und Volkssage ein Versuch gemacht, der hoffent-

lich gut ausschlagen wird. Von den alten Lätare-, Oster-, Pfingst-, Johannis- und Weihnachtsbränchen, von den Kinderspielen und den Volksliedern sollte man auch für das Leben soviel wie möglich zu erhalten suchen. Überall wird sich ja das nicht machen lassen, aber sicher lässt sich vielfach anch da, wo Misbräuche dabei eingrissen sind, der Misbranch entfernen ohne den Brauch deshalb auszuroden. In dieser Beziehnng ist viel gesündigt worden, und wir stehen einer nachgerade beängstigenden Farblosigkeit und Verödung unseres Volkslebens gegenüber. Wo man Bäume fällt, soll man neue pflanzen, die für denselben Boden passen. Das ist nicht geschehen. Hoffen wir, dass von den entwaldeten Höhen nicht einst verheerende Wasser über nnser Volk herniederbransen. Unsere Gesellschaft aber möge es als ihre Aufgabe betrachten, wie nnd wo sie nnr kann dahin zu wirken, dass alle Volksüberlieferungen der Wissenschaft, die lebenswerten auch dem Leben erhalten bleiben. F. Vogt.

Begrüssung der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

bei ihrem Festmahle in Schweidnitz am 28. Juni 1896 durch **Max Heinzel.**

Willkumm'n! willknmm'n! Ihr Brass'ler Herr'n, Ihr lieben —
Sn räd' ich ei der Sproache, eefoach, schlicht,
Die ma dohie ei ünsem prächt'gen Lande,
Ei ünser wunderschienen Heemte spricht —
Su poasst sich's — gell' ock? — denn mit grnsser Liebe
Seid Ihr dam schläschen Vulke zugethoan,
Dass's Unserees — su hot ma Freede drüber —
Goar ni genunke rühm'n nnd preisen koan. —
Die Schätze olle, die's üns überliefert,
Die wullt 'r soammeln, emsig, wie de Bien'n,
Üm dass se nich fur Geist nnd fnr Gemütte
Und fur de Wissenschoaft verloren gieh'n —
Derwägen muuss ma Euch viel Dank soan, werklich,
Dass Ihr nnd nähmt Ench sn der Sache oan,
Denn ünse Zeit, doas sitt ma zentollengen,
Fängt goar unbändig zn rungniren oan. —
Doas Ale tutt si reen fur nischte achten,
Däm singt se überoal a Sterbelied,
Ock Neues wil se, immer Neues, schoaffen,
Doas Ufsähn macht und tullemässig zieht. —
Der Furtschritt treibt se urndlich, wie mit Doampfe,
Beglücken wil a nu dnrchaus de Welt —
Jedenno merkt ma no ni viel dervone —
Se tanzt verruckt üm's guld'ne Koalb, üm's Geld —
Woas mnrsch nnd fanl is, nischt meh nutze,
Doas freilich sol zertrümmern, ni bestieh'n,
Doch woas no gutt is, vuler Kroaft zum Läben,
Üm doas do kloat ma, sitt ma's undergieh'n —
Und ach! üm Moanches muuss ma kloan, üm Moanches,

Woas suste sn gehiert' zu Vulkes Oart —
Verschwunden is's — kee Hoahn tutt uoach'm krähen —
Ock dass ma's ei Gedanken stille nnfbewoahrt. —
Wie's Sprichwoort soat, su find't ma's do nnd dnrte,
Die Seger vu der Stoadt hiert ma gutt schloan,
Uud ihre närr'sche Mode, ihre Bräuch' nnd Sitten,
Die nimmt doas Weibsbild, wie doas Moansbild oan —
Blus dass se groade no ni huchdeutsch woatschkeru —
Die uf 'm Durfe — Goot sei Lob und Dank —
Ehb se doas lern'n, do blüh'n no uft de Rusen,
Do singt die Omsel uft no ihr'u Gesaug — —
Doas is mei Trnnst — — und itze nähm' ich's Gläsel
Und breng' a „Fifat huch!" uf Eur'n Verein —
Zum Ruhm, zur Ihre vn der grünen Schläsing,
Su zauberhoaftig, sol a frisch gedeih'n —
Und Früchte troagen sol a, urgesunde,
Uud lange, lange sol a no bestieh'n
Und die Gemittlichkeet, die ächte, woahre,
Ei Euerm Kreise immer, immer blüh'n!

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde,

gegründet am 28. Juni 1894, verfolgt den Zweck, das Interesse und das Verständnis für die Volkskunde überhaupt zu beleben und zu pflegen, insbesondere aber will sie alle unter dem schlesischen Volke lebenden Ueberlieferungen nach dem in dem Fragebogen der Gesellschaft bestimmten Plane möglichst vollständig sammeln; sie rechnet dabei anf die Teilnahme Aller, die Sinn und Interesse für die Eigenart des schlesischeu Volkes haben.

Die Bestrebungen, die volkstümlichen Überlieferungeu Schlesiens zu sammeln nnd damit eine Ehrenpflicht zu erfüllen, in deren Bethätigung andere Teile Deutschlands unsere Heimatprovinz schon lange überflügelt haben, reichen weit zurück. Schon Hoffmann von Fallersleben hat als Professor der deutschen Philologie in Breslau mit eifriger Uuterstützung aus der Provinz, besonders der Geistlicheu, Lehrer und Seminaristen, Schlesische Volkslieder gesammelt und im Jahre 1842 herausgegebeu. Natürlich ist damit der schlesische Volksliederschatz noch lange nicht erschöpft; ein Ergänzungsband zn Hoffmanns Sammlung ist Bedürfnis und eine schöne Aufgabe für unsere Gesellschaft. Hoffmanns Nachfolger auf dem germanistischen Lehrstuhl in Breslau, Theodor Jacobi, hat dann auf Veranlassung seines Schülers Karl Weinhold uud gemeinsam mit ihm einen Plan zu volkstümlichen Sammlungen in ganz Schlesieu lebhaft in Angriff genommen und wusste dafür iu dem damals neu gegründeten Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens eine leider nur „augenblickliche Teilname" zu erregen. Aber Jacobi starb schon im Jahre 1848 und ein Aufruf znr Stoffeinsammlung von Weinhold verhallte ungehört. Ebenso blieb eine Anfforderung zum Sammeln von Professor Friedrich Pfeiffer im Jahre 1854 beinahe erfolglos. Gustav Freytag und der Herausgeber der schlesischen Provinzialblätter, Oelsner, stiessen bei ihren Bemühungen, Vereine zur Sammelarbeit auf dem Gebiete der schlesischen Sagen und Märchen

anzuregen, auf tauben Boden. Hier erwächst unserem Vereine die dringendste Anfgabe. Noch heute ist es mit keinem deutschen Lande auf diesem Gebiete schlechter bestellt als mit Schlesien. Und die Arbeiten einzelner Männer, so vor allem des Nestors der schlesischen Volkskunde, unseres hochverdienten Landsmannes Karl Weinhold, riefen keinen Kreis von willig sich anschliessenden Mitarbeitern, keine Nachahmung hervor; die Vorrede zu seinem Buche über die Schlesische Mundart (1853) musste Weinhold mit den herben Worten schliessen: „Überzeugt bin ich, dass das Büchlein ausserhalb Schlesiens mehr Beachtung finden wird als in dem Lande, dem es zunächst dient". (Über die Geschichte der Volkskunde in Schlesien vgl. ausführlicher Vogt, in den Mitteilnngen der Schl. G. f. V. II, 33 ff.)

Unter diesen Umständen war die Begründung unserer Gesellschaft sicher kein überflüssiges Unternehmen, obwohl der Erfolg früherer Versuche in dieser Richtung kein ermnnternder war. Die zuversichtliche Erwartung, dass diesmal der Ruf, in letzter Stnnde zu retten, was noch zu retten ist, nicht nngehört verhallen werde, hat sich in reichem Maasse erfüllt. Knapp über 50 Mitglieder zeichneten sich in der gründenden Versammlung am 28. Juni 1894 in den ausliegenden Bogen ein: das erste Heft unserer Mitteilnngen, das im November 1894 erschien, zählte bereits 145 Mitglieder anf; am Schlnsse des ersten Vereinsjahres betrug ihre Zahl 221, und heute, in der Mitte des dritten Vereinsjahres, ist sie auf 433 gestiegen.

Mehr als jeder andere Verein ist ein Verein für Volkskunde auf den Beitritt so zahlreicher Mitglieder als möglich angewiesen, denn mit jedem nenen Mitgliede ist zugleich zur Erreichnng des Vereinszweckes, Verbreitung des Interesses für Volkskunde und Anregung zur selbstthätigen Teilname am Sammelwerke ein Schritt nach dem Ziele zu gethan. Möchte jeder, der für die heimatliche Art und für ihren Wert Sinn und Herz hat, sich veranlasst fühlen, die Bestrebungen des Vereins durch seinen Beitritt zu fördern, im Bewusstsein, damit sein Scherflein beizutragen zn einem Werke, das der Wissenschaft wie der Kenntnis der Heimat in gleichem Maasse dient.

Der Jahresbeitrag ist für die in Breslau ansässigen Mitglieder anf 3 Mark, für auswärtige auf eine Mark (+ 30 Pf. für Portoauslagen) festgesetzt, wofür jedes Mitglied die 6—8 mal jährlich erscheinenden „Mitteilungen" der Gesellschaft mit Aufsätzen zur Volkskunde, Veröffentlichungen von Sagen, Liedern etc. erhält. Beitrittserklärungen wolle man an das Bankgeschäft Albert Holz, Breslau, Ring 18, richten. Auswärtige werden gebeten, ihrer Anmeldnng sogleich 1 Mark 30 Pf. in Briefmarken beizufügen. Der Vorstand für das laufende Vereinsjahr (bis 31. Dezember 1896) besteht aus den Herren:

Prof. Dr. **F. Vogt**, Vorsitzender, Matthiasplatz Nr. 1.
Geh. Rat, Prof. Dr. **W. Nehring**, Vertreter des Vorsitzenden, Sternstrasse Nr. 22.
Privatdocent Dr. **Otto Jiriczek**, Schriftführer, Kreuzstrasse Nr. 15.
Oberlehrer Dr. **August Wagner**, Vertreter des Schriftführers, Ohlauufer Nr. 34.
Bankier **Albert Holz**, Schatzmeister, Ring Nr. 18.
Gymn.-Dir., Prof. Dr. **B. Volz**, stellvertretender Schatzmeister, Weinstr. Nr. 40—46 II.
Bibliothekar Dr. **Max Hippe**, Bibliothekar, Margaretenstr. 36.
Rector **H. Bauch**, stellvertretender Bibliothekar, Kreuzstr. 51.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz in Schles.

Schlesische Gesellschaft für Volkskunde

Breslau.



Vollständiges Mitglieder-Verzeichnis.

(Nach dem Stande vom 1. Januar 1897.)

Vorstand.

Vorsitzender: Univers.-Prof. Dr. Friedrich Vogt, Matthiasplatz 1.
Stellvertreter: Geh. Regierungsrat, Univers.-Prof. Dr. W. Nehring, Sternstr. 22.
Schriftführer: Privatdocent Dr. Otto Jiriczek, Kreuzstrasse 15.
Stellvertreter: Kustos Dr. H. Seger, Museum schles. Altertümer.
Bibliothekar: Bibl. Dr. M. Hippe, Margarethenstrasse 36.
Stellvertreter: Rector Bauch, Kreuzstrasse 50.
Schatzmeister: Bankier Albert Holz, Ring 18.
Stellvertreter: Gymn.-Director Prof. Dr. B. Volz, Weinstrasse 40—46.

A. Alphabetisches Mitglieder-Verzeichnis.

1. Abegg, Dr. Geh. Medicinalrat, Danzig.
2. Adamy, Lehrer em., Breslau, Kupferschmiedestrasse 25.
3. Albertz, Pastor, Breslau, Carlstrasse 18/19.
4. Albrecht, Dr. Oberlehrer, Neustadt O.-Schl.
5. Altmann, Dr. W., Bibliothekar und Privatdocent, Greifswald.
6. Antess, Amtsrichter, Tarnowitz.
7. Appel, Dr. Universitäts-Professor, Breslau, Forckenbeckstrasse 6.
8. Arnoldische Buchhandlung, Dresden, Altmarkt.
9. Arndt Bruno, stud. phil., Breslau, Burgstrasse 7.
10. Atzler, Seminarhilfslehrer, Habelschwerdt.
11. Aulich Willy, Kunstmaler, Schreiberhau.
12. Aussner L., Apotheker, Landeshut i. Schl.
13. Aust Rudolf, Oberlehrer, Breslau, Matthiasplatz 1.
14. Bähnisch, Gymnasial-Direktor, Ohlau.
15. Bäumker, Dr. Clem., Universitäts-Professor, Breslau, Mohnhauptstr. 12.
16. Barchewitz, Bankier und Stadtverordneten-Vorsteher, Schweidnitz.
17. Bartsch Ad., Cand. des höheren Lehramts, Breslau, Kreuzstrasse 44, d.
18. Bauch Hermann, Rektor, Breslau, Kreuzstrasse 50.
19. Bauch, Stud., Patschkau.
20. Baumert, Dr. Oberlehrer, Striegau.
21. Becker, Amtsgerichtsrat, Landeshut i. Schl.
22. Bednarz, Dr. Oberlehrer, Striegau.

23. Bender, Oberbürgermeister, Breslau, Museumstrasse 7.
24. Bennecke, Dr. Universitäts-Prof., Kleinburg bei Breslau, Akazienallée 9.
25. Berger H., stud. phil., Breslau, Schlossstrasse 5.
26. Bernheim E., Dr. Universitäts-Professor, Greifswald.
27. Bleisch Joseph, Leiter der Stiftsschule, Juliusburg, R.-B. Breslau.
28. Bobertag Felix, Dr. Professor, Breslau, Lehmdamm 60.
29. Boidol, stud. theol., Breslau, Domplatz 4.
30. Brügel Jul., Dr. juris, Seelowitz bei Brünn.
31. Cogho Rob., Hauptmann a. D., Warmbrunn.
32. Credner Rud., Dr. Universitäts-Professor, Greifswald.
33. Dahn Felix, Dr. Geh. Rat, Univers.-Prof., Breslau, Schweidn. Stadtgr. 20.
34. Danigel Hugo, Buchdruckereibesitzer, Prausnitz, Bez. Breslau.
35. Denk Josef, Pfarrer, Kleinberghofen bei Altomünster (Oberbayern).
36. Dieterich Alb., Universitäts-Professor, Marburg i. H.
37. Dittrich Paul, Oberlehrer, Breslau, Hirschstrasse 33.
38. Dombek, Redakteur, Beuthen O.-Schl.
39. Dondorff, Vicar, Michelau, Kreis Brieg.
40. Drechsler, Dr. Gymnasiallehrer, Jauer, Schles.
41. Dyhern, Baron von, Herzogswaldau bei Sagau.
42. Eberlein, Pastor, Royn bei Neumarkt.
43. Ecke W., Redakteur und Buchdruckereibesitzer, Warmbrunn.
44. Eichelberg, Königl. Bauinspektor, Tarnowitz.
45. Eichhorn, stud. phil., Breslau, Kreuzstrasse 7.
46. Eichner A., Cand. d. h. Schulamts, Bernstadt i. Schl.
47. Eisenmänger Theod., Lehrer em., Schmiedeberg i. Riesengeb., Markt 39.
48. Elsner, Lehrer, Ludwigsdorf, Kreis Neurode.
49. Ende K., stud. rer. nat., Warmbrunn.
50. Ender, Seminarlehrer, Ober-Glogau.
51. Feilberg H. F., Pastor em. Dr. phil., Askov bei Vejen, Dänemark.
52. Finsch Otto, Dr. phil., Delmenhorst bei Bremen.
53. Fischer G., Lehrer, Neusalz a. O.
54. Fitzner W., Laurahütte.
55. Flassig, Kanonikus und Rektor des fürstbischöflichen Clerical-Seminars, Breslau, Domstrasse 10.
56. Flöckner, Prof. Dr., Geistl. Rat, Beuthen O.-Schl.
57. Forche, Pfarrer, Hirschberg i. Schl.
58. Fraenkel S., Dr. Universitäts-Professor, Breslau, Schwertstrasse 5a.
59. Franzkowski J., Hauptlehrer und Cantor, Gross-Wartenberg.
60. Frauenstädt, Amtsgerichtsrat, Breslau, Brüderstrasse 3f.
61. Frenndt, Oberlehrer, Beuthen O.-Schl.
62. Freuthal, Lehrer, Kattowitz, Goethestrasse.
63. Friedenthal Adolf, Kaufmann und Stadtverordneter, Breslau, Ring 18.
64. Friedenthal Felix, stud. jur., Breslau, Museumsplatz 8.
65. Frommhold, Universitäts-Professor Dr. jur., Greifswald.
66. Gabriel, Pfarrer, Bralin, Kreis Gross-Wartenberg.
67. Gerlach Franz, stud. phil., Breslau, Schiesswerderstrasse.
68. Gierth G., Seminarlehrer, Münsterberg.
69. Glatzer Gebirgsverein, z. H. Herrn Professor Sprotte, Glatz.
70. Görlitz, Professor, Gross-Strehlitz.

71. Gotthelf, Privatier, Hamburg, Rutschbahn 20.
72. Gregor Jos., Pfarrer, Gross-Pluschnitz bei Gross-Kottulin.
73. Greiner, Pastor, Zülz, Kreis Oppeln.
74. Grempler W., Dr. Geh. Sanitätsrat, Breslau, Gartenstrasse 42.
75. Grosche, Frau Rektor, Breslau, Bohrauerstrasse 3.
76. Gross, Gerichtsrat, Münsterberg i. Schl.
77. Grossherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.
78. Grossherzogliche Bibliothek, Weimar.
79. Grunwald M., Dr. Prediger, Hamburg, Grindelallée 128.
80. Grüttner Eduard, Jauer.
81. Grützner, Oberlandesgerichtsrat, Breslau, Taschenstrasse 19.
82. Grützner, Dr. Universitäts-Professor, Tübingen.
83. Gühmann Bruno, Kaufmann, Zobten.
84. Güntzel Oskar, Buchdruckereibesitzer und Buchhändler, Schweidnitz.
85. Gusinde Konrad, stud. phil., Breslau, Hirschstrasse 32.
86. Guttmann Julius, Hamburg, Brandstwiete 17 II.
87. Haase jr., Lieutenant, Breslau, Katharinenstrasse.
88. Habricht, stud. phil., Breslau, Brüderstrasse 2, f.
89. Hahn Joh., Rektor, Breslau, Gneisenaustrasse 18.
90. Halama Heinrich, Lehrer am Mathiasgymnasium, Breslau, Ritterpl. 8.
91. Händschke, stud. phil., Schmolz.
92. Hartmann, Frau Elisabet, Charlottenburg, Schillerstrasse 7.
93. Hartung O., Dr. Professor, Cöthen (Anhalt).
94. von Hase, Dr. theol. Consistorialrat, Breslau, Blumenstrasse 3b.
95. Heckel Robert, Volksschullehrer, Breslau, Moritzstrasse 14 III.
96. Heintke, Apotheker, Warmbrunn.
97. Heinze Joseph, Dr. med., Breslau, Breitestrasse 28.
98. Heinzel Max, Schriftsteller, Schweidnitz.
99. Henckel-Donnersmarck, Graf Guido, Neudeck O.-Schl.
100. Hess Walter, Gutsbesitzer, Wernersdorf bei Petersdorf i. R.
101. von Heydebrand und der Lasa, Regierungspräsident, Breslau.
102. Heyn, Pastor, Mollwitz bei Brieg.
103. Hillebrandt A., Dr. Universitäts-Professor, Breslau, Mohnhauptstr. 14.
104. Hinke Oskar, Lehrer, Rothenburg a. Oder.
105. Hippe M., Dr., Bibliothekar, Breslau, Margaretenstrasse 36.
106. Hirsch, Landgerichtsrat, Breslau, Klosterstrasse 21.
107. Hitschfeld, Pfarrer und Kreisschulinspektor, Arnsdorf i. Rgb.
108. Hof- und Staatsbibliothek München.
109. Hoffmann Otto, Dr. Univers.-Prof., Breslau, An der Sandkirche 3.
110. Hoffmann E., Dr. Privatdocent, Greifswald.
111. Hoffmann, Dr. med., Warmbrunn.
112. Hoffmann Fed., Hauptlehrer, Heinrichswalde, Kreis Frankenstein.
113. Hoffmann, Landrichter, Oppeln.
114. Hoffmann M., Rektor, Breslau, Feldstrasse 29.
115. Hoffmann, Religionslehrer, Habelschwerdt.
116. Hohaus, Dr. Stadtpfarrer, Habelschwerdt.
117. Holz Albert, Bankier, Breslau, Ring 18.
118. Holleck, Prof. Dr. Gymnas.-Direktor, Leobschütz.
119. Honika, Oberlehrer, Beuthen O.-Schl.

120. Horschin, Pfarrer und Kreisschulinspector a. D., Rohnstock.
121. Hübner, Berginspektor, Tarnowitz.
122. Hulwa, Prof. Dr. phil., Breslau, Tauentzienstrasse 68.
123. Hüppauf Alfr., Kreissekretär, Hirschberg, Wilhelmstrasse 68 a.
124. Irmer, Seminarist, Habelschwerdt.
125. Jacob, Dr. prakt. Arzt, Friedeberg a. Queis.
126. Jäkel, Pfarrer, Hirschfeldau, Kreis Sagan.
127. Jantzen, Dr. phil., Breslau, Hinterbleiche Nr. 2 b.
128. Jäschke, Lehrer, Liebau i. Schl.
129. Jiriczek Otto, Dr. phil., Privatdocent, Breslau, Krenzstr. 15.
130. Jokisch, Bergmeister, Zabrze.
131. Jonas, Seminarlehrer, Habelschwerdt.
132. Jungnitz Dr., Subregens d. fürstb. Cler.-Sem., Breslau, Domstrasse 10.
133. Jurczyk, Kontroleur, Rosdzin O.-Schl.
134. Kalbeck Max, Schriftsteller, Wien IX, Porzellangasse 48.
135. Kalmus Jul., Bankier, Neumarkt i. Schl.
136. Kampe, Frl. Luitgard, Breslau, Schillerstrasse 28.
137. Kappel, Postassistent, Breslau, Paradiesstrasse 23.
138. Karbe Ulrich, Kaufmann, Glatz.
139. Karlowicz Jan, Dr., Warschau, Jasna 10.
140. Kasper, Lehrer, Hain i. Riesengeb.
141. Keller, Bergschuldirektor, Tarnowitz.
142. Kerber Georg, Dr. theol., Breslau, Matthiasstrasse 65.
143. Kirchner, Oberlehrer Dr., Brieg.
144. Klein Konrad, Redakteur, Breslau, Mohnhauptstrasse 6.
145. Klein Martin, Rektor Dr., Wreschen i. Posen.
146. Klemenz Paul, Oberlehrer Dr., Kattowitz, Grundmannstrasse 9.
147. Klimas, Pfarrer, Tarnau, Kreis Oppeln.
148. Klose, Kameralamtsassistent, Hermsdorf u. K.
149. Knobloch Heinrich, Dr., Breslau, Kleine Scheitnigerstrasse 64.
150. Knoop Otto, Oberlehrer, Rogasen i. Posen.
151. Knötel J., Dr., Oberlehrer, Tarnowitz.
152. Köbner W., Buchhandlung, Breslau, Schmiedebrücke 56.
153. Koch M., Universitäts-Professor Dr., Breslau, Museumsplatz 10.
154. Köhler Gustav, Lehrer, Striegau.
155. Kölbing E., Universitäts-Professor Dr., Breslau, Rosenthalerstrasse 1 b.
156. Kolitschke, Bürgermeister, Tarnowitz.
157. Kolker Bruno, Kaufmann, Breslau, Nicolaistadtgraben 19.
158. Kolley Jos., Lehrer, Wirrwitz.
159. Kopfstein, Dr. Rabbiner, Beuthen O.-Schl.
160. Körber, Oberlehrer Dr., Breslau, Palmstrasse 10.
161. Körber, Dr. med., Rankau.
162. von Korn H., Stadtältester, Breslau, Schweidnitzerstrasse.
163. Koschwitz, stud. phil., Breslau, Matthiasstrasse 18.
164. Kossmann, Landgerichtsrat, Liegnitz.
165. Kraft Udo, cand. hist., Giessen, Westanlage 10.
166. Kranz Richard, Lehrer, Liebau i. Schl.
167. Krause G., Lehrer, Seidenberg, Oberlausitz.
168. Krauss Hermann, pr. Apotheker, Dresden, Elisenstrasse 71.

169. Kretschmer Hugo, Schriftsteller, Breslau, Neudorfstrasse 44.
170. Krohns, Dr., Direktor des Pädagogiums, Katscher O.-Schl.
171. Kroll W., Privatdocent Dr., Breslau, Klosterstrasse 1.
172. Kügler Richard, Kaplan, Görlitz.
173. Kühn, Rechtsanwalt, Jauer.
174. Kühnau, Dr. Gymnasial-Oberlehrer, Patschkau.
175. Küster E., Prokurist, Breslau, Ring 33.
176. Kutschera, Lehrer, Kattowitz.
177. Kynast, Dr. Oberlehrer, Breslau, Matthiasplatz 11.
178. Landwirtschaftlicher Centralverein für Schlesien, Breslau.
179. Lange Max, Rentier, Herischdorf bei Warmbrunn i. Schl.
180. Lange, Seminarlehrer, Habelschwerdt.
181. Langer, Revisor, Warmbrnnn.
182. Laska Bruno, Pfarrer, Jarischau bei Ujest O.-Schl.
183. Latacz, Mittelschullehrer, Kattowitz.
184. Lessmann, Heinrich, Dr. phil., Breslau, Altbüsserstrasse 29.
185. Lewald, Frau Fabrikbesitzer, Breslau, Schuhbrücke 37.
186. Lichter A., Lehrer, Gr.-Friedrichsfelde b. Leutmannsdorf, Kr. Schweidnitz.
187. Liebich, Privatdocent Dr., Breslau, Ohlauufer 19.
188. Liedl R., Fabrikbesitzer, Warmbrunn.
189. Liedl, Postassistent, Warmbrunn.
190. Lillge J., stud. phil., Breslau, Grosse Feldstrasse 15, c.
191. Linke A., Dr. phil., Dresden, Bergstrasse 5.
192. Linner, Cameraldirektor, Jauernig.
193. Lissel, Amtsrichter, Semmelwitz bei Jauer.
194. Lodahl, Oberlehrer, Beuthen O.-Schles.
195. Łopaciński Hieron., Gymnasiallehrer, Lublin (Polen), Krakowskie Pzedmieście, dom. Zinkiewicza.
196. Lotzin, Oberlehrer Dr., Breslau, Vorwerkstrasse 11.
197. Loewy A., Dr., Bunzlau.
198. Löwenfeld Dr., Rechtsanw. u. Notar, Berlin, Moabit, Ratheuowerstr. 106.
199. Lucius Rob., stud. phil., Breslau, Heinrichstrasse 10.
200. Lukaschik, Fabrikbesitzer, Tarnowitz.
201. Lutsch, Königl. Land-Bauinspektor, Breslau, Neue Matthiasstrasse 9.
202. Maas, Universitäts-Professor Dr., Marburg i. H.
203. Machule Friedr., stud. phil., Breslau, Schiesswerderstrasse 2.
204. Magistrat der Königl. Haupt- und Residenzstadt Breslau.
205. Magistrat Kattowitz.
206. Magistrat Oppeln.
207. Magistrat Ratibor.
208. Magistrat Schweidnitz.
209. Malende, Dr. Königl. Seminardirektor, Rosenberg O.-Schl.
210. Marx, Lehrer, Kattowitz.
211. Marmetschke, Pfarrer, Camöse bei Maltsch.
212. Märtin P., Buchdruckereibes. (Firma Maretzke & Märtin) Trebnitz i. Schl.
213. Maskus, Dr. Königl. Kreisschulinspektor, Cosel i. Schl.
214. May, Dr. Oberlehrer, Neisse.
215. Maydorn, Dr. phil., Direktor der höheren Töchterschule, Thorn.
216. Mayn, Dr. Cand. d. h. L., Aschersleben.

217. Meier Albert, Gymnasiallehrer, Gleiwitz.
218. Mende Curt, stud. jur., Breslau, Lothringerstrasse 3.
219. Menzel Willy, Tarnowitz, Georgstrasse 14.
220. Mertins, Dr. Oberlehrer, Breslau, Am Oberschl. Bahnhof 31.
221. Meyer Arnold, stud. phil., Breslau.
222. Meyer, Fräulein Gertrud, Lehrerin, Grünberg.
223. Michalski J., cand. phil., Giecz, Kreis Schroda.
224. Mittelhaus, stud. phil., Breslau, Albrechtstrasse 12.
225. Mogk Eugen, Dr. Univers.-Prof., Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 1.
226. Monsterberg Sylvius v., Dr. Oberlehrer, Breslau, Friedr.-Wilhelmstr. 26.
227. Morgenstern Em., Buchhändler, Breslau, Garvestrasse 18.
228. Moser, Pastor, Dietersdorf bei Rossla a. Harz.
229. Mücke, Vicar, Beuthen O.-Schl.
230. Müller Aloys, cand. theol., Breslau, Schuhbrücke 43.
231. Münzer, Lehrer, Kattowitz.
232. Mysliewiec Karl, Kaplan, Oppeln.
233. Napieralski, Redakteur, Beuthen O.-Schl.
234. Nehring W., Dr. Geh. Rat Univers.-Prof., Breslau, Sternstrasse 22.
235. Neugebauer, Pfarrer, Dittersbach, Kreis Sagan.
236. Nikel, Dr. theol., Oberlehrer am Matthiasgymnasium, Breslau, Schuhbrücke 37.
237. Nisle, Dr. Seminarvorsteher, Breslau, Lessingstrasse 12.
238. Nitsche, Dr. Sanitätsrat, Breslau, Kaiser Wilhelmstrasse 40.
239. Nobel Max, Kantor, Landeck i. Schl.
240. Nonnast, Pfarrer, Wölfelsdorf bei Habelschwerdt.
241. Norden E., Dr. Universitäts-Professor, Greifswald.
242. Nowack Alph., Kaplan, Sohrau.
243. Ochmann Pet., Lehrer, Burowietz, Kreis Kattowitz.
244. Oelsner, Dr. Prof., Frankfurt a. M., Arndtstrasse 49.
245. Olbrich C., Dr. Cand. d. h. Lehramts, Breslau, Neue Sandstrasse 7.
246. Olbrich, Lehrer, Kattowitz.
247. v. Parczewski, Rechtsanwalt, Skalmierzyce (pr. Adr. Frau Seidel).
248. Partsch Carl, Dr. Universitäts-Professor, Breslau, Tauentzienstr. 11.
249. Partsch J., Dr. Universitäts-Professor, Breslau, Sternstrasse 22.
250. Paschke P., Dr. phil., Kaplan, Liegnitz.
251. Pater J., Rektor, Leschnitz.
252. Paterok, stud. theol., Breslau, Martinistrasse 14.
253. Paul Erich, stud. jur., Breslau.
254. Pavel, Rechtsanwalt, Breslau, Kupferschmiedestrasse 17.
255. Peiper, Dr. Professor, Greifswald.
256. Pelz Emil, Lehrer, Steine bei Wüstendorf, Kreis Breslau.
257. Petsch R., cand. phil., Berlin, Chausseestrasse 11.
258. Petschke R., stud. phil., Breslau, Neudorfstrasse 36.
259. Pfeiffer Otto, Dr., Steinau a. O.
260. Philomathischer Verein, Goldberg.
261. Pietsch P., Dr. Universitäts-Professor, Berlin W. 30, Motzstrasse 12.
262. Pietsch, Lehrer, Gleiwitz, Nieder-Wallstrasse 19 b.
263. Pilchowski, Kaufmann, Nicolai O.-Schl.
264. Pohl Max, Lehrer, Hundsfeld.

265. Pohludka, Oberlehrer, Hruschau. Oest.-Schlesien.
266. Poleck, Dr. Geh. Reg.-Rat Univers.-Prof., Breslau, Schuhbrücke 38/39.
267. Ponfick, Dr. Geh. Rat Univers.-Prof., Breslau, Novastrasse 3.
268. Porsch, Dr. Rechtsanwalt, Breslau, Garvestrasse 22.
269. Proskauer O., stud. jur., Breslau, Schuhbrücke 27.
270. Przywara Michael, Kaplan, Pschow O.-Schl.
271. Pulst, Gerichts-Assessor, Beuthen O.-Schl.
272. Quehl, Bürgermeister, Neumarkt i. Schl.
273. Raek, Candidat, Tarnowitz.
274. Regell, Dr. Oberlehrer, Hirschberg.
275. Reichelt Victor, Dr., Zülz.
276. von Reinhardstöttner C., Dr. Professor, München, Steinheilstrasse 13.
277. von Rentz Frh., Redakteur, Breslau, Bahnhofstrasse 10.
278. Richter Bruno, Kunsthändler, Breslau, Schweidnitzerstrasse 8.
279. Riedel H., Volksschullehrer, Beuthen O.-Schl., Klosterplatz 2.
280. Riesengebirgsverein, Hauptvorstand, Hirschberg (z. H. Hrn. C. Schwahn).
281. — Ortsgruppe Berlin (z. H. Hrn. Adolf Masur) W., Lützowstrasse.
282. — Ortsgruppe Breslau, (z. H. Hrn. Dr. Handloss) Hintermarkt 1.
283. — Ortsgruppe Bunzlau, (z. H. Hrn. Seminarlehrer Weitz) Feldstr. 7.
284. — Ortsgruppe Glogau (z. H. Hrn. Vorsitzenden Eichner).
285. — Ortsgruppe Görlitz (z. H. Hrn. Prof. Dr. v. d. Velde).
286. — Ortsgruppe Leipzig, (z. H. Hrn. Dr. med. Meissner) Rossstrasse 12.
287. — Ortsgruppe Liebau (z. H. Hrn. Bürgermeister Springer).
288. — Ortsgruppe Michelsdorf—Hermsdorf (städt.) (z. H. Hrn. Schatzmeister Beier).
289. — Ortsgruppe Petersdorf (z. H. Hrn. Dr. Lepére).
290. — Ortsgruppe Sagan (z. H. Hrn. Herm. Kirsch).
291. — Ortsgruppe Schönau a. Katzb. (z. H. Hrn. Amtsrichter Kleinwächter).
292. — Ortsgruppe Stettin, (z. H. Hrn. Oberlehrer Ulich) Bismarckstr. 17.
293. — Ortsgruppe Striegau (z. H. Hrn. Oberlehrer Dr. Baumert).
294. — Ortsgruppe Warmbrunn (z. H. Hrn. Juwelier Bergmann).
295. — Ortsgruppe Wohlau (z. H. Hrn. Schriftführer Kettner).
296. Ritzmann, Apothekenbesitzer, Kostenblut i. Schl.
297. v. d. Ropp Frh., Universitäts-Professor, Marburg i. H.
298. Rose Josef, cand. theol., Breslau, Kreuzstrasse 11.
299. Rosenthal Bruno, Schuhfabrikant, Breslau, Schmiedebrücke 57.
300. Rösler, Frau Marie, Breslau, Villa Rösler, Sandvorstadt.
301. Rosteck, Dr. med., Ratibor.
302. Rothkirch und Trach R., Graf, Panthenau bei Arnsdorf.
303. Rüdiger, Mittelschullehrer, Kattowitz.
304. Rüffler, Stud. phil., Breslau, Schmiedebrücke 37.
305. Ruppert W., Fabrikbesitzer, Herischdorf bei Warmbrunn.
306. Sachs Leop., Stadtrat, Glogau.
307. Schaffgotsch'sche Bibliothek Reichsgräfl., (Bibl. Dr. Nentwig), Warmbrunn.
308. Scharnweber, Dr. Professor, Breslau, Carlstrasse 29.
309. Scherman Luc., Dr. Privatdocent, München, Leopoldstrasse 41.
310. Schilder, Dr. med. Sever., Wien X, Franz Josef-Spital.
311. Schitting, Amtsrichter, Zabrze.
312. Schlott, Frl. Helene, Breslau, Kronprinzenstrasse 13.

313. Schmidt, Dr. Universitäts-Professor, Breslau, Lehmdamm 18.
314. Schmidt Max, Dr. Professor, Greifswald.
315. Schmidt, Oberlehrer, Benthen O.-Schl.
316. Schneider J., Dr. Oberlehrer, Oppeln.
317. Schneider, Kantor, Kostenblut i. Schl.
318. Schnürer Gustav, Dr. Universitäts-Professor, Freiburg i. d. Schweiz.
319. Scholz, Dr. Professor, Hirschberg.
320. Scholz J., Königl. Seminarlehrer, Ziegenhals O.-Schl.
321. Scholz Oscar, Rentier, Herzogswaldau bei Jauer.
322. Scholz, Lehrer, Kattowitz.
323. Schönaich, Dr. Oberlehrer, Jauer i. Schl.
324. Schott, Vicar, Tarnowitz.
325. Schreiber C., Pfarrer, Eckersdorf bei Sagan.
326. Schroeder Edward, Universitäts-Professor, Marburg i. H.
327. Schroller, Dr. Seminardirektor, Oppeln.
328. Schulte, Professor Dr. Königl. Gymnasialdirektor, Beuthen O.-Schl.
329. Schultze, Dr. Bürgermeister, Greifswald.
330. Schultze Alfr., Dr. Universitäts-Professor, Breslau, Höfchenstrasse 70.
331. Schultze, Frl. Elise, Breslau, Ring 24.
332. Schulz Herm., Rektor, Breslau, Hirschstrasse 23.
333. Schwantag C., stud. phil., Breslau, Lehmdamm 60.
334. Schwarz, Dr. Reichsgerichtsrat a. D., Leipzig, Inselstrasse 7.
335. Schwerdt, stud. jur., Breslau, Margaretenstrasse 26.
336. Seeger H., Dr., Kustos am Museum schlesischer Altertümer, Breslau, Classenstrasse 4.
337. Seidel Heinrich, Dr. Oberlehrer, Sagau.
338. Seifert, Dr. Oberlehrer, Stettin, Kronprinzenstrasse 5.
339. Semrau, Dr. Privatdocent, Breslau, Augustastrasse 68.
340. Semrau, Cand. d. höh. Lehramts, Breslau, Tauentzienstrasse 37a, III.
341. Siebs Th., Dr. Universitäts-Professor, Greifswald.
342. Siegert, Tierarzt, Tarnowitz.
343. Silberstein J., Rentier, Breslau, Gartenstrasse 31.
344. Skowroński, Dr. phil., Rossoszyce, Kreis Ostrowo.
345. Skowronski Leopold, Rossoszyce.
346. Skowronski, Pfarrer, Schimischow, Kreis Gross-Strehlitz.
347. Skowronski Alb., Buchhalter, Posen, Kopernikusstrasse 3.
348. Skutsch, Dr. Universitäts-Professor, Breslau, Elsasserstrasse 13.
349. Sobczyk, Dr. Schuldirigent, Beuthen O.-Schl.
350. Soltmann, Dr. Prof. Medizinalrat, Leipzig, Goethestrasse 9.
351. Sommerbrodt, Dr. Geh. Regierungsrat, Breslau, Klosterstrasse 12.
352. Speck Herm., stud. phil., Breslau, Matthiasplatz 9.
353. Stanjek Joh., Dr. Redakteur, Glogau.
354. Stäsche, Dr. Gymnasiallehrer, Grätz, Prov. Posen.
355. Stern, Frl. Ida, Katscher O.-Schl.
356. Stern Jer., Rentier, Breslau, Ring 50.
357. Stier Georg, cand. theol., Liegnitz, Nicolaistrasse 14.
358. Stimm, Königl. Bauinspektor, Tarnowitz.
359. Stimm, Hôtelier, Warmbrunn.
360. Stoeckel, Major a. D., Breslau, Zimmerstrasse 21.

361. Streim, Frau Rat, Schweidnitz, Villa Pape.
362. Sturm L., ord. Lehrer, Goldberg i. Schl.
363. Süssbach, Dr. Sanitätsrat, Liegnitz.
364. Swowoda Fritz, Lehrer, Plaswitz pr. Seicherwitz, Kreis Striegau.
365. Tippel, Chefredakteur, Schweidnitz.
366. Töpler, Lehrer, Ober-Waldenburg.
367. Toeplitz Fritz, cand. med., Breslau, Teichstrasse 2, II.
368. Troche, Dr. med., Warmbrunn.
369. Troska Ferd., Dr. phil., Leobschütz.
370. Tschierschky, Stadtrat, Görlitz.
371. Tunk P., stud. phil., Breslau, Bismarckstrasse 28.
372. Türk Gustav, Dr., Breslau, Messergasse 39.
373. Unger, Rechnungsrat, Hirschberg.
374. Unitas, kath. Studentenverein, Breslau, Hot. König v. Ungarn, Bischofstr.
375. Universitätsbibliothek, Königl., Bonn.
376. Universitätsbibliothek, Königl., Tübingen.
377. Universitäts- und Landesbibliothek, Kaiserl., Strassburg i. Els.
378. Unterlauff, Kaplan, Ottmachau bei Grottkau.
379. Vogel, Buchhändler, Warmbrunn i. Schl.
380. Vogt Friedr., Dr. Universitäts-Professor, Breslau, Matthiasplatz 1.
381. Vogt O., Hauptlehrer, Wüstegiersdorf.
382. Volkmer, Dr. Seminardirektor, Habelschwerdt.
383. Volz B., Dr. Prof. Direktor, Breslau, Weinstrasse 40—46.
384. Wagner A., Dr. Oberlehrer, Breslau, Ohlau-Ufer 34.
385. Wagner, Frau Dr., Breslau, Ohlau-Ufer 34.
386. Wahner Josef, Dr., Candidat des höheren Lehramts, Glatz.
387. von Wallenberg-Pachaly Gotth., Consul, Breslau, Rossmarkt.
388. Wannieck Friedr., Fabrikbesitzer, Brünn, Dörnrössel 21.
389. Wannieck Osc. Frd., stud. techn., Brünn, Dörnrössel 21.
390. Warnatsch, Dr. Oberlehrer, Beuthen O.-Schl.
391. Wawrczyk Berth., Lehrer, Breslau, Kreuzstrasse 1.
392. Weinhold K., Dr. Univ.-Prof., Geh. Rat, Berlin W., Hohenzollernstr. 10.
393. Weinhold, Fräulein L., Reichenbach i. Schl.
394. Wellmann, Amtsrichter, Tarnowitz.
395. Wendriner R., Dr., Breslau, Carlstrasse 4/5.
396. Wendt H., Dr., Custos an d. Stadtbibliothek, Breslau, Neudorfstr. 49.
397. Wiedemann, Dr. phil. Direktor, Breslau, Nicolaistadtgraben 20.
398. Wiese Friedr., Superintendent, Conradswaldau bei Saaran.
399. Wiesenthal Bernhard, Lehrer, Breslau, Gräbschenerstrasse 75 a.
400. Wilde, Dr. med., Stabsarzt, Peterswaldau.
401. Wilpert, Dr. Gymnasiallehrer, Oppeln.
402. Winkler E., Prokurist, Hettstedt.
403. Wislicenus Max, Breslau, Kunstgewerbeschule.
404. Wissenschaftlicher Verein, Striegau.
405. Woas, Königl. Baurat, Brieg.
406. Wojciech, Kaplan, Kreuzburg.
407. Wolf Alfr., Amtsgerichtsrat, Bunzlau.
408. Wossidlo R., Oberlehrer, Waren in Mecklenburg.
409. Wotke J., wissenschaftlicher Hülfslehrer, Neisse.

410. Woywod, Buchhändler, Breslau, Klosterstrasse 3.
411. Wuttke, Dr., Archivar, Breslau, Ohlau-Ufer 42.
412. Zacher, Universitäts-Professor, Breslau, Vorderbleiche 10.
413. Zeisberg, stud. math., Breslau, Gertrudenstrasse 20.
414. Zimmermann W., Consul, Berlin, Kurfürstenstrasse 50.
415. Zwirzina, Pfarrer, Lohnau, Kreis Cosel O.-Schl.

Nachtrag.

416. Anders, Photograph, Hermsdorf u. K.
417. Baer, Dr. med., Hirschberg i. Schl.
418. v. Carnap, Frau, Warmbrunn.
419. Centralvorstand d. Geb.-Ver. der Grafsch. Glatz (z. H. Hrn. Dr. Kittmann).
420. Einert Hur., Hôtelier, Hermsdorf u. K.
421. Grundmann, Lieutenant, Hermsdorf u. K.
422. Kiesewalter Dr., Oberstabsarzt, Breslau, Feldstrasse 11 E.
423. Klose Paul, Gutspächter, Hermsdorf u. K.
424. Lange, Fabrikbesitzer, Hermsdorf u. K.
425. Mühlenbach, Prof. Dr., Jauer i. Schl.
426. Müller, Frau Valeska, Warmbrunn.
427. Schultze, Senior, Breslau, An der Elisabethkirche 1—2.
428. Seidel, Oberlehrer Dr., Boppard a. Rh.
429. Siebelt, Hauptkassenrendant, Hermsdorf u. K.
430. Steuer, Lehrer, Bielau, Kr. Neisse.

B. Nach Wohnorten geordnet.

(Die eingeklammerte Zahl rechts vom Namen bezeichnet die Zahl der dortigen Mitglieder.)

Arnsdorf i. Riesengebirge (1)
107.
Aschersleben (1)
216.
Askov bei Vejen, Dänemark (1)
51.
Berlin (6)
198. 257. 261. 281. 392. 414.
Bernstadt i. Schl. (1)
46.
Beuthen O.-Schl. (14)
38. 56. 61. 119. 159. 194. 229. 233. 271. 279. 315. 328. 349. 390.
Bielau, Kr. Neisse (1)
430.
Bonn (1)
375.
Boppard a. Rh. (1)
428.
Bralin, Kreis Gross-Wartenberg (1)
66.
Breslau (136)
2. 3. 7. 9. 13. 15. 17. 18. 23. 25. 28. 29. 33. 37. 45. 55. 58. 60. 63. 64. 67. 74. 75. 81. 85. 87. 88. 89. 90. 94. 95. 97. 101. 103. 105. 106. 109. 114. 117. 122. 127. 129. 132. 136. 137. 142. 144. 149. 152. 153. 155. 157. 160. 162. 163. 169. 171. 175. 177. 178. 184. 185. 187. 190. 196. 199. 201. 203. 204. 218. 220. 221. 224. 226. 227. 230. 234. 236. 237. 238. 245. 248. 249. 252. 253. 254. 258. 266. 267. 268. 269. 277. 278. 282. 298. 299. 300. 304. 308. 312. 313. 330. 331. 332. 333. 335. 336. 339. 340. 343. 348. 351. 352. 356. 360. 367. 371. 372. 374. 380.

383. 384. 385. 387. 391. 395. 396. 397. 399. 403. 410. 411. 412. 413. 422. 427.
Brieg (2)
143. 405.
Brünn (2)
388. 389.
Bunzlau (3)
197. 283. 407.
Burowietz, Kreis Kattowitz (1)
243.
Camöse bei Maltsch (1)
211.
Charlottenburg (1)
92.
Conradswaldau bei Saarau (1)
398.
Cosel i. Schl. (1)
213.
Cöthen i. Anhalt (1)
93.
Danzig (1)
1.
Darmstadt (1)
77.
Delmenhorst bei Bremen (1)
52.
Dietersdorf bei Rossla a. H. (1)
228.
Dittersbach, Kreis Sagan (1)
235.
Dresden (3)
8. 168. 191.
Eckersdorf bei Sagan (1)
325.
Frankfurt a. M. (1)
244.
Freiburg i. d. Schweiz (1)
318.
Friedeberg a. Queis (1)
125.
Giecz, Kreis Schroda (1)
223.
Giessen (1)
165.
Glatz (4)
69. 138. 386. 419.
Gleiwitz (2)
217. 262.
Glogau (3)
284. 306. 353.
Goldberg i. Schl. (2)
260. 362.
Görlitz (3)
172. 285. 370.
Grätz, Posen (1)
354.
Greifswald (10)
5. 26. 32. 65. 110. 241. 255. 314. 329. 341.
Gross-Friedrichsfelde bei Leutmannsdorf (1)
186.
Gr.-Pluschnitz bei Gr.-Kottulin (1)
72.
Gross-Strehlitz (1)
70.
Gross-Wartenberg (1)
59.
Grünberg (1)
222.
Habelschwerdt (7)
10. 115. 116. 124. 131. 180. 382.
Hain i. Riesengeb. (1)
140.
Hamburg (3)
71. 79. 86.
Heinrichswalde, Kr. Frankenstein (1)
112.
Herischdorf bei Warmbrunn i. Schl. (2)
179. 305.
Hermsdorf u. K. im Riesengeb. (8)
148. 416. 420. 421. 423. 424. 429.
Herzogswaldau bei Jauer (1)
321.
Herzogswaldau bei Sagan (1)
41.
Hettstedt (1)
402.
Hirschberg i. Schl. (7)
57. 123. 274. 280. 319. 373. 417.
Hirschfeldau, Kreis Sagan (1)
126.
Hruschau, Oest.-Schlesien (1)
265.
Hundsfeld (1)
264.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz in Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Band III.

(Januar 1898 bis Dezember 1899.)

Heft V—VI der ganzen Reihe.

Breslau.

Selbstverlag der Gesellschaft.

1899.

Inhalt.

Aufsätze.

Mitteilungen.

Besprechungen.

Schlesische Gesellschaft für Volkskunde

Breslau.

I. Nachtrag

zu dem vollständigen Mitgliederverzeichnis (1897).

(Nach dem Stande am 1. März 1898.)

Der Übersichtlichkeit halber sind die im Hauptverzeichnis unter Nr. 416—430 nachträglich aufgenommenen Mitglieder hier unter alphabetischer Einreihung wiederholt, so dass die Zählung mit 416 beginnt.

416. Anders, Photograph, Hermsdorf u. K.
417. André Paul, Thiergarten bei Naumburg a. Queis.
418. Askevold Ingolf, Bonn, Josefstrasse 4.
419. Baer, Dr. med., Hirschberg i. Schl.
420. Bedürftig, Landmesser, Aschersleben.
421. Becker, Hauptmann, Sprottau.
422. Beyer sen., Hôtelier, Salzbrunn i. Schl., Hôtel zur Sonne.
423. Beyer, Hôtelier, Warmbrunn.
424. Bergmann, Oberlehrer, Leobschütz.
425. Bianchi, Oberlehrer, Warmbrunn.
426. Böhm Johann, Herausgeber der Zeitschrift „Das Riesengebirge in Wort und Bild", Budweis, Ottokargasse 8.
427. de Boor, Frau Professor, Breslau, Vorderbleiche 8.
428. Brie, Frl. M., Breslau, Museumstrasse 9.
429. v. Carnap, Frau, Warmbrunn.
430. Christ August, Hausbesitzer, Hundsfeld b. Breslau.
431. Collenberg, Dr. Sanitätsrat, Reichsgräfl. Schaffgottsch'er Kameraldirektor, Hermsdorf u. K.
432. v. Dewitz, Oberregierungsrat, Breslau, Schweidnitzer Stadtgraben 24.
433. Dobroschke, Referendar, Reichenstein i. Schl.
434. Dobschall, Frl. Gertrud, Lehrerin, Breslau, Vorwerkstrasse 44.
435. Drzazdzyński, Oberlehrer, Leobschütz.
436. Einert Hnr., Hôtelier, Brückenberg.
437. Eulengebirgsverein, Ortsgruppe Reichenbach i. Schl. (z. H. Hrn. Kreisschulinspektor Thamm).
438. Feige A., Lehrer, Glogau.

439. Gaertner, Prof. Dr., Breslau, Mohhauptstrasse 16.
440. Glatzer Gebirgsverein, Section Breslau, (z. H. Hrn. Rechtsanwalt Pavel) Knpferschmiedestrasse 14.
441. — Section Gleiwitz (z. H. Hrn. Dr. C. Deventer).
442. — Section Landeck (z. H. Hrn. Amtsgerichtsrat Seibt).
443. — Section Bad Langenau (z. H. Hrn. Kriesten).
444. — Section Reinerz.
445. Golz, Dr. phil., Leipzig, Czermaksgarten 7.
446. Gorges, Oberlehrer Dr., Cöthen, Anhalt, Langestrasse 49.
447. Görlich Aloys, Lehrer, Liebau i. Schl.
448. Grnndmann, Lieutenant, Hermsdorf u. K.
449. Gntmann, Schulleiter, Liebau i. Schl.
450. Hahnel, Regens und Oberlehrer, Glatz.
451. Heinsch, Oberlehrer Dr., Leobschütz.
452. Herrmann Albr., Gymnasiallehrer, Glatz.
453. Hoppe, Dr. med., Liebau i. Schl.
454. Hoppe, Lehrer, Lieban i. Schl.
455. Hüsing, Dr. phil., Berlin W., Genthinerstrasse 26.
456. Jahn, Dr. med., Warmbrunn i. Schl.
457. Kammer, Schulrat, Breslan, Augustastrasse 49.
458. v. Karwowski, Prof., Leobschütz.
459. Kiesewalter, Dr. Oberstabsarzt, Breslau, Feldstrasse 11 E.
460. Klose Paul, Gutspächter, Hermsdorf u. K.
461. Knappe, Oberlehrer, Kattowitz.
462. König C., Buchhändler, Glatz.
463. Kronke, Oberlehrer, Glatz.
464. Kühn, Lehrer, Liebau i. Schl.
465. Kupka, Seminarlehrer, Zülz, Kr. Oppeln.
466. Kurzidim, Oberlehrer, Leobschütz.
467. Lachmund A., Steuersekretär, Glatz.
468. Lange, Fabrikbesitzer, Hermsdorf u. K.
469. Latzel, Lehrer, Liebau i. Schl.
470. Lanterbach, stud. phil., Breslau, Martinistrasse 4.
471. Lehmann, Prof. Dr., Leobschütz.
472. Lehnert, Pfarrer, Weigelsdorf, Post Kunzendorf, Kr. Münsterberg.
473. Leipelt M., Buchhändler, Warmbrunn.
474. Linke, Hauptlehrer, Heidau, Post Mittel-Neuland bei Neisse.
475. Linke Hermann, Rentier, Warmbrunn.
476. Magistrat Gleiwitz.
477. Maiwald, Sekretär, Warmbrunn.
478. Maliske, Caplan, Lähn.
479. Maske G., Verlagsbuchhändler, Oppeln.
480. Maychrzak, Dr. Gymnasiallehrer, Patschkau.
481. Meier, Dr. John, Privatdocent, Halle a. S.
482. Mende, Apothekenbesitzer, Glatz.
483. Menne Karl, Dr., Breslau, Neue Sandstrasse 13.
484. Metzner Karl, Lehrer, Herischdorf, Kr. Hirschberg.
485. Milisch, gew. Rittergntsbesitzer, Kleinburg bei Breslau, Kürassierstr.
486. Moch, Oberlehrer, Leobschütz.

487. Moecke, Oberlehrer, Leobschütz.
488. Moldenhawer, Frau Rentier, Warmbrunn.
489. Mühlenbach, Prof. Dr., Jauer i. Schl.
490. Müller, Frau Valeska, Warmbrunn.
491. Münzer, Gymnasiallehrer, Patschkau.
492. Neuling, Frau, Breslau, Neue Schweidnitzerstrasse 11.
493. Partisch H., wissensch. Hilfslehrer, Glatz.
494. Patschovsky, Hauptlehrer, Dittersbach b. Liebau i. Schl.
495. Peters, Ignaz, Gymnasial-Professor a. D., Leitmeritz.
496. Philomathie Glatz (z. H. Hrn. Prof. Prohasel).
497. Philomathie Oppeln (z. H. Hrn. Oberlehrer Jung).
498. Prohasel, Prof., Glatz.
499. Reiche, Rechtsanwalt, Sprottau.
500. Reichstein, Lehrer, Warmbrunn.
501. Reissig Carl, Rentier, Warmbrunn.
502. Reuter, Oberst z. D., Herischdorf bei Warmbrunn.
503. Richter, cand. phil., Breslau, Neudorfstrasse 24 a.
504. Rauschel, Lehrer, Schoppinitz, O.-Schl.
505. Sanuig, Rektor, Breslau, Schützenstrasse 5.
506. Schmidt, Gymnasiallehrer, Kattowitz.
507. Schneck, Oberlehrer Dr., Breslau, Moltkestrasse 14.
508. Schulte Anton, cand. iur., Glatz.
509. Schultze, Senior, Breslau, An der Elisabethkirche 1—2.
510. Schulz H., Dr. phil., Brieg.
511. Seidel, Oberlehrer Dr., Boppard a. Rh.
512. Siebelt, Hauptkassenrendant, Hermsdorf u. K.
513. Sieniawski, Prof., Glatz.
514. Simon Rob., Prof., Glatz.
515. Steuer, Lehrer, Bielau, Kr. Neisse.
516. Szenic, Prof. Dr., Glatz.
517. Thienel, Erzpriester, Licentiat, Warmbrunn.
518. Treeger, Rechtsanwalt, Sprottau.
519. Universitätsbibliothek Marburg i. H.
520. Vieweger, Kataster-Landmesser, Glatz.
521. Waldenburger Gebirgsverein, (z. H. Hrn. Wiehe), Waldenburg.
522. Walter, Oberlehrer, Patschkau.
523. Waschow, Kreisschulinspector, Tarnowitz i. Schl.
524. Weidner, Pfarrer, Herzogswaldau b. Sagan.
525. Welzel Adolf, Uhrmacher, Wartha.
526. Wentzel Julius, Kaufmann und Fabrikbesitzer, Hundsfeld b. Breslau.
527. Willner, Cand. d. h. Lehramts, Breslau, Sternstrasse 1/3.
528. Zdralek, Dr. Oberlehrer, Leobschütz.
529. Zobtener Gebirgsverein, (z. H. Hrn. Bürgermeister Faulhaber) Zobten b. Breslau.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz in Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1898. **Breslau.** Heft V. № 1.

Die Walen oder Venediger im Riesengebirge.

Von Hauptmann a. D. **Cogho.**

Bergbau nnd alles, was mit ihm zusammenhängt, erschien von altersher dem Volksglauben vom Dämmerlichte geheimnissvollen Zanbers nmflossen; es darf daher nicht wunder nehmen, wenn so ungewisse, schwer zu deutende Gestalten, wie dies neueren Untersnchungen zufolge die sog. Walen oder Venediger[1]) sind, die Volksphantasie von jeher mächtig erregten, und sogar noch gegenwärtig, in abseits liegenden Gebirgsgegenden, beschäftigen.

Schon 1881 wnrde von berufenster Seite[2]) darauf hingewiesen, dass neben Italienern, die die mineralischen Schätze unserer Gebirge mehr oder weniger methodisch auszubeuten verstanden, allerlei fahrendes Volk, Landschädiger und Vagabunden, unter dem Namen: Venediger oder Walen, unsere Gebirge (und zwar die sämmtlichen deutschen Mittelgebirge) aufsuchten. Aber als Resultat der wohl erschöpfendsten, fachmännisch-wissenschaftlichen Forschnngen[3]) auf beregtem Gebiet treten uns Vermutungen entgegen, die es als möglich, bezw. als wahrscheinlich erscheinen lassen, dass sich hinter dem Namen der Walen oder Venediger vorgeschichtliche bergbautreibende Völker verbergen.

Die älteste Nachricht, welche wir über die Venediger besitzen, enthält Joseph v. Sperges „Tyrolische Bergwerks-Geschichte“ (Wien 1765). Es heisst daselbst, S. 71: „Zu derselben Zeit“ (d. i. um das Jahr 1352) „ging der Ruf in Tyrol, dass es im Lande Bergmännchen gebe, die mit den Menschen Umgang hätten, mit ihnen ässen, tränken, spielten“ u. s. w. Der Chronist beruft sich auf das Zeugniss des Bischofs Matthens zu Brixen nnd vieler anderer glaubwürdiger Personen. (Gens gnara in cavernis montium habitavit. Cum hominibns vescebantur, ludebant, bibebant, choreas ducebant[4]).)

[1]) D. i. „Wälsche“, mittelhochdeutsch: „Walhe“ „Walhen“ und „Walen“.

[2]) Prof. Dr. Peiper: „Wanderungen im Riesen- und Isergebirge bis zum Ende des 17. Jahrhunderts“. (Vgl. „Wanderer i. R.“ vom 5. Nov. 1881. S. 7.)

[3]) „Der Seifenbergbau im Erzgebirge nnd die Walensagen. Von Dr. H. Schurtz. Bd. V. Heft 3 der Forschnngen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Heransgegeben von Dr. A. Kirchhoff. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart. 1890“.

[4]) Nach einer gütigen Mitteilung des Oberlehrers Dr. Paul Regell. Vgl. hierzu Dr. Schurtz „Seifenbergbau“ S. 139, wonach die Sagen von Venedigern, Bergmännlein und Zwergen nicht selten in einander übergehen.

Es sei gestattet, an dieser Stelle zwei Walensagen aus dem Riesengebirge einzuschalten, deren Alter vermutlich ebenfalls ein sehr hohes ist; wenigstens spricht hierfür das mythologische Element, welches sie enthalten.

„Vor hundert Jahren gehörte das Haus Nr. 107 in Agnetendorf i. R.[1]) einem Manne namens Sommer, bei welchem sich alljährlich, stets um dieselbe Zeit, ein schwarz und unheimlich aussehender, fast wie ein Geistlicher gekleideter Fremdling einstellte und Nachtquartier verlangte. Der Fremde gab sich für einen „Wälschen aus Italien“ aus und suchte den p. Sommer zu bereden, ihn zu begleiten, er wolle ihm mancherlei Schätze im Riesengebirge weisen. Allein Sommer fürchtete sich vor ihm und ging nicht mit. Das eine Jahr blieb der Wälsche aus, anstatt seiner aber erhob sich, wie Sommer beim Futtermachen gewahrte, das von einem Winde emporgewirbelte Heu in Form einer menschlichen Gestalt. Da schleuderte Sommer sein langes scharfes Messer in den Wirbel, worauf die Gestalt, zugleich aber auch das Messer verschwinden. Drei Tage später tritt der Wälsche, der jedoch etwas hinkt, wieder in Sommers Haus und redet ihm gütlich zu, er habe ihn ja nun schon öfters besucht, Sommer möge doch nun auch einmal mit in seine, des Wälschen, Heimat kommen, um zu sehen, wo und wie er wohne und wie alles bei ihm eingerichtet sei. Da erwidert Sommer: „Ja, ich will mit Dir gehen, aber sehr weit gehen kann ich nicht, ich bin schon zu alt“. Hierauf breitet der Wälsche seinen Mantel aus, auf welchem die Beiden Platz nehmen. Der Mantel trägt sie alsbald durch die Lüfte bis zu einer grossen, wunderschönen Stadt, zu einem prächtigen, sechsstöckigen Hause, dem Hause des Wälschen. In fürstlich eingerichteten Räumen wird hier dem Sommer ein leckeres Mal vorgesetzt und er erblickt voller Verwunderung neben seinem Teller das Messer, das er in den Heuwirbel geschleudert hatte. Auf Sommer's Ausruf: „Wie kommt mein Messer hierher?“ erwidert der Wälsche in freundlich-ernstem Tone: „Ich habe Dir Gutes erweisen und Dir die Schätze in deinem Gebirge zeigen wollen; anstatt mir zu folgen, hast Du dein Messer nach mir geworfen und mich am Beine verletzt. Das thue künftig nicht wieder“. Trotz seines gütigen Wesens flösste der Wälsche aber dem Sommer Furcht ein, so dass dieser dringend nach Agnetendorf heimverlangte. Da breitete der Wälsche abermals seinen Mantel aus, sie flogen durch die Lüfte bis zum Sommer'schen Häuschen zurück, von wo der gefürchtete Fremdling mit den Abschiedsworten: „Wenn Du etwas finden willst im Gebirge, so denke an mich und rufe mich“, auf seinem Zaubermantel davonflog. Auf die Dauer würde Sommer den verlockenden Versuchungen wohl kaum widerstanden haben, hätten die Ermahnungen seiner Frau, er möge, statt mit solchen unheimlichen Wälschen sich einzulassen, lieber seine be-

[1]) Das Haus gehört gegenwärtig einem gewissen August Schultz, welchem ich die Mitteilung der offenbar in einer weit früheren Zeit entstandenen Sage verdanke.

scheidene Wirtschaft ordentlich, wie bisher, weiter betreiben, nicht zuletzt doch die Oberhand behalten".

Auch in anderen Gegenden Deutschlands begegnen wir dieser selben Walensage (vgl. Mannhardt: Baumkultus der Germanen S. 132 Anm., und Schurtz: Seifenbergbau S. 138).

Die Walen erscheinen in dieser und ähnlichen Sagen als edelmütige, übermenschliche Wesen, die sogar Böses mit Gutem vergelten und hierdurch Ähnlichkeit mit wohlthätigen Göttern gewinnen.

Hierher gehört auch die folgende, ebenfalls aus dem Riesengebirge stammende Sage[1]):

Der Böttcherlehrling beim Urlebrunn.

Ein Böttcherlehrling schnitt in der Nähe des Urlebrunns Reifen. Da hörte er über sich ein starkes Rauschen. Er sah in die Höhe und gewahrte, wie in der Luft sieben, mit langen grauen Mänteln gekleidete Männer daher geflogen kamen, die sich ins Rabenthal herabsenkten und beim Urlebrunn niederliessen. Der Lehrling war über diese Erscheinung nicht wenig erschrocken und versteckte sich aus Furcht im Gebüsch, beobachtete aber von hier aus die Männer genau. Dieselben suchten alsbald im Rabenthale Steinchen zusammen und trugen sie dann zum Urlebrunn, um sie sauber abzuwaschen. Einer der Männer kam beim Suchen in die Nähe des Lehrlings und entdeckte diesen. Der Bursche, welcher vor Furcht am ganzen Leibe zitterte, wurde aus seinem Versteck hervorgeholt, aber die Männer thaten ihm nichts zu Leide, sondern sie fragen ihn nur, ob er mit ihnen nach Welschland reisen wolle. Als der Lehrling die Frage verneinte, gaben ihm die Männer einige von den grauen Steinchen, worauf sie auf dieselbe Weise verschwanden, wie sie gekommen waren. Kaum hatte sich der geängstigte Bursche von seinem Schreck erholt, da gedachte er, die Steine wegzuwerfen, weil sie ihm wertlos erschienen. Er behielt sie aber doch und nahm sie mit nachhause, woselbst sich herausstellte, dass die Steine nach Entfernung der unansehnlichen äusseren Schale pures Gold enthielten. Er freute sich über seinen Reichtum und dachte bei sich, man soll doch nicht immer nur nach dem äusseren Schein urteilen, denn unter einer unscheinbaren Schale kann auch ein edler Kern verborgen liegen.

Dergleichen Vorstellungen einer gewissen „Gottähnlichkeit" mussten, den Wandlungen des Zeitgeistes gemäss, schon frühzeitig der „Teufels-Idee" weichen; und noch im Jahre 1764 berichtet ein Schriftsteller, der sich eingehend mit den Walen beschäftigt hat[2]), u. a. Folgendes:

„Weil sie" (die Walen) „aber auch die Kunst gekonnt, das Erz zu verthun oder zu verzaubern, auch wohl gar ein Teufelchen dahin gesetzt, der die Örter bewachen und die Leute, so Erz suchen wollen, verscheuchen und abhalten sollen; so ist offenbar,

---

[1]) Aus Hauptlehrer Patschovsky's „Die Sagen des Kreises Landeshut". Verlag von J. Heilig. 1893.

[2]) „Nachricht von Wahlen". Von C. G. Lehmann. Frankfurt und Leipzig 1764. S. 144.

dass sie Teufelskünste dabei gebraucht. Sie haben auch Charactere gebraucht, dadurch die Schätze unter der Erde zu erfahren, die ich nicht hersetzen will, damit sie nicht gemissbraucht werden. Es müssen also die besten Brüder nicht gewesen sein".

Die Vermutung, mit welcher Dr. Schurtz seine wohl bis jetzt unerreicht dastehenden Untersuchungen über die Walen abschliesst[1]): dass nämlich hinter dem Namen der Walen sich vorgeschichtliche bergbautreibende Völker verbergen dürften, hat ihn nicht abgehalten, eine überaus fesselnde Auslese solcher Nachrichten zu geben, die nur unter der Voraussetzung von Wert sind, dass die Bezeichnung: Walen oder Venediger auch Leuten zukommt, die noch bis in neuere Zeiten hinein, von irgend welchen wälschen Heimatländern kommend, die deutschen Mittelgebirge nach Gold und andern Metallen und nach Edelgesteinen durchforschten.

Am reichhaltigsten — auch in Bezug auf unsere Schlesischen Gebirge — sprudeln dergleichen Nachrichten aus einer freilich höchst unlauteren Quelle, den sog.: „Walenbücheln".

„Die Walenbücher bestehen sämtlich aus einzelnen, zusammengetragenen Notizen über Goldvorkommnisse in den deutschen Mittelgebirgen, — — Notizen phantastischer Metallsucher, die durch allerlei irrtümliche Voraussetzungen, Unvollkommenheit der mineralogischen Kenntnisse und die trügerischen Aussagen der Wünschelrute verleitet wurden, in tauben Gesteinen geheimnissvolle Schätze zu vermuten — — sie sind offenbar meist in gutem Glauben geschrieben — — und die Walenfahrten entsprechen vollständig den ernsthafttollen Bemühungen der Alchimisten"[2]).

„Die mir bekannten Walenbücher sind in deutscher Sprache abgefasst — — es scheint, als ob den Walenberichten die Notizbücher einiger „„Venetianer"" zu Grunde lägen. Das ist auch die ursprüngliche Volksauffassung"[3]).

Die Walenbücher enthalten auch zahlreiche Nachrichten über Örtlichkeiten, wo ausser dem Golde auch andere begehrenswerte Metalle und Mineralien (z. B. Kobalt), Perlen und zahlreiche Arten von Edelsteinen sich finden lassen.

Die Meinung, dass die Walenbücher „offenbar in gutem Glauben geschrieben" worden sind, und dass „kaum anzunehmen ist, sie seien etwa bestimmt, über die wahren Absichten der Verfasser zu täuschen" (S. 137), dürfte indessen wohl nur zutreffend sein, soweit es sich um Abschriften der Walenbücher handelt, wie solche von leichtgläubigen, unwissenden Leuten in anscheinend nicht unerheblicher Zahl angefertigt worden sind.

Es finden sich überhaupt nur noch Abschriften vor, das einzige, im Original auf uns überkommene Walenbüchel scheint das in der Breslauer Stadtbibliothek befindliche, auf Pergament geschriebene Walenbüchel des Antonius v. Medici (genannt: „Der Wale von Florenz") zu sein. Die Andeutungen, die mag. George Körner[4]) über den Ursprung dieser Original-Schriften giebt, scheinen bisher die Beachtung, die sie wohl verdienen,

[1]) „Seifenbergbau" S. 165.
[2]) „Seifenbergbau" S. 124 und 137.
[3]) A. a. O. S. 124 und 126.
[4]) „Alterthum des böhmischen Bergwerks" v. Mag. George Körner. Schneeberg 1758. S. 455. Anm. c.

nicht gefunden zu haben. Körner bemerkt in einer Betrachtung über die „Wahl- oder Wallbücher“: „Die Herren Buchführer haben auch mit gutem Abgang diese Leichtgläubigkeit und Gold-Begierde sich zu Nutzen gemacht, indem sie die aufrichtig entdeckte Probier- und Scheide-Kunst derer Venetianer — — und dergleichen Schriften mehr in die Welt fliegen lassen. Man rechnet ein Manuscript: Probier- und Schmelzbüchlein von dem Wälschen Waradein 1648, ingleichen ein Manuscript: Johannes Wahle, eines Venetianers, und andere alte Nachrichtungen, wo hin und wieder im Römischen Reiche Gold- und Silber-Erze, Goldkörner“ (u. s. w.) „zu finden, unter die rarsten Schriften dieser Art, die ofte wie die Clavicula Salomonis theuer genug bezahlt werden“.

Dass mag. Körner die Verfasser der Walenbücher richtig beurteilt hat, dafür spricht wohl auch eine innere Wahrscheinlichkeit; denn es ist schwer zu glauben, dass die glücklichen Entdecker jener angeblichen Schätze ihre Kenntniss davon nicht lieber für sich behalten haben würden.

Die sämmtlichen Walenbücher, die teils vollständig, teils im Auszuge oder als Bruchstücke zu meiner Kenntniss gelangten (worunter sechs handschriftliche, vollständige Exemplare) enthalten gleichsam nur beiläufig Angaben, die für die Walen-Frage wertvoll erscheinen; am wertvollsten wohl die Mitteilung in dem Wahlenbüchel des Venedigers (?) Johannes Wahle[1]), dass „in dem Hirschberger Gebürge ein gar nachsetziges Volk gegen die Wälschen sei, die selbst als Bettler nicht wohl durchkommen, weil ihre Sprache sie verräth“. In keinem anderen Walenbüchel ist m. W. ein so ausdrücklicher Hinweis auf das „Wälschtum“ der Goldsucher zu finden[2]).

Dass in den Gebirgen Schlesiens an nicht wenigen Stellen vor Zeiten lohnender Goldbergbau im Betriebe gewesen; dass selbst geringe Goldfunde damals (vor der Entdeckung der kalifornischen Goldfelder) einen ungleich höheren Wert, als in der Gegenwart, gehabt haben, darüber liegen — auch wenn übertriebene Nachrichten mancher Chronisten auf ein entsprechendes Mass zurückgeführt werden — hinreichend beglaubigte Nachrichten in genügender Anzahl vor[3]). Und ebensowenig ist daran zu zweifeln, dass thatsächlich „Wälsche“, und zwar Italiener, in fachmännisch-methodischer Weise die deutschen Gebirge nach Gold und anderen wertvollen Mineralien durchforschten; das hellste Licht hierüber geben zwei, wohl nur scheinbar einander widersprechende Mitteilungen, beide von

---

[1]) Dieses Walenbüchel — ein Geschenk des Dr. Fliegel in Hirschberg — befindet sich in den Sammlungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.

[2]) Den Walenbüchern soll damit keineswegs aller Wert abgesprochen werden, derselbe liegt aber m. E. auf einem anderen Gebiet; vgl. u. a. „Wanderer i. R.“ 1893 S. 117 u. f., woselbst in einer Walenfahrt wohl die älteste Schilderung einer Riesengebirgs-Wanderung erblickt wird, u. s. w. Vgl. auch: „Venediger Schatzgräber in Böhmen“. Comotovia, Jahrgang 1875.

[3]) Z. B. hat nach Steinbecks Geschichte des Schlesischen Bergbau's (Breslau 1857) gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Brutto-Einnahme des ganzen Goldberger Goldgrubenbergbau's jährlich 131,700 Dukaten betragen. Schwenkfeld's Catalog. Fossil. Sil. p. 367 enthält die Nachricht: „Am 5. Aug. 1590 wurde im Hackelsberger Bergwerk ein Stück Gold 3½ Pfd. schwer, und am 20. Mai 1591 ein 9 Pfd. schweres Stück Gold gefunden, welches nach Wien in die Sammlung Kaiser Rudolph II. geschickt wurde“. U. dergl. m. — Vgl. auch: „Geschichte der Schwarzenthaler Goldgruben im Riesengebirge“ von Czerweny, in Nr. 3, Jahrg. 18 der Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

durchaus glaubwürdigen Fachmännern herrührend: dem Mineralogen und Metallurgen Agricola († 1560) und dem Bergbeamten Lazarus Erker († 1598)[1]. Sicherlich ist bei der Frage, was alles die „Wälschen" in den Deutschen Bergen suchten, auch zu beachten, in welcher hohen Blüte damals die venetianische Glas- und die Florentiner Mosaik-Industrie gestanden haben.

Wenn wir den älteren Geschichtsschreibern Schlesiens (z. B. Naso, Lucae[2]), Schickfus, Volkmann) Glauben schenken dürfen, so erscheint es nicht zweifelhaft, dass auch das Riesengebirge von nicht wenigen goldsuchenden Italienern besucht worden ist; das wird auch von Kaspar Schwenkfeldt („Hirschberg. Warmen Bades Beschreibung 1607") bestätigt: „Der Riesenberg ist weit und fern beschrieben, auch von den Italis gerühmet, zum theyl wegen der Metallen, so daselbst zu finden" u. s. w. — Die in den Walenbüchern nicht selten wiederkehrende Bemerkung, dass das „Hirschbergische Gebürge" alle anderen Gebirge an Reichthümern an Gold und Edelsteinen übertreffe, spiegelt sicherlich eine damals sehr verbreitete Ansicht wieder, durch welche auch die Italischen Goldsucher und Bergleute angelockt worden sein dürften. Es sind uns in der Tat ja auch sehr zahlreiche, mehr oder weniger italienisch-klingende Namen solcher Goldsucher überliefert; leider erscheint es aber unmöglich, aus

[1]) Es wird sich verlohnen, beide wertvolle Angaben, fast unverkürzt, hier wiederzugeben; und zwar nach Dr. Schurtz „Seifenbergbau" S. 122 und 130. Agricola (de re metallica Cap. VIII, S. 267) berichtet: „Die Italiener, die sich in die deutschen Gebirge begeben, um Gold zu suchen, waschen den mit Goldflitterchen und Granaten gemischten Sand der Flüsse in einem länglichen flachen Troge, der auf einer Seite offen ist. Diesen Trog tauchen sie in der Weise in den Fluss, dass das Wasser nur leise einströmt. Den hineingeworfenen Sand rühren sie mit einem abgerundeten Holzstück um. Damit aber keine Goldflitter und Granaten mit dem leichten Sande zugleich hinausfliessen, schliessen sie das offene Ende des Troges mit einer abgerundeten Leiste ab, die aber niedriger ist, als die Seitenwände des Troges. Die Goldflitter aber und die Granaten, die sich mit etwas schwerem Sande im Troge zu Boden gesetzt haben, waschen sie im Flusse, sammeln sie dann in Schläuche und tragen sie davon". (Agricola, der erste Geschichtsschreiber des sächsischen Bergbau's zeigt uns hier also die Wälschen in voller Thätigkeit mit Anwendung des bekannten „Sichertrögels".)

L. Erker dagegen beleuchtet eine andere Beschäftigung der „Ausländer und Landfahrer". Er schreibt um 1598: „Darnach ist auch eine gemeine red bey uns in Teutschen Landen, von allerley art körnern, so in Gebirgen und Bächen gefunden und weggetragen werden — — aus welchen man Golt solle machen. Für meine Person aber halt ich von solchem gar nichts, denn ich derselben körner auff mancherley weg im Fewer und sonst versucht habe, aber niemals kein Golt darin finden können. So viel hab ich aber von glaubwürdigen Personen, die gründlich berichtet worden, dass solche Körner kein Golt bey sich haben, ward auch keins daraus gemacht, sondern durch sie die Landfahrer in Italiam und andere örter umb einen Lohn hingetragen, als zu einem Zusatz, daraus schöne Farben und Schmeltzglass gemacht werden. Welche Farben oder Schmeltzglass man bei ihnen so hoch achte und so tewer verkanffe, als wann es Golt were".

[2]) F. Lucae, Schles. Denkw. 1689. 2. Bd. S. 2138: „Als Anno 1572 sich etliche aberglaubische Bergleute zusammen rottirten und am Flietzberge in dem Riesengrund einen Schatz suchten und anfingen, den Berggeist auff's schröcklichste zu beschwören, stellte sich der gebannte Hüter des Schatzes ein, aber unter gewaltigen Donner und Blitzen mit vermischter Kälte, dass diese Teufelsbanner in grosser Angst und Schrecken kaum entrinnen konnten. Dergleichen Proben haben auch offtermals etliche Italiener erfahren müssen". Vgl. auch Zeller: „Hirschbergische Merkwürdigkeiten", wonach die Schätze der „Abendburg" mit Hilfe „eines alten, guten Italieners aus Venedig" gefunden wurden.

dieser Schaar die wirklichen, echten Italiener herauszufinden. Antonius v. Medici, der Wale von Florenz, welcher um das Jahre 1430 das Riesengebirge besuchte, ist m. W. die einzige urkundlich beglaubigte Persönlichkeit, deren italienische Herkunft nicht anzuzweifeln ist. Die Namen der bergverständigen Kommissare, die auf Anordnung Kaiser Karl IV. und Kaiser Rudolph II., auch Wallenstein's, den Schätzen des Riesengebirges nachspürten, und welche ebenfalls Italiener gewesen sein sollen, dürften sich zwar noch ermitteln lassen; doch gehört dies wohl nicht in unser Thema [1]).

Die Zusammenstellung der Namen, mit Hilfe welcher „der Volksglauben" zu erläutern versucht hat, was man unter der Bezeichnung: „Walen oder Venediger" zu verstehen habe, giebt ein höchst kaleidoscopisches Bild; schon allein in Dr. Schurtz's Seifenbergbau begegnen uns folgende Benennungen: „Italiener, Wallonen, Franzosen, Spanier, daneben die romanischen Völkchen der Alpen: Valleuses, Churwalen. Ferner: Meyländer, Modenenser, Brabanter und Flandrer. Auch Walheim bei Mecheln in den Niederlanden wird als Heimat der Walen angeführt. „Wallonen und Ungarn, so hier Krumbholtzmänner genennet werden", „wälsche Terminierer und Reffträger", „Savoyarden, Zigeuner, Juden, Hausirer, Mausefallenhändler, wallende Brüder, Landfahrer, fahrende Scholasten" — dies alles zieht unter der Flagge der „Venediger" an unseren Blicken vorüber! Wenn vollends die Vermutung, dass hinter dem Namen der Walen oder Venediger prähistorische Völker sich verbergen, zulässig erscheint — und es sind irgend welche Zweifel hiergegen bisher wohl nur in Bezug auf gewisse Details ausgesprochen worden — dann wirkt das auf die Gegenwart überkommene Gesamtbild der „Walen oder Venediger" auf uns ein wie eine Art „Fata morgana": Es spiegelt uns, wenn auch zum Teil vielleicht in grotesker Verzerrung, Geschehnisse wieder, an deren Wirklichkeit und Tatsächlichkeit wir glauben müssen, auch wenn wir bis jetzt nicht mit genügender Sicherheit die Ursache dieser Spiegelung zu ergründen im Stande sind.

Sprichwörter und Redensarten.

Mitgeteilt von **Max Heinzel.**

Ich schmeiss' dich uf, wie 'ne Biehmgeige.

Der Eene macht's Bette, der And're lägt sich nein.

Zieh' a Hund ni beim Schwanze, da wird a dich ni beissen.

Die Kartoffel spricht:

Steckst du mich im April,
Da kumm' ich, wenn ich will,
Steckst du mich im Mai,
Da kumm' ich glei.

Wuch' und Sunntig gleiche Kloaft,
Do is ma hübsch zusoamm'geroafft.

Ee'n Teifel hot's —
Is 's ni ei Schweinz, do is 's ei Glootz.

Beim Woascha, Puttern und Backa,
Do hoan de Weiber a Teifel eim Nacka.

Du ale Saugeege, ich woar schun lange Grussknecht, wie du no ni uf der Welt woarst.

Se sitzt do, wie 'ne Flochtsammel.

---

[1]) Vgl. Sternberg, Geschichte des böhmischen Bergwerks. I. 2. S. 80 und Matthiolus, Kommentar zum Dioscorides. 1565. S. 985.

Ich hau' dich, dass de ei keenen Soarch poasst.

Wenn ma ruht und leit,
Do ruht der ganze Leib,
Wenn ma ruht und sitzt,
Do is 's besser, ma litt's.

Wunder woas Neues und selda woas Gutt's.

Wenn's ni scheffelt, do löffelt's.

Schäuda sol ma's ni und loba koan ma's ni.

Guden Taag, Jungefroo! Sein se ni die ale Riemer'n?

Reisen wär' 'ne Lust,
Wenn's nischt kust't.

A stoand do, wie 'ne berante Goans.

Wenn 'm Moanne 's Weib stirbt, is a a Noarr.

War hie unden viel dertroan,
Wird's durt uben schiene hoan.

Beim Backtroge is no kee Mensch verhungert.

Stuss' mich ni; ich bien der Braut's Bruder.

Schulzatöchter und Müllerküh',
Wenn se geroathen, do is 's gutt Vieh.

Der Schafer und der Schinder,
Doas sein Geschwisterkinder.

Der Moaler reib' die Foarben,
Der Pauer bind' die Goarben.

's hot immer no Tumme; 's fliegen olle Joahr a poar Nastvel aus.

Verberg' a Noarrn glei hinger der Thür, a steckt die Uhren doch avür.

Hippoheh! hippoheh!
's hot no hübsche Madla meh.

Wu's 'ne Goans und Weiber hat,
Find't ooch a Geschwoader statt.

Hinger guldnen Woorten leit a eisern Herze.

Burg' der 'n Thoaler, do weesst de, woas a werth is.

Ma hiert de Mühle kloappern, aber ma sitt kee Mahl.

Geduld, Vernunft und Sauerkraut — doas sein drei schiene Dinge.

Macht ock ni Fingerhandschken; macht, woas recht is.

's sein no viele Häuser, wu de Giebel ei de Hüh' gieh'n.

Mädeln, die pfeifen,
Und Hühnern, die kräh'n,
Dan'n sol ma bei Zeiten
Die Hälse ümdräh'n.

Ee Liesel zwee Kliessel.

Glauben macht sälig,
Backen macht mählig.

Se is su fein, se is su rund,
Wie Schulza Pauer'sch Pudelhund.

Doas sein tumme Pfare, die ui frassen, wenn ma se a de Krippe bind't.

Murgarau und aler Weiber-Tanz tanern ni lange.

A hot anue Rispel eim Kuppe.

's is drei Viertel über „guck nei!"

's ging schun, wenn Kieselsteene Geld wär'n.

Der schneid't sich ei sei Rindfleesch.

A hot Stubafoarbe.

A hot a schlippriges Maul, wie de Stoadtjungen.

Ma vermauloafft die Zeit.

Und wenn ich murne Wasser saufa sol, ich thu's.

Der sitt aus, wie a küpperner Ufatupp.

Der hot a Geuicke, wie a pulscher Uchse.

Wenn ma ei der Jugend sachte gieht, kimmt ma uf's Aalder 'ne Meile.

A is a unglücklicher Schweinskupp.

Dar gieht's gutt, dar starba de Kinder.

Mei Moan und iche
Hoan keene Ziche —
Mei Moan zieht's Hemde aus
Und macht 'ne Ziche draus.

Der sitzt do, wie a gepfruppter Offe.

's hot o Gude drunder, wie beim Pflaumamoane.

Gott schuf Adam, Schimmel und Pfärde.

Tånopp'l und Élendla.

Ein Kindermärchen, mitgeteilt von **A. Eichner.**

Is wŏrn amôl zwee Kinderla, a Jungla und a Madla; dös Jungla hiess Tånoppl (Tannapfel), und das Madla hiess Elendla (Helenchen?). Und wie se 7 Jåhre wŏrn, do ging'n se amol ei a Pûsch, Beer'n sŭch'n. Do kåm'n se å 'n gruss'n Teich, ŏn dem sein'm Rande wuchs'n de schienst'n Beer'n. Ei dăm Teiche åber wohnte de Wosserlisse, und wie se nu eim best'n Fluck'n wår'n, do zog se de Wasserlisse nei ei a Teich. Der Wosserlisse ihr Månn wår a Menschenfresser, fer den wullde de Wosserlisse de Kinderla schlacht'n. Wie se sich nu åber de Kinderla åsåg (ansah) — de Elendla wår a schmuckes Madla — do derbormt se's, und se liess do Kinderla lab'n. Die Elendla musst' er ei der Kiche koch'n half'n, und der Tånoppl mussde de Taller ŏbwöschen und de Kanickel fittern. Wŏsde de Elendla ågrief, dös hotte Årt und Geschicke; de Wosserlisse wår mitt er siehr zufrieden und de Elendla durft' er sugår beim Zeebern (Zaubern) half'n. Der Tånoppl åber wår a eegelganzer Wildfang; de Kanickel liess a holb verhungern, und wås a under de Hände kriegte, dås zerschlug a. Su gutt's de Elendla hotte, a su biese hotte er'sch desderwegen. De Elendla holf'm, wo se wussde und kunnde, åber is wurde halt mitt'm nich besser. „Elendla", såte de Lisse, „wenn's nich gråde dei Bruder wär, dô hätt' ich 'n schund längst geschlacht't". Der Menschenfresser wår de mêrschte Zeit underwegs. Wie de Kinderla beinôhnde a Jåhr bei der Wosserlisse wŏrn, dô sulld' a wieder amôl heem kumm'n und do verlangt' a Menschenfleesch. Do sich nu de Wasserlisse går zu siehr mit dăm Tånoppl rimärgern musste, do wullde se'n nu mäst'n und ihrem Monne viersetz'n. De Elendla wusste dås, und do kåm se aus 'm Flenn'n nich meh 'raus. Der Tånoppl åber labte weiter ei a Tåg nei, fief (pfiff) und wår lustig und guder Dinge. Wie a nu åber immerfurt dos Elendla flenn'n såg (sah), do froit' (fragte) a se amol: „Elendla, så (sag) mer'sch doch, wös flennst de denn immerzu?" — „Och, ich konn der'sch går nich sån", såte Elendla, „wenn de dås wisstest, wös ich weess, do werd'st nich su lustig sein". Nu wurde der Tånoppl neuschierig, und do battelt' a a su lange, bis 's 'm dos Elendla såte: „Uff a Suntig kimmt dĕr Menschenfresser heem, und do wersch de geschlacht't". — „Ŏch ollerliebstes Elendla", jammerte nu der Tånoppl, „verluss mich nich ei meiner Nût, kumm miete, doss mer vu hie furtkumm'n!" De Elendla hotte Angst, wenn se miet furtliefe, doss se do ooch geschlacht't werde, åber endlich liess se sich bereden, und nu hielda se Rôt (Rat), wie se's mach'n silld'n. Wie's Suntig wår, do ging de Wosserlisse ei de Kerche,

und do såt se zum Elendla: „Elendla, nu mach mer a rechtes grusses Feuer ei a Ufen, wenn ich wiederkumme, wĕrd der Tånoppl geschlacht't“. Elendla machte oll's, wie's er de Lisse geheess'n hodde. Wie se åber ei der Kerche wår, do sucht'n sich de Kinderla a Zauberståb vu der Wosserlisse, und dann macht'n se sich uff a Weg. Wie se schund a gruss Sticke furt wŏr'n, do meente uff eemol Elendla: „Och Tånoppl, wŏs werd mer Angst!“ und wie se sich imdreht'n, do såg'n (sahen) se, wie der Menschenfresser ei sei'nn Siebenmeilen-Stiefln ågesockt kåm. Schnell verwandelte se Elendla mit der Wosserlisse ihrem Zauberståbe ei 'n Hånpntta-Strauch (Hagebutte). De Elendla wår dåron 'ne Ruse, und der Tånoppl wår bei der Ruse der Durn. Wie nu der Menschenfresser zu'n kåm, do dncht' a sich wull ant (etwa), doss's de Kinderla sein kinnd'n, nnd a wullde de Ruse mietenahm'n. Wie a se åber obflucken wnllde, do ståch a sich å dam Durn gårårtlich ei a Finger, und do rannt' a weiter. Wie a nn heem kåm, do verzählt' a, doss a de Kinderla nich gefund'n hätte, doss a blûss su äne eelitzige Ruse gesahn, und doss a sich å dam Durn a su ei a Finger gestoch'n hätte. „Dås ies niemand andersch nich als der nischnitzige (nichtsnutze) Tånoppl gewest“, meente de Wosserlisse, „na wort ock! ich wer euch schund kriegen“. Und nu ging se selber. „Och Tånoppl“, såte nff emol wieder Elendla, „wŏs werd mer Angst!“ und wie se sich nn imsåg'n (umsahen), do såg'n sie de Wosserlisse salber kumm'n, und då se gråde å em Teiche wor'n, do verwandelt' se Elendla ei a Pår Enten, die schwommen lustig uff dem Wosser 'rim. De Wosserlisse wusste ganz gutt, war de Enten wor'n, åber, då se ihren Zauberståb nich hotte, do knnnt' se'n nischde nich åhån (anhaben). Wahrnddam ducht' se drå, wie doch dos Elendla immer fleissig gewest wär' und ihr a Will'n gemacht hätte, und do thåt's er leed, doss dos Elendla sullde ooch geschlacht't wer'n, und do såt' se: „Tånoppl, du Nischdegutt's du bist's nich wert, åber der Elendla zu Liebe will ich euch furt lôn (lassen), und ich will euch sugår noch wos schenk'n, wenn er amol ei Nut knmmt“, und do schmiess se drei Nisse hin. Wie se furt wår, do nåhm sich Tånoppl eene Nûss, und Elendla behielt sich de beeden andern. Su gingen se uff heemte zu. Do se nu schund lange nischt meh gegess'n hott'n, do hingerte se siehr. Do setzt'n se sich uff an grussen Steen, dar naber der Stråsse låg, und flennt'n. Zum Glicke fiel Tånoppl seine Nûss ei, a biess se ûf, und do purzelte a grussa Heffa Geld 'raus. Nu freita sich de Kinderla wieder. Elendla sullde uff dem gruss'n Steene sitz'n blei'n nnd wort'n, unn Tånoppl sullde ei de Stådt giehn, und sullde Assen hull'n und schiene Kleeder, denn de ala wor'n vu dam viela Rimwetza (Herumlaufen) schund zu gorschtig gewur'n. Tånoppl ging nnd åss sich såt und keefte sich a schinnst'n Röck, und wie a su nåch em recht schiu'n Kleede fer'sch Elendla suchte, do hielt'n 'n de Leute ei der Stådt fer'n Prinz. Do wurd' a ieberåll fein uffgenumm'n, und do macht' a de Bekanntschoft vu eener schin'n reich'n Jumpfer, und do vergåss a sei Elendla, und de reiche Jumpfer wurde seine Brant, und do macht'n sa 'ne grusse Huxt und fuhr'n ei Bomwågen (Pomp-Wagen, jene grossen schwerfälligen Staatwagen der Bauern) durch de Stådt. Unterdess'n såss dos Elendla uff dăm gruss'n Steene ŏn der Stråsse und horrte und horrte, åber der Tånoppl kåm halt nich. Do biess se eene vu ihr'n Nissen ûf. Do kåm a weissis Täuberle raus. Su siehr se Hunger hotte, schlacht't se's doch nich, se

setzte sich dos Täuberle uff de Hand und ging nu ooch der Stådt zu, und nuderwegs jommerte se immer: „Täuberle, Täuberle, vergiss mich nich, wie mich Tånoppl vergåss, als ich nff dåm breeta Steene såss!“ Su kåm se ei de Stådt nei, do såg se de Gåss'n vuller Vulk, und do hierte se, doss ĕne grusse Huxt wäre, und doss der Braitigam mitt der Braut gleich vorbeikumm'n wirde. Do blieb se ooch stiehn und wullde da schin'n reich'n Brait'gam sahn, und doderbeine jommert se immerfurt: „Tänberle, Täuberle, vergiss mich nich, wie mich Tånoppl vergåss, als ich nff dam breeta Steene såss!“ Wahrenddam kåm de Huxt, und wie se sich da Braitigam nähnder åsåg, då wår'sch niemand andersch nich als der Tånoppl. Do jommerte se wieder: „Täuberle, Täuberle, vergiss mich nich, wie mich Tånoppl vergåss, als ich uff dam breeta Steene såss!“ Dos hierte der Tånoppl. Wie dar sei Elendla derkannte, do riehrt's 'm sei Herze, a liess seine reiche Jumpfer eim Stiche, sprong raus aus dam Wåg'n, fiel dam Elendla im a Hols und flennte und båt: „Och allerliebstes Elendla, bies (sei) ock nich biese, doss ich dich vergass'n hå! Nu sôll olles wieder gutt sein, nu gieh ich nich meh vun dir, denn du bist meine eenzige ollerliebste Braut!“ Ei ihrer Freede biess Elendla ei de dritte Nůss. Die sprong uff, und raus kåm a wunderschienes Brautkleed, dos vu Guld und Silber ock a su finkelte. Do kunnda de Gäste ei ihra Karreta balde do blei'n und miet'm Tånoppl und 'm Elendla de Huxt feiern. A su wurd'n Tånoppl und Elendla a glicklichis Pårla, und wenn se nich gesturb'n sein, do laba se heute noch.

Vorstehendes Märchen wurde mir Ende der 50er Jahre von meiner Kindorfrau öfter erzählt; auch später noch hörte ich es den Kindern häufig vortragen. In den Märchenbüchern, die ich als Knabe später las, habe ich eifrig danach gesucht, es aber nicht gefunden. Mit Hilfe meiner Geschwister habe ich mir den Text wieder ergänzt, und wenn ich auch für das einzelne Wort nicht einstehen kann, so denke ich, ihn doch ziemlich genau getroffen zu haben.

Literatur.

Aus dem Fichtelgebirg. Sagen und Sitten. Von Gustav Schmidt. I. Band. Mythologisches. Hof, Verlag von Rud. Lion. (1897).

Der Verfasser setzt sich zum Ziel, die Sagen und Sitten des Fichtelgebirges zu sammeln und zu behandeln; er benutzt dabei schon vorhandene, das ganze Gebiet oder Teile desselben berührende Druckwerke und daneben auch eigene Aufzeichnungen aus dem Volksmunde; der vorliegende erste Band behandelt die „Mythen“, d. h. die Sagen, die teils auf Vorstellungen der niederen Mythologie zurückgehen, teils vom Verfasser darauf zurückgeführt werden. Der Verfasser erklärt sich selbst für einen Laien und äussert dies wiederholt in anerkennenswerter Offenheit. Im Vorworte bittet er um Nachsicht dafür, dass er hie und da solche Gebiete betreten habe, „von denen er, offen gesagt, nicht viel verstehe“; S. 18 finden wir die naive Äusserung: „Hie und da bot sich auch Gelegenheit, Kenntnisse, die aus meiner seligen Gymnasialzeit übrig geblieben sind, zu verwerten“; S. 17 erfährt man, dass die mythologischen Kenntnisse des Verfassers grösstenteils aus dem Werke „Unsere Vorzeit von Wägner“ stammen; „viel allerdings habe ich mir selbst zurechtlegen müssen und gerade darin bestand ja meine Hauptaufgabe“. Gerade darin lag sie nicht; es ist leider der Grundirrtum des Verfassers, dass er glaubt, ein System der „Mythologie“ entwerfen und die „Mythen“ erklären zu müssen, dass er trotz aller bescheidenen Versicherungen von der Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse sich verpflichtet hält, mit seinen eigenen Meinungen überall hervorzutreten, dass er den Stoff nicht wiedergibt, wie er ihn im Volksmunde vernahm oder in Druckwerken fand, sondern die Mitteilungen in einen Wust von Erklärungen bedenklichster Art einschachtelt, und dem Tatsächlichen, was er

beibringt, noch einen Teil seines Wertes dadurch raubt, dass er als sein Princip S. 21 hinstellt: „Was ich aus dem Volksmunde hörte, musste ich erst in geniessbare und verständliche Form bringen". — Die Volkskunde ist eine Wissenschaft, die zum Einsammeln des Stoffes der Laienbeihilfe in reichstem Maasse bedarf, die solche Hilfe gerne willkommen heisst, und um des guten Zweckes willen auch bereit sein kann, manches überflüssige oder untaugliche Beiwerk, das sich etwa um derartige Stoffbeiträge rankt, mit nachsichtigen Augen zu betrachten und stillschweigend zu beseitigen. Hier aber hat das untaugliche Beiwerk den Kern fast erdrückt; die mythologischen Erklärungen enthalten ein par Wahrheiten, viel mehr Halbwahrheiten, und meist direct Falsches, wie es nach den der Wahrheit entsprechenden Eingeständnissen des Verfassers über seine Vorkenntnisse und Quellen nicht anders zu erwarten steht. Es ist eine unerfreuliche Aufgabe des Recensenten, das Buch in seiner Anlage und wesentlichen Ausführung für ganz verfehlt erklären zu müssen; diese Aufgabe aber wird zur Pflicht einem Werke gegenüber, das für die wirkliche Pflege der Volkskunde auf dem behandelten Gebiete nur verwirrend und nachteilig sein kann, und einem Anfänger gegenüber, der offenbar Lust und Liebe zum Sammeln hat und weitere Teile seines Werkes in Aussicht stellt. Hoffentlich sind diese noch vor einer ähnlichen Behandlung zu retten; bescheidet sich der Verfasser, das, was er selbst gehört und beobachtet hat, mitzuteilen, ohne es „erst in geniessbare und verständliche Form zu bringen", und ohne seine Hauptaufgabe in weitschweifiger Behandlung von Fragen zu erblicken, deren Lösung er nicht gewachsen ist, so wird er eine Arbeit leisten, die auf dankbare Anerkennung rechnen kann und die Sünden dieses Erstlingsversuches ausgleicht. O. J.

Anzeigen.

Am 24. Januar werden es 100 Jahre, dass **Karl von Holtei** das Licht der Welt erblickte. Zur Feier dieses Ereignisses wird unsere Gesellschaft an Stelle der am Freitag den 14. d. Mts. fälligen Sitzung am Sonntag den 23. d. Mts., Abends 7 Uhr, im Saale des „Schlesischen Hofes" („Hôtel de Silesie", Bischofstrasse) eine **Festversammlung** mit folgendem Programm veranstalten. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Koch über Holteis Leben und Werke. Gemeinsames Abendessen. Aufführung des Schwankes „33 Minuten in Grünberg"; Recitation und Gesang Holtei'scher Gedichte und Lieder, unter Mitwirkung der Herren Professoren Körber und Kühn. — Gäste (auch Damen) sind willkommen. Die Teilnahme bitten wir möglichst bald im Bankgeschäft Albert Holz, Ring 18, anzumelden, woselbst auch die zugleich zur Bezahlung des Abendessens gültigen Eintrittskarten zum Preise von 2,50 Mk. ausgehändigt werden. Hoffentlich werden auch unsere auswärtigen Mitglieder bei dieser Feier recht zahlreich vertreten sein.

Rechnungslegung und Vorstandswahl werden in der Februar-Sitzung erfolgen.

Die **Schlesische Gesellschaft für Volkskunde** bezweckt das Interesse und das Verständnis für die Volkskunde überhaupt zu beleben und zu pflegen, vor allem aber will sie die volkstümlichen Überlieferungen Schlesiens (Märchen, Sagen, Lieder, Volksmeinungen und -bräuche, Redensarten und Mundartliches) nach einem bestimmten Plane sammeln. — Jahresbeitrag für Breslauer 3 Mk., für Auswärtige 1 Mk. (+ 30 Pf. für Portoauslagen), wofür die „Mitteilungen" der Gesellschaft zugestellt werden. Beitrittserklärungen wolle man an das Bankgeschäft Albert Holz, Ring 18, richten, Auswärtige unter Beifügung von 1 Mk. 30 Pf. in Briefmarken. Andere Zuschriften sende man an den Vorsitzenden, Prof. Vogt, Matthiaspl. 1, oder an den Schriftführer, Privatdocent Dr. Jiriczek, Kreuzstrasse 15.

Schluss der Redaction: 10. Januar 1898.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen
der
Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben von
F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1898. **Breslau.** Heft V. № 2.

Der Streit zwischen Sommer und Winter in der Volkspoesie.

Von **Dr. H. Jantzen.**

(Auszug aus dem in der Novembersitzung der Gesellschaft gehaltenen Vortrage.)

Die poetische Behandlung des Kampfes der Jahreszeiten ist ein treffliches Beispiel um zu zeigen, mit welch zäher Treue und Anhänglichkeit das Volk solche Anschauungen und Vorstellungen festzuhalten pflegt, die es einmal in sich aufgenommen hat, als es noch in dem innigsten, vertrautesten Verhältnisse zur Natur stand. Ein günstiges Geschick setzt uns in die Lage, die Geschichte dieses Motives über einen Zeitraum von mehr als zweitausend Jahren zu verfolgen und an der Hand schriftlich aufgezeichneter und uns überkommener Denkmäler davon zu überzeugen, dass es fast immer und überall in genau derselben Weise behandelt wurde; nur das als Rahmen dienende Beiwerk, nur Nebenzüge, die sich aus den jedesmal gegebenen Verhältnissen erklären, ändern sich, der Kern der Sache aber bleibt unberührt.

Zuerst nun ein paar Worte über den Ursprung des Motives! Wie mochte man dazu kommen, den Gegensatz der Jahreszeiten, d. h. den der guten, warmen und der kalten, schlimmen poetisch zu behandeln? Nun, Natur selber war die Lehrmeisterin. Wie sie den Menschen die erste Religion, Naturreligion, gab, so gab sie ihnen auch die Verkünderin der Religion, die Poesie. Wie man Donner und Blitz, Feuer und Wasser, Sonne und Meer und andere Naturerscheinungen verehrte, oder bald die ihnen substituierten Gottheiten, so that man es auch mit den Jahreszeiten, und nichts ist natürlicher, als wenn man sich deren regelmässigen Wechsel als einen Kampf erklärte, in dem bald der eine, bald der andere Gegner die Oberhand behielt. Diese Vorstellung von der Göttlichkeit der Jahreszeiten und von ihrem Kampfe, die in den Jahreszeitenmythen ihren Ausdruck findet, ist ganz allgemein verbreitet, keineswegs bloss auf die Indogermanen beschränkt; als ein für die Semiten gültiges Beispiel kann der Adonismythus dienen, der ja auch bei den Griechen heimisch wurde. Bei den germanischen Völkern aber müssen sie besonders gut entwickelt und ausgebildet worden sein, denn hier treten uns sicherlich die meisten Belege

dafür entgegen; ich erinnere nur an die Mythen von Baldrs Tod, von Skirnir und Gerdr, von Swipdag oder Freyr und Menglod, von Sigfrid und Brynhild; auch der Kampf zwischen Vater und Sohn, den wir so oft in den verschiedensten Sagenkreisen wiederfinden, ist vielleicht auf diesen Streit der Jahreszeiten zurückzuführen. — Doch hiermit sei es genug von diesen mythischen Kämpfen. Unser eigentliches Thema ist der Streit zwischen Sommer und Winter in einer einfacheren, gemütlicheren, menschlich näheren Form, wie ihn vor allem die Volkspoesie in Gestalt von Streitgedichten, beide Gegner mit ihrem wirklichen Namen vorführend, festgehalten hat.

Das älteste mir bekannte Beispiel für diese Art des Streites zwischen Sommer und Winter finde ich in einer Äsopischen Fabel, die uns also, wenn sie echt ist, bis ins 6. vorchristliche Jahrhundert zurückführt[1]). Es ist eine einfache, kurze Erzählung von einer Begegnung der beiden Jahreszeiten. Der Winter höhnt und schmäht den Frühling für seine Milde und Freundlichkeit, die er den Menschen erweist, indem er ihnen nur Lust und Freude bringe. „Ich selbst aber, sagt er, — und das ist ein sehr bedeutsamer Zug, der in fast allen späteren Fassungen des Streites, in welcher Sprache sie auch geschrieben seien, wiederkehrt — bin ein gar strenger Herr und Gebieter — ἄρχων καὶ αὐτοδεσπότης — vor dem die Menschen ängstlich zagen. Diese Anmassung weist nun der Frühling mit Recht zurück, indem er sagt, gerade deswegen entbehrten die Menschen gern den Winter, während sie ihn selbst, den Frühling, stets ungeduldig wieder herbeisehnten.

Das nächste uns erhaltene Denkmal finden wir auf deutschem Boden, ein Werk des gelehrten Angelsachsen Alkuin, der in der Akademie Karls des Grossen einen der ersten Plätze einnimmt. Trotz der grossen zeitlichen Entfernung schliesst es sich doch unmittelbar an die Antike an; denn sein unverkennbares Vorbild ist eine der Eklogen Vergils, die ihrerseits wieder eine Nachahmung von Theokrits Idyllen sind. Der Titel des in guten lateinischen Hexametern abgefassten Gedichtes ist: „Conflictus Veris et Hiemis“, sein Inhalt ist folgender: Eine Anzahl Hirten versammeln sich an einem schönen Frühlingsmorgen, unter ihnen auch der junge Lenz mit blumengeschmücktem Haupte und der alte Winter mit struppigem Haar. Diese beiden beginnen einen Streit über das Erscheinen des Kuckucks, des holden Boten der guten Jahreszeit. Der Frühling lobt ihn und wünscht sein baldiges Erscheinen, der Winter aber mag nichts von ihm wissen. Endlich fällt der älteste Hirte im Einverständnis mit der übrigen Schar die Entscheidung, der grimme Winter solle schweigen und dem lieben Lenz das Feld räumen, den alles erwarte, Meer, Erde und Himmel; denn er ist der Herr, jener der Knecht. Trotz des antik-classischen Gewandes, um dessentwillen man das Werk lange wirklich für ein Erzeugnis des römischen Altertums hielt, ist der Geist, der es belebt, echt germanisch und volkstümlich, und zwar in solchem Grade, dass sogar das im Lateinischen übliche Geschlecht der Wörter Hiems und Ver nach deutschem Brauche verändert und als männlich genommen wird. Auch

[1]) Die Belegstellen zu diesem u. d. folgenden Stücken s. b. Uhland, Schriften III, 17 ff; meine Gesch. d. deutschen Streitgedichtes (Breslau, 1896) S. 2, 5, 38 ff. u. für H. Sachs Zs. f. vgl. Littgesch. N. F. XI, 288.

die Vorstellung vom Kuckuck als Boten und Herold des Frühlings ist durchaus germanisch.

Als sich sodann die Einzellitteraturen entwickeln, finden wir unser Motiv häufig in den Volkssprachen wieder, dagegen keine lateinische Version mehr. Bei den Romanen ist es naturgemäss seltener, da ja in den von ihnen bewohnten Strichen der Gegensatz der Jahreszeiten nicht so schroff hervortritt wie bei den Germanen. Immerhin aber kennen wir doch mehrere französische Débats oder Estrifs de l'Yver et de l'Esté (aus Nordfrankreich) und auch einen italienischen, um die Wende des 13./14. Jahrhunderts zu Genua geschrieben[1]), von dem Gaston Paris allerdings behauptet, er sei einem frz. Original nachgeahmt. Der Gang der Handlung ist im allgemeinen derselbe, wie in den schon genannten und noch zu nennenden Denkmälern. Das Typische ist auch hier das gegenseitige Schelten, das Eigenlob, die Frage, wer Herr oder Knecht sei, der schliessliche Sieg des Sommers.

Germanischer Boden ist aber die eigentliche Pflanzstätte für Dichtungen unserer Art. Um nachher im Zusammenhange bei den deutschen Denkmälern verweilen zu können, möchte ich zuerst die mir bekannten aus anderen Dialekten vorwegnehmen, und zwar zunächst die englischen. Der Zeit der Anfzeichnung nach (15. Jhd.) nimmt da die erste Stelle ein bedeutsames Streitgespräch zwischen Epheu und Hulst (Stechpalme) ein, zwischen Ivy und Holly. Das Lied ist die Begleitung zu folgender Handlung, die ich mit Uhlands Worten wiedergebe: Ivy ist weiblich gedacht, Holly männlich. Hulst steht in der Halle, lieblich anzuschauen, Epheu steht vor der Thür und friert gewaltig. Hulst und seine lustigen Leute tanzen und singen, Epheu und ihre Mägde weinen und ringen die Hände. Epheu hat eine Frostbeule, so wird es allen angewünscht, die zu Epheu halten; Hulst hat Beeren, rot wie eine Rose, Förster und Jäger hüten dieselben vor den Rehen; Epheu hat Beeren schwarz wie eine Schlehe, da kommt die Eule und isst sie auf. Hulst hat Vögel, eine gar hübsche Schar, die Nachtigall, den Papagei, die artige Lerche. Gute Epheu, was für Vögel hast du? keinen als das Käuzlein, das schreit hu, hu! Der Kehrreim:

Nay, ivy, nay, hit shal not be i wis
Let holly hafe the maistry as the manor is

fordert den Epheu auf, die Herrschaft des Hulst anzuerkennen.

Anscheinend hat ja nun dieses Lied gar nichts mit unserem Thema zu thun, aber Uhland hat überzeugend nachgewiesen, dass wir hier auch nichts weiter haben als einen Streit zwischen Sommer und Winter, bei dem nur für diese zwei typische Vertreter aus der Pflanzenwelt eingetreten sind, eine Hypostase, die sich sehr leicht erklärt, wenn wir an die mimischen Aufführungen denken, zu denen in sehr vielen Fällen unsere Gedichte nur der Text sind. Bei diesen Aufführungen nun war es Sitte, wenigstens in England, dass der Darsteller des Winters durch den immergrünen, dunklen Epheu, der des Sommers durch den hellen Hulst gekennzeichnet wurde. Ausser dem genannten giebt es dann übrigens noch zwei weitere Gedichte desselben Inhalts.

Ein weiteres bedeutsames Denkmal ist dann ein Drama des alten

[1]) Archivio Glossologico Italiano II (1876) S. 206.

Dichters Thomas Nash (1593) „Summers last will and testament", welches uns zeigt, wie dieser volkstümliche Stoff, eben um seiner Beliebtheit willen, auch einen Kunstdichter anzuziehen vermochte. Nash lässt alle vier Jahreszeiten auftreten und der Frühling, der mit den Seinigen in immergrünes Moos gekleidet ist und freudig den Kuckuck begrüsst, spielt im Gegensatze zum Winter die Hauptrolle. Bekannter als dieses jetzt vergessene Stück dürfte eine Scene in Shakespeare's Lustspiel „Verlorene Liebesmüh" sein, wo am Schluss auch der Frühling, von dem Kuckuck begleitet, und der Winter mit einer Eule auftreten und einen Wett- und Streitgesang anstimmen.

Endlich ist noch ein richtiges Streitgedicht zwischen Sommer und Winter zu erwähnen, welches wieder nach dem gewohnten Gange im Wechselgespräch, scheltend und lobend, die Freuden und Vorzüge, die Nachteile und Leiden der beiden zur Sprache bringt und mit einer Versöhnung beider endet, genannt „The Debate and Strife betwene Somer and Winter"[1]).

Von skandinavischen Gedichten unserer Art habe ich bis jetzt nichts finden können; dagegen steuern die Niederlande ein hübsches Beispiel bei, ein „abel speel van den winter ende van den zomer" aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Auch dieses Stück beweist wieder den mächtigen Einfluss des volksmässigen Stoffes auf höfische und gelehrte Kreise. Die Lebhaftigkeit der Handlung wird in ganz geschickter Weise dadurch erhöht, dass den beiden Hauptpersonen, Sommer und Winter, noch eine Anzahl Parteigenossen beigegeben sind, die sie bei Gelegenheit unterstützen. Da sehen wir den faulen Lojaert, der sich über die langen, arbeitsreichen Sommertage ärgert, und den ähnlich bequem veranlagten Schwätzer Clappaert auf Seiten des Winters. Dem Sommer dagegen hilft immer der Zierling Mojaert und der lustige Bollaert; denn der Winter thut den Leuten also weh, dass alle Freuden vergehen. Als besonders humoristische Figur nimmt sich der arme Teufel Coquijn (frz. coquin) aus, der im Sommer zwar ein gemütliches Leben führt, im Winter aber immer hungern und frieren muss. Neben den gewöhnlichen Beziehungen von Sommer und Winter zu Feld und Wald, Natur und Haus, sowie dem Streit um den Vorrang wird besonders eingehend die Frage behandelt, wer von den beiden dem süssen Minnespiel günstiger sei, wofür sich namentlich Clappaert interessiert. Da man aber mit Worten zu keinem Ende kommt, wirft schliesslich der Winter, im übrigen ein täppisch-roher Gesell, nach Rittersbrauch seinem Gegner den Fehdehandschuh hin als Herausforderung zu persönlichem Zweikampf. Das erscheint aber der ganzen Gesellschaft zu gefährlich und darum rufen sie Frau Venus selbst, „die edel köninghinne, die frouwe es van der minnen", als Schiedsrichterin herbei, und diese weiss klüglich die Kämpen zur Eintracht zu nötigen und ladet alle zu einem lustigen Versöhnungsschmause.

Den Übergang zu unserer letzten Gruppe, den hochdeutschen Gedichten, bilde ein kleines niederrheinisches Denkmal aus dem 14. Jahrhundert, „van den zomer ende van den winter". Der Sommer klagt über

[1]) Hazlitt, Remains of Early Popular Poetry of England III, 29 (London 1864).

die Gefahren, welche ihm vom Winter drohen, und dieser bekennt anch in der Antwort unverhohlen seine bösen Absichten. Der Dichter selbst stellt sich auf Seite des Sommers, beklagt seinen Hingang nnd verkündigt dann freudig seine spätere, siegreiche Rückkehr. Er schliesst mit der Frage an die Zuhörer, wem sie mehr Neigung schenkten. Trotz der künstlich gereimten Form des Gedichtes sind auch hier als letzte Quelle rein volksmässige Anschaunngen nicht zu verkennen.

Hochdeutsche Aufzeichnungen von unseren Streitgedichten haben wir nnn am meisten, und das 15. Jahrhundert bringt uns gleich drei ganz merkwürdige Beispiele. Zwei von ihnen hat die fleissige Augsburger Nonne Klara Hätzlerin (1471) in ihr reichhaltiges Liederbuch aufgenommen. Das erste heisst „Ain Krieg von dem Mayen nnd von dem Augst mon“ und fällt dnrch die ungewöhnliche Auswahl der streitenden Monate auf. Wahrscheinlich wollte der Dichter zu dem sonst üblichen Kampf zwischen Sommer und Winter ein Seitenstück, ein Streit zwischen Frühling und Sommer, bieten. Dem Ganzen geht eine novellistische Einleitung voraus, wie sie in jener Zeit so ausserordentlich beliebt ist, und der Streit, in dem sich jeder in üblicher Weise zu preisen und den Gegner herabzuziehen sucht, bleibt unentschieden. — Das zweite ist das „Gefrässlied“ Pseudo-Neidhards, ein bezeichnendes Denkmal der sogenannten Dörperpoesie, die nach dem Verfall der höfischen Dichtung aufkommt. Alles, was von den ritterlichen Dichtern gepriesen wurde, wird hier absichtlich karrikiert. So auch in unserm Falle. Nicht wie etwa Walther v. d. Vogelweide schildert uns der Dichter den holden Lenz und seine Schönheiten, sondern er hält sich an den fruchtbaren Herbst mit seinen genussreichen Freuden, mit seinem jungen Weine nnd den üppigen Schmäusen, und mit wahrer Wonne erzählt er, wie dieser den schwachen Maien zu verdrängen weiss. — Das dritte und sonderbarste Gedicht in dieser Gruppe ist in mehrfacher Beziehung abweichend. Es heisst: „Dis ist von dem herbste und von dem meigen“. Die beiden Gegner erscheinen zwar auch persönlich, aber nicht wie gewöhnlich als Sommer und Winter oder Frühling und Herbst, auch nicht in mythologischem Gewande, wie in unsern Sagen, sondern ganz märchenhaft. Wir hören auch nicht einen Wortstreit der beiden ausfechten, sondern ein Waffenkampf wird uns ausführlich berichtet. Die Waffen sind nun aber nicht von Eisen und Stahl, sondern der Mai ist mit Blumen, Blüten und Gräsern gerüstet, der Herbst mit Würsten, Speckseiten und andern Esswaaren; sein Pferd ist ein Weinfass. Der Kampf nimmt auch einen absonderlichen Ausgang. Herrn Meie, der den Herbst herausgefordert hatte, gelingt es zwar, das Ross des Gegners zu verwunden, er selbst aber muss in dessen Blute, dem hervorquellenden Moste, elendiglich ertrinken.

Endlich gehört in diese Zeit noch ein oberdeutsches Meisterlied, in dem uns der Streit wieder in üblicher Weise vorgeführt wird; nur hat hier der Winter zu seiner schliesslichen Niederlage noch den Spott, denn als er wie der Sommer ein lustiges Singen anheben will, da lassen für ihn nur die Schweine ihre grunzende Stimme ertönen.

Eine noch reichere Fülle hat uns das 16. Jahrhundert erhalten. An erster Stelle steht da ein im Jahre 1512 von Vigil Raber geschriebenes

Fastnachtsspiel, „May vnd herbst" [1]), welches einigermassen an das niederländische Spiel erinnert. Denn auch hier sind den Hauptpersonen mehrere Genossen beigegeben, die ihre Herren unterstützen und sich selbst befehden. Der Streit endigt hier unentschieden.

Sodann folgt ein weitverbreitetes Volkslied, welches uns sehr an den englischen Streit zwischen Ivy und Holly erinnert, das Lied vom Buchsbaum und Felbinger (= Felber, Fahlweide); die beiden Gewächse streiten sich zwar nur über den Wert der Gegenstände, die man aus ihnen verfertigen kann, aber aus einigen charakteristischen Stellen, wie z. B. der Schlussstrophe:

Der Buchsbaum sprach: bist du so grecht,
so bist mein herr und ich dein knecht,
der sach gib ich dir aller recht
das spil hastu gewunnen
allhie vor allen frommen.

und namentlich auch aus dem vergleichenden Hinblick auf jenes englische Lied kann man sicher erkennen, dass wir auch diese beiden Pflanzen nur als Symbole für Sommer und Winter aufzufassen haben.

Das beste Zeugnis aber für die hohe Beliebtheit unseres Stoffes in jener Zeit bietet uns H. Sachs, der ihm während seiner langen Dichterlaufbahn nicht weniger als fünf verschiedene Bearbeitungen hat zu Teil werden lassen. Die erste vom Jahre 1538 ist ein richtiges Streitgedicht; der Dichter belauscht in seinem Garten am St. Matthäustage einen schönen, rösleten Jüngling und einen alten zottigen Greis, die in der gewohnten Weise unter Tadel und Eigenlob einen harten Wortkampf ausfechten. Der Schluss aber weicht ab: Der Winter vertreibt nämlich den jungen Sommer und beginnt alsbald fühlbar seine Herrschaft im Garten. — Dieser Sieg des Winters widerspricht zwar der sonstigen Überlieferung in Volksbrauch und Dichtung, erklärt sich aber ganz ungezwungen aus dem Umstande, dass der ganze Streit als Gelegenheitsgedicht auf den Anfang der kalten Jahreszeit verlegt ist.

Gleich dem folgenden Jahre 1539 gehört die zweite Bearbeitung an, ein Schwank der Form nach, welcher die ganze Sache anders auffasst und eine epische Schilderung eines wirklich ausgeführten Kampfes giebt. Wiederum am Matthäustage beklagt sich das Volk, der arme Hauffe, dass ein grimmer Feind ihm den Krieg erklärt. Rüstungen und Vorbereitungen werden allenthalben getroffen, und hübsch, heiter und ausführlich erzählt. Dann beginnt der Krieg. Zuerst bleibt der Winter im Vorteil, aber bald muss er flüchten; denn vom Volke herbeigeholt erscheint der Lenz, der Maie und die Sommerwonne, und vor diesen Mächten kann er sich nicht länger halten.

Die dritte Fassung vom August 1548, ein Meistergesang, und die vierte vom November desselben Jahres, erzählen ungefähr ebendasselbe, wie die beiden eben vorgeführten Gedichte. — Die fünfte endlich, aus dem Jahre 1565, „Ein schöner perck reyen von Sommer und Winter", ist wieder ein echtes Streitlied, nicht unähnlich dem ersten, aber in etwas anderen

[1]) Den Nachweis desselben verdanke ich Herrn cand. phil. K. Gusinde. Es steht in den „Sterzinger Spielen, hrsg. v. O. Zingerle", II, Nr. 16. (Wien 1886.)

Versen. Auch dieses endet mit dem Siege des Winters, aber er muss doch zugestehen:

> Deshalb raum mir den Garten
> Und lass mich dretten ein,
> Thu auf den Meien warten,
> Dann dritt wider herein!

Zwei Druckblätter aus dem Jahre 1576 und 1580 haben uns sodann ein weiteres Streitlied zwischen Sommer und Winter erhalten, welches in der allgemein üblichen Weise verläuft.

Zu diesen Aufzeichnungen aus alter Zeit gesellen sich nun noch eine ganz beträchtliche Anzahl von Denkmälern, die erst in unserem Jahrhundert die volkskundlichen Bestrebungen der drohenden Vergessenheit entrissen haben. Die Jugend der Aufzeichnung darf hierbei nicht stören, ebensowenig wie für die alte Zeit die Reihenfolge der Überlieferung etwa für die Zeit der Entstehung ein wesentliches Kennzeichen wäre. Diese Lieder sind ihrem Inhalt nach alle alt. Die Form und der Wortlaut ändern sich natürlich oft ganz erheblich, wie dies bei mündlicher Ueberlieferung stets der Fall sein muss; denn die Aufzeichnung oder gar der Druck ist immer die Ausnahme und nur bei den beliebtesten und am weitesten verbreiteten finden sich solche. Das neuere zielbewusste Sammeln hat nun ganz hübsche Erfolge gehabt; die Schweiz, Steiermark, Oberbayern, Franken, Sachsen, Böhmen, Salzburg, Schlesien haben Beiträge geliefert, die meisten Gegenden mehrere. Unsere Provinz ist sogar recht reichlich vertreten, wenngleich manche der Beiträge etwas fragmentarisch sind. Aus Hartlieb bei Breslau, aus Ullersdorf, Herzogswaldau und Schreiberhau sind uns solche Denkmäler bekannt. (Das längste und am besten erhaltene, welches Herr Oberlehrer Dittrich für uns beisteuerte, wurde hier als Beispiel verlesen; die Veröffentlichung dieses und der andern Gedichte bleibt einer späteren Gelegenheit vorbehalten.) Alle haben eine mehr oder minder grosse Aehnlichkeit sowohl miteinander als mit der oder jener der älteren oder anderswo üblichen Fassungen.

Mit diesen Ausführungen glaube ich das wichtigste über das Verhältniss von Sommer und Winter in der Volksdichtung gesagt zu haben; eigentlich untrennbar wäre davon allerdings auch die Betrachtung ihrer Stellung innerhalb der Volksbräuche gewesen. Wenn ich mir heute eine Trennung erlaubt habe, so geschah dies einmal, um die Gedichte im Zusammenhange durchgehen zu können, andererseits aber darf ich wohl auch einen inneren Grund für mich in Anspruch nehmen. In den besprochenen Gedichten nämlich zeigt sich das ursprüngliche Verhältnis, der Kampf zwischen beiden am treuesten und reinsten erhalten. Das ist in den Volksbräuchen durchaus nicht immer der Fall, wie die vier Gruppen zeigen, welche J. Grimm angenommen hat. Er unterscheidet: 1) Wirklichen Kampf zwischen Sommer und Winter, ohne sonstige Beigaben. 2) Wirklichen Kampf, der mit dem feierlichen Umzuge des siegreichen Sommers endet. 3) Blosse Sommerfeier. 4) Blosse Darstellung der Vertreibung des Winters. — Die beiden letzten abgeblassten Gruppen sind oder waren am weitesten verbreitet, die beiden ersten dagegen sind am seltensten.

Vielleicht bietet sich ein ander Mal Gelegenheit, auch diese Volksbräuche, die gar manches Interessante bieten, einer eingehenderen zusammenfassenden Musterung zu unterziehen [1]).

Pferd und Fuhrwerk.

Von **Max Heinzel.**

An das Pferd knüpft sich viel Aberglaube. Ein Hufeisen bringt Glück, wenn es auf die Thürschwelle eines Handwerksmannes genagelt wird. Am heiligen Abend in der stillen, weihevollen Mitternacht reden die Pferde. Wo ein Erhängter, wie es im Volksmunde heisst, sich erledigt hat, da stehen die Pferde still. Wer nachts zwischen den Wagengeleisen wandert, dem kann der Teufel nichts anhaben, denn über den, der zwischen Stahl und Eisen geht, hat er keine Gewalt.

Zwischen Stahl nnd Eisen
Kannst du mir deine Kraft nicht beweisen —

heisst es. Unter alten Kutschern und Fuhrleuten ging früher die Sage — jetzt glauben wohl nur wenige noch daran — dass man ein Fuhrwerk bannen, plötzlich zum Stehen bringen könne. Dazu gehört ein Stück Kreide, das man beim Empfang des heiligen Abendmahles in den Mund genommen. Mit dieser schrieb man dann auf einen Tisch oder das Fensterbrett die Bannformel. Ein alter Fuhrwerker erzählte mir: Es waren einmal zwei Handwerksburschen, die lagen im Graben, in der Nähe des Wirtshauses und erzählten sich allerhand Geschichten von ihrer „Walze“. Der Eine rühmte sich wunderbarer Künste, hauptsächlich aber blähte er sich damit, dass er Pferde bannen könne. Der Andere wollt' es aber nicht glauben und meinte, er sollte es ihm einmal vormachen. Vor dem Wirtshaus spannte gerade ein Fuhrmann die Pferde an den Wagen; aber siehe da, wie sie ziehen sollten, da ging's nicht. Sie kamen nicht vom Flecke. Da wusst' er, dass er gebannt war, und nahm eine Rodehacke und schlug dreimal in die Speichen der Räder. Das bekam dem Handwerksburschen, der den Bann ausgesprochen hatte, sehr schlecht. Denn damit, dass der Fuhrwerker in die Speichen geschlagen hatte, hatte er ihm die Beine zerhauen. Er konnte keinen Schritt mehr gehen, der Fuhrmann aber fuhr, fröhlich mit der Peitsche fuchtelnd, seines Weges. Hätt' er statt in die Speichen an die Deichsel geschlagen, so wär's dem armen Kerl, dem Handwerksburschen, in den Kopf gekommen, dann wäre er irre, oder wie die Leute sagen, „kuppverdräht“ geworden.

[1]) An diesen Vortrag schloss sich eine längere Debatte an, in der unter anderem auch die Frage erörtert wurde, ob nicht die poetische Behandlung des Streites zwischen Winter und Sommer in Deutschland sogut wie andere Streitgedichte gelehrten Ursprunges sei. Es wurde darauf hingewiesen, dass diese Frage ohne eingehende Erörterung der volkstümlichen Frühlingsbräuche und ihres Verhältnisses zu jenen Dichtungen nicht entschieden werden könne. Red.

Das Marlborough-Lied im schlesischen Gebirge.

In den dankenswerten Beiträgen zur schlesischen Volkskunde aus dem Liebauer Thal, die unser Mitglied Patschovsky in Heft IV Nr. 2 und 3 dieser Mitteilungen geliefert hat, fiel mir das Soldatenlied S. 39 auf, das eine deutliche Variante bildet zu dem den Folkloristen wohlbekannten Marlborough-Liede:

> Marlbronk s'en va-t-en guerre
> mironton ton ton mirontaine.

Der Refrain ist verändert und aus dem dem Volke unverständlichen Marlbronk ist ‚mein Bruder' geworden; die übrigen Veränderungen sind unwesentlich, aber auch bezeichnend. Da von andrer Seite bisher noch nicht darauf hingewiesen wurde, so gebe ich hier nochmals den Wortlaut des von Herrn Patschovsky mitgeteilten Liedes und setze die entsprechenden Strophen aus dem Marlborough-Lied im Deutschen Liederhort von Erk-Böhme, Band II S. 136 (1893) zur Vergleichung daneben.

Das Marlborough-Lied entstand im französischen Heere nach der Schlacht bei Malplaquet 1709, als sich das falsche Gerücht vom Tode des englischen Heerführers verbreitet hatte. Durch die Amme ihres Dauphins lernte es Marie Antoinette kennen und machte es hoffähig, worauf es sich über ganz Europa verbreitete. Bekannt sind die Worte Goethes in der zweiten römischen Elegie (1790):

> ‚So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Briten
> Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
> Weiter nach Napel hinunter; und wär er nach Smyrna gesegelt,
> Malbrough! empfing ihn auch dort, Malbrough! im Hafen das Lied'.

Während der Revolution und des Kaiserreichs geriet es langsam in Vergessenheit und dürfte zur Zeit sonst wohl nirgends mehr vom Volke gesungen werden[1]). Ludwig Erk bemerkt: In Deutschland hat sich das berühmte französische Soldaten- und Volkslied, das mit dem Lied auf 'Prinz Eugen' aus gleicher Zeit stammt, bis um 1850 erhalten. Dazu eine Anmerkung des Herausgebers Böhme: In Schlesien hörte es noch 1845 ein Freund Erks und hat es für ihn aufgeschrieben.

Soldatenlied.	325. Das Marlborough-Lied (1709).
Mein Bruder zog zum Kriege, Wer weiss, kommt er zurück.	1. Marlbruck zog aus zum Kriege, Weiss nicht kömmt er zurück.
Zu Ostern wollt' er kommen, Und er ist noch nicht da.	2. Er kömmt auf Ostern wieder, Längst Trinitatis doch.
Die Ostern sind verflossen Und er ist noch nicht da.	3. Und Ostern war vergangen, Marlbruck kam nicht zurück.
Ich stieg wohl auf die Berge Und sah mich um und um.	4. Auf ihren Turm Madame, So hoch sie konnte, stieg.
Drei Bürschlein sah ich kommen, Was bringt Ihr Botschaft mit?	5a. Sah ihren Pagen kommen, 6b. Was bringst du Neues mir?
Die Botschaft, die wir bringen, Ist traurig und betrübt.	7. Dein schönes Aug wird weinen, Hörst du die Trauerpost.

[1]) In der jüngsten Zeit hat es bekanntlich in Dumaurier's Trilby eine literarische Auferstehung erfahren.

Dein Bruder ist erschossen
Mit Pulver und mit Blei.

Wir haben ihn begraben
Mit vieren Offiziern.

Der erste trug den Säbel,
Der zweite das Gewehr.

Der dritte trug den Kürass,
Der vierte seinen Helm.

Wir haben ins Grab geschossen
Mit Pulver und mit Blei.

Wir haben das Grab geschmücket
Mit grüner Rosmari (ei).

Es sang auf jedem Stengelein
Ein schönes Vögelein.

Es sang vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht.

9. Dein Marlbruck ist gestorben,
Todt und begraben schon.

10. Ich sah 'n zu Grabe tragen,
Vier Offizier trugen ihn.

11. Der eine trug den Harnisch,
Der andre seinen Schild.

12. Sein grosses Schwert ein dritter,
Der vierte der trug nichts.

13. Um seines Grabes Hügel
Ist Rosmarin gepflanzt.

14. Auf seinem höchsten Stengel
Schlug eine Nachtigall.

(Noch fünf Strophen.)

Vielleicht ist Herr Patschovsky so freundlich, uns auch die Melodie seines Soldatenliedes gelegentlich mitzuteilen.

Breslau, 26. Januar 1898. B. Liebich.

Nachrichten.

Die Ortsgruppe Warmbrunn hielt am 5. Januar eine gut besuchte Sitzung ab. Der Vorsitzende, Herr Dr. Nentwig, gab nach Bewillkommnung der Erschienenen zunächst eine Uebersicht über die Zwecke und Ziele der Gesellschaft und forderte zu fleissigem Sammeln auf; er gab sodann in längerem Vortrage, welchem die Anwesenden mit gespanntester Aufmerksamkeit und unter lebhaften Beifalls-Bezeugungen folgten, an der Hand von Haus- und Stuben-Sprüchen, Wirtshaus-Sprüchen, Grabschriften, Votiv- und Armeseelen-Tafeln, Bildstöckln und Marterln zahlreiche instructive Beispiele, was zu sammeln ist und wie gesammelt werden muss. Hierauf erläuterte Hauptmann Cogho einige von ihm der Versammlung vorgelegte Skizzen von Steinkreuzen, die sich in hiesiger Gegend befinden und die vermutlich sog. „Sühnkreuze“ sind, liess einige „Koitel“ Flachs, aus welchem sog. „Schleiergarn“ gewebt wurde, cirkulieren, und gab einige Mitteilungen über „Herodes-Spiele“ und über die Bedeutung des Meineids im alten Volkstum. Die nächste Sitzung findet Anfang Februar in Hermsdorf u. K. statt.

Der Bericht über die am 23. Januar in Breslau von unserer Gesellschaft abgehaltene Holteifeier folgt in der nächsten Nummer.

Anzeigen.

Freitag, den 11. Februar, Abends 8 Uhr, im Auditorium Nr. 15 der Universität **Hauptversammlung** mit Rechnungsablegung und Vorstandswahl. Vortrag des Herrn Professor Dr. Mez über Pflanzenaberglauben.

Jahrgang 1897 der Mitteilungen kann von Neueintretenden zum Preise von 3 Mark nachbezogen werden, Band II (Jahrg. 1896—97) für 6 Mark. Auch ein par Exemplare von Bd. I (Jahrg. 1894—95) sind noch zum Preise von 6 Mark zu haben.

Schluss der Redaction: 31. Januar 1898.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1898. **Breslau.** Heft V. № 3.

Karl von Holtei.

Festrede bei der Holteifeier der „Gesellschaft für Schlesische Volkskunde" am Vorabend von Holteis hundertstem Geburtstag (23. Januar 1898),

gehalten von Prof. **Dr. Max Koch.**

Heute vor achtundzwanzig Jahren, es war auch damals ein Sonntag, schrieb Holtei an einen vertrauten Freund, dessen Liebenswürdigkeit ich das Brieflein verdanke: „Theurer Herr! Ich habe das grosse Unrecht begangen, mich vor zweiundsiebzig Jahren an dem Tage geboren werden zu lassen, der den alten Fritze dereinst gebar. Und da selbiger 24. Januar auf morgen Montag fällt, und da es Leute giebt, die grausam genug sind, mich zu diesem Tage an meine Geburt alljährlich zu erinnern", so müsse er sich von wechselnden Besuchen abhalten lassen. Den Besuchern ist der müde Greis, der sich „nur noch jung in der Treue für seine Freunde" fühlte, seit dem 12. Februar 1880 entrückt. Aber an den Tag seiner Geburt erinnern sich auch seitdem noch immer Viele, und zu seinem hundertsten Geburtstag drängen sich heut und morgen Freunde und Fremde in Scharen huldigend heran. Den Gruss und Dank unserer „Gesellschaft für Schlesische Volkskunde" an Karl von Holtei in einer Schilderung seines Lebens und Wirkens darzubringen, ist mir die ehrenvolle, doch nicht unbedenkliche Aufgabe geworden. Je mehr sich der aufmerksame Leser in Holteis Gedichte und Romane hineinarbeitet, für so berechtigter muss er den oft vernommenen Ausspruch erkennen, dem zu Folge der Schlesier Holtei auch nur von Schlesiern ganz und voll gewürdigt werden könne. Es weilen in unserem Kreise ausserdem so manche, die Holtei persönlich gekannt, ja freundschaftlich mit ihm verbunden waren. Und eben bei Holtei wird auch das eifrigste Studium seiner gedruckt vorliegenden Werke nicht genügenden Ersatz für die aus dem Umgang mit dem lebenden Menschen gewonnene Anschauung bieten können. Von seiner Persönlichkeit muss eine ganz eigene Anziehungskraft ausgegangen sein. In dem Kreise Karl Schalls, des Begründers der Breslauer Zeitung, wie in der litterarischen Mittwochsgesellschaft zu Berlin und unter den Genossen der Ludlamshöhle in Wien erfreute Holtei sich besonderer Beliebtheit. „Vielleicht", meinte er selbst, „gefall ich den Leuten, die mich kennen lernen, gerade deshalb, weil ich mir niemals Mühe gebe, gefallen zu wollen, weil ich, stets meiner Natür-

lichkeit mich überlassend, nie daran denke, anders scheinen zu wollen, wie ich bin, auch dann nicht, wenn durch Zurückhaltung oder Verstellung Vorteile zu gewinnen wären".

Nur an einem Orte wollte es ihm die längste Zeit nicht gelingen, Vorurteil und Abneigung zu besiegen. „Das liegt", klagte er noch 1871, „von jeher in unsrer lieben Vaterstadt und ihrem Wesen, diejenigen ihrer Söhne, welche mit Wärme des Gefühls und mit mannigfachen Aufopferungen für sie handelten, wenig anzuerkennen, ihrer Wärme Kälte entgegenzustellen. Wenn ich mit meinen Erinnerungen bis in die Jugend zurückgehe, finde ich fast dieselbe Undankbarkeit gegen jeden, der sich um geistige Interessen dort Verdienste erwarb".

Und doch ist es Holtei endlich gelungen, dieser Macht übler Gewohnheit zum Trotze sich eine bevorzugte Stellung an dem Orte seiner Geburt zu erringen. Breslau, die Geburtsstadt von Wolf und Schleiermacher, gehört zu den nicht zahlreichen deutschen Städten, die ein Recht hätten, mit Stolz auf ihre literarische Vergangenheit hinzuweisen. Aber nicht einmal ein Strassenname erinnert an Opitz und die lange Beherrschung der ganzen deutschen Litteratur durch die schlesischen Schulen oder daran, dass in Breslaus Mauern einer der beliebtesten Romandichter des 18. Jahrhunderts lebte und schrieb, die Romantik durch Steffens und Eichendorff[1]) rühmlichst vertreten war, einer der Führer des jungen Deutschlands, Laube, als Journalist und dramatischer Dichter hier seine ersten Erfolge errang.

Gerade die Gleichgiltigkeit der Stadt Breslau gegen ihre litterarischen Ruhmestitel lässt die Holtei widerfahrene Auszeichnung um so bedeutsamer erscheinen. In der Stadt, in der doch Lessing „Minna von Barnhelm" und „Laokoon", Eichendorff seinen „Taugenichts" schrieb, Gustav Freytag, auch er gleich Eichendorff eng mit Holtei befreundet, seine Beobachtungen für „Soll und Haben" sammelte, ragt nur das Denkmal eines einzigen Dichters, Holteis Büste. Mag die treibende Kraft für diese in Breslau so unerhörte Ehrung eines Dichters auch in dem Kreise von Holteis persönlichen Freunden, unter denen sich ja besonders einflussreiche befanden, zu suchen sein, so fehlt doch für diese Bevorzugung nicht eine innere Begründung.

Mit Recht gilt Holtei als ein typischer Vertreter Schlesiens in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts, ja als der vorzugsweise schlesische Poet. Es liege, schrieb er während der Arbeit an seinem Roman „die Eselsfresser" an seinen Freund Kahlert[2]) (16. Januar 1856), im Charakter aller Schlesier, aus der Heimat in die Welt zu streben und aus der Ferne sich nach der Heimat zu sehnen. Viele fänden aber doch anderswo Glück und neue Heimat. Er dagegen gehöre zu den Unheilbaren, die bis an ihr Ende in dem Zwiespalt leiden. Stets blieb Holtei mit der Heimat in Verbindung, sammelte, wo er sich auch aufhielt, engere Landsgenossen um sich und nahm sich ihrer so warm an, dass Johannes Schulze ihn neckte: „Ihr Schlesier backt so aneinander".

Von Schlesien war im 17. Jahrhundert der damals notwendige Kampf für die Alleinherrschaft des Hochdeutschen ausgegangen. In dem im An-

[1]) Die Benennung einer Eichendorff-Strasse ist inzwischen erfolgt.
[2]) Der Verfasser des wichtigen Beitrags zur Literaturgeschichte: „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie". Breslau 1835.

fang unseres Jahrhunderts durch J. P. Hebel neu eröffneten Kreise mundartlicher Dichtungen wurde Schlesien zuerst und am rühmlichsten durch Holtei vertreten („Schlesische Gedichte“ 1830). Seiner Führerstellung innerhalb der schlesischen Dialekt-Dichtung und der damit verbundenen Verdienste um die schlesische Volkskunde wird im Verlauf des heutigen Abends noch eigens gedacht werden. Innerhalb des Gesamtbilds von Holteis Thätigkeit sei nur darauf hingewiesen, dass mit seiner Dialekt-Dichtung auch die Sammlung für ein schlesisches Idiotikon und der „an Ort und Stelle dem schlesischen Wesen entnommenen Bemerkungen aus dem Leben“ verbunden war. Wie erfreulich Holtei aber als mundartlicher Dichter Schule gemacht hat, dafür zum rühmlichen Beispiel weilt unter uns der Dichter des Festprologs, dessen Namen so guten Klang hat durch die ganze Schläsing, Max Heinzel!

Holtei lässt den weitaus grössten Teil seiner Erzählungen in Schlesien sich abspielen. Und ist das Lob, er habe in ihnen für Schlesien geleistet was Wilibald Alexis' Geschichtsromane für die Mark Brandenburg bedeuten, auch übertrieben, so konnte doch nur ein Schlesier Romane wie „Christian Lammfell“ (1859) und „Die Eselsfresser“ (1860) schreiben. Nur warmer Liebe zur eignen Heimat mochte eine Gestalt wie Christians Oheim, Magister Rätel, gelingen, der mit so treuer Begeisterung aus den alten schlesischen Poeten Schönheit und tröstliche Lebensweisheit herausfindet. Hat doch Holtei selbst es übel aufgenommen, wenn man seinen gern angeführten Opitz nicht als grossen Genius gelten lassen wollte. Wie Holtei im Drama Sprache und Humor seiner geliebten Heimat lustig zur Geltung zu bringen vermag, das wird Ihnen alsbald unsere künstlerische Dilettantenschar in frohem Spiel vor Augen führen. Und zur Holteifeier darf das Theaterspiel von Dilettanten sich um so zuversichtlicher hervorwagen, als er selbst trotz aller schauspielerischen Erfolge auf der Königsstädtischen Bühne in Berlin, dem Dresdener Hoftheater, dem Josefstädter und Leopoldstädter Theater in Wien sich als Schauspieler stets als halben Dilettanten gefühlt hat. Jedenfalls hatte er trotz der mit glänzendem Erfolg durchgeführten Darstellung einzelner Rollen nicht die Vielseitigkeit und Ausdauer, die den Berufsschauspieler vom begabten Dilettanten unterscheiden.

Nun ist aber die unwiderstehliche Lust am Theaterspielen zugleich das Entscheidende für Holteis ganze Lebensrichtung gewesen. Man hat so oft und nachdrücklich die Abhängigkeit des Holteischen Romans „Die Vagabunden“ (1851) von Goethes „Wilhelm Meister“ hervorgehoben. Aber viel bedeutender ist ein Zusammentreffen zwischen Goethes Roman und Holteis Leben. Das ist Holtei selbst schon einmal aufgefallen. Als er in seiner „Wahrheit und Dichtung“, der sechsbändigen Selbstschilderung seiner vierzig ersten Lebensjahre von der Einwirkung eines Puppentheaters auf seine dramatischen und schauspielerischen Neigungen sprechen wollte, unterbrach er sich mit der Bemerkung, wiewohl es Selbsterlebtes sei, würde es im Buche doch nur als Nachahmung „Wilhelm Meisters“ erscheinen. Auch Goethes Held überwindet, wie es Holtei in Wirklichkeit gethan hat, allen Widerstand der Verhältnisse, um seiner Neigung — beide halten es für ihren inneren Beruf — zur Bühne zu folgen. Goethe hat dann einmal als den Grundgedanken seines grossen Bildungsromans bezeichnet, wie ein falscher, d. h. nur dilettantischer Trieb den Theaterfreund Wilhelm auf

eine seiner Natur nicht entsprechende Bahn locke, er aber in diesem dunklen Drange schliesslich doch den rechten Weg zur Gewinnung der Ausbildung seines Wesens wandle. So war auch der Schüler des Magdalenenms von einer täuschenden Neigung geleitet, als er in Ausübung des Schauspielerberufes sein Lebensziel zu finden hoffte. Um aber als Dichter und Vorleser zu entwickeln, was innerhalb der Grenzen seiner Naturanlage ihm erreichbar war, musste Holtei diesem, im Goetheschen Sinne, für ihn dilettantischem Triebe folgen. Hat er doch selbst bei der zweiten Ausgabe seiner Theaterstücke (1867) in übertriebener Schärfe unumwnnden erklärt, dass er sich über seinen Beruf und sein Geschick für die Bühne zu schreiben durch die Verhältnisse und das Leben in der Theaterwelt getäuscht habe. „Erst im reifsten Mannesalter gewann ich die Erkenntnis, der dramatisch-theatralischen Poesie eigentlichstes Wesen gar nicht begriffen und voll naiver Sorglosigkeit epische wie lyrische Elemente unverarbeitet mit scenischen Effekten durcheinander gemengt zu haben. Ich musste zuvor mehrere umfangreiche Erzählungen ersinnen, sorgfältig ausführen, eh' ich einsah, dass mein dramatisches Bestreben mich häufig auf Irrwege geführt".

Holteis Leben und Dichten zerfällt in der That in zwei scharf gesonderte Teile, an deren Grenzscheide die Autobiographie steht, die in dem Mitgeteilten volle Glaubwürdigkeit verdient, aber „Personen und Verhältnisse, an welche meine Geburt, meine Kindheit, mein Geschick sich knüpfen, sorglich verhüllt". Geregelte Erziehnng hat der elternlos aufwachsende Sohn eines preussischen Husarenoffiziers nie genossen. Er selber urteilte: „Unbedenklich haben angeborene Eigenschaften bei mir einen traurigen Kampf mit weibisch-ängstlicher Erziehung zu bestehen gehabt; und wenn ich, von Vätern abstammend, die nur Schwert und Ross kannten, die durch und durch Männer waren, nicht auch diese Richtung nahm, so darf ich den Grund davon in den ersten fünfzehn Jahren meiner Jugend suchen". Wohl schien sich auf einen Augenblick auch ihm die kriegerische Laufbahn seiner Väter zu eröffnen, als der 17jährige bei Napoleons Wiederkehr von Elba sich den freiwilligen schlesischen Jägern einreihte. Aber seine Abteilung kam nicht einmal bis an den Rhein, und nach der Rückkehr nahm ihn die seit den ersten Knabenjahren genährte Neigung fürs Theater wieder ganz gefangen. Die Geschichte seines ersten Auftretens im Schlosse zu Grafenort, wo er als Ersatzmann des später so berühmten Seydelmanns einrückte, liest sich wie die novellistischen Erlebnisse von Tiecks „jungem Tischlermeister". Theaterliebschaft und Theaterspielen waren bei Holtei recht häufig mit einander verbunden, ja es schien ihm unmöglich, „beim Theater thätig und in Herzensangelegenheiten müssig sein". Er selbst gesteht, dass der Phrenologe Gall eine treffende Probe auf die Richtigkeit seiner Theorie an ihm abgelegt habe, als er ihm stark entwickelte Sinnlichkeit zuschrieb. Bei den ersten theatralischen Versuchen in Grafenort blieb er Sieger im Wettbewerb mit dem Sohne des Schlossherrn um die Liebe von Luise Rogée, der jungen Berliner Schauspielerin, die dann seine erste Gattin wurde.

In Grafenort war das Schauspielern noch halb Ernst, halb Scherz gewesen. Noch nach der Rückkehr von dort blieb er eine Zeitlang un-

schlüssig, ob er seine Neigung zu öffentlichem Sprechen auf der Kanzel oder auf dem Theater bethätigen solle. Am 5. November 1819 aber begann er zum ungeheuren Aergernis des ganzen, zum nicht geringen Teil mit ihm verwandten schlesischen Adels, als Mortimer seine schauspielerische Thätigkeit am Breslauer Stadttheater, auf dem schon am 21. Mai sein erstes Spiel „Die Farben" — wir haben vor zwei Jahren bei seiner Wiedervorführung im Lobetheater über die Wandlung des Geschmacks nachdenken können — gegeben worden war. Der Schauspieler Holtei hatte in diesem ersten Halbjahre zu Breslau der Anfeindungen mehr als der Erfolge zu verzeichnen, aber der Grund, warum es ihn in seiner Stellung nicht litt, lag tiefer. Der Mangel eines Familienlebens und Elternhauses mag zuerst in ihm die Lust am „Umherziehen, Vagabundiren" erregt haben, die er in der That mit seinem „Letzten Komödianten" und dem Helden seiner „Vagabunden" teilt. Nicht vom Theater allein, sondern vom ganzen Orbis pictus jener Zigeunerwelt, die nach vielen Jahrzehnten „Die Vagabunden" farbenfroh entrollten, war schon die Vorstellungswelt des lebhaften Knaben erfüllt. Der fühlte sich in Madame Latours Wunderbude zu Breslau so heimisch wie sein Anton in der Wandermenagerie von Madame Simonelli und der verführerischen Amelot. Dass er Kunstreiter auf die Bühne bringen und Schauspieler zum Zusammenwirken mit ihnen bewegen wollte, hat 1823 seine zweite unfreiwillige Entfernung vom Breslauer Theater und der Stadt Breslau verursacht. Er begriff ganz wohlmeinend wirklich nicht die Weigerung der Schauspieler, da in seiner naiven Vorstellung sie eben auch nur einen Teil des fahrenden Volkes bildeten. In irgend einer Anstellung konnte noch der Rigaer Theaterdirektor Holtei, viel weniger der jugendliche Breslauer Schauspieler poetische Beruhigung für die ihm innewohnende Unruhe finden. „Reisen, fremd und unbeachtet am fremden Orte anlangen, sein Zelt aufschlagen, spielen, die Leute entzücken und mitten im allgemeinen Freudenrausche aufbrechen und weiter ziehen: das war mein Ideal, das wollt' ich vom Schauspielerleben!" Seiner ersten Frau, der kgl. Hofschauspielerin, waren diese Anschauungen ein Gräuel, seine zweite hat sich liebend und leidend der ewigen Unruhe und Wanderlust ihres Gatten geopfert. Als Holtei Theaterleiter in Riga geworden war, staunte sein Kapellmeister, der bereits mit seinem „Rienzi" beschäftigte junge Richard Wagner, nicht wenig über die Erklärung seines Direktors, er wisse mit einer soliden Schauspielerschaft nichts anzufangen, die bürgerliche Wohlanständigkeit habe die wahre Tendenz des Schauspielwesens zu Grunde gerichtet. Holtei hatte in der That kurz vor Antritt seiner Rigaer Stellung vorbereitende Schritte für die Gründung einer herumziehenden Komödiantenbande getroffen, eine Wandertruppe wie das 17. und 18. Jahrhundert ja so manche hochberühmte und für die Geschichte des deutschen Theaters einflussreiche aufweist. Für die geplante Wanderfahrt suchte er den Schwank „33 Minuten in Grüneberg", der beim ersten Vorlesen allen Hörern missfallen hatte, hervor, denn zu seiner Darstellung genügten der Prinzipal mit Frau und Tochter. Und das Holteische Trio hat denn auch zuerst in Grafenort und Glatz, dann in Warmbrunn und Hirschberg, in Riga und Mietau unter grösstem Beifall Holteis kleines Lieblingsstück gespielt, das heute Abend wieder einmal zu seinen Ehren aufleben soll. Unter seinen Romanen findet sich ein für die Theatergeschichte sehr lehrreicher: „Der letzte Komödiant"

1863. Im Hinblick auf diese der Vergangenheit zugewendeten Pläne mit einer Wandertruppe könnte man diese Bezeichnung auf ihn selbst anwenden.

Mit seinen dramatischen Dichtungen dagegen reiht er sich einer eigenen dramatischen Gruppe ein, die wir in der Produktion der 20- und 30er Jahre von den eigentlichen literarischen Richtungen unterscheiden können: es sind die dichtenden Schauspieler wie, um nur die bedeutendsten zu nennen, P. A. Wolff, der Verfasser der „Preziosa“, Angely und Albini in Berlin, Geyer in Dresden, Raimund, Nestroy, Carl in Wien. Der grössere Teil von Holteis Stücken zeigt die dieser keineswegs gering zu schätzenden Schauspielerdichtung eigenen Merkmale. Er selbst hielt sich nicht zu höheren Aufgaben berufen, sondern erklärte sein dramatisch-produktives Talent als Schriftsteller völlig abhängig von einem bestimmten Lokale, einem befreundeten Publikum, einem beschränkten Personal. Dies alles fand er, nachdem das verletzte Selbstgefühl der Breslauer Schauspieler ihn und seine Frau aus ihrer Stellung am Breslauer Theater vertrieben hatte, an der Königstädter Bühne in Berlin. Zunächst für diese Bühne ist die Mehrzahl seiner Stücke geschrieben worden. Da grosse Oper und ernstes Drama aber dem Hoftheater vorbehalten waren, so wurde der sangeskundige Holtei auf die Pflege des Liederspiels hingewiesen, wie man damals die früher Singspiel, später Operette genannte Mischgattung nannte. Aber auch ins ernste Drama mussten Lieder eingelegt werden, um es als Melodrama auf die zweite Berliner Bühne bringen zu dürfen. So musste er nicht nur seinem vaterländischen Schauspiel „Lenore“ (1829) und seinem „Lorbeerbaum und Bettelstab“ (16. Februar 1833) Gesänge einfügen, die er selber ausserhalb Berlins als entbehrliche Einschiebsel wegliess, sondern er suchte sogar den im Hoftheater noch nicht gegebenen Goetheschen Faust als Melodrama auf die Königstädter Bühne einzuschmuggeln.

Als dies nicht gelang, brachte er kurz entschlossen einen „Dr. Johannes Faust“ eigner Mache auf die Bühne, wie er einen „Don Juan“ und „Robert der Teufel“ dichtete. Sie sind, überhaupt nur in Berlin gespielt, längst vergessen, während „Lorbeerbaum und Bettelstab“, bei dem ihm die leidensvolle Dichterlaufbahn Heinrichs von Kleist vorschwebte, das alte Thema von der Verkennung des Genius in „Künstlers Erdewallen“ und der zu späten Erkenntnis und Apotheose so dramatisch glücklich und volkstümlich verständlich behandelte, dass das Werk selbst ausserhalb der deutschen Sprachgrenzen lange Zeit ein stets gern gespieltes und dankbar aufgenommenes Rührstück wurde. Sein „Hans Jürge“ (1833) und „Trauerspiel in Berlin“ (1838) könnte man vom Standpunkt der heutigen Litteratur-Entwickelung aus als einen Vorläufer der naturalistischen Dichtung ansehen. Aber das Tragische erscheint doch nur wie ein fremder Blutstropfen in Holteis froh leichtlebigem Wesen. Seine Eigenart kommt besser in den rasch hingeworfenen Liederspielen mit ihrem Wechsel heiterer und sentimentaler Klänge zur Geltung. Das preussische Mantellied, Koszinskos Polenlieder („Fordre Niemand mein Schicksal zu hören“; „Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka“) und viele ähnliche sind nicht unverdienter Weise so volkstümlich geworden wie etwa Raimunds ungefähr gleichzeitig entstandenes Aschen- und Hobellied.

Der glückliche Einfall, dichterisch wie musikalisch, nicht die Kunst der Gestaltung ist an Holteis Bühnenarbeiten zu loben. Goethe hatte nur wenig von Holtei gelesen, aber er kennzeichnete in unübertrefflicher Weise schon nach dem ersten Besuch in Weimar Holteis Eigenart, wenn er seine Begabung eine improvisatorische nannte. Das trifft in der That den Kernpunkt. „Unerschöpfliche Produktionswut und erstaunenswerte Fingerfertigkeit“, aber auch „leichte, oft oberflächliche Flüchtigkeit im Schaffen“ schreibt Holtei selbst sich zu. Es ist die volle Bestätigung von Goethes Urteil, dass Holtei seine grössten und durch Jahrzehnte sich wiederholende Erfolge als Vorleser meist Shakespearescher und Goethescher, aber auch seiner eignen Dramen erntete. Hier kommt eben das Improvisatorische der Begabung zur vollen Geltung. Und gerade von diesen seinen erfolgreichsten Leistungen, die in der That etwas Eigenartiges und Vollendetes gewesen sein sollen, vermag kaum der Zuhörer genügenden Bericht zu erstatten; gleich der Kunst des Mimen stirbt auch bei dieser Thätigkeit der Zauber mit dem Künstler ab.

Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung.

Wie sollte da der Nachlebende noch vermögen, einen wirklichen Vergleich zwischen Holtei und seinem grossen Vorbild und Lehrer Ludwig Tieck als Vorleser zu ziehen. Wiederholt kehrte Holtei bei Tieck als gerne gesehener Gast ein. Während aber Meister Ludwig Dresden nicht verliess und die zu seinen Vorlesungen Pilgernden in seinem Hause empfing, zog Holtei als Vorleser von einem Ende Deutschlands zum andern, auch noch, als er wirklich endgiltig von der Bühne Abschied genommen und seit 1847 bei seiner Tochter in Graz eine Heimat gefunden hatte. Der Wandertrieb kam erst allmählich zur Ruhe, als der Vielumhergetriebene 1864 wieder in die alte Heimat, an den Ausgangspunkt seines vielbewegten Künstlerlebens zurückgekommen war, um dort „in enger stets und engerm Kreis, dem engsten und letzten“ sich langsam zuzubewegen.

Dem dramatischen Schaffen hat Holtei bei seinem Rücktritt von der Bühne nicht entsagt, aber nach der Sammlung seines „Theaters“ (1846) hat er keine dramatische Arbeit mehr veröffentlicht, sondern auch dramatische Entwürfe in Erzählungen umgewandelt, wie „Jung und Alt“ in den Roman „Noblesse oblige“ (1851). Es war die Abfassung seiner eignen Lebensgeschichte, welche die Wandlung des Bühnendichters, der bis dahin gar keine Neigung zu Roman und Novelle verraten hatte, in einen Erzähler zur Folge hatte. Anfangs wagte er sich nur zögernd an die Abfassung von Romanen heran (12. Oktober 1851 an Kahlert), während er später mit Recht ihnen als dem gediegeneren und länger wirkenden Teil seiner schriftstellerischen Leistungen den Vorzug gab. Sie erschienen ihm selber als eine Art Ergänzung zur Lebensbeschreibung, „da ich immer nur zu schildern versuchte, was ich erlebte und sah, wenn auch mit andern Farben“. Man wird ja in den „Vagabunden“ die Erinnerung an „Wilhelm Meister“, in „Christian Lammfell“ die Einwirkung von Jean Paul und Dickens gewahr, aber von Nachahmung kann man bei dem starken Hervortreten der individuellen Erfahrung kaum reden. Und wie eigene Beobachtungen überall zu Grunde liegen, so macht sich auch die eigene Gesinnung überall

geltend, die konservativ monarchische Ueberzeugung wie die religiöse, durch kein Dogma eingeengte Duldsamkeit, das warme Naturempfinden wie der Glaube, dass nur in stiller Selbstbeschränkung das wahre Glück zu finden sei. Der ordnende Geist und prüfende Verstand halten ihm recht oft nicht bei der Arbeit aus, aber die Phantasie lässt ihn nicht so leicht im Stich und der Humor stellt sich dem Erzähler wie dem Lyriker und Dramatiker zur rechten Zeit ein. Der Lyriker hat freilich sein bestes in den eingelegten Liedern seiner Theaterstücke geleistet, aber seine „deutschen Lieder“ und „Waldesstimmen“, denen sich 1870 noch alte und neue Kriegslieder der Freiwilligen von 1815 gesellten, dürfen in dem Gesamtbilde Holteis doch so wenig fehlen wie die Erwähnung seiner verschiedenen Zeitschriften-Gründungen („Der Obernigker Bote“ 1822).

In die Entwickelung der deutschen Litteratur hat Holtei nicht fördernd eingegriffen, aber immer wieder wird man zu seinen „Vierzig Jahren“ zurückkehren, um sich durch die anschauliche Schilderung über Litteratur- und Theaterzustände aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu belehren. Wie viel Freunde sich der Dichter der „Vagabunden“ — denn dieser sein erster Roman vermittelt noch heute vielen, die sonst nichts von ihm gelesen haben, seine Bekanntschaft — erworben hat, das zeigt die Teilnahme, welche die Wiederkehr des 100. Geburtstags auch ausserhalb Schlesiens weckt. Wir würden ihm und der Wahrheit einen schlechten Dienst erweisen, wenn wir in der gehobenen Festesstimmung nun Schattenseiten in seinem Erdendasein längnen, ihn als bahnbrechenden Dichter rühmen wollten. Er selbst nannte es thöricht, ein andrer scheinen zu wollen, als seine enge und beschränkte Sphäre ihm gestatte. So einfach und anspruchslos, heiter und rührend, lebensfroh und unterhaltend wie er in Wahrheit als Dichter erscheint, wollen wir ihn preisen, einen warm empfindenden, durch Geist und Gemüt anziehenden Poeten, dem die Muse der Dichtung wie des Gesanges mit einweihendem Lächeln die Stirne geküsst hat, ein fröhlicher Geselle und guter Freund seiner Freunde, dem, wie er selbst meinte, sein Bissel Weisheit aus dem Herzen komme, ein treuer Sohn seines geliebten Schlesierlandes, das unter der zahlreichen Schar seiner Dichter denn auch ihn zum besondern Liebling erkoren hat und nicht blos in diesen Tagen stolz auf den Besitz seines Holtei blickt. Er selbst schreibt einmal ehrlich bescheiden: „Was meinen eng begrenzten Fähigkeiten zu leisten möglich war, hab' ich redlich und fleissig gethan. So lange ich lebe, will ich mich bestreben thätig zu sein, will dankbar bleiben gegen Gott und meine Freunde“. Die Freunde vermag er sich mit seinen Dichtungen auch nach dem Leben zu erwerben und dankbar wollen wir alle bleiben gegen den schlesischen Sänger, der seine Thätigkeit mit dem alten Verse seines Lieblings Opitz rühmen durfte:

Ich hab das Mein gethan, so viel mir Gott beschert.
Ein ander thu das Sein, so wird die Kunst gemehrt.

Holteifeiern der Gesellschaft.

Am Abend des 23. Januar feierte die Gesellschaft in Breslau das Holteijubiläum mit einer Festversammlung im Schlesischen Hofe, zu der

sich weit über 250 Personen, Mitglieder und Gäste, eingefunden hatten. Max Heinzel eröffnete die Feier mit einem warmempfundenen Prolog auf den Meister des schlesischen Dialektliedes. Hierauf hielt Prof. Dr. Koch den oben mitgeteilten Vortrag. Bei dem gemeinschaftlichen Abendessen sprach der Vorsitzende, Prof. Vogt, über Holteis Beziehungen zur schlesischen Volkskunde. Er wies darauf hin, wie Holteis hundertjähriger Geburtstag in ganz Schlesien eine so ungleich wärmere und lebhaftere Teilnahme finde, als sie vor kurzem der 300jährigen Gedenkfeier Martin Opitzens geworden sei, trotz dem unvergleichlich viel grösseren Einflusse Opitzens auf die Entwickelung der deutschen Literatur. Nicht allein die vielen persönlichen Erinnerungen an Holtei, die noch in der jetzigen Generation leben, können das erklären. Wie seinerzeit die Hans Sachsfeier überall freudigen Wiederhall gefunden habe, weil im Gegensatz zu Opitz des alten Nürnbergers Dichtung als Ausdruck echten deutschen Volkstums uns noch lieb und vertraut sei, so verdanke Holtei seine Popularität vor allem dem Umstande, dass die beste und gesundeste Wurzel seiner Poesie tief im Boden heimischen, schlesischen Volkstums hafte. Der Sinn für alle charakteristischen Aeusserungen deutscher Stammesart, dessen Wiedererwachen die Gesellschaften für deutsche Volkskunde ins Dasein gerufen habe, zeige sich auch heute in den Holteifeiern lebendig. Redner berührte dann Holteis enge Beziehungen zu dem besten Kenner Schlesischer Sprache und Überlieferungen, Karl Weinhold, und seine Pläne zu volkskundlichen Sammlungen. Was aber die Volkskunde Holtei recht eigentlich zu danken habe, sei die poetische Verkörperung schlesischen Volkstums, vor allem in seinen mundartlichen Gedichten, die Redner kurz sowohl in ihrem Verhältniss zu Hebels alemannischen Gedichten, wie als Ausdruck von Holteis eigenster Natur charakterisirte. Die mannigfachen Gestalten, wie er sie sich in Dorf und Stadt in den kleinen Kreisen täglichen Lebens bewegen sah, formte Holtei zu dichterischen Typen, wirklichkeitsgetreu, ohne Scheu vor dem Groben und Harten, das in seiner Dichtung wie im Leben des Volkes dicht neben dem Innigen und Sentimentalen liegt. Aber auch Berg, Fluss und Wald der schlesischen Heimat, mit denen er sich und seine Lebenserinnerungen innig verwachsen fühlte, erschienen ihm wie leibhaftige Gestalten alter, lieber Landsleute. So treten jedem Schlesier in diesen Gedichten vertraute Charaktere, vertraute Verhältnisse, vertraute Landschaftsbilder in den Klängen seiner Volkssprache anheimelnd entgegen, und wie dem durch Neigung, Laune und Schicksal vielfach umhergetriebenen Manne der alte Wunsch erfüllt wurde, das letzte Heim in seinem schlesischen Vaterlande zu finden, so ist auch seiner Dichtung schliesslich die schönste Heimstätte geworden, die er sich wünschen konnte, die Heimat im Herzen des schlesischen Volkes.

Wie sich bei Holtei so oft wehmütige Todesgedanken auch in glückliche Stimmungen hineindrängen, so taucht ihm auch einmal in der sonnigen Obernigker Umgebung das Bild seines Grabes auf. Er fragt, ob dort wohl seine Seele einst als Blume aus dem Hügel hervorspriessen wird, und im Geiste sieht er zwei Kinder sie brechen und an ihrem Dufte sich freuen. Jetzt blühen die Dichtungen, in denen Holteis Seele lebt, noch frisch über seinem Grabe, und Gross und Klein hat seine Freude daran. Und neben ihnen sind andere Blumen hervorgesprossen, eine reiche

schlesische Dialektdichtuug, auf der jeder gern seinen Blick verweilen lässt, dem schlesische Stammesart am Herzen liegt. Redner gab seiner besonderen Freude Ausdruck, den Verehrtesten nnd Beliebtesteu unter den lebenden Pflegern dieser Dichtung, Max Heinzel, unter den Anwesenden zu sehen, und nach einer Begrüssung auch der übrigen Mitglieder nnd der Gäste schloss er mit einem Hoch auf das schlesische Volkstum.

Professor Hulwa erfreute die Tischgesellschaft durch die Verlesung des unten veröffentlichten Gedichtes aus Holteis letzter Zeit, während Herr Geheimer Justizrat Freund den Nächstsitzenden ein anderes Ineditum mitteilte, in welchem der Dichter das schlesische Sommersingen in ein Hochzeitslied verwoben hat[1]). Prof. Hoffmann feierte durch einen Trinkspruch die Frauen als treue Pflegerinnen volkstümlicher Ueberlieferungen.

Die Vorführung Holteischer Dichtungen wurde sodann durch drei Lieder aus „Lorbeerbaum und Bettelstab“ nach der Composition von Rietz eröffnet: An die beiden Soli des Prof. Kühn „Einstmals ein armer Sänger“ und „Von seinen blätterreichen Zweigen“ schloss sich als Chorgesang des akad. Gesangvereius Leopoldina das „Trinklied“, welches der musikalische Dirigent des Vereins Herr R. Starke ebenso wie das demnächst von der Leopoldina vorgetragene „Wihl a giehn“ für den Chor eingerichtet hatte. Mit der Recitation von „Suste nischt ack heem“ durch Prof. Körber schloss der erste Teil des Programms. Hatte dieser schon reichen Beifall geerntet, so versetzte die vortreffliche Aufführung des Schwankes „33 Minuten in Grünberg“ durch Herrn stud. Gusinde, Frl. Hulwa und Frl. Milisch die Gesellschaft in die fröhlichste Stimmung, wie auch die folgenden musikalischen und recitatorischen Vorträge der Herren Kühn, Körber und der Leopoldina der Wahl des Programmes gemäss Holteis Humor mit bestem Erfolg zur Geltung brachten. Das Lied „I nu su gärne“ wurde dabei als Chorgesang nach einer für unser Fest verfassten Composition des Herrn R. Starke vorgetragen. Ein fröhlicher Tanz beschloss die wohlgelungene Feier.

Die Ortsgruppe Warmbrunn hielt ihre Februar-Versammlung am 5. d. M. in Hermsdorf u. K. ab. Der Vorsitzende, Archivar Dr. Nentwig gestaltete durch einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag die Sitzung zu einer würdigen Holtei-Feier. Auch der hierauf folgende Vortrag des Postassistenten Liedl über Aberglauben und Schatzgräberei, sowie der Gesangs-Vortrag einiger bisher wohl noch nirgends gedruckter Volkslieder durch Lehrer Metzner erntete reichen Beifall. Auf die Sitzung, an der auch zahlreiche Damen sich beteiligten, folgte eine gemütliche, bis in die Geisterstunde währende Fidelitas. An den Verein für Egerländer Volkskunde wurde von den Anwesenden eine Gruss-Karte gesandt.

Ein ungedrucktes Gedicht Holteis.

Aus Anlass der 21. Wander-Versammlung deutscher und österreichischer Bienenwirte, welche im September 1876 in Breslau tagte, begab ich mich in meiner Eigenschaft als Geschäftsführer der Ver-

[1]) Es ist inzwischen in den „Monatsblättern“ der schlesischen Dichterschule Jahrg. 24 S. 18 gedruckt.

sammlung in das barmherzige Brüderkloster zu Herrn von Holtei, um denselben zu bitten, seinen zahlreichen Verehrern unter den Bienenwirten zu Liebe deren festliche Vereinigung durch ein Weihegedicht zu verherrlichen. — Holtei befand sich nicht gerade in rosiger Stimmung, als ich ihm meine Bitte vortrug, und ich verliess damals den greisen Dichter in seiner stillen Klosterzelle mit wenig Aussicht auf einen Erfolg meiner Bemühungen. Um so freudiger wurde ich überrascht, als einige Tage später sein liebenswürdiger Brief und das erbetene Gedicht eintrafen.

Der Brief lautet:

Hochgeehrter Herr!

Von den mir gütig mitgetheilten, anbei zurückfolgenden Blättern fand ich keines für mich verwendbar. Es blieb mir nichts übrig, als mein Glück in's Blaue hinein zu versuchen. Wie mir das bei meinem trübseligen Zustande gerathen ist, mögen Sie beurtheilen. Wollen Sie dies Geschreibsel benutzen, dann bitte ich: mir, wenn es so weit ist, eine Revision der Korrektur zustellen zu lassen.

Können Sie's nicht gebrauchen, dann schicken Sie mir rücksichtslos das Manuskript zurück.

Ich nehm's gewiss nicht übel.

Hochachtungsvoll

dero
ganz ergebenster
Holtei.

Natürlich habe ich das sog. „Geschreibsel" nicht wieder zurückgeschickt, sondern damit unsere für Holtei begeisterte Versammlung hochbeglückt.

Das weihevolle gedankenreiche Poëm lautet:

Zur Seelenkunde.

Erheben soll der müde Greis das Wort,
Das matte, werthe Gäste zu begrüssen,
Die heute hoch willkommen hier am Ort
Versammelt sind.
Er steht auf schwachen Füssen;
Die Hand erlahmt, der Kopf ist krank und schwer,
An treffenden Gedanken wüst und leer;
Wo nimmt der Alte Stoff zu reimen her?
Wohl möcht' er gern gefäll'gem Wunsche dienen;
Doch wie? — — —
So such' er Hülfe bei den Bienen.
Ein Stoff, der uns an Herz und Seele liegt,
Der jeden andern Gegenstand besiegt,
Wenn er millionenweise uns umfliegt,
Auf Tritt und Schritt recht eigentlich zu mahnen,
Weshalb hierher geleitet unsre Bahnen. —

Auch Thiere sind beseelt, das ist ja klar,
Regen die Forschung an zur Seelenkunde,
Und bieten sich dem Forscher lockend dar;
Wenn gleich, weil Sprache fehlt, nicht mit dem Munde,
Jedoch mit oft verständlichem Bemühn,
Nach ihrer Art, sei's schüchtern, sei es kühn.
Wer's leugnen wollte, wäre baar der Sinne.

Zwar wird man's nicht sogleich bei allen inne;
Auch müssen sie von höh'rer Gattung sein,
Schon bildungsfähig und nicht gar zu klein.
Dass neben ihren allbekannten Gaben
Solch' höh're Thiere wirklich Seelen haben,
Zeigt sich tagtäglich, drum befremdet's kaum,
Giebt man dem Glauben an Thierseelen Raum.

Doch löst sich's auf in Nebel wie ein Traum,
Wenn wir den Blick auf winz'ge Wesen lenken,
Die einzeln zu empfinden, ja zu denken,
Unfähig scheinen, aber fromm gesellt
Zu einem Ganzen, Grossen, sind bestellt
Wunder zu leisten in der Erdenwelt.

Treu dem Naturgesetze seh'n wir Bienen,
Die uns armseelige Insekten schienen,
Voll Fleiss und Muth in ämsigem Vertraun,
So kunstgerechte Zellen auferbaun,
Als ob selbstständger Eifer sie beseele,
Als ob der Antrieb ihrer eignen Seele
Sie dringen hiess' durch Sonnengluth, durch Sturm,
Für wicht'ge Zwecke!?
Seelen? — Solch' ein Wurm!

Nein, daran glaub' ich nun und nimmer.
Jedoch ich glaube fest und glaubte immer
An die Weltseele, die den Schwarm belebt,
Die ihn, als Ganzes, über uns erhebt,
Dass jedes Einzelne auf dünnsten Schwingen
Aus Flor gewebt, gewaltig möge dringen
In's unermesslich-Ewige! — —
Und vollbringen
Wir „Herrn der Erde" (wie der Hochmuth spricht)
Nicht eben auch nur so des Daseins Pflicht?
Ob „freier" Mensch, ob willenlose Biene,
Was lebt, ist nur, dass es dem Ew'gen diene.
Gemeinsam ist des Erdentodes Loos;
Um Stunden, Tage, Jahre dreht sich's bloss;
Der Unterschied ist meiner Treu nicht gross.

Der Biene Stachel mög' es uns einschärfen:
Die eitle Menschenseele sei bereit,
In tiefster Demuth sich zu unterwerfen
Allmächtiger Weltenseele Herrlichkeit!

Wie rasch vergeh'n die Werke dieser Zeit!
Hier stolze Burg, — dort Häuschen für die Bienen . . . .
Ein Hauch . . . . dahin sank beides in Ruinen.
Nur die Weltseele bleibt in Ewigkeit!

Breslau, 1876. Holtei.

Jeder Teilnehmer jener Versammlung wird dieses sinnige Gedicht, eine der letzten Liebesgaben Holtei's an seine Zeitgenossen zum ehrenden Gedächtnis an des Schlesierlandes Lieblingssohn im Herzensschrein aufbewahren.

Mir speziell sind die Manuscripte des Briefes und Gedichtes „Zur Seelenkunde" als teurer Hausschatz verblieben. Prof. Dr. Hulwa.

Literatur.

Volkslieder von der Mosel und Saar. Mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt von Karl Köbler, mit vergleichenden Anmerkungen und einer Abhandlung herausgegeben von John Meier. I. Band. Text u. Anmerkungen. Halle (Niemeyer) 1896. VI u. 474 S. 8°.

Unter den neueren Sammlungen deutscher Volkslieder sind die Landschaften des mittelrheinischen Stromgebietes besonders gut vertreten: Beckers rheinischem Volksliederborn, Wolframs Nassauischen, Böckels und Lewalters Hessischen Volksliedern folgen jetzt die Lieder des Saar- und Mosellandes in der vorliegenden sorgfältigen Ausgabe. Die Verbindung eines mitten im heimischen Volksleben stehenden Lehrers mit einem bewährten Germanisten von Fach zu gemeinsamem Werke hat, wie nicht anders zu erwarten war, gute Frucht getragen. Nach gemeinsamer Feststellung der Grundsätze für Aufnahme und Niederschrift der Lieder hat Herr Köbler die ganze, 368 Stücke umfassende Sammlung aus volkstümlicher Ueberlieferung in Wort und Weise aufgezeichnet, während Dr. Meier die Ordnung und Einrichtung derselben für den Druck übernahm und Anmerkungen hinzufügte, die in zweckmässiger Einrichtung und gründlicher Ausführung die Verbreitung jedes einzelnen Liedes, sein Vorkommen in anderen Volksliedersammlungen und in besonderen Fällen auch seinen Ursprung nachweisen. Die Grundsätze, welche für das Sammeln beobachtet wurden, sind für jeden, der beabsichtigt ein treues Bild von dem Liedervorrat eines Landes zu geben, im Grunde selbstverständlich; aber ihre strenge Beobachtung ist zu wichtig, als dass ich sie nicht auch allen Sammlern schlesischer Volkslieder hier ausdrücklich ans Herz legen sollte. 1) Die Lieder müssen unbedingt genau aufgezeichnet werden, ohne jede Nachbesserung, gerade wie sie aus dem Munde des Volkes ertönen, mit allen ihren Unebenheiten und Fehlern. 2) Alles wird aufgezeichnet, was das Volk singt und rezitirt und selbst als „Volkslied" betrachtet, einerlei ob die Forschung es als „Kunstlied" nachweist. 3) Besonderer Wert ist auf die Aufzeichnung der Melodie zu legen. Ich füge dem noch 4) hinzu: Es sind stets genau der Ort oder die Orte anzugeben, wo der Sammler das Lied kennen gelernt hat, und es ist hinzuzufügen, ob er es aus mündlicher Ueberlieferung, einer Niederschrift oder einem Drucke entnommen hat.

Natürlich ist es sehr verschiedenwertiges Material, was auf diesem Wege zusammenkommt, und wie weit man die Grenzen für das der Veröffentlichung würdige ziehen will, darüber werden die Ansichten der verschiedenen Herausgeber häufig auseinandergehen. In Köhlers und Meiers Sammlung ist das in den Volksmund übergegangene Kunstlied in besonders ausgedehntem Masse berücksichtigt, auch wenn es in der mündlichen Ueberlieferung keine nennenswerten Veränderungen erfahren hat. Die interessante Frage des Verhältnisses vom Kunstlied zum Volkslied hat Dr. Meier augenscheinlich besonders angezogen: ihr gelten die wertvollsten Nachweise in den Anmerkungen, und ihre Förderung vor allem darf man von dem zweiten Bande des Werkes erwarten; die für diesen in Aussicht gestellte Abhandlung über das Wesen des Volksliedes wird wohl gleichfalls in engstem Zusammenhange mit der Erörterung jenes Verhältnisses stehen. Sehr dankenswert sind aber auch die übersichtlichen knappen Hinweise auf die landschaftliche Verbreitung jedes einzelnen Liedes. Für uns in Schlesien hat es ein besonderes Interesse zu sehen, eine wie stattliche Menge der hier in der Ostmark lebenden Lieder auch im äussersten Westen des Vaterlandes verbreitet ist. Neben Peters Volksliedern aus Oesterreichisch-Schlesien haben Hoffmann von Fallerslebens schlesische Volkslieder reiches Material zur Vergleichung geboten; aber auch die schöne handschriftliche Sammlung, welche Herr Rektor Dr. Klein zusammengebracht und seither als wertvolle Gabe dem Archiv unserer Gesellschaft einverleibt hat, ist ausgiebig für die Anmerkungen verwertet worden. Gleichwohl lässt sich den Nachweisen Meiers noch gar manches hinzufügen aus dem, was so fleissige Sammler wie Herr Scholz

in Herzogswaldau, Herr Hauptmann Cogho in Warmbrunn, Herr Gymnasiallehrer Meier in Gleiwitz und Andere zu dem Vorrate unseres Archivs aus der volkstümlichen Ueberlieferung unserer Provinz beigesteuert haben. Ich will nur die folgenden Lieder nennen, die bisher nicht aus Schlesien bezeugt sind: Köhler und Meier Nr. 36 „Ist denn Lieben ein Verbrechen?“, 6 Strophen bei uns, 2 bei K. u. M., 4 bei Erk—Böhme. — Nr. 41 B. „Treuer sieh, du brichst den Schwur der Treue“, 10 Strophen bei uns, 6 bei K. u. M., 4 bei E.—B. — Nr. 79 „Willst du dein Herz mir schenken“, wesentlich abweichend von K.—M. und von E.—B. — Nr. 95 „Sollt' ich dir mein Liebchen nennen?“ desgl. — Nr. 106 „Im Dörfchen wo ich lebte“. — Nr. 118 „Warum bist du denn so traurig?“ — Nr. 121 „Einst ging ich die Strasse hinein, da fand ich mein Liebchen allein“, wesentlich abweichend. — Nr. 148 „Wenn ich die Blümlein schau, wünsch ich mir eine Frau“. — Nr. 163 „So leb denn wohl, du stilles Haus“. — Nr. 167 „Wie die Blümlein draussen zittern“, 4 Strophen, einschliesslich der Zusatzstrophe, welche Erk — Böhme II, S. 580 Anm. in etwas abweichender Form aus dem Elsass beibringt. — Nr. 174 „Ein Sträussel am Hute“. Nr. 175 „Von dir geschieden, bin ich bei dir“, 5 Strophen (4 bei K.—M. u. E.—B.). — Nr. 183 „In des Gartens dunkler Laube“, bei uns in zwei Aufzeichnungen, die eine von 10, die andere von 8 Strophen (7 bei K.—M. u. E.—B.). — Nr. 185 „Von der Wanderschaft zurück führt den Jüngling das Geschick“, 6 Str., von denen die 4. bei K.—M. fehlt, die 5. u. 6. anders lauten. — Nr. 188 „Es zog ein Matrose wohl über das Meer“, bei uns in verstümmelter Form, die aber doch an einigen Stellen die Fassung bei K.—M. ergänzt. — Nr. 192 „Macht man ins Leben kaum den ersten Schritt“, mit einigen Abweichungen. — Nr. 200 „Ein niedliches Mädel, ein junges Blut“. — Nr. 206 „Ich bin der lust'ge Oekonom“, 11 Strophen (5 K.—M.). Ich habe dies Gedicht im J. 1895 aus dem Munde eines Pfaffendorfers aufgezeichnet, der es in entsprechendem Kostüm bei der Kirmes vorzusingen pflegte, indem er zwischen den einzelnen Strophen herumtanzte. Es stimmt im Wesentlichen noch mit der von Meier nachgewiesenen Urgestalt überein, aber drei Strophen derselben fehlen in unserer Fassung und eine ist hinzugekommen. — Nr. 209 (verdruckt 309) „Mûn, du solst ahâme gin“: Drechsler, Handwerksbrauch, S. 21 unsrer Festschrift für Weinhold. — Nr. 234 „Es gieng sen ein Jäger wol jagen“, 8 Strophen (K.—M. 6, E.—B. 9 Str.). — Nr. 252 „An der Weichsel gegen Osten“. — Nr. 286 „Zu Strassburg auf der langen Brück“. — Nr. 365 hörte ich in der Umgebung von Breslau folgendermassen von Kindern aus dem Volke bei einem Spiele singen: Knaben und Mädchen stellten sich je in einer Reihe einander gegenüber und sangen, indem sie den Takt mit den Händen klatschten, nach der Melodie „bald gras' ich am Neckar“:

Die Tiroler sind lustig,	die Tiroler sind froh.
Verkaufen ihr Bettel	und schlafen auf Stroh.
Nun dreht sich das Weibel	(das erste Mädchen dreht sich)
nun dreht sich der Mann	(der gegenüberstehende Knabe dreht sich)
nun dreh'n sich alle beide	und tanzen zusamm.

(Hierbei tanzte das Pärchen zwischen den beiden Reihen hindurch und stellte sich, am anderen Ende angelangt, wieder einander gegenüber, und so ging das anmutige Spiel weiter).

Von den Liedern, die auch Meier in Schlesien nachweist, habe ich mir vierzehn notiert, die noch in anderen Aufzeichnungen als den ihm bekannten in unseren Sammlungen vorkommen. Nur beispielsweise sei bemerkt, dass die Ballade „Eine Heldin wohlerzogen mit Namen Isabel“ (Meier Nr. 15), abgesehen von Dr. Kleins Niederschrift, noch in drei stark abweichenden Aufzeichnungen aus den Jahren 1850, 1851 und 1896 in unserem Archiv vertreten ist. Der einen hat Otto Vater in Herischdorf die Bemerkung vorangeschickt: „Nachfolgendes Lied habe ich zuerst im J. 1845 in Meinertshagen — Westfalen singen hören, dann im Jahre 1850 in Gr.-Jannowitz bei Lauenburg i. Hinterpommern und in den Jahren 1851—1855 von Personen aus Schlesien und aus der Provinz Posen in Liegnitz“. — Pommern ist unter Meiers Nachweisen wohl am spärlichsten vertreten, aus dem einfachen Grunde, weil es uns noch an einer irgend ausreichenden Sammlung pommerscher Volkslieder fehlt. Aus persönlicher Erinnerung ist mir bekannt, dass Lieder wie Nr. 173, 186, 248, 257, 293, 297 auch dort verbreitet sind, beziehungsweise während des französischen Krieges unter den pommerschen Truppen gesungen wurden.

Ein vollständiges Bild von der Verbreitung der einzelnen deutschen Volkslieder zu gewinnen ist trotz unserer grossen Volksliederliteratur gegenwärtig noch nicht möglich. So muss man zur Zeit auch noch auf die Lösung der schönen Aufgabe verzichten, das Charakteristische und Unterscheidende in der Volkspoesie der einzelnen deutschen Stämme zu kennzeichnen. Aber Bücher wie das vorliegende arbeiten dieser Aufgabe vor; und

vom zweiten Bande dürfen wir auch über die Entwicklungsgeschichte des Volksliedes interessante Aufschlüsse erwarten. Wir sehen seinem Erscheinen mit Spannung entgegen.
F. V.

Bunte Bilder aus dem Schlesierlande. Herausg. vom Schlesischen Pestalozzi-Verein. Mit vielen Illustrationen. Breslau (Max Woywod) 1898. 447 S. gr. 8°.

Oberschlesien in der Dichtung. Eine Anthologie herausg. v. Hugo Kegel. Kattowitz (Siwinna) O.-S. 298 S. 8°.

Es war ein glücklicher Gedanke einmal in einem hübsch ausgestatteten wohlfeilen Bande eine Anzahl kleinerer selbständiger Schilderungen aus mancherlei Gebieten des schlesischen Lebens und der schlesischen Landschaft in Vorzeit und Gegenwart zu vereinen. Rein populär gehalten, in zwangloser Folge zusammengestellt, verfasst von 60 verschiedenen, grossenteils dem Volksschullehrerstande angehörigen Autoren, können und wollen diese Aufsätze natürlich nicht den grossen Aufgaben einer wissenschaftlichen Volks- und Landeskunde Schlesiens entsprechen. Aber sie sind geeignet in weiten Kreisen das Interesse für Natur und Geschichte der Heimatprovinz, für Lebensverhältnisse, Lebensgewohnheiten und volkstümliche Überlieferungen der Schlesier anzuregen, und ich möchte sie von diesem Gesichtspunkt aus ganz besonders als schönes und nutzbringendes Geschenk für die reifere Jugend empfehlen. Einige Spezialdarstellungen, wie z. B. Coghos „Trompta Maria", Regells „Der Name des Riesengebirges", Lichters vortreffliche mundartliche Schilderung „'s Ganschreita" bieten auch für denjenigen Interessantes, welcher der schlesischen Volkskunde ein eingehenderes Studium widmet.

Das Buch, dessen Reinertrag dem schlesischen Pestalozzi-Verein zufliesst, hat so grossen Anklang gefunden, dass die erste Auflage von mehr als 5000 Exemplaren bald nach dem Erscheinen vergriffen ist. Einem Prospekt der 2., verbesserten und vermehrten Aufl., der uns vorliegt, entnehmen wir, dass der Verleger bei Vorausbestellung bis zum 1. April das Exemplar zum Preise von 3,50 Mk. (gebunden 5 Mk.) abgiebt. Nachher tritt eine Preiserhöhung um 1 Mk ein.

Die Sammlung „Oberschlesien in der Dichtung" bietet uns gleichfalls eine Reihe bunter Bilder von Land und Leuten. Die Wälder und Flüsse, die endlosen Ebenen und die stillen Dörfer Oberschlesiens breiten sich in poetischer Schilderung vor uns aus; vorüber an den qualmenden Schlöten, steigen wir tief hinab in den Schacht der Bergwerke, sehen die schwarzen Gesellen dort unten täglich das Leben sich erobern. Und droben hören wir weiche polnische Volksweisen, wie der Bauernbursch und sein Mädchen sie singen; der stramme Soldat wie der phlegmatische Martätschenbauer, verwegene Schmuggler und strolchende Zigeuner, rüstige Hüttenarbeiter, derbe Sachsengängerinnen und arme, von der Last endloser Arbeit gedrückte und verkümmerte Gestalten — sie alle ziehen an unsern Augen vorüber in diesen Gedichten, die, von ein par prosaischen Stücken durchbrochen, aus alter und neuer Zeit lose zusammengereiht sind. Zum grossen Teil entstammen auch die Dichter, über deren Leben die wichtigsten Notizen beigegeben werden, dem Lande, dem diese Sammlung gilt, sodass sie uns nicht nur von Oberschlesien in der Dichtung, sondern auch von der Dichtung in Oberschlesien ein Bild giebt. Dass zwischen dem mannigfaltigen Guten und Passenden auch einzelnes Minderwertige und dem Plan weniger Angemessene sich findet, soll nicht verschwiegen aber auch nicht allzusehr betont werden. Als Ganzes verdient das Unternehmen des inzwischen verstorbenen Herausgebers, welches von Ludwig Sittenfeld zum Abschluss gebracht wurde, Anerkennung und guten Erfolg. F. V.

Eingänge.

I. **Zu den schriftlichen Sammlungen:** Sprichwörtliche Redensarten, Gebräuche und Sagen, Ausdrücke aus der Sprache der wandernden Handwerksburschen von Dr. Arndt in Breslau. — Ein Herodesspiel aus Teplitz; Volkslieder; Scherzreime; Redensarten aus dem Riesengebirge; handschriftliche Chronik, von Chr. Gottfr. Ansorge in Petersdorf bis z. J. 1820 geführt, 2 Teile in einem Folioband (mit mancherlei Gedichten zur Zeitgeschichte) von Hauptmann Cogho in Warmbrunn. — Kleine Beiträge zur schles. Volkskunde von stud. phil. Gusinde und Dr. Jantzen in Breslau. — Hochzeitsbräuche und -Lieder aus dem Wölfelsgrund, Volkslieder, Kinderspiele, Kinderreime und Schnurren von L. K. — Volkslieder, Scherzgeschichten, Rätsel, Redensarten, Volksglauben von O. Scholz in Herzogswaldau. — Melodieen zu fünf schlesischen Volksliedern von Fräulein Helene Wartensleben in Breslau. — Zwei Reisepässe aus den Jahren 1800 und 1837 von Herrn Schneidermeister Wanka in Warmbrunn. — Bild einer Bäuerin aus Schmottseifen in Volkstracht

von Hauptlehrer Patschovsky in Dittersbach bei Liebau. — Melodie zu dem S. 21 fg. besprochenen und zu einem anderen Volksliede; Vergleiche menschlicher Körperteile mit tierischen; „Was ist der Mensch im Volksmunde?" von demselben.

II. **Zur Bibliothek:** Ausschnitte von Zeitungsberichten über Johannisfeuer in Schlesien von Pfarrer Gregor; Weingärtner, das Kind und seine Poesie, von demselben. — Kalender v. J. 1813 von Hauptmann Cogho.

Sitzungsberichte.

Am 11. Februar fand die Hauptversammlung statt. Der Schatzmeister der Gesellschaft, Bankier Holz, erstattete den Kassenbericht für das abgelaufene Geschäftsjahr. Aus demselben ging hervor, dass die Mitgliederzahl sich erfreulicherweise auf 510 vermehrt habe. Die Einnahmen bezifferten sich einschliesslich des vorgetragenen Kassenbestandes von M. 78,02 auf M. 1384,41; hiervon gingen ein M. 821,40 als ordentliche Beiträge, M. 400 als ausserordentliche, und zwar durch eine dankenswerte Zuwendung von M. 300 seitens der Provinzialverwaltung und M. 100 Spende des Schatzmeisters, der Rest als Effectenzinsen und Erlös von Druckschriften. Die Ausgaben betrugen insgesamt M. 841,72, sodass am Jahresschluss ein Kassenbestand von M. 542,69 vorhanden war, welcher die Anschaffung eines weiteren M. 300 Schles. 3½ % Pfandbriefes ermöglichte, sodass insgesammt M. 800 dergleichen Pfandbriefe zur Zeit den Effectenbestand der Gesellschaft bilden.

Hierauf gab der Vorsitzende, Prof. Vogt, einen Überblick über die innere Entwicklung der Gesellschaft, über die Vermehrung der schriftlichen Sammlungen und über die provisorische Ordnung des Archivs. Im Hinblick auf die bedeutend gewachsenen Druckkosten der „Mitteilungen", die anfangs nur als eine Art Vereinsnachrichten in kleinem Massstabe geplant waren, während sie jetzt den ursprünglich beabsichtigten Umfang mehr als dreifach überschreiten, sah sich der Vorstand in einer Vorstandssitzung vom 7. Februar d. J. zu dem Beschlusse genötigt, bei der Hauptversammlung eine kleine Erhöhung des Beitrages der auswärtigen Mitglieder zu beantragen. Der Antrag des Vorsitzenden, die Hauptversammlung wolle beschliessen: „Der jährliche Beitrag auswärtiger (ausserhalb Breslaus wohnender) Mitglieder beträgt **2 Mark,** bei Mitgliedern ausserhalb des deutschen Reiches und Österreich-Ungarns mit einem Portozuschlag von 50 Pf. **(2 M. 50 Pf.),** — vom nächsten Vereinsjahre (1899) angefangen", wurde einstimmig angenommen.

Der Vorsitzende machte ferner die Mitteilung, dass der bisherige stellvertretende Bibliothekar, Herr Rector Herm. Bauch, infolge beruflicher Verpflichtungen und aus gesundheitlichen Rücksichten sich leider genötigt gesehen habe, sein Vorstandsamt niederzulegen, und sprach demselben unter dem Hinweis auf seine Verdienste um die schlesische Dialektliteratur den Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung aus. Auf Antrag des Herrn Prof. Hillebrandt wurde der bisherige Vorstand durch Acclamation wieder neugewählt und die Besetzung der ledigen stellvertretenden Bibliothekarsstelle demselben auf Grund seines Zuwahlrechtes überlassen.

Hierauf hielt Prof. Dr. Mez seinen angekündigten Vortrag über Pflanzenaberglauben; ein kurzer Auszug aus demselben wird in der nächsten Nummer veröffentlicht werden.

In der Sitzung vom 4. März wurden zwei Rechnungsrevisoren ernannt und die Zuwahl der Herren Oberregierungsrat von Dewitz, Prof. Dr. Körber, Prof. Dr. Hulwa, Verlagsbuchhändler und Stadtverordneter Morgenstern in den Vorstand verkündet. Sodann hielt Herr Dr. Olbrich einen Vortrag über deutsche Schlangensagen als Rest alten Seelenglaubens. Der Vortrag wird in einer der nächsten Nummern gedruckt werden.

Anzeigen.

Die **nächste Sitzung** findet am 13. Mai im Hörsal Nr. 15 der Universität, Abends 8 Uhr, statt. Vortrag des Herrn Professor Dr. Zacher.

Die **nächste** Nummer der Mitteilungen erscheint wegen der Osterferien erst Anfang Mai. Derselben wird ein Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis beigefügt werden.

Schluss der Redaction: 6. März 1898.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1898. **Breslau.** Heft V. № 4.

Inhalt: Olbrich, Deutsche Schlangensagen. — Literatur. — Anzeigen.

Deutsche Schlangensagen.

Vortrag, gehalten in der Sitzung am 15. Februar 1898 von **Dr. Carl Olbrich**[1]).

I. Grundanschauungen.

Versuchen wir es, uns in eine ferne Kindheitsperiode des Menschengeschlechtes zu versetzen, in eine Zeit noch ungeübter Beobachtung, wo alle Eindrücke überwältigend auf den Menschen eindrangen. Hier sieht er in dem Tiere noch einen völlig gleichartigen Bewohner der Erde und stellt sich mit dem auch atmenden, wachsenden, sich bewegenden Nebengeschöpf auf gleiches Niveau; was er an sich selbst beobachtet, überträgt er ohne Bedenken auch auf dieses.

Nun war entschieden die bedeutsamste Entdeckung, die der Urmensch an sich selbst machte, die, dass er zwei Existenzen in sich vereinigte; die primitive Anschauung der Urzeit dachte sich den Menschen als zwei gesonderte Lebewesen: den äusserlich sichtbaren, von warmem Leben durchzogenen Leib, der freilich als Leiche zeigte, dass er doch nicht das richtige Leben besitzt, — in seinem Inneren aber weilte verborgen ein zweites Lebewesen, das, selbst wahres, unvergängliches Leben, der äusseren Hülle erst ihr Leben verleiht. Was der Mensch so an sich selbst bemerkt hatte, übertrug er auch auf die ihn umgebenden organischen Bildungen, insbesondere die ihm am nächsten stehenden, die Tiere. Indem er an ihnen Eigenschaften wahrnahm, die an verwandte Seiten in seinem Inneren anklangen, schrieb er auch ihnen ein solches Seelenwesen zu und suchte in ihnen Geist von seinem Geiste. Als später infolge der Fortentwickelung des menschlichen Geistes in dieses Identitätsbewusstsein Unsicherheit kam, als der Mensch die Tiere nüchterner betrachten und für seine Zwecke ausnutzen lernte, da suchte jener älteste Glaube in veränderter Form seine Existenz zu retten. Zunächst beschränkte er sich auf bestimmte Tiere, die durch ihre physischen Eigentümlichkeiten dazu Veranlassung gaben. Dann aber hiess es, um ihre Beseeltheit zu erklären, das Tier sei die zeitweilige Hülle einer aus dem leiblichen Dasein entrückten Menschenseele. Damit war die Grundlage für den Glauben an eine „Verwandelung" des Menschen in Tiere, an eine „Seelenwanderung" gegeben.

[1]) Der Verfasser ist mit einer grösseren Arbeit über dieses Thema beschäftigt und bittet, ihn mit Material (Schlange in der Sage, im Traum etc., Ansichten des Volkes über sie u. s. w.) freundlichst zu unterstützen.

Man könnte aus dem Sagenschatze aller Nationen eine ganze Fauna solcher „Seelentiere" zusammenstellen. In den deutschen Sagen sind es hauptsächlich Tiere, die ein „heimliches" Leben führen: Katze, Wiesel nnd Maus, Eidechse, Kröte und Schlange. Unter ihnen spielt die Schlange entschieden die Hauptrolle. Und es dürfte wohl anch kein anderes Tier dnrch sein Wesen nnd Treiben so viel Veranlassung geben, es mit der Seele in Verbindung zn bringen. Ein so dünnes, langgestrecktes, glattes Wesen schien wie geschaffen dazu, als Seelentier aus dem Mnnde schlüpfen und überall „umgehen" zu können. Dazu kam die für den Laien rätselhafte, lautlose, gleitende Fortbewegung des aller äusseren Bewegungswerkzeuge beranbten Körpers, — die Fähigkeit der Tiere, durch Engen und Schlupflöcher, Ritzen nnd Spalten überraschend und geheimnisvoll zu erscheinen und zn verschwinden, — ihr Hausen unter der Erde, in Erdlöchern und Höhlen, die als Eingänge zur Unterwelt galten. Der jedem Beobachter auffallende Häutnugsprozess der Reptile mag den Glauben an einen leichten Wechsel der Erscheinungsform bei ihnen begünstigt haben. Ihre grosse Empfindungslosigkeit gegenüber selbst schwereren Verletzungen und deren überraschend schnelles Ausheilen, das hohe Alter, das die Tiere erreichen, konnte den Glauben an besondere, übernatürliche, ihnen innewohnende Kräfte erwecken. Das heiser-dumpfe Zischen, das sie in Momenten der Erregung als Ersatz der fehlenden Stimme hören lassen, erinnerte an die in der ältesten Vorstellung als „summend", „zischend", lispelnd gedachte Sprache der Geister[1]). So boten diese Tiere die günstigste Vorbedingung, eine Rolle in dem Seelenglauben zn spielen.

II. Älteste Anschauung:
Die Schlangengestalt als Erscheinungsform der Seelen.

Als der gute Frankenkönig Guntram einstmals schlief, kroch ihm ein Tierlein „in Schlangenweise" aus dem Munde und ging anf selbständige Entdeckungsreisen aus. Nach einigen Stunden kehrte es znrück und schlüpfte wieder in den Mund des Schlafenden. Dieser erwachte und erzählte als Traum, was seine wandernde Seele in Schlangengestalt erlebt hatte[2]). Hat hier die zeitweise vom Körper getrennte Seele diese Gestalt gewählt, so erscheinen in anderen Sagen in ihr abgeschiedene Geister Verstorbener. Nach einer deutsch-böhmischen Sage hat ein Bauer sich unrechtmässig eine Wiese angeeignet und dann aus Gewissensangst in einem nahen Teiche sich ertränkt. Seitdem ist auf jener Wiese eine Schlange gesehen worden, die dann immer in dem Teiche verschwand[3]). Viel verbreiteter als in solchen von einem Umgehen des Gespenstes am

[1]) Homer vergleicht sie mit dem Schwirren der Fledermäuse (τρίζειν). Vgl. Engelien und Lahn: Der Volksmnnd in Brandenbnrg. 96.

[2]) Grimm, D. S. II, 90. Die beliebteste Erscheinnngsform der wandernden Seele des Schlafenden ist die Maus (vgl. Pröhle: Harzsagen. 68; Schnmbach-Müller: Niedersächsische Sagen 237 n. a.); für Schlesien ist sie in unseren Sammlnngen dreimal belegt. — Eine Verwendung der Schlnngengestalt für die den Körper im Tode verlassende Seele, wie in der indischen Erzählung von Bnlbader (Polier: mythologie des Hindons II, 142) habe ich in dentschen Sagen nicht finden können.

[3]) Grohmann: Sagen aus Böhmen und Mähren. 222. Die Sage erinnert an die Seelen, die als Feuermänner an der Stätte ihres Frevels gegen das heilige Grenzrecht nmgehen müssen (auch aus der Kränterei bei Breslan belegt).

Orte seiner Schuld handelnden Sagen ist die Schlangengestalt in denen, welche abgeschiedene Geister an dem Orte ihres früheren Menschendaseins, die Nachkommen überwachend und segnend, vorführen. Zu diesem Schlangen-Ahnenglauben haben offenbar gewisse Eigentümlichkeiten der Reptile mitgewirkt. Sie lieben leidenschaftlich die Wärme und suchen deshalb gern die menschlichen Behausungen auf. Wenn fortgesetzte Verfolgung sie heutzutage auch grösstenteils aus der Nähe menschlicher Wohnungen vertrieben hat, weiss der Bauer doch recht gut, wie gern sie in Stallungen, Untergeschossen, Kellerräumen, unter Schwellen und Dielen sich einnisten, und wie schwer bei der grossen Zähigkeit, mit der sie an dem einmal gewählten Aufenthaltsorte festhalten, diese ungeladenen Gäste zu vertreiben sind. Nach einem in Deutschland weit verbreiteten Volksglauben leben der Urahn oder das Urahnenpaar im Keller des Hauses als Hausschlangen (Hausottern, Hausnattern). Sie bleiben unbehelligt, ja, man hegt und pflegt sie sogar, sie sind des Hauses guter Geist, der es vor allem Uebel bewahrt oder, wenn er es nicht verhindern kann, durch auffälliges Erscheinen davor warnt[1]). Wer sie tötet, begeht einen schweren Frevel. Ist doch ihr Sein so eng mit der Familie verknüpft, dass der Tod einer Schlange den Tod des betreffenden Gliedes der Familie nach sich zieht. In Merklin in Böhmen lief einst eine Menge Menschen bei einem Hause zusammen: eine Hausschlange, die sich gezeigt hatte, war erschlagen worden; eine Woche später soll am nämlichen Tage zu gleicher Stunde der Hausvater gestorben sein[2]).

Aber auch fremde, durch keine Bande an Ort oder Person geknüpfte Geister suchen in Schlangengestalt den Verkehr mit Menschen. Nach einer wunderlichen Erzählung aus Lauingen kriecht einem Bauern, als er im Walde Holz sucht, eine Schlange in sein Reisigbündel. Er nimmt sie mit nach Hause; sie ist friedlich und harmlos, bringt dem alten Ehepaar Glück ins Haus und verschwindet erst mit ihrem Tode. Diese Sage und eine ähnliche schwäbische fügen ausdrücklich hinzu, es sei offenbar nichts anderes als ein Geist gewesen[3]). Vielfach ist es ein seltsames Gelüsten nach Milch, welches die Schlangen menschlichen Umgang aufsuchen lässt. So gesellen sie sich zu Hirtenmädchen oder Kuhmägden, lassen sich von ihnen mit Milch füttern und beschenken sie zum Lohne, wenn sie später heiraten, reichlich. In einem Stalle in Derendingen fand sich regelmässig, wenn die Magd melkte, eine Schlange ein, die von der frischgemolkenen Milch zu trinken bekam. Als die Magd sich verheiratet, erscheint die Schlange mit einer goldenen Krone, die sie ihrer Wohlthäterin zum Ge-

---

[1]) Ein Hausotternpaar im Keller erwähnte Weinhold, als er 1862 in den Schlesischen Provinzialblättern einen Ueberblick über den schlesischen Volksglauben gab. Vgl. Philo vom Walde: Schlesien in Sage und Brauch. 27 („jedes Haus hat eine Hausotter"); in unseren Sammlungen belegt aus Rudelsdorf (Schlange = Schutzgeist). Für andere Gegenden vgl. Zingerle: Tirols Volksgebräuche. 95; Rochholz: Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der Vorzeit. 146; Grohmann a. a. O. 221. Auf dieselbe Anschauung gehen wahrscheinlich auch die von Engelien u. Lahn (a. a. O. 79) und Tettau u. Temme (Die Volkssagen Ostpreussens, Litthauens und Westpreussens. 144) angeführten Bräuche zurück.

[2]) Grohmann a. a. O.

[3]) Meier: Schwäbische Sagen. 28.

schenke zurücklässt[1]). Dieses „Milchtrinken" ist ein allgemeiner Zug der deutschen Schlangensagen. Der Glaube daran mag durch die Beobachtung gefördert worden sein, dass die Ringelnattern — denn um diese handelt es sich zumeist[2]) — sich gern in den feuchtwarmen Kuhställen aufhielten. In der Kräuterei bei Breslau erzählt man, die Kröuelnatter krieche in die Milchäschel. In einer schwäbischen Sage wird berichtet, die Schlangen hätten einst haufenweise in den Kuhställen gelegen, sich den Kühen ans Euter gelegt und ihnen die Milch ausgesogen[3]). Den Hausschlangen setzt man in schlesischen Gebirgsdörfern ein Schälchen kuhwarme Milch hin; dann kommt die Otter hervor und stillt ihren Durst[4]). Der Zoologe weiss von einer solchen Vorliebe der Schlangen für Milch nichts zu vermelden; angestellte Versuche haben sogar gezeigt, dass sie entweder gar nicht oder nur widerwillig diese Flüssigkeit geniessen. Aber dieser Glaube knüpft auch gar nicht an das Tier als solches an, sondern an die Auffassung desselben als Seelentier. Die Milch ist, wie das Blut, im Volksglauben „ein ganz besonderer Saft". Sie enthält ja, wie dieses, die zur Erhaltung des Organismus notwendigen Stoffe in flüssigem Zustande und ist so gewissermassen flüssiges Leben, wie es die Seelen wohl aufnehmen können. Milch war neben dem Blut bei den Indogermanen ein Hauptbestandteil der Toten- d. h. Seelenopfer; nach Milch lüstern sind in deutschen Sagen auch die „Unterirdischen", die „seligen Fräulein", die Hauskobolde und — Hexen[5]). So begehren auch die Schlangen als Seelentiere nach dieser Speise, werden durch sie angelockt und befreunden sich um ihretwillen mit dem Menschen[6]).

Die geisterhafte Natur der Schlangen tritt deutlich auch aus den weitverbreiteten Sagen hervor, in denen sie — wenn man den christlichen Ausdruck gebrauchen darf — als eine Art Schutzengel sich zu kleinen Kindern gesellen. Bisweilen geschieht dies schon vor der Geburt derselben: Einer schwangeren Frau kriecht eine Schlange in den Mund; als sie eines Kindes genas, lag diesem die Schlange fest um den Hals. Sie liegt bei ihm im Bettchen und teilt seine Nahrung[7]). Werden solche das neugeborene Kind umwickelnden Schlangen aber verscheucht, so stirbt das Kind alsbald[8]). Mehr verbreitet ist die Gestalt der Sage, dass zu allein gelassenen Kindern sich Schlangen gesellen, mit ihnen harmlos spielen und ihre Milchsuppe teilen. Kommen die Eltern oder andere Personen hinzu, so „verschwinden" die Schlangen spurlos. Sie bringen dem Kinde Glück;

---

[1]) Meier a. a. O. 205. — Sepp: Altbayrischer Sagenschatz. 615. — Woeste: Volksüberlieferungen aus der Grafschaft Mark. 50. — Grimm: D. S. 302. — Grohmann a. a. O. 222.

[2]) Diese lebhafte und gewandte, in allen Teilen Deutschlands häufige Natter hat mit der auffallenden halbmondförmigen hochgelben Zeichnung an beiden Seiten des Kopfes offenbar auch die Sage vom „Otternkönig", der „Otternkönigin", der „Kröuelnatter" hervorgerufen.

[3]) Meier a. a. O. 208 (vgl. den Hexenglauben!).

[4]) Philo v. W. a. a. O. 27. und eigene Erfahrung des Verfassers aus dem Schlesierthale. Vgl. Meier a. a. O. 28.

[5]) Temme: Volkssagen der Altmark. 57. — Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. 325. Zingerle a. a. O. 26, 32. Grimm: D. S. 107.

[6]) Vielleicht ist überhaupt diese Darstellung weiter nichts als eine spätere Fassung des Glaubens, dass, wer den Seelentieren Ehrfurcht erweise und Opfer darbringe, für seine Frömmigkeit gesegnet werde.

[7]) Mone's Anzeiger VIII, 530.

[8]) J. W. Wolff: Niederländische Sagen. 625.

werden sie aber getötet, so stirbt das Kind alsbald[1]). Bezeichnend für das Wesen dieser Seelentiere ist der hierbei in Brandenburg gebrauchte Ausdruck: „Sie hat das Kind nach sich gezogen“, dieselben Worte, die der Volksmund auch braucht, wenn ein Kind seiner Mutter im Tode bald nachfolgt. In diesen Sagen wird auch das vorhin erwähnte Milchtrinken der Schlangen noch durch einen charakteristischen Zug ergänzt: Die Schlange schlürft, wenn sie mit dem Kinde aus einer Schüssel Milchsuppe frisst, nur die Flüssigkeit, so dass dieses, mit dem Löffel drohend, ihr zuruft: „Friss auch Brocken, nicht lauter Brühe“[2]). Feste Nahrung widersteht eben den Seelentieren.

War die Schlange hier der Schutzengel eines einzelnen Kindes, so ist sie in anderen Sagen der gute Geist eines ganzen Geschlechtes. Im Sakrower See bei Potsdam lebt die „Schlangenkönigin“, eine kleine schwarze Schlange, mit einem rotgelben Fleck am Kopfe oder einer Krone; sie wird nur für einen Augenblick sichtbar „wie eine Sternschnuppe fällt“. Sobald man sie sieht, soll man sich etwas wünschen; das erfüllt sich sogleich. Dem Grundherren ist sie von jeher wohlgesinnt; Kinder, die dort geboren werden, sollen Glück haben[3]). —

Seelen verstorbener Menschen, Ahnengeister und Schutzgeister sind vor uns in Schlangengestalt vorübergezogen; oft gehen diese Anschauungen in einander über und werden in mannigfaltigster Weise verbunden. Die Schlangengestalt ist, allgemein gesprochen, die Hülle, in der die Seele ihren Aufenthalt nimmt, wenn sie ausserhalb ihres Reiches den Lebenden erscheint. Auf der Zugbrücke des Zauberschlosses (d. i. der Unterwelt) erscheinen im Märchen die Geister den Wanderern, die eine seltsame Nacht dort zugebracht haben, in Gestalt dicker Schlangen, reden mit ihnen und geben ihnen Abschiedsgeschenke[4]). Es war nur ein Schritt weiter, wenn man auch Unterweltsdämonen in dieser Gestalt erscheinend sich dachte. Die Seelengöttin, Frau Holle, sitzt als Schlangenjungfrau im Oselberge bei Dinkelsbühl; auch der Wassernix, der als Herr über den Grund der Gewässer, den Aufenthaltsort der Seelen Verstorbener, den Unterweltsgottheiten zuzurechnen ist, erscheint als Schlange. Als die Tochter eines Ritters von der alten Burg Schwarzach auf einer Wiese am See spielt, kommt eine grosse Schlange hervor und zieht sie in den See[5]).

Aus Schlesien ist mir der Volksglaube bekannt, dass der Kranke, welcher von Schlangen träumt, bald sterben muss. Vielleicht hängt auch dieser Glaube mit der alten Ansicht, dass die Unterwelt von Schlangen-

---

[1]) Engelien u. Lahn a. a. O. 79. — Meier a. a. O. 203. — Schambach-Müller a. a. O. 186. Temme: Volkssagen der Altmark. 79. — Sepp a. a. O. 615.

[2]) Vgl. Sepp a. a. O. 615. — Engelien u. Lahn a. a. O. 79 (Käte, fit oek Bocken!“). Vgl. auch Woeste a. a. O. 50 („das Brot wird nicht kleiner, die Milch kaum weniger“).

[3]) Graesse: Sagenbuch des preussischen Staates. I, 114.

[4]) Schambach-Müller a. a. O. 310.

[5]) Grimm: D. S. 305 (vgl. auch das Motiv der Verhinderung der Rückkehr in die Oberwelt durch Genuss einer Speise in der Unterwelt). So sagt man in der Umgegend von Prenzlau: „Im Wasser sitzt die Otter, die alle Kinder in den See hinabzieht“. — Kuhn und Schwartz: Norddeutsche Sagen. 240, vgl. auch Pröhle: Harzsagen. 174 (V.), Schambach-Müller a. a. O. 51. Der Kobold Hinzelmann liegt einmal als zusammengeringelte grosse Schlange auf einer Bettstatt in einer leeren Kammer und verschwindet, als der Edelmann hereintritt, mit den Worten: „Da hättest Du mich bald erwischt“. Grimm: D. S. I, 111.

geistern bevölkert sei, zusammen, indem der Sterbende die Wesen des Reiches, in das er bald eingehen soll, bereits im Traume sieht [1]).

III. Christliche Einflüsse:
Die Schlangengestalt die Hülle, in welche unselige Geister gebannt sind.

Die gewaltige Veränderung, die in unserer ganzen Sagenwelt unter dem überwältigenden Eindruck des Christentums vor sich ging, hat auch die Schlangensagen nicht unberührt gelassen. Die neue Lehre erklärte alle Wesen des alten Glaubens für unselig und verflucht; in der christlichen Symbolik spielte die Schlange die Rolle des Teufels, des Feindes der Christen. So galten diese harmlosen, ja, wohlthätig-gütigen Seelentiere des alten Glaubens jetzt als böse, zum mindesten unselige, verfluchte, verzauberte, gebannte Wesen. Vergessen darf man dabei allerdings auch nicht, dass das unheimliche Treiben der Giftschlangen, die durch einen äusserlich kaum sichtbaren Biss (daher der Volksglaube, sie „stechen mit der Zunge") in kürzester Zeit einen Menschen töten konnten, die Auffassung der Schlangen als bösartige, teuflische Geschöpfe begünstigte. Es bildeten sich Legenden, nach denen Heilige die Menschen vor diesen schlimmen Tieren bewahrten. In einer Mariensage aus Oesterreich (in Kaltenbachs Mariensagen) wickelt sich einer grasenden Magd eine giftige Natter um den Arm, zischt aber plötzlich, ohne sie zu beissen, heftig gegen eine hohle Linde, springt ab und verbirgt sich. In der Linde lag ein Bild der heiligen Jungfrau versteckt; später wurde dort eine Kapelle errichtet. Auch sonst wird alles, was von teuflischen oder verdammten Geistern gilt, auf die Schlangen übertragen. Sie müssen auswandern, wenn die Glocken geläutet werden und dürfen sich, soweit deren Schall dringt, nicht blicken lassen [2]). In der Unterwelt wird ihnen nur noch der Aufenthaltsort der Verdammten, die Hölle zugestanden: im Märchen kommt die garstige Schwester im Reiche Frau Hollens durch das Pechthor zu „Kröten, Katzen und Schlangen" [3]). Als höllische Wesen übernehmen sie wohl auch die Bestrafung solcher, die ein böses Leben geführt haben. So wird ein Schlossherr zu Wachelen, der in wollüstigem Treiben viel gesündigt hat, „im Keller" von Schlangen angefallen, die ihm das Blut aussaugen [4]).

Aber, wenn auch die Kirche die Schlangengeister verflucht hatte, dem Volke, mit dessen Gefühlsleben sie Jahrhunderte lang innig verflochten gewesen waren, galten auch sie als erlösungsfähig. Dem jetzt mit höherem Selbstbewusstsein ausgestatteten Menschen musste ohnedies dieses Weiterleben in der verachteten Schlangengestalt als eine Verbannung aus einem der Seele würdigeren Dasein, eine Befreiung daraus, wo möglich eine Rückerlangung des menschlichen Daseins, als erstrebenswert erscheinen. Einst ging ein Weinbergsmann auf die Peterstirn bei Schweinfurt. Da

[1]) Die natürliche Erklärung, dass die Traumphantasie körperliche Beengungen in dieser Weise umformt, braucht damit noch nicht ausgeschlossen zu sein.

[2]) Temme: Volkssagen der Altmark. 115. Die angefügten Erzählungen charakterisiren sich als Erfindungen späteren Ursprungs, erdacht, um die unverstandene Sage zu erklären.

[3]) Panzer: Beitrag zur deutschen Mythologie. 191. Überaus charakteristisch für diese Sagenwandlung ist, dass die Frauen im Venusberge am „Sonntag" sich in Schlangen und Nattern verwandeln. (Guerinoroman).

[4]) J. W. Wolf a. a. O. 668; vgl. Tettau u. Temme a. a. O. 144 (Die Schlangen verschwinden alle bald nach seinem Tode und „werden nachher nie wieder gesehen").

rauschte ihm mit raschem Ringeln eine grosse und glänzende Schange entgegen. Der Mann hob im Entsetzen seinen Karst, um sie zu erschlagen; da sah sie ihn wehmütig an und bezauberte ihn mit ihrem Blick, so dass er regungslos dastand. Als er näher hinsah, sah er, dass sie bitterlich weinte. Schliesslich verschwand die Schlange in der Erde — und „war nirgends im Boden ein Loch zu sehen“ [1]). In Sagen, die den Gedanken einer Erlösung weiter ausführen, erscheint die Seele unter den Namen: Dame, Prinzessin, Prinz, weisse Frau, weisse Jungfrau oder Jungfer. Die Erlösung geschieht stets durch eine Person des anderen Geschlechtes mittelst eines bestimmten Wortes, Berührung oder Schlag, Wegnahme eines von ihr getragenen Gegenstandes oder — was überwiegt — durch einen Kuss. Als in Tirol die Burschen am Johannisabend über die Feuer springen, ruft eine Jungfrau einem zu: „Folge mir; wenn wir am rechten Orte angekommen sind, so ziehe dich nackt aus. Ich werde dann als Schlange erscheinen und dreimal an dir hinaufkriechen. Fürchte dich nicht, du kannst mich erlösen!“ Zweimal hielt es der Bursch aus, das dritte Mal aber schauderte er, und alles war verschwunden [2]). Wir sehen hier, wie öfters in diesen Sagen, dass die Seele auch ausserhalb der Schlangengestalt in anderer Erscheinungsform sich frei bewegen kann, wenn sie auch für den Erlösungsact selbst daran gebunden ist. Zu Wollin wird ein Soldat durch eine Erscheinung aufgefordert, zu einem Steine vor das Thor zu kommen. Dort kriecht eine grosse, graue Schlange hervor und will ihn küssen; aber der Soldat wird von Entsetzen erfasst und kann die „Dame“ nicht erlösen [3]). In anderen Sagen ist die Schlange zwar nicht die einzige Erscheinungsform der Seele, aber die letzte und bedeutsamste, indem gerade vor ihr der kühne Bursche, der das Erlösungswerk wagt, zurückschaudert. Die Sage hat sich überall in Deutschland, insbesondere bei Ruinen und auf Bergeshöhen, lokalisiert und ist von der Phantasie des Volkes, dem sie entschieden zusagte, reich mit Nebenzügen ausgestattet worden; insbesondere spielt das Goldkrönlein, das goldene Schlüsselbund, der Goldschatz der Schlange und die formelhafte Bestimmung der Zeit, wann wieder ein Erlöser kommen werde, dabei eine grosse Rolle [4]).

IV. Letzte Überreste des Schlangen-Seelenglaubens im Aberglauben: Die Schlangen als Zauber- und Wundertiere.

Wir haben im Voraufgehenden die Veränderungen beobachtet, welche die aus dem Seelenglauben einer vorhistorischen Zeit entsprungenen

---

[1]) Bechstein: Sagenschatz des Frankenlandes. 158. Zu dem „Weinen“ vgl. die rührende Erzählung vom Strömkarl bei Grimm.

[2]) Panzer a. a. O. II, 154. Die weibliche Form ist durchaus überwiegend, was wohl mit sprachlichen Rücksichten (die Seele) und der eigentümlichen Ausgestaltung der Sage (Mut und Kraft des Befreiers!) zusammenhängen mag. Der Kuss ist wohl nur die symbolische Bezeichnung für die geschlechtliche Vereinigung; vgl. Müllenhoff a. a. O. „De Ode und de Slang“ (sie soll „ihn mit ins Bett nehmen“; vgl. auch das bekannte Märchen vom Froschkönig) und die obige Erzählung.

[3]) Kuhn und Schwartz a. a. O. 9; vgl. dazu Schambach-Müller a. a. O. 104.

[4]) Von schlesischen Sagen gehören hierher die Sage von der Jungfrau vom Burgsberge bei Peterswaldau (Kreis Reichenbach), vom Hessberg bei Kolbwitz (Kreis Jauer), vom Ottenstein unter der Sonnenkoppe.

Schlangensagen unter dem Einfluss des Christentums erlitten haben. Es bleibt noch übrig, eine Reihe von Sagen zu berühren, die uns mehr oder weniger in das dunkle Gebiet der sogenannten „schwarzen Magie“ weisen, jenes seltsamen Aberglaubens, der bis heutigen Tages hinter dem Rücken der Kirche sein heimliches Wesen treibt und gerade die von ihr verfluchten Wesen zu seinen Zaubereien benutzt.

Übernatürliche Kräfte und Kenntnisse schrieb der Volksglaube allen Wesen seines alten Glaubens zu, die er trotz des angenommenen Christentums nicht ableugnete. So ist als letzter Rest des alten Schlangen-Seelenglaubens diesen Tieren durch eine dunkle Erinnerung noch manche absonderliche Fähigkeit verblieben [1]). Sie waren einst Seelentiere d. h. Bewohner der Unterwelt; alles aber, was mit dem Geisterreiche dort unter der Erde zu thun hatte, verfügte nach dem Volksglauben über unermessliche Schätze. Gold lässt im Märchen Frau Holle auf die schöne Jungfrau regnen, Gold sind oder in Gold verwandeln sich die Geschenke aller Dämonen und Geister. So tragen die Schlangen goldene Kronen und Schlüsselbunde, beschenken die Menschen für geleistete Dienste mit Gold, Edelsteinen und Geld, führen Wanderer zu grossen Schätzen [2]) oder versuchen sie durch Angebot solcher zu ihrer Erlösung aufzumuntern. Die vom Körper getrennte Seele sieht aber nicht bloss alle unter der Erde verborgenen Schätze, sie erkennt auch die geheimen Kräfte der Natur: versteht sich auf Tiere und Pflanzen [3]). Eine in Stücke gehauene Schlange kann nach einem schwäbischen Volksglauben sich bald wieder zusammenheilen, indem sie die wirksamsten Heilpflanzen kennt und sucht [4]).

Die Zauberei sucht diese Geheimwissenschaft der Schlangen auszunutzen, indem sie von dem alten Volksglauben ausgeht, dass auf den, der sich des Trägers eines solchen Zaubers bemächtigt, seine Kraft übergeht. Wer einen „Haselwurm“ in der Hand hat, heisst es in Tirol, kennt alle Kräuter und kann jede Krankheit heilen [5]). Wer „von der Schlange isst“, versteht die Sprache der Tiere und wird so vor manchem Unheil bewahrt [6]).

Besonders an das fabelhafte Goldkrönlein, welches der Otternkönig tragen soll, hat sich ein reicher Sagenkranz geschlossen. Die höchsten Zauberkräfte werden ihm zugeschrieben, es lässt das Geld nie versiegen, erschliesst die reichsten Schätze, ja, macht unsterblich. Durch ein ausgebreitetes Tuch, dessen Beschaffenheit ganz verschieden angegeben wird [7]), wird die Schlange bewogen, ihr Krönlein darauf zu legen. Jetzt gilt es, mit dem Raube schnell davonzueilen; denn der Otternkönig (nach mehreren Sagen auch die durch einen Pfiff zu Hilfe gerufenen anderen Schlangen) verfolgen den Dieb und zerreissen ihn, wenn sie ihn einholen. Die Sage

---

[1]) Die geheime Scheu, welche noch heute viele vor den Schlangen empfinden, charakterisiert der Ausspruch des Bauern aus Schönemoor, der seinem Nachbar rät, die Schlangen nicht zu belästigen: „dise dinger koent di wat audohn, war du jahr nu dag an denken kannst“. (Strakerjan. II, 10.)

[2]) Meier a. a. O. 209, 32. — Schambach-Müller a. a. O. 245 und die o. a. Belegstellen.

[3]) Sieht doch schon die im Schlafe wandernde Seele mehr als in gewöhnlichem Zustande. Vgl. die ob angef. Sage vom König Guntram und die dabei erwähnten Maussagen.

[4]) Panzer a. a. O. II, 206. — [5]) Zingerle a. a. O. 95 (Nr. 825).

[6]) Kuhn und Schwartz a. a. O. 154.

[7]) Weisses Tuch, rotes Tuch, weisses, nie gebrauchtes, in einer Vollmondnacht gefertigtes Tuch, weisser Kittel, Busentüchlein u. s. w.

ist in allen Teilen Deutschlands bekannt und entschieden diejenige Schlangensage, welche am meisten Ausschmücknng erfahren hat [1]). Tiefer hinein in das Gebiet der Zauberei führen nns jene Sagen, in denen ein „fremder Mann", Mann „in grossem Mantel", Venetianer und Zauberer die Schlangen gleichsam wie böse Geister beschwört. In einem Verzeichnisse verbotener Zaubereien aus dem Jahre 1611 wird angeführt: „wer sich unterstehet, die Schlangen nnd Nattern zu bannen . . . ist der Zauberei nnd Teufelsbannerei nit wenig verdächtig" [2]). Ein Zauberer in Saltzburg bannt alle Schlangen, wie Odysseus die Schatten, „in eine Grube", wird aber von einer grossen Schlange ergriffen nnd hinabgezogen. Ein Venetianer beschwört unter vielem Zittern in drei magischen Kreisen nnter seltsamem Pfeifen Schlangen und Würmer. Der schneeweissen Otternkönigin raubt er die goldene Krone, tötet sie und verzehrt sie: da „thuen sich ihm alle Berghöhlen auf" [3]).

Ich habe den Versuch gemacht, die mir bekannten Schlangensagen in einer Art historischer Entwickelung vorzuführen. In dem Sagenschatze des Volkes gehen alle die nach gesonderten Stufen geschilderten Anschauungen neben einander her und ineinander über. Untilgbare Spuren des alten Zusammenhanges zwischen Tier nnd Seele haben sich in diesen mannigfach veränderten und ausgeschmückten Sagen erhalten als Kunde des Glaubens längst entschwundener Geschlechter, während im Volke, das diese Sagen weitervererbte, wohl allmählich jegliches Bewusstsein dieses einstigen Zusammenhanges geschwunden ist. Die vergleichende Mythologie hat dieselben Anschauungen aus Sagen und Volksglauben neuer und alter Kulturvölker nachgewiesen. Aber die Anthropologie, der es vielfach gelungen ist, die Einsicht zu erwecken, dass fast sämtliche Entwickelungsformen, die der geistige Zustand der Menschheit bisher durchlaufen hat, in heutigen Völkern der Erde noch lebende Vertreter haben, hat nns auch hier einen weiteren Ausblick geöffnet. Sie hat bewiesen, dass der Schlangenglaube und die Schlangenverehrung bei Naturvölkern noch heute fast über die ganze Erde sich erstreckt und überall mit den Anschauungen über Seele und Unterwelt verknüpft ist [4]). Der Zigeuner ehrt die Hausschlange, bringt den Ottern Milchopfer nnd ruft sie in Gebeten an. Der Zulu in Afrika sieht in der Schlange, die auf einem Hügel sich sonnt, den Geist eines Verstorbenen; der Dinkaneger ist über den Reisenden empört, der in einer Schlange seinen „guten Grossvater" erschlägt. Der Malabare bringt der gefährlichen Kobra Milchopfer dar, freut sich, wenn das giftige Tier in seiner Hütte wohnt, und betet es an. Der Indianer Nordamerikas nennt die Klapperschlange seinen „Grossvater" und bittet sie wenigstens um Entschuldigung, ehe er sie tötet u. s. w. So zeigt sich bei diesen Naturvölkern als noch bestehender lebendiger Brauch, was wir in unseren deutschen Sagen als Reste uralten Glaubens erkannt haben.

[1]) Aus Schlesien belegt vom Spitzberge bei Striegau, der Waldmühle bei Öls, Jeltsch im Kreise Ohlau.

[2]) Panzer a. a. O. II, 272.

[3]) Grimm: D. S. 334. — Pröhle: Harzsagen, 6. — Bechstein: Sagenschatz nnd Sagenkreise des Thüringerlandes II, 148. — Meier a. a. O. 208. — Zingerle a. a. O. 95 (824).

[4]) Winternitz: Der Sarpabali. (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1888.)

Literatur.

Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter hrsg. von M. Grunwald. Heft I. Hamburg 1898. Selbstverlag der Gesellschaft.

Die Begründung einer Gesellschaft, welche sich die Sammlung und Erforschung jüdisch-volkstümlicher Überlieferungen zur Aufgabe gewählt hat, kann man vom Standpunkte nicht allein der allgemeinen, sondern auch der deutschen Volkskunde nur willkommen heissen. Das Judendeutsch hat in Worten und Formen nicht wenig altes Gut aus deutschen Mundarten noch erhalten, anderes in bemerkenswerter Weise umgebildet, und es hat seinerseits wiederum der deutschen Sprache und ihren Jargons manch hebräisches Fremdwort vermittelt. Die Namen der deutschen Juden liefern interessante Beiträge zur Geschichte der Namengebung und zur Erklärung in Deutschland verbreiteter Personennamen. In unsern volkstümlichen Zauberformeln, Besprechungen, Volksheilmitteln, abergläubischen Bräuchen lassen sich vielfach die Einwirkungen des Judentums erkennen, wie andererseits auch deutsche Volksmeinungen von diesem aufgenommen sind, und von nicht geringer Bedeutung sind endlich von jeher für die Bereicherung des deutschen wie überhaupt des europäischen Sagenschatzes jüdische Ueberlieferungen gewesen. Obwohl die bereits bestehenden Zeitschriften für Volkskunde, besonders der „Urquell", uns manches aus diesen Gebieten zugänglich gemacht haben, das meiste war doch bisher an entlegenen Orten verstreut oder harrt noch jetzt in mündlicher oder schriftlicher Tradition der Sammlung und Veröffentlichung. Die Gesellschaft für jüdische Volkskunde wird fortan den Mittelpunkt für die hier zu leistenden Arbeiten bilden, und ihre Mitteilungen werden uns über deren Fortschreiten durch Proben aus ihren Sammlungen wie durch Aufsätze unterrichten. Das vorliegende Heft enthält vor allem mancherlei Beiträge zu den Kapiteln Namen und Mundartliches, Dichtung, Glaube und Sage, Sitte und Brauch, Weissagung und Zauber, Volkstracht und Haushan. Es ist recht hübsch ausgestattet und mit Notenbeilagen und Abbildungen versehen. Für die weitere Verbreitung der Zeitschrift und zur Erhöhung ihres Nutzens für die allgemeine Volkskunde wäre es zu wünschen, dass sie noch mehr auf das Verständnis auch nichtjüdischer Leser Rücksicht nähme. F. V.

Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Gesammelt von Josef Wichner. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1897. X + 314 S. 8°.

Das vorliegende Buch bietet eine reichhaltige Sammlung einer Art von Volksliedern, der man bisher noch wenig Beachtung geschenkt hat. Die meisten Gebiete deutscher Zunge sind durch Beiträge vertreten, die zum Teil von den zugehörigen Originalmelodien begleitet sind. Es gewährt einen ganz eigenen Reiz zu sehen, wie sich in diesen anspruchslosen Erzeugnissen der Dichtung Wesen und Leben des Volkes nach den verschiedensten Seiten hin widerspiegelt. Der religiöse Sinn desselben offenbart sich am häufigsten in ihnen, aber streng scheiden sich katholische und protestantische Gegenden durch bedeutsame Varianten in sonst übereinstimmenden Liedern. Auch der lebensvolle und derbe Humor kommt oft zum Vorschein, und tief eingreifende geschichtliche Ereignisse lassen hier noch den nachhaltigsten Eindruck erkennen. Alte Dichtungsformen, schon dem Mittelalter vertraut, wie z. B. die Rollenlieder, leben hier noch fort, aber auch die Kunstdichtung verleugnet stellenweise nicht ihren Einfluss. — Dieser inhaltsreiche Hauptteil ist eingeleitet von einer kleinen kulturgeschichtlichen Skizze über die Nachtwächter und ihre Lieder, und es folgt ihm — um auch dem Scherz und der Unterhaltung ihr Recht einzuräumen — eine Reihe von lustigen Geschichten und Gedichten aus dem Nachtwächterleben, die zum Teil aus des Sammlers eigener Feder stammen. In einem Schlussteil finden endlich einige Erzeugnisse der Kunstdichtung, soweit sie diese ehrsame Gilde betreffen, Aufnahme. — Das Buch ist durchaus populär gehalten und entbehrt daher auch jedes literarischen Beiwerkes; dennoch wird es stets der Ausgangspunkt für spätere Arbeiten auf diesem Gebiete sein müssen. Unsere Provinz ist in der Sammlung leider nicht vertreten, und wir möchten die Gelegenheit benutzen, die Aufmerksamkeit der Mitglieder unserer Gesellschaft auf diese nun auch bald der Vergangenheit angehörenden Denkmäler der Volksdichtung hinzulenken und zum Sammeln derselben anzuregen. H. Jantzen.

Nächste Sitzung: Freitag, den 13. Mai, Abends 8 Uhr, im Aud. XV der Universität. Vortrag des Professor Dr. Zacher über Die Ursprünge der Komoedie.

Schluss der Redaction: 20. April 1898.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1898. **Breslau.** Heft V. № 5.

Inhalt: Drechsler, Streifzüge durch die schlesische Volkskunde. — Gusinde, Schlesische Pfingstbitte. — Zum Marlborough-Liede in Schlesien. — Eichner, Verbrecher-Poesie. — Literatur. — Nachrichten. — Eingänge. — Anzeigen.

Streifzüge durch die schlesische Volkskunde.[1]

Mitgeteilt von **Dr. Paul Drechsler**, Sprottau.

II. Alte Bräuche und Sagen aus Sprottau in Niederschlesien.

In der auf der hiesigen Bürgermeisterei aufbewahrten handschriftlichen „Chronik der Stadt Sprottau von den frühesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1830“, die der 1848 verstorbene Polizei-Ratmann Johann Gottlob Kreis teils aus älteren Anfzeichnungen, teils ans mündlicher Ueberlieferung znsammengetragen hat, sind hier nnd da anch Bräuche nnd Sagen enthalten, die mitgeteilt werden sollen, umsomehr, als die Gebräuche vor der immer weiter vordringenden, oft recht oberflächlichen „feineren Bildung“, wie das Schlagwort heisst, das anch unter der ländlichen Bevölkerung von Jahr zu Jahr mehr Bedeutung gewinnt nnd so den Unterschied zwischen Stadt und Land allmählich verwischt, entweder schon ganz verschwunden oder doch schon im Schwinden begriffen sind. Ist etwas aber einmal ans dem Inventar des Volksbewustseins als „altmodisch“ oder „nicht mehr fein“ gestrichen, dann fällt es nur zu bald gänzlicher Vergessenheit anheim.

I. Gebränche bei der Geburt[2]).

Gewöhnlich am dritten Tage nach der Geburt wurde das Kind zur Taufe getragen, selten früher, noch seltener aber später, etwa erst nach acht Tagen. In der Regel wurde die Tanfe des Nachmittags 2 Uhr bei beiden Confessionen vorgenommen.

Gemeiniglich wurden drei oder vier Zengen von den Eltern des Kindes erwählt, öfters auch mehrere, die als „Paten“ oder „Gevattern“ der Taufhandlung beiwohnten und deren Namen in das Kirchenbuch eingetragen wnrden. Die Paten bestanden gewöhnlich zur Hälfte ans männlichem nnd zur andern Hälfte aus weiblichem Geschlecht, nnd sehr oft fand man, dass eine nnverheiratete Mannsperson und eine ebensolche Weibsperson dazu gebeten wurde, wo dann die letztere „Jungfer Gevatter“ nnd der erstere „Junggeselle“ hiess.

[1]) Vgl. Mitteilungen Heft 1 S. 22 fg., II S. 45 fg.

[2]) Der handschriftliche Text wurde mit Wahrung der schlesischen Spracheigenart nur an unwesentlichen Stellen verkürzt oder leicht geändert.

Die Gevattern weiblichen Geschlechts wurden gewöhnlich nachmittags halb zwei Uhr mit einem anständigen Wagen in ihrer Wohnung abgeholt, wozu bei den Leuten bürgerlichen Standes die Marstallwagen[1]) und ein Stadtkutscher nebst den Stadtpferden gegen eine sehr geringe Abgabe gebraucht wurden. Sie begaben sich nach ihrer Ankunft zu der Wöchnerin in die „Wochenstube"; hier wurden sie gewöhnlich mit Kaffee und Kuchen[2]) bewirtet. Wenn die Uhr zwei geschlagen hatte, so erhoben sich die weiblichen Gevattern mit dem neugebornen Kinde, setzten sich in den Wagen und fuhren in die Kirche, nachdem ihnen vorgängig die Eltern den Namen des Kindes gesagt hatten.

Inzwischen hatten sich die Gevattern männlichen Geschlechts schon zu Fuss nach der Kirche begeben, und nachdem der Geistliche die Taufhandlung verrichtet hatte, fuhren die Gevattern weiblichen Geschlechts mit dem Kinde wieder in das Haus der Wöchnerin, und die männlichen Geschlechts gingen nach ihren Wohnungen.

Wenn Patengeschenke gegeben wurden, was fast immer geschah[3]), so wurden diese nach der Taufhandlung in der Kirche der Hebamme überreicht, die sie zwischen die Betten des getauften Kindes steckte („einband"; sie wurden „eingebunden").

Hiermit war das „Gevatterstehen" beendet, oder es wurde noch ein besonderer „Gevatterschmaus" gegeben. Fand dieser statt, so begaben sich ungefähr eine Stunde darnach die verheirateten Gevattern mit ihren Ehegatten, die „Jungfer Gevatter" und der Junggeselle aber mit ihren Eltern, gewöhnlich zu Fuss, in das Haus der Wöchnerin. Wenn alle beisammen waren, so wurde das Gastmahl eröffnet, wobei die Jungfer Gevatter und der Junggeselle die obersten Sitze einnahmen. Ihnen zunächst sassen die Gevattern männlichen und weiblichen Geschlechts, die der Taufhandlung beigewohnt hatten, dann die Ehegattinnen und Ehegatten jener, und zuletzt der Vater des getauften Kindes, dem der Name „Kindelvater" beigelegt wurde. Die Männer und Frauen sassen dabei nicht unter einander, sondern an einer Seite der Tafel die Männer nebst dem Junggesellen, und an der andern die Frauen; die Jungfer Gevatter oder „Jungfer Pate", wie sie auch genannt wurde, sass aber nicht oben an der Frauenreihe, sondern allein an der obersten Querseite der Tafel und nahm daher den ersten Platz ein. Nachdem alle sich gesetzt hatten, wurde vom Kindel-

[1]) Der Pompwagen, vom franz. la pompe, Pracht, Prunk, Pomp, später scherzhaft „die Bombe".

[2]) Dem heute noch sogenannten Kindelkuchen. Man vergl. Logan (1638) I, 1, 28:

Lebt! lasst sehen, dass ihr lebt!
Und nach langem Namen strebt,
Dass nach viermal zehen Wochen
Ihr musst backen Kindlein-Kuchen.

[3]) Um dem Täufling recht viele Patengeschenke zuzuschanzen, wurden bisweilen sehr viele Gevattern eingeladen. Dies geisselt Logan II, 4, 91:

Auff Paetum.

Pätus liesz ihm neulich tauffen einen lieben jungen Erben;
Diesen wolt er bald von Jugend lernen handeln, lernen werben;
Auffzubringen erste Schantze (franz. chance), (heilig Geld musz wol gerathen!)
Bat er funfzig ihm Gevattern, seinem Kinde treue Paten.

vater oder einer audern anwesenden Mannsperson ein Tischgebet laut gesprochen und dann mit dem Speisen der Anfang gemacht.

Bei diesem „Kindelschmause“, wie das Gastmahl gewöhnlich genannt wnrde, kamen viele Gerichte zum Vorschein.

Den Anfang machte gemeiniglich eine sogenannte „gelbe Snppe“, aus Milch, Safran uud Zucker mit Eiern znbereitet, in welche Semmel kleinwürflich gebrockt, nnd die oben mit grossen und kleinen Rosinen und Zncker bestreut wurde; oder es wurde statt der gelben Suppe eine Rindbrüh-Suppe, entweder mit Reis oder Semmel, die gut gewürzt, auch wohl mit Carviol oder Blumenkohl, gefüllten Krebsnasen und kleinen wohlschmeckenden Klössen gemengt war, gegeben. Darauf folgte gewöhnlich „Rindfleisch mit Krehn“, wobei zuweilen noch eine sogenannte „Dämpf-Sauce“ war. Nachher folgten gekochte Hühner, mit dickem Reis, stark gewürzt und mit grossen und kleinen Rosinen vermengt. Wenn die Hühner nicht zn haben waren, so vertrat das Kalbfleisch ihre Stelle. Nach diesem wnrde das sogenannte „Schwarzfleisch“ aufgetragen. Das war gekochtes Schweinefleisch, nud die Tnnke bestand aus Pflaumenmns, worunter etwas Kirschmns genommen wurde. Dieses Gericht wurde stark gewürzt, auch war dazu viel Zucker erforderlich. Hierauf kam gebratenes Fleisch, wenigstens von zwei Sorten, Schweinebraten und Kälber- oder Schöpsbraten. Wenn es aber zur Herbstzeit war, durften die gebratenen Gänse nicht fehlen. Das letzte Gericht machten die Fische aus, und zwar zur Herbstzeit gewöhnlich Karpffische, die mit einer braunen, aus Bier, Pfefferkuchen, Zwiebeln und Pfefferkörnern bereiteten Sauce aufgetragen wurden. In den übrigen Jahreszeiten wurden gewöhnliche Speisefische mit einer Milchtunke gegeben, die aus Milch, Zucker, Mehl, wozu auch zuweilen Citronen kamen, bereitet wurde. Den Beschluss endlich machten ganz anfgetragene Brote mit Butter, die gewöhnlich in eine Lämleins-Form gedrückt war, welches Butterlämchen um den Hals mit einem rotseidenen Bändchen geziert wurde, und das die Jnngfer Gevatter anschneiden musste [1]), nebst ein paar Tellern schlesischen Ziegenkäse, wovon gewöhnlich drei Stück übereinander auf einem Teller lagen. Hier liessen es sich die Gevatters öfters noch recht gut schmecken. —

Als Getränke wurde gewöhnlich nur Bier aus der hiesigen Brau-Commune und Branntwein vorgesetzt, Kornbranntwein oder auch Pomeranzen- oder Magen- oder Garbe(-Kümmel-)branntwein. Jedoch geschah es anch bei bemittelten Einwohnern, dass Franzwein und einige Flaschen süsser Sect zugleich mit dem Braten vorgesetzt wurden.

Nach Beendignng des Kindelschmauses blieben die Gevattern gewöhnlich noch eine oder ein paar Stunden zusammen; die männlichen rauchten Tabak, wozn ihnen Gipspfeifen vom Kindelvater präsentiert wurden, die weiblichen plauderten unter einander.

Nach einiger Zeit waren die Gevatterinnen verpflichtet, der Wöchnerin eine Suppe zu senden [2]) nnd in der Mitte der Woche einen Wochenbesnch

---

[1]) Schneidet heute eine unverheiratete Person die Butter an, muss sie bis zur Verheiratnng sieben Jahre warten.

[2]) Ist auch heute noch Brauch, gew. Hühnel- oder Wochensuppe genannt.

abzustatten, wobei sie ihr ein Geschenk an Gelde reichten und dafür wieder mit Kaffee und Kuchen bewirtet wurden.

Blieb das Kind am Leben, so war die Jungfer Gevatter verpflichtet, ihm an dem Tage, wo es ein Jahr alt geworden war, das „Jahreskleidel“ zu schenken; starb es, so musste sie das Sterbehemd auf ihre Kosten fertigen lassen, sowie sie auch fürs Taufen das Taufmützchen oder Käppchen hatte machen lassen.

II. Gebräuche bei der Verheiratung.

Wenn junge Leute einander heiraten wollten, so geschah dies gewöhnlich durch Mittelspersonen, die unter dem Namen „Freitstifter“[1]) oder -stifterinnen erschienen und die nötigen Verhandlungen unter den sich ehelichen Wollenden und ihren Eltern vorbereiteten. Sobald alles geordnet war, wurde in der Regel der Tag der Verlobung bestimmt, zu der die beiderseitigen nächsten Verwandten gebeten wurden, und es wurde dabei schriftlich oder mündlich bestimmt, was die Verlobten auf den Todesfall von einander erben sollten. Zuweilen wurde dies auch unterlassen, und es fand keine Verlobung statt.

Sobald der Tag der Hochzeit bestimmt war, lag dem Bräutigam ob, das Anfgebot bei dem Geistlichen oder bei dem Glöckner zn bestellen.

Waren die Brautleute den dritten Sonntag zum letztenmal aufgeboten, so hatte dann in der Regel die Trauungsfeierlichkeit den zunächst darauf folgenden Dienstag statt; zuweilen geschah es auch Mittwochs, seltener aber Montags[2]).

Am Abende vor dem Hochzeittage musste der Bräutigam der Brant, im Frühling und im Herbst um 7 Uhr, im Sommer um 9 Uhr und im Winter nach 6 Uhr, eine Abendmusik, „Brautständchen“[3]) genannt, bringen lassen. Dies geschah durch den Stadt-Musikus mit fünf bis sechs Gesellen mit blasenden Instrumenten; bei Leuten aus höherem Bürgerstande durften dazn die Pauken geschlagen werden.

Bei der Hochzeit selbst fand folgendes statt: Der Hochzeitbitter, der den Freitag vorher, desgleichen den Montag zuvor, die Gäste in anständiger Kleidung, mit einer Citrone[4]) und einem Zettel in der Hand, und

---

[1]) Vgl. heute: auf die Freit d. i. Heirat gehen.

[2]) Die beliebtesten Hochzeitstage sind seit alters der Dienstag und der Donnerstag, wahrscheinlich weil sie den alten Hochzeitsgöttern Tiu oder Ziu (daher alemannisch Zistig für Dienstag) und Donar geweiht waren. Heute bestimmen praktische Gründe oft die Wahl des Hochzeitstages. Auf den alten Brauch zielt Logan I, 2, 31:

Dienstag und Freytag.

Es hat durch unser Land sich alles umgekehret;
Drum wundert mich der Brauch, dasz der so lange wehret,
Dass Dienstags noch und nicht man Freytags Hochzeit macht
(Und mehr als göldnes frey das schwere dienen acht').

Uebrigens heiratet man in der Altmark, in Holstein und Oldenburg gern am Freitag, vielleicht in Erinnerung an die Fria, die nordische Frigg, die den Ehen vorstand. In Schlesien gilt der Freitag für einen Unglückstag, der, wie Logan a. a. O. meint, für Tod und Begräbnis passt.

[3]) Diese Serenade wurde auch „Hofrecht“ genannt; vgl. Drechsler, Wenzel Scherffer und die Sprache der Schlesier S. 136/137.

[4]) Heute tragen, z. B. in Oberschlesien, die Träger eine Citrone.

bei Vornehmen noch mit einem Stichdegen versehen, und auf der Gasse mit entblösstem Haupte, den Hut in der Hand oder unter dem Arm tragend, feierlich zur Hochzeit gebeten hatte, begab sich gegen eilf Uhr Vormittags in das Hochzeithaus, gewöhnlich die Wohnung der Braut. Die daselbst vorgefahrenen Wagen holten um 12 Uhr die Hochzeitgäste ab, der erste den Bräutigam, denen dann Kuchen, Bier oder Kaffee gereicht wurde. Sodann fuhren im ersten Wagen, gewöhnlich ein Stadt-Gespann mit dem Marstall-Kutscher, die Braut und der Bräutigam; ihnen folgten die nnverheirateten Personen, in der Regel nnr ein Paar der „jungen Leuten", dann die angesehensten Hochzeitgäste, in jedem Wagen ein Mann und eine Frau, die jedoch keine Eheleute waren; zuletzt die Verwandten der Brautleute.

Nach der „Brautmesse", deren alter Charakter sich im grossen und ganzen bis heute erhalten hat, wurde von dem Glöckner das Opfer für den Geistlichen, die Glöckner und die Kirche auf zinnernen Tellern gesammelt, worauf der Zug in das Hochzeithaus zurückfuhr. In der Regel verweilten dort aber die Gäste nicht lange, sondern fuhren nach Hause, um sich umzukleiden und nach etwa einer Stunde zu Fuss in dem Hochzeithause wieder einzufinden. Dann setzte man sich znr Tafel, und zwar in der Ordnung, die anch in der Kirche beobachtet worden war, auf einer Seite die Männlichen und auf der andern die Weiblichen, nnd die Braut, zuweilen auch der Bräutigam, sassen oben auf der Querseite der Tafel; bei schmalen Tafeln hatte jedoch der Bräutigam seinen Sitz auf der Seite der Mannspersonen, der Braut zunächst. Selten kam es zu Anfange des nennzehnten Jahrhunderts vor, dass beide Geschlechter unter einander vermischt sassen.

Hierauf sprach der Hochzeitbitter oder ein anwesender Geistlicher ein Gebet; man wünschte sich „wohl zn speisen", nnd der Schmaus begann. Die aufgetragenen Speisen und Getränke waren gewöhnlich dieselben wie beim Kindelschmause.

Hierbei war bei Beginn des Jahrhunderts ein alter Brauch noch sehr lebendig, der das „Brantlösen" genannt wurde. Diese Ceremonie bestand darin, dass um die Zeit, wenn der Braten aufgesetzt wurde, von derjenigen Hochzeitfran, die die oberste Stelle eingenommen hatte nnd die „Züchtfrau" genannt wurde, ein Antrag kam, dass der Bräutigam noch die Braut zn „lösen" habe; zugleich wurde ihm von ihr ein Teller hingehalten. Der Bräutigam weigerte sich anfangs, etwas auf diesen Teller zn legen, brachte aber dann auf vieles Zureden ein Papierchen ans der Tasche, worein gewöhnlich ein alter Pfennig gewickelt war. Die Züchtfran öffnete dann eiligst dieses Papierchen und gab über eine so geringe Münze ihre Unzufriedenheit zu erkennen. Nun drangen die zunächst sitzenden Frauen in den Bräutigam, besseres Geld zur Lösnng der Brant vorzubringen. Er legte nun wieder ein zusammengemachtes Papierchen auf den Teller, in dem, wie im vorigen, mehrere Papiere und erst mitten innen die Münze lag, diesmal aber eine etwas gehaltvollere, etwa ein alter „Kaiserböhmen". Die Frauen waren wieder unzufrieden, und so ging es mit den Papierchen noch ein- oder zweimal fort, bis der Bräutigam einen alten ganzen Thaler auflegte. Nun mengten sich auch die männlichen Hochzeitgäste ins Spiel, brachten zuweilen selbst altes Geld und Pretiosen zum Vorschein und

legten sie auf den Teller (die sie jedoch nach der Hochzeit zurückerhielten) und trieben den Bräutigam so lange, bis sein ganzes altes Silbergeld und auch die Goldstücken (!), die er sich zu diesem Behufe eingesteckt und sehr öfters erborgt hatte, auf dem Teller lagen, worauf dann die Frauen ein Zeichen erhielten, dem Bräutigam die Braut überlassen wurde und dieses oft sehr lärmende Vergnügen ein Ende hatte.

Hierzu gesellt sich folgende Anmerkung: Diese Ceremonie soll nach der Tradition uralt sein und noch aus den frühesten Zeiten der slavischen Leibeigenschaft abstammen, wo es zum Vorrechte des Besitzers des Gutes gehört haben soll, die erste Nacht nach dem Hochzeittage an der Seite der Braut zuzubringen, und wo dem Bräutigam dieses Vorrecht von seinem Herrn nur belassen wurde, wenn er es ihm am Hochzeittage abkaufte oder die Braut von dieser Unterthänigkeitsverpflichtung „lösete“ [1].

Nach dem Brautlösen wurde das „Schau-Essen“ aufgetragen, wobei es öfters viel Vergnügen gab. Es bestand gewöhnlich aus Spielwerk, das auf die Ehestandspflichten und Zeugung Bezug hatte, als z. B. ein Storch, dessen Schnabel ein Kind trug, dessen Rumpf hohl war und aus dem bei der Oeffnung kleine Kinder fielen. Zuweilen wurde auch eine inwendig hohle, in der Gestalt eines grossen Eis geformte Kugel, die ebenfalls mit kleinen Kindern angefüllt war, aufgesetzt, bei deren Herausnahme die Hochzeitsgäste sich sehr freuten. Diese Sachen waren von Holz und oft recht künstlich gearbeitet.

Ferner beschenkten die Hochzeitfrauen die Braut mit Wäsche und Kleidungsstücken für kleine Kinder; vorzüglich lag dies der obgedachten Züchtfrau ob. Alle diese Sachen wurden dann am Hochzeittisch herumgegeben und vermehrten die Freude der Gäste.

Nach der letzten Speise wurde vom Hochzeitbitter wieder laut gebetet, auch aus einem geistlichen Dankliede ein Vers angestimmt; dann wünschte man sich „wohl gespeist zu haben (wolgespeiszäm!)“ und stand von der Tafel auf.

Dann wurde unter einem messingernen Kronleuchter oder beim Scheine von Wandleuchtern getanzt. Die gewöhnlichen Tänze waren Menuet und Polonaise, auch zuweilen Walzer. Den „Hochzeitball“ musste der Bräutigam mit der Braut eröffnen, und zwar so, dass er mit ihr zwei Menuetten hintereinander und darauf eine Polonaise tanzte. Hierauf wurde von dem Hochzeitbitter die Braut dem zunächst an ihm bei der Tafel gesessenen [2]) männlichen Hochzeitgaste präsentiert, der ebenfalls mit ihr zwei Menuetten und eine Polonaise tanzte; und jeder männliche Hochzeitgast, der Reihe nach, wie sie in die Kirche gegangen waren und bei Tische gesessen hatten, war dazu verpflichtet. Diejenigen, die nicht selbst tanzen konnten, mussten für diesen Ehrentanz, welcher „Brautreihen“ genannt wurde, einen andern Gast als Stellvertreter haben und diesen dem Stadt-Musico, der gewöhnlich mit fünf Gesellen an einem Tische im Hochzeitzimmer musizierte, besonders mit Wein oder acht guten Groschen bezahlen. Letzteres war der Fall, wenn die Pauken dazu geschlagen wurden. Nach der Beendigung

[1]) Diese Anspielung auf das ius primae noctis ist wohl abzuweisen; das Brautlösen erinnert an den altgermanischen Brautkauf.

[2]) Vgl. Logau I 1, 30: Wer hoch gesessen ist, hat niedrig nicht zu fallen.

der Brautreihen wurde auch gewalzt und wurden auch wohl englische und französische Tänze, als Lang-Englisch und Quadrillen, aufgeführt.

Wenn nun so der Tanz von neun oder zehn Uhr — so lange sass man bei der Tafel — bis gewöhnlich des Morgens zwei Uhr gedauert hatte, so wurden im Schlafzimmer der jungen Eheleute zu ihrem Empfange die nötigen Anstalten gemacht. Vorher aber wurde während des Tanzes der Braut das Kränzchen, das sie oben auf den Haaren trug, das „Jungferkränzchen“, genommen, das bei einer gewandten Braut oft schwierig war und den Hochzeitgästen zuweilen viel Freude machte.* Dies geschah gewöhnlich bei der Aufführung einer Polonaise; und nicht lange darauf nahm der Hochzeitgast, mit dem die Braut tanzte, selbige fest am Arme, führte sie zum Zimmer hinaus und dem Schlafgemach zu. Dies unterlag bei einer körperlich starken Braut oft Schwierigkeiten, was Veranlassung zur Freude für die Hochzeitgäste gab.

Hierauf folgten sämtliche Hochzeitgäste, mit Ausnahme der jungen Leute, dem Brautpaar in die „Brautkammer“. Hier wurde die Braut von den männlichen Hochzeitgästen insoweit entkleidet, als es die Sittlichkeit und der Anstand erlaubte; ein gleiches widerfuhr dem Bräutigam von den Hochzeitfrauen.

Dann wurde von den Hochzeiteltern oder ihren Stellvertretern Kaffee und sehr dicker Kuchen, der manchmal zwei Zoll dick war und „Brautkuchen“ genannt wurde, präsentiert, manchmal auch Chokolade, selten aber Wein. Nach dem Genusse begaben sich die Gäste in das Tanzzimmer, aber von da gewöhnlich bald nach Hause.

Nächsten Morgen machten die Musici nach neun Uhr im Hochzeithaus eine Morgenmusik, die sie dann der Reihe nach auch sämtlichen Hochzeitgästen brachten.

Dauerte die Hochzeit zwei Tage, so wurden die Gäste den nächsten Tag von zwei oder drei Uhr ab bewirtet, worauf dann wieder, doch gewöhnlich nur bis Mitternacht, getanzt wurde. Oft war auch nur den zweiten Abend ein Ball, wozu ausser den Hochzeitgästen noch mit den jungen Eheleuten verwandte oder bekannte unverheiratete Personen beiderlei Geschlechts eingeladen wurden. Sie waren dagegen verpflichtet, dem jungen Ehepaar ein Stück Hausgerät „in die Wirtschaft“ zu schenken.

Nachtrag: Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fanden auch dreitägige Hochzeiten statt, die „Rathaus-Hochzeiten“, weil sie auf dem Rathause wirklich abgehalten wurden. Wenn hierbei die Eltern der Braut mit einer hiesigen Braugerechtigkeit und auch die des Bräutigams mit einer solchen versehen waren, so durfte ein ganzes „Hochzeitbier“, wenn aber nur ein Teil brauberechtigte Eltern hatte, nur ein halbes gebraut werden. In der zweiten Hälfte des gedachten Jahrhunderts kamen die Rathaus-Hochzeiten ab; der Gebrauch des Brauens ist aber beibehalten worden und wurde sogar denjenigen zuteil, die auch nur einen Tag Hochzeit machten, wenn nur am Hochzeitabende getanzt wurde.

III. Volksfest junger Bauerburschen.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bestand in hiesiger Umgegend ein Volksfest der jungen Bauerburschen, das jedoch, vom Jahre 1805 an, ausser Gebrauch gekommen ist. Es bestand aus folgenden Gebräuchen:

Nach dem hl. Dreikönigstage, der gewöhnlicher das „grosse Neujahr" genannt wurde, begaben sich die Knechte auf den benachbarten Dörfern, auf zwei Meilen in der Umgegend, auch zuweilen die grossen Jungen, zusammen und veranstalteten ein „Rehnen", auch „Reihnen" genannt. Sie versammelten sich dazu an einem bestimmten Tage in dem Kretscham des Dorfes, wo die Bauern, bei denen sie in Diensten standen, wohnten, und begaben sich in Gesellschaft eines älteren Mannes, der meistens aus dem nämlichen Dorfe war, und fingen gewöhnlich in dem ersten Hause dieses Dorfes ihren Gesang an. Gewöhnlich waren ihrer mehr als zwölf zusammen, die von dem älteren Manne, den man den „Gabelträger" nannte, angeführt wurden. Diesen Namen hatte er von dem gegen sechs Fuss hohen Stocke, der nach oben in drei besondere, sechs bis acht Zoll hohe, Zacken endigte und die „Gabel" genannt wurde. An diesen Zacken waren rund herum leinene, auch baumwollene oder halbseidene Tücher angebunden, die die jungen Burschen von den Dienstmägden der Bauern geschenkt erhalten hatten, und wofür sie dieselben zum Tanze einladen mussten. An dem einen Zacken der Gabel hing auch ein kleiner lederner Geldbeutel, in den der Gabelträger das kleine Geschenk steckte, das die „Reiner" — denn so wurden sie genannt — von denjenigen, dem sie gesungen, erhalten hatten. Andere Zieraten von Flittergold, ausgeschnittenem Goldpapiere und dergleichen mehr hingen ebenfalls an den Gabelzacken [1]).

Früher gingen die Reiner ohne alle Anmeldung in die Häuser der hiesigen Einwohner und fingen ihren Gesang an; am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts aber baten sie meist durch einen von ihnen vorher um die Erlaubnis dazu, die von vielen Hausbesitzern nicht gegeben wurde. Wurden sie aber zugelassen, trat der Gabelträger, die gezierte Gabel in der Hand, ein, die andern folgten, und dann bat der erste nochmals, eins singen zu dürfen. Wenn der Besitzer den Gesang, der auf seine Person bezug hatte, nicht wollte, so bezeichnete er dem Gabelträger eine andere, der es galt. Waren sie bei einem Handwerker eingekehrt, so sangen sie auch noch den Gesellen, die dann auch besonders bezahlen mussten.

Den Gesang fing der Gabelträger an, und die jungen Burschen sangen, oft in sehr lautem Tone, sämtlich mit. Leider ist nur einer der gewöhnlichsten Gesänge, wie sie ihn den Handwerksmeistern sangen, aufbewahrt. Er lautet:

Den Meister woll'n wir ehren,
Der Meister ist ein braver Mann.
Er wird uns was verehren,
Er mag uns geben, was er kann.
Gibt er uns 'n Groschen,
Wir woll'n ihn wohl vertuschen;
Gibt er uns auch zweie,
Wir sind der'n mehr dabeie [2]);
Gibt er uns auch dreie,
Wir sind der'n mehr dabeie;
Gibt er uns auch viere,
Sie sind uns gut zu Biere. (Dann wurde laut geschrien.)

[1]) Dies erinnert an den Maien oder Sommerbaum, den übrigens hier und da auch ein eigner Mann den Knaben und Mädchen vortrug.

[2]) Heute: dabeine.

Drei und vier ist eben viel,
Er mag uns geben, was er will!
Der Meister ist ein braver Mann,
Er mag uns geben, was er kann!

Mehrere Strophen wurden zwei- bis dreimal wiederholt. Hatte der Gesang für den Meister ein Ende, fing der für die übrigen Hausgenossen, zwar in gleicher Melodie, aber in abgeänderter, auf die betreffende Person passender Art an. Nach dem Gesange gab jede Person dem Gabelträger ein kleines Douceur, etwa sechs Pfennige, einen Silbergroschen oder zuweilen auch mehr. Das Geld steckte er in den lederuen Beutel am Gabelzinken, dankte und ging vorn weg hinaus, die andern folgten. Und so sangen sie durch alle Häuser der Stadt, wenn es ihnen die Zeit erlaubte. Das gesammelte Geld wurde dann in dem obgedachten Kretscham auf Bier verwendet; dazu verzehrten sie, wenn das Reinen zugleich auf den Dörfern fortgesetzt worden war, wo sie Wurst und geräuchertes Fleisch erhielten, diese Lebensmittel des Abends. Oefters wurden zwei bis drei Tage auf diese Art zugebracht.

Nach des Chronisten Ansicht gehört dieses Fest zu den Fastnachtsvergnügungen. Doch will er nicht denjenigen widersprechen, die der Meinung sind, dass es aus dem Mittelalter herrühre, wo die deutsche Dichtkunst durch die Minnesänger ins Leben trat; sie stützen ihre Hypothese auf den Umstand, dass dabei gesungen wurde und der Name „Reiner“ dem Worte Reimer oder Versmacher sehr nahe steht [1]).

IV. Woher der „Garnwald“ seinen Namen hat.

Ein Teil des Sprottauer Forstes, bei Niederleschen, heisst der „Garnwald“. Ueber diese Benennung erzählt die Sage, einer der frühesten hiesigen Fürsten habe vom Schlosse aus beobachtet, dass eine Nonne Holzspäne mühsam auflas. Der Fürst habe sie gefragt, was sie damit anfangen wolle, und sie habe geantwortet, sie wolle diese Späne zum Feuern benutzen, um sich einen Strähn Garn zu „äschern“ [2]). Diese Antwort habe dem Fürsten nicht allein gefallen, sondern ihn auch zum Mitleid bewogen, und er habe von der Nonne den Strähn Garn gefordert und ihr zugleich die Versicherung gegeben, das Kloster solle einen so grossen Teil von dem fürstlichen Forste erhalten, als mit diesem Strähne Garn umzogen werden könne, und er habe bald darauf wirklich Wort gehalten [3]).

V. Das Dops-Gespenst.

Bis heute ist hierselbst der Glaube an den sogenannten Dops-Reiter lebendig, der den Kopf unter dem Arme trug und auf dem Dops-Gange um Mitternacht sich gezeigt haben soll. Der Dops-Gang führte vom Saganer-Thor an den Hinterhäusern der Neustrasse (heute Promenaden-

---

[1]) Die Bezeichnung „Reihn“ und „Reiner“ geht auf Reigen zurück und stellt den Brauch, der sich, freilich in abgeänderter Weise, auch im deutschen Oberschlesien findet, zu den alten Reigenspielen, zu denen auch das Sommersingen gehört, altmythische Klänge der Freude über die Besiegung und Vertreibung des Winters, an dessen Stelle christliche Anschauung später Heidentum und Tod setzte.

[2]) Mit Aschenlauge beizen.

[3]) Wer denkt nicht an Dido und die Sage von der Gründung Karthagos!

anlage, „Parchen(t)“), und dann an dem langen Klostergebäude bis zum Fürstlichen Schlosse (heute die evangelische Kirche). Ueber den Namen dieses Gespenstes und den Zweck seines Erscheinens ist nichts sicher bekannt.

VI. „Armer Sünder von der Sprotte!“

Ueber diesen Spottnamen erzählt man: Es sollte hierorts ein armer Sünder hingerichtet werden. Da aber die Hinrichtung zur Sommerszeit getroffen hätte, wo das Getreide noch auf dem Felde stand, so verschob man sie bis nach der Ernte, damit das Getreide um den Richtplatz (den Galgenberg in der Nähe des heutigen Schiesshauses) von den Zuschauern nicht zertrampelt werden möge. Dieser Aufschub jedoch verursachte wieder neue Kosten, denn der Delinquent musste bis dahin verpflegt werden. Um diese Ausgaben zu ersparen, kam man auf den Einfall, den armen Sünder vorzurufen und ihm das Versprechen abzunehmen, dass, wenn er auf freien Fuss gestellt würde, er zu einer bestimmten Zeit nach der Ernte sich wieder einstellen und seine Strafe erleiden wolle. Dieses Versprechen wurde von dem Delinquenten mit Freuden gegeben, und er wurde freigelassen. Als der bestimmte Tag des Wiedererscheinens herangekommen war und seine Hinrichtung vor sich gehen sollte, hatte diese Kunde viele neugierige Zuschauer aus der Umgegend auf den Weg gelockt, um bei der Hinrichtung gegenwärtig zu sein, und auch der arme Sünder hatte, seinem Versprechen gemäss, die Reise nach der Stadt Sprottau angetreten und des Morgens sehr frühe sich unter die Zuschauer gemischt. Als er bemerkt, dass sie schnell laufen, sagt er wider sie: „Eilt doch nicht so sehr! Wenn ich nicht dabei bin, wird aus der ganzen Sache nichts“. — Dann setzt er seinen Weg bis zu einem der hiesigen Thore fort und findet es bei seiner Ankunft noch verschlossen. Er zieht die Klingel, um den auf dem Thorturme befindlichen Wächter aufmerksam zu machen, er möge das Thor aufschliessen; und als dieser zum Fenster herunterfragt, wer da ist, so gibt er zur Antwort: „Der arme Sünder von der Sprotte“, worauf der Wächter gleich herunterkommt, um das Thor zu öffnen, aber beim Herabkommen den Angemeldeten — nicht mehr antrifft.

Durch dieses Erscheinen und Anmelden hatte der Delinquent das gegebene Wort gelöst, und hiervon sollen hernach die Sprottauer den Namen „Arme Sünder von der Sprotte“ erhalten haben.

VII. Von der Vertreibung der Juden.

Von 1347 bis 1350 wurden auch von Sprottau die Juden vertrieben, die hier eine ganze Strasse — heute die „Jüdenstrasse“ — bewohnt haben. Als Ursache ihrer Vertreibung wird erzählt, es habe ein in dem Eckhause der Judengasse zur Stockgasse, jetzt Nr. 56, wohnender Jude ein Christenmädchen ins Haus gelockt und in den Keller eingesperrt. Das Kind sei vermisst worden, und man habe nicht gewusst, wohin es gekommen sei. Da habe sich's zugetragen, dass die Mutter des verwaisten (!) Kindes dicht am Hause vorbeigegangen sei und ein Gebund Schlüssel in der Hand gehabt habe. Am Kellerloch dieses Hauses wären ihr diese Schlüssel zufällig aus der Hand entfallen und in den Keller, wo ihr Kind eingesperrt gewesen, heruntergefallen. Das Kind habe sogleich die Schlüssel erkannt und laut gerufen: Das sind meiner Mutter ihre Schlüssel! was diese ge-

hört und der Obrigkeit davon Anzeige gemacht habe; und diese habe das Kind lebend und unbeschädigt aus dem gedachten Keller befreit.

VIII. Ueber den Bau der kleinen Kirche beim Schiesshause, der Corpus Christi-Kirche,

Die eigentliche Veranlassung zu diesem Baue fällt bis in das Jahr 1558 zurück. In diesem Jahre soll nämlich ein Priester während der hl Messe an der Gegenwart Christi unter der Gestalt des Brotes gezweifelt haben und hierauf die hl. Hostie vom Altare verschwunden sein und sich in selbiger Stunde in der freien Luft, mit einem Glanz umgeben, an der Stelle gezeigt haben, wo jetzt noch die kleine Kapelle vor der Thüre der Kirche nach dem Schiesshause zu steht, die wegen dieser Begebenheit erbaut worden ist. Als dies die Geistlichkeit erfahren hatte, soll sie sich hinverfügt und das hochwürdige Gut angebetet haben, um solches wiederzubekommen, was jedoch umsonst gewesen sein soll. Hierauf soll auf besondere Anregung des hl. Geistes sich die damalige Priorin des jungfräulichen Gestifts, Namens Barbara Schönaich, nebst einigen Nonnen dahin begeben haben, und als diese die Anbetung haben verrichten wollen, soll sich die Hostie auf ihr Haupt niedergelassen haben und sodann von einem Priester in den Hauptschleier eingewickelt und in die Stadtpfarrkirche gebracht worden sein, woselbst sie auf dem Nonnenchore bis zur Säkularisation des Klosters (und dann in der Kirche) aufbewahrt worden ist.

Schlesische Pfingstbitte.

Von **Konrad Gusinde.**

Zu Pfingsten (am 2. Feiertage) wurde in Kunnersdorf bei Claarenkranst in den 50er Jahren ein Wagen bunt geputzt, auf dem „der Klunkrichte“, mit bunten Lappen, hohem Hut und hölzernem Säbel angethan, von 4 oder 6 Jungen im Dorfe herumgezogen wurde. Der Wagen war laubenförmig mit jungem Grün ausgeputzt. Oft wurde dabei „in a Påms“, oder „ei de Lůže“ absichtlich gefahren. — Die Pfingstjungen hatten „Pfingststeckel“, rote Bänder um den Leib und Goldpapierwesten. — Es waren Burschen von 15—17 Jahren; abends war es für die Dorfmädchen eine besondere Ehre und Freude, mit ihnen zu tanzen.

In jedem Hause wurde eingekehrt und folgende Pfingstbitte vorgetragen:

Für den Grosskönig:

Gott grüss Dich, Frau Mutter zuhause!
Die schwarze Katze muss mausen,
Die schwarze nicht allein,
Die weisse muss auch dabeine sein.
Frau Mutter, gehn Sie in den Keller,
Da liegt ein Klumpen Butter auf dem Teller.
Schneiden sie ihn entzwei und geben Sie uns beide Teile
davon; das ist nicht zu viel für uns.
Zehn Quänte Buttermilch,
Zehn Quänte süsse Milch

Ist nicht zuviel für uns.
Drei Mandel oder ein halb Schock Eier ist nicht zu
viel für uns.
Frau Mutter, wir sind gewesen in Hessen,
Da hatten wir grosse Schüsseln und wenig zu essen.
Frau Mutter, wir sind gewesen in Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätten wir uns das eher bedacht,
So hätten wir uns welche mitgebracht.
Frau Mutter, wir sind gewesen in Ungern,
Da haben wir gelitten Durst und Hunger;
Durst und Hunger haben uns gezwung(en),
Dass wir wieder sind nach Deutschland gekumm.
In Deutschland da sind wir mit dem polnischen Könige
um die Wette gerannt.
Da ist einer vom Pferde gefallen, der hat Arm und
Bein gebrochen
Und sich die Spiessgerte durch den Leib gestochen.

Da wollen wir den Herrn Vater und die Frau Mutter bitten um ein verschimmeltes Achtgroschenstück oder Viergroschenstück, damit wir den armen Pazienten wieder ausheilen können.

(Sie erhalten Geschenke.)

Für den Kleinkönig:

Habt Dank, habt Dank für eure Gaben,
Die wir von euch empfangen haben.
Wenn ihr werdet kommen in unser Land,
So werden wir uns machen mit euch bekannt,
Wenn ihr werd't kommen auf unser Feld,
So werdet ihr finden eine Metze Geld.
Wenn ihr sie nicht werd't aufheben,
So dürft ihr uns die Schuld nicht geben.
Frau Mutter habt ihr ein Söhnlein oder ein Töchterlein,
So schickt sie in unseres Pfingsthaus herein.
Das Söhnlein wollen wir tränken,
Das Töchterlein wollen wir schwenken,
Wir wollen auch keinen Rein versagen,
Sonst müssten wir kein Geld und keine Musikanten mehr
haben.
Frau Mutter, die Mähren (Möhren) wollen wir jäten,
Die Zwiebeln wollen wir treten,
Und wo sie werden am dicksten stehn,
Da wollen wir durch den Tag 10 mal hindurch gehn. —

Unterdessen ist ein Stuhl herbeigebracht worden, worüber sich einer legt, während der Pritschemeister mit der „Schalle" ihn haut. Die Schalle ist eine rechteckige Tafel mit Griff, an der sich Metallplättchen u. s. w. befinden, welche ein schellenartiges Geräusch hervorbringen.

—

Pritschemeister mit dem „Überbucker“:

Pfingstbrüder, kommt heran!
Wir haben einen straffälligen Mann,
Der die Pritsche gut erleiden kann.
Die erste kommt für mich, (Schlag)
Die zweite kommt für Dich, (Schlag)
Die dritte für die Pfingstbrüder alle,
pritsch, pratsch, pralle, (Schläge).
Ich han dich mit der Schalle,
Mit der Schalle auf deinen Arsch;
Lieber Bruder, wie gefällt dir das?
Hat dir der Pritschemeister weh gethan,
So darfst du dem Pritschemeister die Schuld nicht gân.
Bist du dem Pritschemeister sein Knecht,
So steh auf und bedank' dich recht. —

„Überbucker“:

Ich bedanke mich erstens beim Pritschemeister, zweitens bei der Pfingstbrüderlichen Gesellschaft allen.

Darauf geht es ab und ins nächste Haus.

Der Pritschemeister ist der anfangs erwähnte „Klunkrichte“. Die anderen sind die Jungen, welche ihn auf dem Wagen gezogen haben. Die ganze Gesellschaft heisst: die Pfingstbrüder.

Meine Gewährsfrau (55—60 Jahre ungefähr alt) sagte, als junges Mädel wäre sie mit dem ganzen Schwarm der Dorfkinder hinter dem Wagen immer hergelaufen. Gern hätte sie „mit da schînen guldwästigen Jungn“ getanzt, aber der Vater gab es nicht zu, weil sie noch zu jung war und ihre Kleider „nich gutt genung“. Später hat sie auch nicht mehr mit ihnen getanzt, was sie sehr geschmerzt hat; denn der Amtsvorsteher hatte die Umzüge verboten. Noch heute kann sie diesen Schritt des Amtsvorstehers nicht gut heissen.

Zum Marlborough-Liede in Schlesien.

Mitteilungen von **R. Cogho, K. Koschwitz, W. Patschowsky.** (Vgl. Heft IV S. 39, V S. 21).

I.

Aufzeichnung eines Mädchens aus der Kolonie Strickerhäuser, mitgeteilt von R. Cogho.

1. Mein Schatz der ist im Kriege,
Fiederdom, fiederdom, jucheirasa.
Mein Schatz der ist im Kriege [1]),
Wer weiss, kommt er zurück.

2. Die Zeit war bis zu Ostern,
Dann kommt er ganz gewiss.

3. Die Ostern sind vorüber,
Mein Schatz ist noch nicht hier.

II. Soldatenlied,

gesungen beim 1. Bat. Inf.-Reg. Nr. 154, aufgezeichnet von K. Koschwitz.

1. Ein Fähnrich zog zum Kriege;
Vidibumsvallera juchheirassa.
Ein Fähnrich zog zum Kriege,
Wer weiss, kehrt er zurück.

2. Er liebt ein schwarzbraunes Mädchen,
Die war so wunderschön.

3. Einen Fähnrich sah sie kommen,
Von Blut war er so rot.

---

[1]) Derselbe Refrain und die entsprechende Wiederholung der jeweilig ersten Zeile gilt für alle folgenden Strophen. F. V.

4. Ich seh die Burschen kommen,
   Ganz traurig und betrübt.
5. Ach Burschen, liebste Burschen,
   Was bringt Ihr Neues mit?
6. Die Botschaft, die wir bringen,
   Macht Schön die Äuglein nass.
7. Dein Schatz der ist erschossen,
   Ist tot und lebt nicht mehr.
8. Wir haben ihn sehn begraben
   Mit vieren Offizier.
9. Der Erste trug den Degen,
   Der Zweite sein Gewehr.
10. Der Dritte trug den Krieger,
    Der Vierte seine Kron.
11. Sein Grab war ausgeschossen
    Mit Pulver und mit Blei.
12. Auf jedem grünen Zweige,
    Da schlägt eine Nachtigall.

4. „Ach Fähnrich, liebster Fähnrich,
   Was bringst Du Neues mir?"
5. „„Die Neuheit, die ich bringe,
   Macht Dir die Äuglein rot.
6. „„Ein Fähnrich ist erschossen,
   Ist tot, und lebt nicht mehr.
7. „„Ich hab' ihn seh'n begraben,
   Von vielen [1]) Offiziern.
8. „„Der Erste trug sein'n Degen,
   Der Zweite sein Gewehr,
9. „„Der Dritte seinen Kürass,
   Der Vierte seine Kron.
10. „„Über sein Grab wurde geschossen
    Mit Pulver und mit Blei.
11. „„Dort oben auf jenem Berge
    Sang eine Nachtigall.
12. „„Sie sang dem Fähnrich zur Ehre,
    Für seine Tapferkeit"".

III.

Bemerkungen zu dem Soldatenliede: „Mein Bruder zog zum Kriege".

Von W. Patschowsky.

Dies Lied wird im Liebauer Thal viel gesungen; von Schulkindern hört man es gar oft und mit grosser Begeisterung auf der Strasse singen.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass dies Lied durch französische Soldaten i. J. 1806 in die hiesige Gegend gelangt ist.

Im genannten Jahre waren französische Soldaten in Liebau und Dittersbach einquartirt, von denen die Quartiergeber viel zu leiden hatten, weil die Soldaten täglich sehr gutes Essen und auch Geld verlangten. Beim Abzuge der Soldaten war die hiesige Bevölkerung sehr erfreut.

Aber am 12. Juli 1808 erschienen wieder die Franzosen und sie blieben nun 26 Wochen in der hiesigen Gegend.

Es liegt nun die Vermutung nahe, dass die französischen Soldaten dies Lied gesungen haben, dass sich die hiesigen Bewohner Text und Melodie merkten und dass das Lied im Volksmunde bis auf die heutige Zeit überliefert wurde.

Die Melodie, welche man oft in Liedersammlungen trifft, wird hier nicht gebraucht [2]).

Verbrecher-Poesie.

Von A. Eichner.

Die Reimlust des Schlesiers gefällt sich auch darin, auf häufiger vorkommende Vergehen oder Verbrechen Reime zu ersinnen. Diese Vers-

[1]) Nach Ausweis der anderen Versionen aus „vieren" korrumpiert. Koschwitz.

[2]) Die Mitteilung der von den Herren Koschwitz und Patschowsky mit eingesandten Melodien müssen wir unserer Volksliedersammlung vorbehalten. D. Red.

lein sind allerorten und jedermann bekannt, sie werden aber bei passender Gelegenheit überall immer wieder als Neuheit aufgetischt. Folgende sind davon einige Beispiele.

1. In einem wohlgefüllten Gänsestalle findet man eines Morgens nur noch die magerste von allen; sie trägt an einem bunten Bändchen um den Hals gebunden einen Zettel mit der Inschrift:

> Mer wörn ĕr unser neune,
> Jetzt bin ich noch alleine,
> Und wenn Ĕr (Ihr) mich nich bäle schlacht't,
> Do kumm ich zu a andern acht.

2. In einem ähnlichen Falle findet man den Vers:

> Ŏch, ich arme Ente
> Mit meiner derra (dürren) Plente!
> Durt uba (oben) liegt dĕr Totenschein,
> Dŏss de andern 16 gebråten sein.

3. Häufen sich in einer Ortschaft die Schadenfeuer, so geht sofort das Gerücht, dass man es mit einer Mordbrenner-Bande zu thun habe, von der ein Zettel zurückgelassen sei, mit dem Bekenntnis:

> Mer sein ĕr inse achte,
> Bei Tage giehn mĕr sachte,
> Des Obends zind' mer a Feuerle an,
> Do honn mer inse Freede dran.

Fast jede Gegend hatte wohl auch früher ihren besonderen Räuberhelden, dem sie einen ganzen Roman von Anekdoten andichtete. Das Auftreten dieser Leute fällt in die Zeit des Endes des vorigen und des Anfanges dieses Jahrhunderts. So erinnere ich mich, dass um 1860 in der Schweidnitz-Striegauer Gegend unter älteren Leuten noch die Erinnerung an den Schinder-Hannes zu finden war. Er machte sich ein Vergnügen daraus, die Sicherheits-Behörden zu necken oder zu bestehlen unter der Maske eines feinen Herren, und sich hinterher zu erkennen zu geben. Ferner gĕfiel er sich darin, die Reisenden für ihr Verhalten gegen ihn zu belohnen oder zu bestrafen. Auf der Chaussee zwischen Jauernick und Schweidnitz traf einmal eine nach der Stadt gehende Botenfrau auf einem Chausseesteine sitzend einen Mann, anscheinend aus dem Arbeiterstande, der sich seine Pfeife anzündete. Er verwickelte sie in ein Gespräch und kam auch auf den Schinder-Hannes zu sprechen. Als die Frau auf den schlechten Kerl weidlich schalt, stimmte er zu und bat sie, als er sich von ihr trennte, ihm aus der Stadt „fer'n Sechser Schuhzwecken“ mitzubringen, er werde sie an derselben Stelle des Abends erwarten. Die Frau erfüllte diesen Auftrag und traf auch den Mann wieder. Nun aber gab sich dieser als der Schinder-Hannes zu erkennen, warf sie nieder und schlug ihr die Zwecken in den Hintern. — Bei einer ähnlichen Begegnung im Zedlitz-Busche zwischen Freiburg und Striegau gab ihm eine Handwerkerfrau offen den Zweck ihres Ganges und die Grösse ihrer nicht ganz geringen Barschaft an. Als er sie vor dem Schinder-Hannes warnte, entgegnete die Frau: ihr sei noch nichts passiert, und derselbe möge wohl nicht so schlimm sein, als er dargestellt würde. Sie kam ohne Schaden durch den

Wald, und als sich der Schinder-Hannes beim Abschiede zu erkennen gab, schenkte er ihr noch einen vollen Geldbeutel.

Literatur.

Sagen- und literarhistorische Untersuchungen. Nr. 1. Das Traummotiv in der mhd. Dichtung bis 1250 und in alten deutschen Volksliedern. Nr. 2. Orendel, Wilhelm von Orense und Robert der Teufel. Von Emil Benezé. Halle a. S. M. Niemeyer. 1897.

Bei der grossen Rolle, die der Traum in der Mythologie und Sage, im Volksglauben und Aberglauben spielt, war es ein sehr glücklicher Gedanke, die Verbreitung des Traummotivs auf einem bestimmten Literaturgebiete zu verfolgen, etwa wie Henzen es für die altnordische Sagaliteratur gethan hat. Leider hält die Abhandlung Benezé's nicht, was der Titel verspricht. Was uns not täte, wäre eine praktisch und sauber geordnete Belegsammlung — die natürlich nicht mit c. 1250 abbrechen dürfte — und eine nüchterne und besonnene Classification derselben nach den verschiedenen Typen (prophetische, allegorische, visionär-legendarische Träume u. s. w.). Diese Aufgabe kam dem Verfasser offenbar zu untergeordnet vor; er macht zwar Ansätze zu einer solchen Behandlung; aber seine lebhafte Phantasie und überrege Combinationslust, unterstützt von guter Belesenheit, führen ihn jeden Augenblick von dem geraden Pfade ab, und verleiten ihn, Mutmassungen, Theorien, Hypothesen, grosses und kleines betreffend, in die Sammlungen hinein zu verarbeiten, so dass schliesslich der Faden des Zusammenhanges ganz verloren geht. Unter dem Titel „Traum und Erwachen: Schein und Wirklichkeit" geht der erste Abschnitt von Betrachtungen über den Traum im mhd. Sprachgebrauch und in sentenziösen Wendungen aus, behandelt das Traummotiv bei den Minnesängern, berührt aber auch die höfische Epik und schweift zu allerhand literarhistorischen Fragen ab, die wenig mit dem Traummotiv zu thun haben. Im 2. Abschnitt „Träume in der Epik" gewinnt man festeren Boden; aber nur scheinbar. Denn der Verf. lässt sich hier zu der Hypothese verleiten, dass die Tierträume unserer altdeutschen Epik noch auf dem vollen Glauben an die Verwandlungsfähigkeit von Menschen in Tiere beruhen, dass die Tiervergleiche beweisen, dass man wirklich einmal geglaubt habe, Siegfried sei in Gestalt eines Wildes von tiergestalteten Gegnern erschlagen worden u. s. w. Dass es einmal eine Stufe prähistorisch-mythischer Denkform gegeben habe, bei der die Grenzen von Mensch und Tier ganz in einander verflossen, bei der Tiernamen, Tiervergleiche, Tierträume im Volksglauben geradezu Realität hatten, ist unzweifelhaft und wird z. B. auf das schönste bezeugt von den Erzählungen der canadischen Indianer oder der Eskimos, wobei der europäische Leser oft Mühe hat, sich darüber klar zu werden, ob von Menschen mit Tiernamen oder von Tieren die Rede ist. Aber in unseren germanischen Sagenquellen ist davon keine Rede, und selbst wenn wir die Literatur beiseite lassen und uns auf das gefährliche Gebiet der Rekonstruktion begeben, so standen doch die Germanen der Völkerwanderungszeit schon längst nicht mehr auf der niedrigen Entwicklungsstufe, die Voraussetzung für diese Hypothese ist. Die entartete Phantastik spätnordischer Sagen darf nicht zu Rückschlüssen verwertet werden. Der dritte Abschnitt: „Das Traummotiv in alten deutschen Volksliedern" geht ganz in wirren Combinationen auf, die zum Zwecke haben, alte epische Zusammenhänge aus jüngeren Volksliedern zu rekonstruieren. Die Idee, der diese Versuche entsprungen sind, dass nämlich aus epischer Poesie sich lyrische entwickeln könne, ist ganz unbestreitbar. Verf. hätte sie noch besser stützen können durch Hinweis auf die lyrische Auflösung aller epischen Haltung in der angelsächsischen Poesie, schon in Beowulfepisoden und noch stärker ausserhalb des Epos, auf analoge Vorgänge in der Edda (die Frauenklagen) u. a. m. Aber was hier im Einzelnen in die Volkslieder hineingeheimnist ist, lässt die Grenzen wissenschaftlicher Hypothesen weit hinter sich. Wertvoller ist das 2. Heft, das einen Märchenstoff behandelt, der für die im Titel genannten Sagen von Wichtigkeit ist. Phantastik und Verworrenheit fehlen auch hier nicht und irgendwelche feste Resultate bringt auch dieses Heft nicht; aber die reiche Belesenheit des Verfassers setzt ihn in den Stand, viel interessantes Material in neuer Beleuchtung zu zeigen und unter seinen Combinationen verdienen manche eine genauere Nachprüfung und Beachtung. Überhaupt kann man die beiden Abhandlungen keineswegs uninteressant nennen, und für Erstlingsarbeiten zeigen sie eine nicht gewöhnliche Belesenheit und Regsamkeit im Beobachten und Schliessen. Ob diese guten Voraussetzungen für den Verf. und die Wissenschaft einmal wirklich Frucht tragen werden, hängt ganz von dem Masse ab, in welchem sich der Verf. die erste philo-

logische Tugend aneignen wird, ohne die der regste Geist nichts dauerndes leisten kann: methodische Selbstzucht und kritische Vorsicht. O. J.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde.

I. Band, 3. Heft. Das alte Mittelgebirgshaus und sein Bautypus von Jul. Lippert. Mit 6 Tafeln. Prag 1898.

II. Band, 1. Heft. Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde, gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann. 1. Teil. Prag 1898.

Die unter der kundigen Leitung des Professors Adolf Hauffen schnell fortschreitende Sammlung deutsch-volkstümlicher Überlieferungen unseres Nachbarlandes hat durch die beiden vorliegenden Hefte eine dankenswerte Bereicherung erfahren. Lippert schildert in knapper Fassung die Typen des böhmischen Mittelgebirgshauses und ihre Entwickelung, wie sie sich speciell in der Gebirgsgegend zwischen Leitmeritz und Aussig-Grosspriesen darstellen. Die Grundanlage ist dieselbe wie in unserm schlesischen Gebirge. Während das ursprüngliche „Flurballenhaus" nur durch eine Wand einerseits in den zugleich den Herd enthaltenden Wohnraum als das eigentliche „Haus" und andrerseits in den Stall gesondert war, wurde zunächst der Wohnraum als die „Stube" von dem Herdraum, dem „Hause", abgetrennt, dann dieses letztere wiederum in Küche und Flur („Vorhaus") geteilt, an die Stube aber weiterhin noch das einfenstrige Stübchen angebaut. Was das Material betrifft, so bildet für den die Wohnräume umfassenden Teil des Hauses der Blockbau, für den Stall der Steinbau die Regel. Zeigt sich in allen diesen Punkten Uebereinstimmung zwischen dem schlesischen Gebirgshaus und dem des böhmischen Mittelgebirges, so tritt bei dem letzteren in viel stärkerem Masse die Neigung zur Erweiterung durch Aufsetzen eines Stockwerkes hervor. Mit diesem ist eine Laube verbunden, die sich entweder in Gestalt eines Balkonganges längs desselben hinzieht oder als Loggia in einen Teil des Stockwerkes hineingebaut ist. Zwar bietet für den ersten dieser beiden Typen, das „Balkonhaus", wie Lippert es nennt, in Schlesien wenigstens die Grafschaft Glatz zahlreiche Beispiele; der zweite aber, das „Bühnchenhaus", ist meines Wissens in unserer Provinz nicht vertreten. Es ist eine sehr charakteristische und vielfach recht geschmackvoll und gefällig ausgestaltete Form, die leider „in unserer Zeit der Verflachung" öden Neubauten weichen muss, bei denen „der Herr Baumeister vor allem die zu gewinnende Wandfläche in regelmässig abstehende Fensterlöcher abteilt und es dann dem Bauern überlässt, was er hinter diese Löcher einordnen will; der aber ist zufrieden, mit einer so städtisch-stattlichen Front prunken zu können". Die Entstehung des „Bühnchens" führt Lippert auf wirtschaftliche Bedürfnisse zurück, wie er solche überhaupt für die ganze Anlage des böhmischen Mittelgebirgshauses den Ausschlag geben lässt. Demgemäss treten nicht sowohl im Bau des Einzelhauses als in der Hof- und Dorfanlage die Stammesunterschiede zwischen den deutschen und den slavischen Bewohnern hervor.

Der Herausgeber des an zweiter Stelle genannten Heftes, Professor Ammann, hat sich bereits durch die Bekanntmachung und Wiederbelebung des Höritzer Passionsspiels ein hervorragendes Verdienst um das Volksschauspiel des Böhmerwaldes erworben. Die Schilderung, welche unser Vereinsmitglied Konrad Gusinde im Feuilleton der Schlesischen Zeitung Nr. 541 u. 544 von einer Aufführung desselben entworfen hat, giebt ein anschauliches Bild von der nicht geringen dramatischen Wirkung dieses geistlichen Spieles, welches sich bei aller Verschiedenheit seiner Anlage, seines Stiles und seiner Entstehungsweise dem Oberammergauer würdig zur Seite stellt. Eine bisher unveröffentlichte zweite Fassung des alten Höritzer Passionsspieles, die ebenso wie die erste von Paul Gröllhesl herrührt, eröffnet die vorliegende Sammlung. Mit ihm berühren sich in ihrem ernsten, zum Rührenden und Pathetischen neigenden Stil und in der prosaischen Form die Nummern III und V der Sammlung, das „Vorspiel und Leiden-Christi-Spiel" und „Johann von Nepomuk", während Nr. II, „ein geistliches Komedi-Spiell in der heiligen Weihnachtszeit", in seinen naiven Versen die alte, dem mittelalterlichen geistlichen Spiel geläufige Verbindung derb volkstümlicher Komik mit kindlich-religiösem Empfinden zeigt, und Nr. IV, die volkstümlich erweiterte Fassung eines ursprünglich wieder von Gröllhesl verfassten „Egyptischen Josef", in der vorliegenden Form jene feierlichere, vornehmere mit der niederen Stilgattung verbindet. Der Herausgeber hat sich eine getreue Wiedergabe der ihm vorliegenden Spielbücher zur Aufgabe gemacht, ohne Textentstellungen zu verbessern, wie sie die Spieler und ihre Zuhörer unbekümmert mit in Kauf zu nehmen pflegen. Auch kritische Untersuchungen, zu denen besonders das aus mancherlei Elementen teilweise recht widerspruchsvoll zusammengesetzte Weihnachtsspiel herausfordert, hat der Herausgeber dem vorliegenden Hefte noch nicht beigegeben. Sie bleiben einem Schlussbande seiner Sammlung vorbehalten, während zunächst

noch zwei oder drei Hefte derselben weitere Volksschauspiele des Böhmerwaldes bringen sollen. Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang.

Ein den „Beiträgen" beigelegter vierter Bericht des Prof. Hauffen über die von ihm geleitete Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Deutsch-Böhmen giebt ein recht erfreuliches Bild. Gegenüber den 70 Beiträgen des Jahres 1896 konnten 160 für das Jahr 1897 verzeichnet werden und es heisst: „Für mehrere glänzend vertretene Gebiete kann die Sammlung als abgeschlossen gelten; nur wenige deutsch-böhmische Bezirke haben bisher nichts oder wenig eingeliefert". Die Einzelheiten des Berichtes zeigen, dass dies schöne Ergebnis vor allem dem hingebenden Eifer der deutsch-böhmischen Lehrerschaft zu danken ist. Möge er Schlesien zum Beispiele dienen und möge sich auch hier mehr und mehr die Erkenntnis verbreiten, dass alles, was der Einzelne zusammenbringt, erst seinen vollen Wert erhält, wenn es in den Dienst eines umfassenden, wissenschaftlich geleiteten Unternehmens gestellt wird. F. V.

Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt von Dr. Oskar Dähnhardt. 1. Heft. Leipzig (B. G. Teubner) 1898.

Der Verfasser bietet eine anspruchslose kleine Sammlung volkstümlicher Überlieferungen, die er durch seine Schüler veranstaltet hat. Erklärlicher Weise sind die Kinderreime am stärksten vertreten, und des allgemein Bekannten und Verbreiteten ist nicht eben wenig in dem hübsch ausgestatteten Heftchen. Am meisten erfreut die Schrift als ein Zeugnis für die Verbreitung des Verständnisses von der Bedeutung der Volkskunde für die Schule und der Schule für die Volkskunde. Ganz im Geiste Rudolf Hildebrands, der den deutschen Unterricht durch die Anknüpfung der Lehre an das Leben so reich zu befruchten wusste, wird hier dargelegt, wie in dem Schüler zugleich mit dem Interesse für die verachteten und belächelten Volksüberlieferungen das Verständnis für deutsches Wesen und für die einfachsten und ältesten Formen der Dichtung und des Lebens erschlossen wird, während andererseits die Sammlung selbst ein sehr nachahmenswertes Beispiel dafür bietet, mit wie gutem Erfolge die Schüler durch den Lehrer zum Herbeischaffen volkskundlichen Stoffes herangezogen werden können. In unserer Gesellschaft ist in dieser Richtung seinerzeit durch Herrn Gymnasiallehrer Wilpert in Oppeln ein guter Anfang gemacht worden. F. V.

Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Körlin. Gesammelt und herausgegeben von F. Asmus und O. Knoop. Kolberg (C. F. Post) 1898 (100 S. 8°).

Herr Oberlehrer Knoop, der verdiente Herausgeber der Blätter für pommersche Volkskunde, teilt hier eine hübsche Sammlung volkstümlicher Ueberlieferungen mit, welche der Lehrer Asmus und der Zimmermann Rexilius auf seine Anregung zu Stande gebracht haben. Sagen mit mythischem und historischem Hintergrunde, Schwänke, Schnurren und Märchen werden in der anschaulichen, oft von gutem Humor belebten Erzählungsart des pommerschen Volkes getreu nach der mündlichen Ueberlieferung wiedergegeben. Für die Volkskunde haben solche Sammlungen unter allen Umständen den Wert, dass sie ein Bild von dem überlieferten Erzählungsschatz eines bestimmten landschaftlichen Bezirkes geben, ganz abgesehen davon, dass doch auch inhaltlich bereits anderweitig Bekanntes hier in neuen Combinationen und Fassungen auftritt. Dem populären Zwecke aber, ihren „sagenliebenden Landsleuten im Kreise Körlin" die alten mehr oder minder vertrauten Mären in einem handlichen Büchlein darzubieten, haben die Herausgeber in nicht minder ansprechender und anerkennenswerter Weise gedient. F. V.

Münsterländische Märchen, Sagen, Lieder und Gebräuche. Gesammelt von Dr. P. Bahlmann. Münster i. W. (Ignaz Seiling) 1898. VIII, 371 S. 8°.

Eine sehr gefällig ausgestattete, wesentlich aus gedruckten Quellen geschöpfte Sammlung, die mehr populäre als wissenschaftliche Ziele verfolgt. Die Märchen sind aus der Grimmschen Sammlung entnommen, die Sagen werden durchweg in der poetischen Fassung mitgeteilt, die sie von verschiedenen Dichtern mit sehr verschiedenem Glück erhalten haben, auch die Volkslieder sind fast durchweg schon anderweitig veröffentlicht. Für die Volkskunde hat, abgesehen von einigen aus mündlicher Ueberlieferung geschöpften Kinderreimen, das Kapitel „Sitten und Gebräuche" verhältnismässig am meisten Wert. F. V.

Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Joh. Adolf Heyl. Brixen 1897.

Das 848 Seiten starke Buch, das der Verfasser den Freunden der Volkskunde geschenkt hat, ist die Frucht jahrelangen Sammelns; das Hauptinteresse wandte der Verf.

den Sagen zu; der Abschnitt über Aberglauben ist daher nur eine willkommene Zugabe, die in sich vereinigt, was der Verfasser mehr nebenher gehört und beobachtet hat und gelegentlich der Sagenveröffentlichung mit abdrucken liess. Die Sagen sind nach den Landschaften geordnet; dadurch wird die Eintönigkeit vermieden, die bei der Anordnung nach inhaltlichen Kategorien sich einstellt, und der Vorteil einer Uebersicht über die Lokalgruppen erreicht; unvermeidlich ist dabei freilich der Nachteil, dass man jedesmal das ganze umfängliche Buch durcharbeiten muss, wenn man einem einzelnen Sagentypus nachgehen will; ein systematisches Register hätte dem leicht abgeholfen, doch ist ein solches nur für die Orte vorhanden. Die Sagen sind meist hochdeutsch, hie und da auch im Dialekt wiedergegeben, durchaus aber im echten unverfälschten Volkston erzählt; wenn der Verf. in der Vorrede mitteilt, er habe, um sein Buch auch für die Jugend brauchbar zu erhalten, anstössige Partien weggelassen und derbe, bedenklich erscheinende Stellen vorsichtig abgeändert, so entspricht dieses Verfahren allerdings nicht ganz der streng wissenschaftlichen Forderung, alles vernommene auch ganz unverändert wiederzugeben; aber schliesslich betrifft diese Retouchierung nur einen kleinen Bruchteil des reichen Stoffes, und wer dürfte darüber mit dem Herausgeber rechten, der uns mit vollen Händen einen wahren Schatz von Mitteilungen spendet, die in allem den Eindruck höchster Gewissenhaftigkeit, grösster Treue und unbedingter Zuverlässigkeit erwecken. Der Verfasser gehört zu jenen seltenen und erlesenen Sagensammlern, die gerade in der Enthaltung von jeder subjektiven Stilisirung und Ausdeutung ihren wahren Beruf erkannt haben und deren innige Vertrautheit mit dem Volke ihnen ermöglicht, die Sagen so frisch und unberührt wiederzugeben, dass selbst das hochdeutsche Gewand ihnen nichts von dem Dufte der Bodenständigkeit raubt. Die Anmerkungen beschränken sich passender und verständiger Weise auf Literaturverweise, anknüpfend an Zingerles Sagen aus Tyrol mit Nachträgen aus den seither erschienenen Sagensammlungen; wo sie die mythologische Deutung streifen, stehen sie wie bei Zingerle noch im Banne der Simrock'schen Schule. Mit Zingerle teilt aber die Heyl'sche Sammlung nicht nur diese kleine Schwäche, die sich ja nur auf beiläufige Notizen in den Anmerkungen beschränkt und daher entschuldbar ist, sondern auch alle die grossen Vorzüge, die Zingerles Buch zu einem klassischen Werke stempeln, dem sich nun Heyls Sammlung als beste und reichhaltigste Ergänzung würdig anschliesst. Dieselbe sei der Aufmerksamkeit aller Sagenfreunde, deren wärmsten Dank sich der Verfasser verdient hat, bestens empfohlen. O. J.

Nachrichten.

Am 23. Mai beging unsere Gesellschaft ihr **viertes Stiftungsfest** durch einen Ausflug nach Bolkenhain. Die zahlreiche Schaar der Breslauer Teilnehmer wurde unterwegs noch durch einige Mitglieder aus Schweidnitz und der Ortsgruppe Warmbrunn verstärkt, und alle fanden in Bolkenhain einen freundlichen Empfang durch verschiedene Herren und Damen aus der Stadt. Vereint begab man sich nun nach der alten, sagenumsponnenen Ruine der Bolkoburg, in der Herr Archivar Dr. Nentwig zunächst einen knappen aber lehrreichen Vortrag über die Einrichtung der Ritter- und Fürstenburgen im Allgemeinen hielt, um dann näher auf die geschichtlichen Schicksale der Bolko- und Schweinsburg einzugehen. Unter der sachkundigen Leitung des Herrn Kreisbaumeisters Meissner wurde sodann ein Rundgang unternommen, um die einzelnen Teile der Burg genauer zu besichtigen und von dem mächtigen Turme aus die leider nicht ganz klare aber immer noch befriedigende Aussicht zu geniessen. Der Rückweg führte durch das anmutige, altertümliche Städtchen nach dem „Schwarzen Adler", wo das Mittagmahl eingenommen wurde. Herr Prof. Vogt gedachte dabei in humorvollen Worten des Unterschiedes zwischen der Gegenwart und den längst entschwundenen Zeiten des zechlustigen und trinkfesten Junkers Hans von Schweinichen; er verband dann seinen Dank für die liebenswürdige Aufnahme seitens der Bürgerschaft mit der Mahnung, auch in diesem romantischen Fleckchen Schlesiens, das von der alles ausgleichenden Macht der Gegenwart noch verhältnissmässig unberührt sei, fleissig den Aufgaben der Volkskunde gerecht zu werden, und schloss mit einem Hoch auf Bolkenhain und seine Bewohner. Herr Bürgermeister Groeper erwiderte mit herzlichen Worten den Toast und trank auf das Wohl der Gesellschaft und ihres Vorsitzenden. Auch unser Schatzmeister, Herr Banquier Holz, wusste nochmals in launiger Rede daran zu erinnern, wie nicht bloss den wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern auch der ihm anvertrauten Kasse des Vereins eine recht zahlreiche Ortsgruppe Bolkenhain zu Gute kommen würde. Herr Prof. Koch

sprach auf die Damen, und Herr Prof. Körher gedachte in ernsten Worten unseres verehrten Mitgliedes, unseres allbeliebten Dichters Max Heinzel, der sonst schon so manchmal in unserm Kreise geweilt habe, von diesem Feste aber durch schmerzvolle Krankheit ferngehalten sei; auf seine Anregung wurde folgendes Telegramm an den leidenden Dichter geschickt: „Dem treuen Schlesier und verdienstvollen Freunde schlesischer Volkskunde senden herzlichen Gruss die in Bolkenhain versammelten Mitglieder der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“. Da die während des Essens niedergegangenen Regenschauer nun wieder freundlichem Sonnenschein gewichen waren, konnte noch in aller Musse wieder unter der liebenswürdigen Führung des Herrn Kreisbaumeisters Meissner die umfängliche Schweinhausburg, auch „das alte Sauhänsel“ genannt, besichtigt und die prächtige Aussicht auf Bolkenhain und die Bolkoburg gewürdigt werden. Auf dem schmalen, kühlen Waldwege stieg man hinab und erwartete beim Kaffee den Zug, der die Teilnehmer in vollster Befriedigung über den schönen und genussreichen Tag nach Hause führte.

H. Jantzen.

Eingänge.

Zu den handschriftlichen Sammlungen: 5 Hefte und eine grössere Anzahl Einzelaufzeichnungen von Volksliedern, z. Teil mit Melodieen, gesammelt in der Gegend von Hirschberg, Sibyllenbuch aus Oberschlesien, Scherzreime, Redensarten, Eine ältere Aufzeichnung von Rätseln, Bemerkungen über das Volksspiel „Ein Spinnabend in Hain“, von Hauptmann Cogho in Warmbrunn. — Gedenkbuch des Joh. Georg Kayser in Nieder-Zodel bei Görlitz aus dem Jahr 1789, Stammbuch aus dem Jahr 1797 von Herrn Lehrer Popig in Warmbrunn. — Kleine Sammlung alter Sinnsprüche vom Archivar Dr. Nentwig in Warmbrunn. — Schreibheft Georg Paetzolds v. J. 1814 von Herrn Tischlermeister Rösler in Warmbrunn. — Bericht über eine im Auftrage der Gesellschaft unternommene Reise ins Riesen- und Isergebirge mit 3 Liedern aus Hohenelbe, von Herrn Maywald in Warmbrunn. — 5 Volkslieder (4 mit Melodieen) von Herrn Oberlehrer Dr. Klein in Posen. — Kleinere Beiträge zur schles. Volkskunde von A. Eichner-Bernstadt. — Volkstümliche Redensarten, 2 Volkslieder, Kinderreime, Sommerlieder von Dr. Bruno Arndt in Breslau. — 1 Märchen und 11 Volkslieder mit Melodieen aus dem Trebnitzer Kreise von Fräulein L. Kampe-Breslau. — 8 Volkslieder mit Melodieen (meist aus dem Ohlauer Kreise) von Frl. H. Wartensleben-Breslau. — Ein Segen bei der Aussaat aus dem Ohlauer Kreise von Dr. Jantzen in Breslau. — Volkslieder, Kinderreime, Scherzlieder, Volksglauben, Redensarten und ein Dialekt-Glossar a. d. Liebauer Kreise von Hauptlehrer Patschovsky in Dittersbach. — Agnetendorfer Christkindelspiel von Prof. Vogt in Breslau. — Dasselbe mit Melodie von Lehrer Otto in Agnetendorf. — 2 Dialektgedichte, Volkslieder, Kettenreimpredigt, Volksglauben, 4 alte Patenbriefe, 1 Ehekontrakt v. J. 1799, 5 „Abkündigungen“ aus den 30er Jahren, 3 Hefte alter flieg. Blätter (Volks- u. Bänkelsängerlieder) v. O. Scholz in Herzogswaldau.

Zur Bildersammlung: Der Spinnabend in Herzogswaldau (Kostümbild) von O. Scholz in Herzogswaldau.

Zur Bibliothek: Dialektliteratur aus schlesischen Zeitungen von Herrn Redakteur Tippel in Schweidnitz.

Anzeigen.

Der Schriftführer der Gesellschaft, Herr Privatdocent Dr. O. Jiriczek, wohnt jetzt Breslau, Lehmdamm 80.

Die nächste Sitzung findet am 11. November statt.

Adresseveränderungen wolle man umgehend dem Schriftführer Dr. Jiriczek, Lehmdamm 80, anzeigen, da sonst für die Zustellung der ‚Mitteilungen‘ keine Gewähr übernommen werden kann.

Schluss der Redaction: 30. September.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen
der
Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben von
F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1898. **Breslau.** Heft V. № 6.

Inhalt: O. Scholz, der Spinnabend zu Herzogswaldau im Winter 1898. — Literatur. — Anzeigen.

Der Spinnabend zu Herzogswaldau im Winter 1898.

Von **O. Scholz** in Herzogswaldau.

Unter Vorantritt der Musik marschiert die in schlesische Bauerntracht gekleidete Spinnerschaar in den zur Spinnstube ausersehenen Saal des Gerichtskretschams. Während die Spinner sich um den brennenden Schleissenleuchter gruppiren, der vom Kühjungen unterhalten wird und alsbald mit dem Spinnen beginnen, reissen einstweilen Männer und Burschen mit dem grossen Schleissenhobel Schleissen.

Spinnmeisterin. (Frau Gustav Menzel.)

Na nn könnda die wull amol ufhîrn mit dam Schlêssareissa, jitzt singa mer amol a Lied, sunst schlofa mer de Spinner ei. Woas wulln mer denn singa? Ich dächte: Es kann ja nicht immer so bleiben, doas kinnt'r ju olle.

Spinngesellschaft.

Ja, ja, doas wulln mer singa.

Gesang.

Es kann ja nicht immer so bleiben,
Hier unter dem wechselnden Mond,
:,: Es blüht eine Zeit und verwelket
Was mit uns die Erde bewohnt. :,:

Es haben viel fröhliche Menschen,
Lang vor uns gelebt und gelacht;
:,: Den Ruhenden unter dem Grase
Sei fröhlich ein Becher gebracht. :,:

Es werden viel fröhliche Menschen
Lang nach uns des Lebens sich freun,
:,: Uns Ruhenden unter dem Grase
Den Becher der Fröhlichkeit weihn. :,:

Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben uns Alle so lieb,
:,: Wir erheitern einander das Leben
Ach wenn es doch immer so blieb. :,:

Doch weil's so nicht immer kann bleiben
So haltet die Freude recht fest;
:,: Wer weiss denn wie bald uns zerstreuet
Das Schicksal nach Ost und nach West. :,:

Doch sind wir auch fern von einander
So bleiben die Herzen sich nah;
:,: Und alle, ja alle wird's freuen,
Wenn einem was Gutes geschah! :,:

Und kommen wir wieder zusammen
Auf wechselnder Lebensbahn,
:,: So knüpfen am fröhlichen Ende
Den fröhlichen Anfang wir an. :,:

Otto Goldbach, (den Spinnern die „Netze“ herumreichend). Na weil ihr a su schin gesunga hot, do breng ich euch hie woas, doss euch ni de Zunge und de Lippa vertreuga.

Spinngesellschaft.

Ich wil aber[1] o woas honn, lusst o mir[2] no woas, ich wil an[3] walke Rübe und ich an[4] Mîre, dass ich ni ernt groade[5] 's Ueberbleibsel kriege, sucht ench ni ernt[6] groade 's Beste rans, ich wîl a[7] Poar gebackne Berna nnd ich a[8] Poar Kerscha, de Verbrannta mag[9] ich ni, die koan sich jemand andersch nahma, mir gabt och[10] a Poar Aeppelspâln, ich wil a Poar[11] Pflauma nnd ich a Poar Schlinn[12], die macha an gude Netze.

Der „Profner Lnmpamoan“ (Oskar Scholz) kommt pfeifend in den Spinnkreis geschritten.

Oskar Bunzel.

Ne do satt och amol hiehar, wos mer do no fer Besuch kriega, do kimmt goar no der Profner Lumpamoan zu insem Lichtaobende, wu brengt och dau der Geier hargerieta. Do bin ich werklich neuschierig, wos dar a su spiät no wil, na ihr Maidel, dar hot wull wieder amol an Heiroater fer euch.

Pauline Kramer.

Ne, ne, mir hoan a ni harbestallt, mir wissa nischt dervon.

Lnmpamoan.

Ihr Maiderla, nu lusst Euch soan,
Jitzt kimmt der Profner Lumpamoan,
Ihr sullt's schun wissa hent bestimmt,
Doss a murne no a Lnmpa kimmt.
Vertraut mir Eure Wünsche oan
Wos Ihr wullt fer de Lumpa hoan.
No hent werd Ener Wunsch gestillt,
Mei Kastla doas is reich gefüllt
Mit Stecknulda, Bändern oa Kinderwindeln
Und Bändern oa Scherza und Hemdelindeln,
Jehonzigbrnt und no moncherlê,
Fer de Grussmnttern breng ich an guda Thee.
O Klîsslahengste nnd Bogabilder,
Zwern nnd Haftla, Mützaschilder,
Fer de klenn Kinder a Pfafferding
Und fer a Schotz an Fingerring.
Rockabriefe nnd Rockabänder
Und ims Neujôr o Kalender,
Ihr satt, ich hoa recht schîne Sacha,
Drum halft is Kastla lar mir macha.
O wêss ich mit andern Dinga Bescheid

Ich bîn zu jedem Gang bereit,
Denn sucht a Pursche amol an Schotz,
Ich führ a gewîss uff a richt'ga Plotz.

Pauline Kramer.

Do gatt fer de Lumpa a Suldoatabild mir,
Mei Christioan îs a Muschkatier,
Mei Christioan dar îs mei Laba,
Ich wil mirsch oa de Loade klaba.

Lumpamoan, (ihr ein Bild mit einem Fusssoldaten überreichend).

Nu doas îs recht, do freit ma sich,
Dar îs'm ânlich sicherlich,
A schmucker Pursche, wie ma sitt
Und wie a stromm moschieren thitt.

Martha Grüttner.

Mei Hons dar îs a Kavalrist
Und doss man halt ni ganz vergisst
Do gatt a Reiterbild och mir,
Ich noil mersch oa de Kommerthür.

Lumpamoan, (ihr ein Bild mit einem Reiter überreichend).

Doas nennt ma Liebe, Ihr kinnt mersch globa,
Euch Maidel muss a Jedes loba.
Hie îs a Reiter, wie dar sprengt,
Do ganz gewîss oa a Schotz ma denkt.

Luise Schneider.

Wenn jitzund ich zum Lichta lief,
Hott ich niemols an Rockabrief,
O heut ging ich zur âla Grimm
Hullt mir vo dar a Rockabrief rim.

Lumpamoan, (ihr einen Rockenbrief überreichend).

Sie sulln a ollerschinsta kriega,
Wenn Sie fer de Lumpa nischt anders miega.
Hie sân Se har, dar macht viel Stoat,
Doas sicherlich a Jedes soat.

Klara Kobelt.

De Mutter mênte, doss de o droadenkst,
Nîm fer de Lumpa dir an Klîsslahengst,
Du wisst's, se honn dir denn genumma
A werd dir ni meh wiederkumma.

Lumpamoan, (ihr einen Klösselhengst überreichend).

Hie îs a Hengstla schorf und spitzig,
Gebraucha Se's ni ernt zu hitzig,
Denn eh' ma sich versitt, o Schreck,
Schnett leicht ma sich de Noase weg.

Marie Schneider.

Zum Rocka doas îs ollbekannt
Gehîrt a schînes Rockaband,
Wullt mit am Baude Ihr mich erfrein,
Sulln murne de Lumpa Eure sein.

Lumpamoan, (ihr einige Bänder überreichend, von denen sie eins wählt).

Hie îs de Auswoahl rut und grün
Ich dächt' se wärn olle Bêde schîn.
Drum kinn Se macha, wos Se wulln,
Ich war mir murne de Lumpa hulln.

Frieda Franz.

Do war ich's o soan, wos ich wullde,
An Fingerring, an Busenulde,
Doas Ringla sol mei Michel troan,
Weil ich vo dam ni lussa koan.

Lumpamoan, (ihr einen Ring und eine Busennadel überreichend).

Hie warn Se honn glei bêde Sacha
Der Michel werd goar tüchtig lacha.
De Ruse richt, de Nulde sticht,
Doas Ringla spricht: Vergiss mein nicht.

Luise Grossmann.

Halft heute mir och aus der Nut,
Gatt mir fer de Lumpa Jehonzigbrut,
De Netze ging bei mir verüber,
Se goaba se der Sattlern nüber.

Lumpamoan, (ihr ein Stück Johannisbrot überreichend).

Recht herzlich garne, hie werd sein,
's schmeckt zuckersisse, Se warn sich frein.
De Netze dorf beim Spinn ni fâlen,
Denn sust thitt ju is Gorn ni hâlen.

Ida Hoffmann.

Doas mol hoa Lumpa ich recht wing,
Drum gatt och mir a Pfafferding,
Kromt ja a ganza Kosta aus,
Sucht mir is ollerschinste raus.

Lumpamoan, (ihr ein Pfefferherz überreichend).

Hie îs a Harze, wie geleckt,
Mir wulln o huffa, doss Ihn schmeckt,
A Pfafferding mit Mandelkarn
Doas assa olle Maidel garn.

Meta Kuppisch.

Ich sich de ganze Lumpa afür,
Verhalft Ihr zu am Schotze mir,

Der Bunzel Gustav îs hübsch und fein,
Dar könnde wull mei Liebster sein.

Lumpamoan, (ihr einen Brief überreichend).

Nu lôn Se's gut sein, honn Se Mut,
Ich wêss a îs Ihn harzlich gut,
Denn heute Murga ei oller Früh,
Do goab a mir doas Briefla hie
Und soite mir ich sellt' och sân,
Doss ich's allên Ihn könnde gân.
Drum macha Se 's och bale uf,
Verleicht posst a uff Antwort druf.

De Maidel sein olle recht neuschierig wos ei dam Briefla mag drinne stin, Se möchta 's wull amol virlasa.

Meta Kuppisch, (lesend).

An die Viel- Ehr- Sitt- und Tugendsame Jungfer Meta Kuppisch, des Wohlehrbaren und Geachten Herrn Ernst Kuppisch, Gutsbesitzers zu Herzogswaldau jüngste Tochter.

Lumpamoan.

Ne ma erbaut sich urntlich oa dar schinn Adresse, is werd êm urntlich feierlich zu Mute. Ja, ja, der Bunzel Gustav dar wêss an Brief ufzusetza und vullends erscht an Liebesbrief, der klügste Ufgoate brengt a ni asu schîn.

Meta Kuppisch, (den geöffneten Brief vorlesend).

Mei ollerliebster Zuckerengel!
Kumm och murne Obend zu dam Gänsestolle,
Ach durt îs a schinner Plotz,
Doss d' mir gut bist soan mir Olle
Du kriegst o vo mir an Schmotz.
Ich muss immer jitzt oa Dich gedenka
Ollerliebstes Maidel Du,
Wil mei Harze Dir halt schenka
Hoa ohn Dich goar kêne Ruh,
Desholb bîs gebata, ei der Dunkelei
Findt Dich murne och beim Gänsestolle ei.
Dein Dich liebender Gustav Bunzel.

Lumpamoan.

Doas îs a Liebesbrief, dan lässt ma sich gefolln. Ich glêbe Ihr Maidel, wenn Jede vo Euch an sulcha Liebesbrief kriegte, ihr thiätet goar no ei a Gänsestoal nei kricha, wenn's verlangt würde.

Do wiär is Lumpageschäft jitzt obgemacht,
Doss Ihr zufriede seid, doss sâ ich, weil Ihr olle lacht
Und murne früh ei oller Zeit
Do halt de Lumpa och bereit,
Ich pfeif do lustig fer Euer Thür,
Nu brengt de Lumpa rans zu mir.
Ich mag o Knucha, zerrissne Schuh',

De âla Koppa brengt o azu,
Ich weise nischt ob, ich olles mâg,
's kimmt olles ei menn Lumpasâk.
Doch jitzund eh' ich furtgî, hâl ich nomol bei Euch oan,
Hiäbt och de Lumpa immer uf im Profner Lumpamoan.

Do möcht ich wull da Fraun o woas gân, doss se mir ni etwa ans'm Gorne gîn und de Lumpa dam Janerscha Lumpamonne verkefa.

(Er verteilt den Inhalt seines Kastens an die übrige Spinngesellschaft.)

Doss de beda Hechelweiber de gelistigsta vo ganz Herzigwal sein, doas wêss a jeder Mensch, do war ich a och woas zu noscha gân.

(Es erhält jede eine Näscherei.)

(Zur Meta Kuppisch gewandt.)

Ja, bâl hätt ich vergassa, der Bunzel Gustav schickt Ihn o a Pfafferharze miete, wahrscheinlich sulln Se murne Obend a recht sisse Maul honn, sôl ich etwa einstweilen an Schmotz fer a mîtnâma?

(Er überreicht ihr ein Pfefferherz.)

Ida Scholz.

Frau Menzeln, erziähl ins och jitzt an Geschichte, Du wisst doch immer sune schîne Geschichta, mir warn o recht fleissig spinn.

Spinnmeisterin. (Frau Gustav Menzel.)

Nu 's îs gut, do war ich euch amol êne vo Imgidingern erziähln.

Klara Kobelt.

Ne, ne, Frau Menzeln, do fercht mer ins zu sîr, wenn mer hêm gîn.

Oswald Wagenknecht.

Is werd euch wull ni glei verschleppa, mir warn euch schun de Furcht vertreiba.

Frau Opitz.

Mir wiär an Geschichte vom Grômannla o lieber, oder an Räubergeschichte, die hîr ich o sîr garne.

Frau Friedrich.

Geschichta vom Rübezoahl sein doch o recht hübsch.

Oskar Bunzel.

Ne, ne, do werd nischt draus, mir wulln an Geschichte vo Imgidingern hîrn, wu ma sich a su recht ferchta thitt.

Spinnmeisterin. (Frau Gustav Menzel.)

Na do lasst euch amol derziähln, is woar groade a Obend verm Jermerte, de Frauvölker und Monnsvölker vom Fritschapauer ei Langhalmsdurf soassa olle beisomma und erzâlta anander Geschichta, de Frauvölker sponn'n derbeine uff der Spille. Nu koam de Riäde o uff da Müller, dar a Poar Obende dervir gesturba woar, doas woar goar sîr a bîser Moan gewast, dar o woas kunnde. Jeder Mensch furcht sich ver ihm, an Müllergeselle erhielt a schun lange ni meh, denn dann macht's immer woas vîr, wenn se Obends moahlen sullda. Nu behaupta de Monnsvölker,

seit der Müller uff der Bôre läg, fing de Mühle Nachts im zwölfe oa zu gîn und woar doch o kê ênziger Mensch ei dar ganza Mühle. Na doss doas ni mit richtiga Dinga zuging, koan sich wull a Jedes denka. De Frauvölker kriegta an Schreck, doss se an lange Weile ni spinn kunda, blus de Honnlore, de Grussemoid furchte sich ni. Die mênte zu da andern: Woas gabt'r mir, do gî ich jitze glei ei de Mühle und spinne bis im ês, die andern Maide mênta olle, doss selld'se och ni macha, is könnde ihr ju wos possirn, aber de Monnsvölker versproacha ihr an Putzarok zum Jermerte, wenn se bis im ês ei dar âla Mühle bliebe. Nu noahm se sich ihre Spille und a Rocka und ging zur Mühle, dio ganz allêne dessa beim Pusche stond. Durte sotzte sie sich uff a Tîsch und de Füsse stallte se uff a Sorgdeckel, wu dar tute Müller drinne loag. Und nu spoau se wacker druf lus, is woar mänslastille ei der Mühle. Wie's zwölfe schlug, ging uf emol a entsetzlicher Sturm lus, is heulte und pfief und sauste und ächzte ei der Mühle als sellde der jüngste Tag oabrecha, is rüttelte oa a Faustern, riess de Thüren immer uf und zu, doss och a su krachte und de Mühle klopperte, als wenn's zân Mühlrâder gehoat hätte. Uf emol schrie Jemand goar jämmerlich um Hülfe, doss durch de ganze Mühle schollte, is hurte sich urntlich schauerlich oa, na duchte de Moid, doas fängt ja gut oa, wos war ich och do olles no derlaba. Wie se wieder an Weile gespunn hotte, do sitt se wie a Tutagerippe hingerm Ufa avîrgekrucha kimmt, doas hotte ei der linka Hand an brennende Latarne und klopperte och a su mit a Knucha. Der Moid stonda olle Hore zu Barge, is koam uff se zu, loicht'r eis Gesichte, droht'r mit der gebollta Hand und pläkte derbeine an lange feurige Zunge raus. De Moid hotte sich aber schun wieder gefosst und duchte: Rühr du mich blus oa, do kriegste aber gewîss mit'm Rockstecka a Poar Tachteln, doss der deine Knucha ei der ganza Stube zusomma sicha musst. Aber is thoat'r nischt is loichte ei der Stube rim, droht'r no amol und ging zur Thüre naus und do soag se wie's zum Kaller nunderging. Kaum woars aber zum Kaller nei, als mit em môle der Sorgdeckel runderflug und der Müller sich eim Sorge ufrichte, a hotte ei enner Hand a langes spitziges Masser und soag de Honnlore mit sem schrecklicha Gesichte oa, doss se ver Angst und Schreck de Spille wegschmîss und zur Thüre nausrannte. Aber der Müller woar schun hinger ihr har und a hätte se verm Durfe o bal eigehullt, aber do schlug groade der Turmsêger ês und do kunda ihr blus no is Masser anôch schmeissa und troaf se dermîte ei de Farsche.

De Monnsvölker, die mitgeganga worn bis zur Mühle, worn schun dervon gerannt, wie's oafing zu pultern und zu kracha und erzâltas groade da andern Maida, die olle ufgeblieba worn und uff de Honnlore possta. Die koam nu endlich rei, eim Gesichte weiss wie der Tud und kunnde kê Wôrt soin, denn der Schreck hotte ihr de Sproche genumma. So musste sich glei eis Bette liän und wie se sich awing erhullt hotte, erzâlt se, wos se olls erlabt hotte. A andern Tag, do der Jermert woar, storb se, do branchta de Monnsvölker ihr orscht kenn Putzarôk zu kefa. Ei dar Mühle is aber no lange imgeganga, kê Mensch muchte is Nachts durte verbeigîn. Doss die Geschichte wôr îs, künnt'r gleba, inser âler Grussknecht hot mir se vielmol erzâlt, denn senner Mutter Grussmutter hotte doas olles mit erlabt, die hotte die Moid ganz gut gekaunt. Und wenn

ihr wullt doas Masser sân, wos dar Müller no dar Moid geschmissa hot, do gît uuff no Langhalmsdurf ei de Kerche, doas werd bis uff a heutiga Tag durt drinne ufgehoaba.

Spinngesellschaft.

Ne mir left's[1] urntlich eisekâlt über a Rücka droaunnder, mir gruselt[2] jitzt no, ich hoa au urntliche Gänsehaut[3] gekriegt, och ich hätte mich[4] zu am Steckla gefurcht, Frau Schenken hättst Du miega[5] ei die Mühle gîn? Na mir hätta se kiun war wêss woas versprecha[6], mich hätte Niemand durt uei gebrucht.

Luise Schneider.

Mir mîga freilich ui allêue hêmgîn, mir ferchta ins zu sîr.

Oswald Wagenknecht.

Lusst's och gut sein, ich gî mît euch, doss euch nischt possirt.

Kühjunge. (Gustav Bunzel.)

Och je, ma kimmt goar ne aus der Angst raus. Gestern Obend hot orscht de Grussemoid erzâlt, die koau kêne Nacht schlofa, die zwickt und kitzelt uu olle Obende woas und nimmt se bei der grussa Zîue. Und die spricht, doas is wetter Niemand als der âle Bargerschneider vo Klê-Portsdurf, dar is a Olp. Ich gî heut freilich ni ei de Kommer schlofa, ich liä mich hiehar uff de Ufabanke, is Schlüsselloch thu ich mit Warg-pütza zustuppa, do koan a ui rei.

Frau M. Sattler.

Ach ich wünschte o ich wiär hêm, wenn ich wenigstens beim Büttuerteiche verbei wiär.

Frau Guder.

Wos hot's denn durte Mêster Sattlern?

Frau M. Sattler.

Hott'r no nischt gehurt, durte treibt au âle Wosserlisse ihr Wâsa.

Spinnmeisterin. (Frau Gustav Menzel.)

Ne wos Sie fer Dinge breuga.

Frau M. Sattler.

Letzthin îs de Grussemoid vo der Frau Biänschen no Rosa zum Lichta geganga und wie se uff hêmzu beim Büttuerteiche verbeigît, do packt se uff emol woas beim Bêne und wil se eis Wosser nunderzerrn und wenn ihr ni wiär der Stellmachergeselle zu Hilfe gekumma, do hätt mer doas Maidel ni meh wiedergesân.

Konrad Seidel.

Ich glêbs ui, war wêss wos mit da Beda fer a Gehänge hôt.

Luise Schneider und Klara Kobelt.

Ne, ne 's îs wôr, de Ulken und de Geislern honns o gesoat, 's gît durte ui mit richtiga Dinga zu.

Konrad Seidel.

Nu freilich, wenns de Ulken und de Geislern soan, do muss wôr sein.

Frau Schenk.

Eim Rusagoarta bei Seckerwitz is o ni recht geheuer.

Frau Traugott Menzel.

Wos hôt's denn durte fer a Imgiding?

Frau Schenk.

Nu durt kimmt immer a feuriger Moan, dar brennt lichterlû wie an Schütte Strû. Inse Frauvölker worn vergangens ei Tscherns zur Musik und wie se hêmgîn, begaint a dar Moan, die worn mehr tud wie labendig wie se hêmkoama.

Frau Grossmann.

Eim Gerlsdurfer Schlusse sol's o imgîn, do kimmt nu olle Obende a Münnich aus am undererdscha Gange eis Schlôss und thitt an Priädigt macha.

Frau Bunzel.

Ja, ja, doas îs wôr und wullt'r wissa wos do dermît fer an Bewandtniss hôt, do war ich's Euch glei soan, dar Münnich îs nämlich labendig eigemäuert wurn und weil a kêne Ruhe findt, do kimmt a wieder.

Oskar Bunzel.

Na hîrt och jitzt amol uf mit da Gespenstergeschichta, ich hoa sunst meine liebe Nut, wie ich Euch hêm brenge. Zu guderletzt muss ich no vom Schulza a Kostawoin burga, doss ich Euch ufloade, doss Euch ni ernt die Wosserlisse zu packa kriegt.

Traugott Menzel.

Und doss ihr wieder uff andere Gedanka kummt, do schlô ich vîr mer singa wieder a Lied, wos wulln mer denn singa? Meine Mutter hôt Hühnder, im Dörfchen wo ich lebte, oder ich sass und spann vor meiner Thür.

Oswald Drescher.

Sing mer och jitze meine Mutter hôt Hühnder, doas macht viel Sposs.

Gesang. (Mel.: 's kommt ein Vögerl geflogen.)

Meine Mutter hôt Hühnder, meine Mutter hôt Gäns
Ich bîn a jung Perschla, hoa o schun a Mensch.

Meine Mutter die soate, ich selld's Maidla lôn sein,
Is Rössla gut füttern, derhême hübsch blein.

Ich gedacht aber andersch zur Thüre hinaus,
Die Jacke uff a Puckel zum Maidel eis Haus.

Doas Êsiedlerlaba mir goar ni gefällt,
Mei Schotz îs mer lieber, denn olls ei der Welt [1]).

Mei Schotz îs mer lieber, denn Rus und Marie,
Fer Tausend Dukoata gab ich se ni hî.

[1]) Vgl. Mittheilungen I, S. 45.

Die Tausend Dukoata îs nur a schî Geld,
Mei Schotz îs mer lieber, denn olls ei der Welt.

Gustav Menzel.

Oskar Du könnst ins wull wieder a Gedichte vîrtroan, huste ni wieder wos neues ausgeheckt, Du krichst ja zu olla âla Weibern ei der Imgegend und hurchst se aus, do werscht De wull wieder woas wissa.

Oskar Scholz.

Nu Du hust recht, ich war Euch glei woas erziähln und doas vo da trauernda Suldoatabräuta ei Jauer.

Onnruse fuhr ims Murgarut
Huch ei de Hî im Trome.
Aus is — kloat se ei ihrer Nut —
Nu mit mem Liebeskrome,
Denn heute rückt mei Stoanislaus
Zum grussa Harbst-Monöwer aus,
Kê Mensch koan mersch verschreiba
Ob a werd trei mir bleiba.

„Muss ich, muss ich zum Städtel naus",
Su pfeiffa se schund munter,
De Onnernse hopst ver Graus
Glei flink de Treppe runder,
Do sitt se, wie doas Bataljon
Verbei morschirt, uf und dervon
Sitt wie de Karle lacha,
Doas könnt' se roasnig macha.

O Nuppersch Lutte kimmt und flennt,
Drückt uff de Auga 's Tüchel,
Denn 's Schicksoal hôt se o getrennt
Vu ihrem lieba Michel.
Se sêfzt: Wie îs mer's Harze schwiär,
Wenn och kê gruss Monöwer wiär,
Denn sieba lange Wucha
Ohn Schotz, doas is zum flucha.

Oa 'm Küchaharde stît und kucht
Vernoatscht de dicke Honne
Und wie a Schmiedehommer pucht
Ir 's Harze. Ei der Pfonne
Is schund verbrannt der Brota schier,
Se denkt blus oa a Muschkatier,
Weil dar ihr steckt eim Kuppe,
Versalzt se o de Suppe.

No anner Floschvel Laberthroan
Schickt heute ma Bianka,
Doch die hot ihra Baldrioan

Furtwârend ei Gedanka.
Sei Furtziehn macht se ganz verstimmt
Und wie se zum Obtheker kimmt,
Spricht se eim Liebeswoahne:
Gân Se mer Baldriaone.

De Seffe hôt heut tulles Pech,
Se dorf blus no woas grôtscha,
Is 's ni vu Eisa oder Blech
Zubrichts 'r ei a Tôtscha.
Just denkt se oa a Kaczmarek,
Bums! schmesst se a Tutzt Taller weg,
Stisst im de Klîsslatunke
Die schuserige Klunke.

's möchte ju no olles gîn,
Lamtirt de lange Jette,
Wenn ich menn lieba Valentin
Blus och no länger hätte.
Wenns Harbst-Monöwer olle îs
Bliäst a a Morsch mir ganz gewîss
Und ich sitz uff'm Pfruppa,
Hoa mich blank ren lôn fuppa.

Du âles Schof! spricht Onn-Marie,
Do driber must dich trîsta!
Woas flerrste denn? 's hot'r ju mî,
Mir kinn se ni verwüsta.
Lässt werklich sitza dich dei Schotz
Wie lange tauert's kimmt Ersotz,
Verzerr ni erscht de Schnute,
Nîm dir jitzt an Rekrute.

Traugott Menzel.

Na die wêss sich Rôt, bei dar werd's ni lange tauern, do hot se wieder an Karl ufgetrieba.

Klara Kobelt.

Ne Marieruse wos is denn aber heute mit dir, doss de goar a su trübetümplich thist.

Luise Schneider.

Ach ich möcht mich no zu Tude flenna,
Ach ich koan mich ni zu gutte gân,
Vo mem Korle must ich mich nu trenna,
Ich war a wull ni wiedersân.
Bis no Putsdom is a nu bestellt,
Ach doas îs wull ei ar andern Welt.

Gît mer och mit dam Suldoatawasa,
O do hon se moncha Freier schuu

Unbormherzig dozu ausgelasa
Und do hilft o goar kê goarschtig thun.
Ach ich woar'm doch su roasnig gut
Und nu îs a furt doas hübsche junge Blut.

Hübscher woar ke Mensch eim ganza Lande
Als wie mei herzgeliebter Korle woar,
Seine Klêder hott' a gut eim Stande,
Vo Gesichte woar a rut und kloar,
Hübsch gewachsa woar a und su schlank
Und wos hotta fer an schinna Gang.

Olle Maidel, die menn Korle kannta,
Worn 'm halt su roasnig gut,
Wenn ich orscht mit ihm zum Tanze rannte,
Wos ma uf der Welt am Liebsta thut,
Neid'sch und bîse honn se do uff mich gesân,
Wenn a mir amol an Schmotz gegân.

Und wenn mir uff's Feld zum Flachse ginga,
O woas woar doas fer an guldne Zeit!
Liebeslieder fing mer oa zu singa,
Wu ma monchmol o a bissla mîte schreit,
Marieruse, su soit' a wisste woas,
Mer setza ins awing hiehar eis Groas.

Do soite ich: hie uff dam freia Felde?
Und ei am werklich recht verliebta Ton,
Kiäm o jitzund a hübscher Herr mit Gelde,
Is könnde goar wull sein der Rosner junge Herr Baron
Und wellde mich uff ewig frein,
Ohn Dich könnd' ich jedoch nie glücklich sein.

Und wenn mer hingerm Tische soassa,
Zug a halt mich immer vîr,
Wenn mer Wurscht und Klîssla oassa,
Soit a: gatt de grissta Stücke mir,
Do soass mer immer Knie oa Knie,
Do woar mer immer ach ich wêss ni wie.

Uff dam Strûstoll' wu ich monchmôl stackte,
Wu ich ufte hî no Strûe lief,
Wu a mich durt vielmol leise packte
Und mich immer ei de Backa knief,
Doas wellde ich ihm oll's ju garn verzeihn,
Wenn ich blus monchmol könnde bei ihm sein.

Ei dam Schuppa, ei dar Siedekammer,
Wu sei ganzes Hamprichszeuke hängt,
Sainssa, Recha, Tengelzeug und Hommer,
Wenn ma nu oa olles denkt,
Und doas Bild oa menner Kommerthür
Stellt mer halt menn lieba Korle vîr.

Ei dam Goarta uff der Roasabanke,
Die mei Korle salber hot gemacht,
Ach doas woar a himmlischer Gedanke,
Wu ich monche liebe Summernacht
Ei senn ausgestrackta Orma schlief,
Bis der Hoahn de Hühnder rief.

Do ich aus dam Kaffer guckte
Wie a unda uff'm Miste stoand
Und wie a su mit a Achseln zuckte,
Ne doas hot mer urntlich schun geoahnt
Doss a båld wiär müssa vo mir ziehn
Ach ich möchte urntlich rên vergîn.

Doch ich denk' ich war a wiederfinda,
Is ni hî, do is ei jiäner Welt.
Doas Geschick koan ich halt ni ergründa,
Denn doas hott' ich mer ni vîrgestellt,
Doss doas ollerliebste junge Blut
Bis no Putsdom musste furt.

Otto Goldbach.

Na Grüttner Martha do nîm Dich och in Acht, doss Dir's ni etwa mit dem Schotze o a su gît.

Martha Grüttner.

Ne, ne, hott och kêne Angst, ich binda oa, ich lôss a ni furt.

Trangott Menzel.

Na nu warn mer amol a Poar Riätsel ufgân, ich war a Oafang macha.
Wann steht der Kaiser auf einem Fuss?

Luise Schneider: Wenn er sein Ross besteigen muss.

Trangott Menzel: Welches Tier wird schöner im Tod?
Frau M. Sattler: Der braune Krebs: der färbt sich rot.

Oswald Wagenknecht: Was geht durch Hecken und raschelt nicht?
Frau Opitz: Das thut der Sonne goldnes Licht.

Oskar Bunzel: Wenn ist die beste Essenszeit?
Lnise Grossmann: Wenn für den Hunger ein Mahl bereit.

Traugott Menzel: Was mag das teuerste Wasser sein?
Marie Schneider: Das ist das Wasser des Wirts im Wein.

Oswald Wagenknecht: Wie lange trägt man Wasser im Sieb?
Fran Gnder: So lang nur als es gefroren blieb.

Oswald Wagenknecht: Wie lange schläft der Esel zur Nacht?
Ida Hoffmann: Nicht länger als bis er aufgewacht.

Oskar Bunzel.

Was ist grüner als der Klee?
Und was ist weisser als der Schnee?

Frieda Franz.

Das Gras ist grüner als der Klee, der Stern am Himmel ist weisser als der Schnee.

Oskar Bunzel.

Ich wêss no a Riätsel, war doas errôta koan, dar kriegt a Poar gebackne Berna:
Was ist stolzer als der Knab und was ist tiefer als das Grab?

Pauline Kramer.

Die gebackne Berna wîl ich mer verdinn:
Das Ross ist stolzer als der Knab, das Meer ist tiefer als das Grab.

Oskar Bunzel.

A su is richtig, hie sein a Poar Berna, ich wêss aber jitzt kêne Riätsel meh, do warn mer och dermît ufhîrn.

Frau M. Sattler.

Sing mer och jitzt amol, doas Lied: Ich sass und spann vor meiner Thür, ich hîr doas Lied a su garne.

Otto Goldbach.

Doas îs o noch a schînes Lied, doas wulln mer singa.

Gesang.

Ich sass und spann vor meiner Thür,
Da kam ein junger Mann gegangen,
Sein braunes Auge lachte mir
Und röter glühten meine Wangen,
Ich sah vom Rocken auf und sann
Und sass verschämt und spann und spann.

Gar freundlich bot er guten Tag
Und trat mit holder Scheu mir näher;
Mir ward so angst, der Faden brach,
Das Herz im Busen schlug mir höher.
Betroffen knüpft ich wieder an
Und sass verschämt und spann und spann.

Liebkosend drückt er mir die Hand
Und schwur dass keine Hand ihr gleiche
Die schönste nicht im ganzen Land,
An Schwanenweiss und Rund und Weiche.
Wie sehr dies Lob mein Herz gewann,
Ich sass verschämt und spann und spann.

Er lehnt auf meinen Stuhl den Arm
Und rühmte sehr das feine Fädchen;
Sein naher Mund so rot und warm,
Wie zärtlich haucht' er: Süsses Mädchen!
Wie blickte mich sein Auge an!
Ich sass verschämt und spann und spann.

Indess an meiner Wange her
Sein schönes Angesicht sich bückte
Begegnet ihm von ungefähr
Mein Kopf der sanft im Spinnen nickte;
Da küsste mich der schöne Mann,
Ich sass verschämt und spann und spann.

Mit grossem Ernst verwies ich's ihm,

Doch ward er kühner stets und freier,
Umarmte mich voll Ungestüm
Und küsste mich so rot wie Feuer.

O sagt mir Schwestern sagt mir an:
War's möglich, dass ich weiter
spann?

Oskar Scholz.

Is sein fünf Karle draussa, die wulln garne mit'm Zoppapaner riäda.

Zoppapauer. (Oskar Bunzel.)

Nu do sulln se och reikumma.

Oswald Drescher.

Guden Obend, Herr Zoppa!

Ich kumme direkt vo Rosa gerannt,
Weil ich hurte der Grussknechtpusten wiäre bei Ihn vakant.
Drum ducht ich, denn's hôt mir's a Jedes gesoit,
Bei Ihn hôt nô kê Knecht gekloit,
Ich möchte Ihn meine Dienste oabitta
Und mich zu Ihn als Grussknecht vermitta.
Ich bîn wie Se wissa goar roasend stark
Und verlange als Lûn blus 300 Mark,
Sechs Sackvel Kartuffeln, zwê Biäte Lein,
Ich denke doas werd zu viel ni sein.
Doas îs ju a rênes Lumpageld,
Wenn de Wertschoft dervîr werd richtig bestellt.
Ich hoa uff Ollem de Gedanka,
Ich leid's ni wenn sich Knechte und Maide zanka,
Sâ nôch ob Hoaber werd eigeschütt a Pfârn,
Ob de Kühe rechtzeitig gemulka warn.
Ich lôss Niemanda müssig stîn,
's muss Oalles wie oam Schnürla gîn.
Und sellda Se amôl Sinnobends ei Jauer bleiba,
Do war ich Ihrer Frau schun de Zeit vertreiba
Mit ollerlê Grêka und Schnurrfeiferein,
Se warn schun mit mir zufriede sein.

Zoppapauer.

Wie hêsst'r denn?

Oswald Drescher.

Somel Dunnerbasen.

Zoppapauer.

Nu 's îs gut, ich war Euch mitta, aber doas Gesposse und Gekinsche mit menner Frau, doas lusst och underwaigens, die Arbeit besurg ich mir lieber allêne.

Traugott Menzel.

Guden Obend, Herr Zoppa!

Ich hurte wull recht,
Dass Sie thun braucha an Scheunknecht.
Ich machte mir nu goar nischt draus
Triät ich als Scheunknecht ei Ihr Haus,
Mein Lûnoasprüche sein gering

Verzig Thoaler doas îs doch gewîss sîr wing.
Au Bessern als mich giebts selden ei der Welt:
Der erschte ei der Schüssel, der letzte eis Feld,
A Hof und a Schuppa hâl ich blitzblank
Und räum und kiährl salbst a Schweinstoalgang.
Beim Drescha do gît's vom Flecke gewîss
Die Arbeit an Lust blus fer mich îs.
Ich bin zu Ollem recht zu benütza,
Hauptsächlich thu ich de Frauvölker garn understütza,
Und wîl ich a wing mit der Mittelmoid frein
Do warn Se wull ni glei hässlich sein.

Zoppapauer.

Wie hêsst'r denn?

Traugott Menzel.

Jeremias Grünstiefel.

Zoppapauer.

Ich war Euch als Scheunknecht oanâma, blus die ollzugrusse Freindschoft mit da Frauvölkern wil mer ni recht possa, doas stifft ei der Regel nischt gut's. Doss Ihr a hübscher Karl seid, doas sâ ich ju ei, aber schliesslich wîl Euch an Jede houn und do thuu se anander dernoert de Auga auskratza.

Gustav Schenk.

Guden Obend, Herr Zoppa!

Is freit mich sîr,
Doss nô am Schafer is Ihr Begîr.
Mir sein ju vo früher âle Bekannte,
Is verging wull kê Tag wu ich ni zu Ihn rannte,
Ja, ja, ich kenne Ihn ganz gut,
Mer honn ju als Junga mitnander de Schofe gehutt.
Vo Ihrem Schofstoal spricht ma mit Respekt,
Denn Ihre Schofe die sein wie geleckt,
Und könnd' ich se erschte zum Hütta kriega
Do wiär ês geschwinde a Poar Centner wiega.
Denn ei dam Fache do bîn ich gruss,
Jede Hêke bei mir zunâma muss.
Als Lûn verlang ich o ni sîr viel,
Ich war's Ihn glei soin, wos ich do wîl.
Fufzig Thoaler könnd ich vo Ihn wull erbitta,
Zân Schofe mir o fett mit hütta
Und doss ich, mir is freilich ni zum Lacha,
Goar bâl meine Onnruse zur Schafern könnd' macha.
Se îs stork wie a Kürassier,
Und quiält mich deswegen goar zu sîr,
Se denkt oa de Huxt blus immerzu
Und lässt mir kêne Leibesruh.
Drum dächt ich halt, Se schlüga ei
Und setzta mich über de Schaferei.

Zoppapauer.

Wie hêsst'r denn?

Gustav Schenk.

Gôtlieb Tunkatiegel.

Zoppapauer.

's îs mir ganz recht, Ihr kinnt als Schafer zu mir kumma, ich hoa o nischt einzuwenda wenn Ihr Euch wullt Eure Onnruse heiroata, aber do wardt Ihr Euch wull miega uff de Hingerbêne setza, doss Ihr ni verspielt, denn die hôt verdommt schorf.

Gustav Menzel.

Guden Obend, Herr Zoppa!

Ich bîn a su frei
Und kumm amôl mîte biehar rei.
Is thoat mir's Jemand kund verwicha
Doss Sie an Kutscha thiäta sicha,
Do soite ich: Nu doas is schîn
Durt bie wullt ich schun lange ziehn
Dreissig Thoaler gân Se mir als Lûn,
Vier Sackvel Getreide und zwê Hemde derznn,
An Peitschastecka mit ar langa Schnure
Und olle acht Tage wîl ich an Trinkgeldfuhre.
O mache ich mir aus bei Zeita,
Doss ich mouchmal koan spozieren reita,
Denn ich hoa an Braut drüba ei Lüssa
Die war ich doch monchmol besicha müssa.
Mit'm Oasponn und Mistfoahrn honn Se nischt meh zu thun,
Doas war ich besurga allêne schun.
A Komando hoa ich wie a Unteruffzier
Und ver menn Hända fercht sich a Jedes dervîr,
Wenn ich uff'm Woine de Zügel thu führen
Do koan ganz sicher nischt possiren.
Drum wenn Se mit eiverstanda sein
Do find' ich mich murne schun bei Ihn ein.

Zoppapauer.

Wie hêsst denn Du?

Gustav Menzel.

Michel Entaschnoabel.

Zoppapauer.

Do konnste ja murne bei mir oatrata. Obs aber werd olle acht Tage an Trinkgeldfuhre honn, doas koan ich dir ni versprecha, und wos doas Spozierenreita betrifft, doas schlo dir och bal aus'm Sinne, die Mode fang mir ni erscht oa, denn wenn du deine Braut besicha willst, do werscht de halt müssa zu Fusse gîn.

Oswald Wagenknecht.

Guden Obend, Herr Zoppa!

Ne doas îs scharmant,
Ich dächte, ich hätte Ihn schun früher gekannt.

Ja richtig, Sie machta amol enner de Kur,
Wesholb Ihr Woin öfters no Poischwitz fuhr.
Ich hoa Ihn de Schimmel ju ausgespannt,
Se druckta mir o an Fünfbimer ei de Hand.
Jitzt dient ich ei Barschdurf beim Herrn Zange,
Dar hiess mich an infame Range,
Doas gefiel mir ni und do ruckt ich aus,
Kê Mensch brengt mich wieder ei dassen Haus.
Verlechte mitta Sie mich als Stoaler,
Ich verlange als Lûn blus achtza Thoaler.
Doch bîn ich mit'm Assa a wing gewiählt,
De Kartuffeln verlang ich stiäts geschiält
Und immer derzu woas Guts gesôta,
Olle Tage Klîssla und Schweinebrota,
O mach ich Ihn bâle ufmerksam druf,
An Schüssvel Klîssla ass ich allêne uf.
Ei der Ârn wîl ich zur Vasper a Gloas Baiersch Bier,
Denn durschtig bîn ich immer goar sîr,
Zum Feierobend no a holb Dutzend Cigarrn,
Ich denke doas werd Ihn zu viel ni warn.
De Schimmel war ich schun striegeln und putza,
Raufe und Krippe sol stiäts vul Futter strutza.
Wenn ich se füttre warn se su gêl,
Doss olle Leute hoan Mauloffa fêl
Und doss Se sân, doss ich Ihn ni betrüge,
Do wîl ich, doss ich a Schlüssel zum Heiboden kriege.
Kê bessrer Stoaler werd ni kumma
Hätta Se mich och schun genumma.

Zoppapauer.

Wie hêsst de denn?

Oswald Wagenknecht.

Hons Muidelsâk.

Zoppapauer.

Ich war dir och woas soin: Zu mir ziehn konnst de, aber sulche Vorschriften wie du machst hot mir no kê Stoaler gemacht. Klîssla setzt's bei mir o, aber a Schweinebrota werscht du dir halt monchmol müssa derzune denka. Zu trinka kriegt'r ei der Ârn o, blus kê baiersch Bier, do dervîr aber an Krugvel Puttermilch, die îs viel gesünder und mît'm Zigarrnraucha do wort och no a wing, doas könnde dir wull sîr schlecht bekumma.

Kühjunge. (Gustav Bunzel.)

Wenn sich a Jedes thitt zum Herrn Zoppa vermitta,
Do mag ich o ni meh länger eim Kratschen de Kühe hütta,
Verlechte, Herr Zoppa, sein Se gebata,
Könnd' ich bei Ihn o als Kühjunge oatrata,
Ich bîn a ormes Waisenkind
Und hêsse David Sausewind.
Se dürfa mir blus zwölf Thoaler gân,
Doch müssa Se mich erscht bei der Arbeit sâu,

Mir fliegt och olles a su vo der Hand,
Ich mache jeda Handgrif mit Verstand,
Beim Kühütta schlof ich niemols ei
Und kumme zur richt'ga Zeit o rei.
Vier Jermerte aber mach ich mir aus,
Kumm ich als Kühjunge in Ihr Haus.
An Jermert verposs ich su garne nicht
Denn do krieg ich mei Leibgericht.
A Harig is und an Sammel derzun
Und do druf frei ich lange mich schun.
O sitt ma durt su viele Sacha,
Doss ma sich möcht holb scheckig lacha,
Mir wiär's halt zu sîr lieb, könnd ich och zu Ihn ziehn
Und wenn Se de Kühe austreiba, bei ihrem Vieche stîn,
Zwoar leit a andrer Grund no miete vîr,
Doch doas zu soin, doas schâm ich mich zu sîr.

Zoppapauer.

Na hie îs nischt zu schâma, immer raus mit der Sproche, da Grund wîl ich wissa, war wêss woas do derhinger steckt, ich koan dich sunst ni mitta.

Kühjunge. (Gustav Bunzel.)

Nu do muss ich's halt soin. Ihre Grussemoid îs mir a su gut und die mênte ich sellde och zu Ihn ziehn, denn do hätte ich ni a su weit zu laufa wenn ich zu ihr ei de Heiroat kiäm.

Zoppapauer.

Wie âlt bist denn êgentlich Perschla?

Kühjunge.

Nu fufza Jôr.

Zoppapauer.

Und wie âlt îs denn do die Braut?

Kühjunge.

Ja a su genau wêss ich doas ni, a su Ende dreissig oder Oafang verzig mag se wull sein.

Zoppapauer.

Na do war ich dir och woas soin, do wort och no a su lange bis die Braut werd is fufzigjährige Jubiläum feiern, dernoert kinnt'r ju meintholben a Krom zusammamenga. Do setzt euch och a wing, ich war euch amol Kurn eischenka, dernoert war ich euch is Mittgeld gân.

Zoppapauern, (Frau Seidel.)

Du konnst frû sein, du hust jitzt wenigstens deine Monnsvölker vollständig, wenn ich och do o zu a Poar Frauvölkern kumma möchte.

Oskar Scholz.

Nu dam Dinge koan obgehulfa warn, es stîn schun lange vier Frauvölker draussa, die de possa, wenn de Zoppapauern werd amol nauskumma.

Zoppapauern.

Ich stî ni uf, do kinn se ju reikumma.

Frau Bunzel.

Gôt grüss' Se, mir honn letzt vernumma,
Doss Se vier Maide braucha sulln
Drum sein mir heute hargekumma
Und froin ob Sie uns mitta wulln.

Zoppapauern.

Nu ja, ich brauch'r viere, wie hêsst'r denn?

1 Frau Bunzel
Ich hêsse Anna Beate,

2 Frau Schenk
und ich Rusine Renate

3 Frau Drescher
Und ich Johanne Lore

4 Frau Traugott Menzel
und ich bîn de Sperlich Dore.

Zoppapauern.

Wos kinnt'r denn?

Frau Bunzel.

Ich koan backa, ich koan hacka,
Spinn und niähn und Sêle driähn,
Ich koan Groas und Hei ufrecha
Und hauptsächlich sîr gut brecha.

Frau Schenk.

Ich koan bügeln, ich koan striegeln,
Gorn spinn ich war wêss wie viel,
Ich koan stricka, Brota spicka
Hecheln îs mir Kinderspiel.

Frau Drescher.

Ich koa schauern, Kraut eisauern,
Spinn und rösta, Schweine mästa.
Ich koan Flachs und Rüba rêfa.
Und hauptsächlich sîr gut wêfa.

Frau Traugott Menzel.

Ich koan Kühe und Ziega hütta,
Spinn und puttern, Wäsche eiwêcha,
Ich lôss Gänse und Hühnder britta,
Thu de Hausleimt schnîweiss blêcha.

Zoppapauern.

Wu seid'r denn bis jetzt gewâst und warum seid'r denn aus'm Dienste weggeganga?

Frau Bunzel.

Ich diente ei Poischwitz bei Schnoabel Gota,
Doss ich vo durt furt, ich koan ni dervîr,
Drum wil ich's bale ock verrota:
Der Pauer thoat monchmol schîn mit mir.

A hotte freilich nischt zu lacha,
Denn wie's de Frau nu kriegte raus,
Do thoat se dunnern und o kracha
Und joite mich zum Luche naus.
Is vo dar Frau denn doas wull richtig?
Ich drück halt o a Ange zu
Und war uff menn Schotz ni eifersüchtig
Wenn a andre Maidel ni lässt zur Ruh.

Frau Schenk.

Ich muchte kêne Bernaklîssla
Drnba ei Wader bei Titza Korln,
Und wullt dervîr a Sammelstîssla,
Is gibt nu halt doch sune Norrn.
Ich rôte durt Niemanda hî,
De Fulgen vo dam Frôss ma kennt,
A bîsa Bauch, a ruta Wie
Und wie die Krankheta ma nennt.
Drum soite ich des enn schinn Murga,
Weil doas de Frau goar ne soag ein,
Thnn Sie sich an andere Moid besurga
Ich mag ni länger bei Ihn sein.

Frau Drescher.

Ich diente ei Merzdurf beim âla Barger,
Do lôn Se sich och blus derziähln
Wos ich durt hotte fer an Arger,
Wie ich mich hoa durt lussa quiäln.
Ich kunnd' ni länger dnrte bleiba,
Der Olp dar druckt mich goar zu sîr,
Ich kunnda kêne Nacht vertreiba
Ich batt'm olle Sprüchla vîr.
De Frau die soite: 's is znm Lacha
War wêss woas doas fer a Olp mag sein,
Drim pack dir deine sieba Sacha,
Doss nfhîrt mit da Schêcherein.

Fran Traugott Menzel.

Ich diente ei Ussmer (= Ossenbahr) bei Somel Flocka,
De Fran war verliebt durt bis über de Ûrn,
Die wullt menn Schotz goar oa sich locka,
Ich kunnd' s' amol derbein belurn,
Uud weil se sich ni kunde rächa,
Do mênte se, ich müsst obziehn
Und thot des ênes Tages sprecha,
Ich könnd' jitzt menner Waige gîn.
Dam Schandweib aber war ichs geiga,
Ich war's mem Schotze wull schun soan,
Dar sol's jitzt olla Lenta zeiga
Wie die a Moan betrüga koan.

Zoppapauern.

Wu hott'r denn do a Schotz und woas îs a denn?

Frau Bunzel.

Mei Schotz îs der Kalthäusner Hofevoit.

Frau Schenk.

Und menner der Schafer vo Pimshoan.

Frau Drescher.

Mei Schotz îs a Grussknecht ei Herzigwal.

Frau Traugott Menzel.

Und menner a Pulker Hofemoan.

Zoppapauern.

Nu 's îs gut, ich war euch mitta, ich wîl mich aber erscht überzeuga, ob ihr gut spinn und singa kinnt, denn ich bîn a Freind vo schinn Liedern, durte stîn vier Radla, do setzt euch hie, do spinnt und singt.

Gesang.

Das Mägdelein am Spinnrad sass, spann emsig und mit Hast,
Dreht's Rädchen ohne Unterlass, gönnt sich nicht Ruh noch Rast.
Das schnurret und surret, gönnt sich nicht Ruh noch Rast.

Spinngesellschaft.

Das schnurret und surret, u. s. w.

Sie hat gesponnen sieben Jahr so manchen Faden dort,
Die Leinwand bleicht sie frisch und klar und spinnt noch immerfort.
Das schnurret und surret und spinnt noch immerfort.

Spinngesellschaft.

Das schnurret und surret, u. s. w.

Du fleissige Spinnerin sei mein, so sprach ein blonder Knab',
Sie nickt: Ich will dein eigen sein, brach nicht vom Spinnen ab.
Das schnurret und surret, brach nicht vom Spinnen ab.

Spinngesellschaft.

Das schnurret und surret, u. s. w.

Und auch als Frau nach alter Weis' liess sie ihr Rädchen drehn,
Frühmorgens schon spann sie mit Fleiss, es durft' nicht stille stehn.
Das schnurret und surret, es durft nicht stille stehn.

Spinngesellschaft.

Das schnurret und surret, u. s. w.

Marie Schneider.

Du, Friedel, ich reck dir de Schusse.

Frieda Franz.

Wos hôts Guts druffe?

Marie Schneider.

Drei hübsche junge Herrn.

Frieda Franz.

Wie sein se vo Gestalt?

Marie Schneider.

Ni zu jung und ni zu alt.

Frieda Franz.

Wos honn se fer Klêder oa?

Marie Schneider.

Der erschte hôt an kurza Schofpelz oa, der zwête hot an grüne Scherze im und der dritte hot a Poar Hulzlotscha oa.
Wos machst de do mit'm erschta?

Frieda Franz.

Dan nâm ich mer ei de Liebe, war îs denn dâr?

Marie Schneider.

Doas îs der Strieg'sche Solbamoan. Wos machst' denn mit'm zwêta?

Frieda Franz.

Dan nâm ich mer ei de Treue, war îs denn dâr?

Marie Schneider.

Doas îs der Herzigwälder Stellmachergeselle. Wos machst' denn mit'm dritta?

Frieda Franz.

Dan lôss ich lotscha, war îs denn nu dar?

Marie Schneider.

Nu do huste freilich an Fâler gemacht, doas îs goar an wichtige Persönlichkêt, doas is der Jauersche Battelvoit.

Frau Bänsch.

Hott'rsch o schun gehurt, de Nixdurf Dore ei Seckerwitz hot ei vier Wucha Huxt.

Ida Scholz.

Ne woas nimmt sich denn die fer enn?

Frau Bänsch.

Nu die nimmt sich Grüttner Arnsta vo Wader. Der âle Nixdurf ei Seckerwitz hôt doch zwê Gütter, a grusses und a klênes und do kriegt se is klêne, de Böhma Christel vo Seckerwitz und de Guldboch Marieliese hie vo Herzigwal sein Huxtjungfern.

Frau Gustav Menzel.

Na do foahr ich freilich Brautschaun, war wîl denn mit mir foahrn?

Frau Schenk.

Ich, Frau Menzeln.

Ida Scholz.

Nimmst mich o mîte Frau Menzeln?

Frau Gustav Menzel.

Ja, ja ihr hott olle Bêde Plotz.

Frau Drescher.

Nu do werd wull ihr Bruder der Jerge-Friede o geschwinde Huxt honn, dar übernimmt doch is grusse Gut.

Frau Seidel.

Ja, ja doas werd goar ni meh lange tauern.

Frau Traugott Menzel.

Wos hôt denn dar fer an Braut?

Frau Seidel.

Nu Ulka Honnlore vo Ziegapoischwitz îs dassen Braut.

Frau Traugott Menzel.

Nu do koan se lacha, die kimmt freilich ei an schîne Wertschoft.

Frau Seidel.

Se wulln o an sîr grusse Huxt macha.

Frau Drescher,

Nu do werd der Poischwitzer Huxtbîter Arbeit kriega.

Frau Seidel.

Drei Kühe und drei Ziega brengt se mîte und der Kauter Külm ei Poischwitz thitt an sîr schinn Gesang zu dar Huxt eiüba.

Frau Traugott Menzel.

Ne wu wisst denn du die ganza Neuigketa har?

Frau Seidel.

Nu sieh ock, mir worn letzthin bei Schmieda Honsfrieda drüba ei Ziegapoischwitz zum Kindlatefa und do wurde vo dar Huxt geredt.

Frau Drescher.

Wos hott'r denn do getauft, a Maidel oder an Junga?

Frau Seidel.

Ne, ne durt sein goar a Poar Zwillinge gekumma, 's îs a Maidel und a Junge, se honn müssa an zwêspännige Wiege macha lôn.

Frau Drescher.

Na do werd sich der Kindlavoater gefreit honn.

Frau Seidel.

Ja, ja, a woar ganz glücklich, a mênte wenn och übers Jôr der Sturch wieder a Poar Zwillinge brächte.

Spinnmeisterin. (Frau Gustav Menzel.)

Is spinnt ju Niemand meh, 's îs wull kê Wunder, wenn se vom Huxtmacha und Kindtefa hîrn, do hôt kês Gedanka uff der Arbeit.

Oskar Bunzel.

Ich war se glei uff andre Gedanka brenga, war spricht mir doas anoch? Der Geheime-Oberlandes-Oekonomie-Manufactur-Komerzien-Depu-

tations-Supernumerär-Assistent Friedrich Hizihazihuzikruziwaziwuzi isst kein frisch Fischfleisch.

Oswald Drescher.

Do war ich amol sân, ob ich doas fertig brenge.

Der Geheime-Oberlandes — olle woarsch — der Geheime-Oberlandes-Oekonomie-Konfusionsrat Friedrich Fritsche Fratsche Gribsche Grobsche Grabsche frisst kein frisch Fischfleisch.

Gustav Schenk.

Guldboch Otto, soi mir amol anoch: Guda Murga, Mêster Zipplich, hie schickt Euch mei Voater an zippliche Zippelmütze und do sullt'r se amol frisch beladern und dernoert obfuttern, heute macha und murne wiederschicka.

Otto Goldbach.

Mêster Murga, guda Zipplich, hie schickt Euch meine Zippelmütze an zipplicha Voater har und do sullt'rn amol frisch obladern und dernoert befuttern, murne macha und heute wiederschicka.

Konrad Seidel.

Na Nupper Traugott, Du konnst mir o amol woas anoch soin: Halefusikapilominosikovski, Halefusikapilominosikovski.

Traugott Menzel.

Hallunkafoaselhons hopste, Hallunkafoaselhons hopste.

Frau Bunzel.

Menner Poates Voater fuhr a Koater uff ar Roaber zu dam Koater vom Boader Hoaber, und do fuhr der Boader Hoaber o senn Koater uff ar Roaber zu dam Koater menner Poates Voater.

Frau Schenk.

Is fuhr a Koater seine Poate uff ar Roaber ei Boaders Hoaber und do fuhr der Boader Voater o senn Koater zu der Poate ei a Hoaber.

Luise Schneider.

Mêster Müller moahl a mer amol a Matzla Mâl mîte.

Meta Kuppisch.

Mêster Moahler müller a mer amol a Matzla Mâl mîte.

Frau M. Sattler.

A klê Dörfla, a klê Kerchla, a klê Priädigerla drinne.

Luise Schneider.

A klê Dörfla, a klê Störchla, a klê Pliädigerla drinne.

Frau Traugott Menzel.

Die dünne Drudeldrulle trug die dicke Drudeldrulle durch das dreckige Dorf durch, da dankte die dünne Drudeldrulle der dicken Drudeldrulle, dass die dünne Drudeldrulle die dicke Drudeldrulle durch das dreckige Dorf durch trug.

Gustav Scheuk.

Die dreckige Drudeldrulle trug die drudlige Drudeldrulle durch das kudlige Dorf durch, da dankte die nudlige Drudeldrulle der pudligen Drudeldrulle, dass die hudlige Drudeldrulle die drudlige Drudeldrulle durch das kudlige Dorf durch trug.

Frau Opitz.

Der Dachdecker deckt das Dach, dank dem Dachdecker, dass er dir das Dach deckt.

Frau Drescher.

Finster war's — der Mond schien helle,
Schnee lag — grün war Feld und Flur
Als ein Wagen blitzesschnelle —
Langsam um die Ecke fuhr.
In dem Wagen sassen Leute,
Stehend ins Gespräch vertieft
Und ein totgeschossner Hase
Im Galopp vorüberlief.

Kühjunge. (Gustav Bunzel.)

A su woas verkiährtes wêss ich o:

Der Stoal îs aus'm Pfarde gelaufa,
Der Êmer muchte is Wosser ni saufa,
Der Hoahn dar läte a Ê und schrie
De Henne kriähte: Kickeriki. (Letzteres Wort wird gekräht.)

Oskar Scholz.

Ne do hîrt och amol da Kühjunga oa, woas dar fer Witze resst, ich duchte, dar könnde goarnischt soin.

Luise Grossmann.

Wenn mancher Mann wüsste wer mancher Mann wär,
Gäb mancher Mann, manchem Mann manchmal mehr Ehr.
Doch da mancher Mann, manchen Mann manchmal nicht kennt,
Bei manchem Mann mancher Mann sich manchmal verbrennt.

Frieda Franz.

Wenn moncher Monn monschte, ne doas îs mer zu a gruss Gemonsche, doas koan ich ni, soi mer do lieber amol doas anôch:

Esel essen Nesseln nicht, Nesseln essen Esel nicht.

Frau Seidel.

Du Schulz Oskar soi mir amol anôch:

Der toaprige Tôpmann thoat dam toapriga Tôpweibe ei an tettriga Thontôp trata.

Oskar Scholz.

O verdammt no amol, woas woar doas fer a Weib? Doas tottrige Tôpweib thoat dam tuintriga Tôpmonne ei an teppriga Tunkatôp trata.

Ida Hoffmann.

Es kam ein Schiff von ferne, das war beladen mit lirum larum, tirum tarum, trix trax trill diderum.

Klara Kobelt.

Es kam ein Schiff von ferne, das war beladen mit lirnm larum, trirum trarum, tritsch tratsch dideldideldum.

Ida Scholz.

Der Brassler Brendelbäcker bäckt gut Brut, gut Brut bäckt der Brassler Brendelbäcker.

Fran Gustav Menzel.

Der Brendler Brassellecker bräckt gut Brut, gut Brut bräckt der Brendler Brassellecker.

Martha Grüttner.

Der Schweinfurter Schârenschleifer schlefft schnell Schneiderschâren schorf.

Oswald Wagenknecht.

Der Schweinsche Schweinschneider versefft schnell schorfe Schneidescharn.

Pauline Kramer.

Es fuhr ein Mann ein Fuder Heu zum Frauenthor naus, darauf sass die Frau Flott mit ihrer Jnngfer Tochter Flinne, Flenne Flott. Die Flinne Flenne Flott hatte ein flott Hans da flogen allerhand flitt flott Vögel heraus.

Fran M. Sattler.

Is fuhr a Moan a Fuder Hei zum Frauenthore naus, do drnffe soass de Fran Lott mit ihrer Jungfer Tochter Minna Lott. Die Minna Lott hotte a Lôch eim Hans, do fluga ollerhand Vögel raus.

Meta Kuppisch.

A Haus und an Hof an Ziege a Schof,
An Kolbe an Kuh und a Schwein derzu.
A Pfard und an Woan, an Henne, an Hoahn,
An Ente an Gons derzn Nuppersch Hons.
An Kochtôp an Tiegel, ver a Geldkosta an Riegel,
An Flug nnd an Laus, an Kotze an Maus,
An Knecht und an Moad doas wünsch ich mir groad.

Doas koan mir amol der Kühjunge anôch soin.

Kühjunge. (Gustav Bunzel)

(Langsam zu sprechen, als wenn er erst darüber nachdenken müsste.)

A Schof und an Ziege, ei a Schweinstoal an Wiege
Viel Rotta nnd Mäuse, viel Wanza und Läuse,
An Moid an Henne, an Knecht uff's Tenne,
An Nachttôp als Tiegel, ver a Schweinstoal an Riegel
An Schlîta an Trog und an Sagebôk.
Dernoert wünsch ich âler Hons mir als Weib no Nuppersch Gons
Und zn assa immer soat, doas mei letzter Wnnsch wiär groad.

Oskar Scholz.

Na war wêss denn no woas? Wie stîts denn mit Ihn, Stellmacher Mariechen, wissa Sie nischte?

Marie Schneider.

Ich wêss wull woas, 's îs aber sîr lang, 's werd mir's wull Niemand anôch soin kinn.

Oskar Scholz.

Doas schodt nischt, immer soin S' is.

Marie Schneider.

Hier ist der Schlüssel zum Garten, worin drei Jungfrauen warten, die erste hiess Pinka, die zweite Biblipinka, die dritte Zicknicknackoblilboblibiblipinka, da nahm die Pinka einen Stein und warf die Biblipinka ans Bein, da fing die Zicknicknackobliboblibiblipinka fürchterlich an zu schrein. Das hörte der Nachbar mit seinen drei Söhnen, der erste hiess Schach, der zweite Schachscharach, der dritte Schachscharachschalonium. Da heiratete sich die Pinka den Schach, die Biblipinka den Schachscharach, die Zicknicknackobliboblibiblipinka den Schachscharachschalonium.

Klara Kobelt.

Ich wêss woas, doas is no viel länger.

Hier ist der hölzerne Mann, hier ist das Haus des hölzernen Mannes, hier ist die Thür zum Hause des hölzernen Mannes, hier ist das Schloss zur Thür des Hauses des hölzernen Mannes, hier ist der Schlüssel zum Schloss der Thür des Hauses des hölzernen Mannes, hier ist das Band, wo der Schlüssel dran hang zum Schloss der Thür des Hauses des hölzernen Mannes, hier ist die Maus, die zernagte das Band wo der Schlüssel dran hang zum Schloss der Thür des Hauses des hölzernen Mannes, hier ist die Katze, welche frass die Maus, die zernagte das Band, wo der Schlüssel dran hang zum Schloss der Thür des Hauses des hölzernen Mannes, hier ist der Hund, der jagte die Katze, welche frass die Maus, die zernagte das Band, wo der Schlüssel dran hang zum Schloss der Thür des Hauses des hölzernen Mannes, hier ist der Jäger, welcher schoss den Hund, der jagte die Katze, welche frass die Maus, die zernagte das Band, wo der Schlüssel dran hang zum Schloss der Thür des Hauses des hölzernen Mannes, hier ist das Mädchen, das liebte den Jäger, welcher schoss den Hund, der jagte die Katze, welche frass die Maus, die zernagte das Band, wo der Schlüssel dran hang zum Schloss der Thür des Hauses des hölzernen Mannes, hier ist der Priester, der traute das Mädchen, welches liebte den Jäger, der schoss den Hund, welcher jagte die Katze, die frass die Maus, welche zernagte das Band, wo der Schlüssel dran hang zum Schloss der Thür des Hauses des hölzernen Mannes.

Oswald Wagenknecht.

Do möcht mer wull jitzt dermîte ufhîrn, doss ni ernt jemand no de Zunge bricht, mer warn lieber wieder a Lied singa. Na ihr Maidel, wos wullt'r denn singa?

Mädchen.

Im Dörfchen wo ich lebte.

Oswald Wagenknecht.

Ich ducht mir's schun, bei euch muss halt immer a Liebeslied sein.

Gesang.

Im Dörfchen, wo ich lebte, wie wonnevoll umschwebte
Paulinchen mich.
Ich bat, ihr Genius, sie oft um einen Kuss,
Ich küsse nicht, sprach sie, ich küsse nicht.

Einst floh im raschen Tanze aus ihrem Lockenkranze
Ein Röschen ihr,
Ich hob's von ihrem Fuss und bat um einen Kuss,
Ich küsse nicht, sprach sie, ich küsse nicht.

Wir spielten Schach und Mühle, o Glück, und alle Spiele
Gewann nur ich.
Kind löse mir die Schuld mit einem Kuss voll Huld.
Ich küsse nicht, sprach sie, ich küsse nicht.

Die Schleife vom Gewande gab sie zu einem Pfande
Was gilt das Pfand?
Da riefen All' einen Kuss, ein Kuss es lösen muss
Ich küsse nicht, sprach sie, ich küsse nicht.

An meinem Namenstage zerfloss in lauter Klage
Ihr Herzenswunsch.
Ich bat zum Angebind um einen Kuss geschwind,
Ich küsse nicht, sprach sie, ich küsse nicht.

Als mich von ihr zu trennen — wer kann die Wehmut nennen? —
Das Schicksal rief,
Schlang sie wohl ihren Arm um mich so zart und warm,
Da küsste sie, und wie! da küsste sie.

Meta Kuppisch.

Ne Honnlore, warum singst du denn heut goar ne mîte?

Klara Kobelt.

Ach seit mei Gôtlieb ei de Fremde furt îs, do mach ich mir aus da ganza schinn Liedern nischte meh, höchstens sing ich no doas, wos a immer a su garne hurte.

Meta Kuppisch.

Na doas wulln mir do amol hîrn, doas muste ins amol vîrsinga.

Klara Kobelt.

Gesang. (Mel. Ein Straussel am Hute.)

Schön Kätchen sitzt bei der Lampe Schein
Am schnurrenden Spinnrad im Stübchen allein.
Es tönet von ihren Lippen so rot,
Ein Lied von Dornröschens Spindeltod.

Spinngesellschaft.

Es tönet von u. s. w.

Da trat zum Gange in den Wald
Georg, der Jäger, ins Stübchen alsbald.

Gott grüss dich, schön Kätchen, er küsst ihr den Mund;
Georg, wohin zu so später Stund?

Spinngesellschaft.

Gott grüss dich u. s. w.

Ein Wilderer soll in dem Walde sein,
Ich fang' ihn noch sicher heut Abend ein,
Drum kann ich nicht rasten, muss von dir gehn,
Behüt' dich der Himmel, auf Wiedersehn.

Spinngesellschaft.

Drum kann ich u. s. w.

Sie spinnet nun weiter mit fleissiger Hand,
Zieht Faden für Faden unverwandt.
Es wird ihr so bange, der Faden brach ab,
Da, ach! einen Stich es in's Herze ihr gab.

Spinngesellschaft.

Es wird ihr u. s. w.

Und zu derselben Stunde traf
Die Kugel des Wilddiebs den Jäger brav.
Er sank auf die Erde mit schmerzlichem Laut,
Leb' wohl, schön Kätchen, du liebliche Braut.

Spinngesellschaft.

Er sank auf die u. s. w.

Spinnmeisterin. (Frau Gustav Menzel.)

Wie stîts denn durte mit'm Kühjunga, dar schliäft ins wull goar ei, a gânt schun immerzu, dar koan ins jitzt o amol woas erziähln, doss a wieder munter werd.

Kühjunge. (Gustav Bunzel.)

Nu doas gît, aber verlangt och kêne Gespenstergeschichte vo mir, ich fercht mich ohndem war wêss wie sîr.

Spinnmeisterin.

Ne, ne, erziähl du wos du willst.

Kühjunge.

A reiches Kind, Mamsell Marie,
Die siähnt sich nôch am Monne;
Wiärsch o kê Städter, wenn ock sie
Enn kriegte, su wie Honne.
A reicher Kautz vom Lande wiär
Schund recht, denn sie is o ni liär.

Do kimmt a darber Schulzasûn
Und thitt an Oatrag macha,
De Mutter hôts der Tochter schun
Gesoit, vo Wertschoftssacha
Sôl sie woas soin, a sôls doch hîrn
Doss sie an Wertschoft könnde führn.

Se setzt sich zu dam Freier hie
Und plaudert ganz gehîrig
Dar hîrt aus Ollem, doss Marie
Unbändig îs gelîrig.
Die, denkt a, posst wull ne uff's Land,
's wiär schoade doch im da Verstand.

Nu rufft se goar zur Thüre naus:
„Mensch, hulle fer de Schweine
Erscht a Gebündla Hei no raus,
Dernoert wosch de Schenne".
Nu, denkt se, werd as wull verstîn,
Wie îch ims Viech bewandert bîn.

Hält Ihre Mutter Schweine sich?
Frut Veit a wing verlegen.
Ju, spricht Marie, se hält doas Viech
Blus um der Fadern wegen.
Nu gît a ob, denn dar Verstand
Posst fer de Stoadt, doch ni uff's Land.

Gustav Menzel.

Nu wenn ihr a su garne lacht, do sullt'r ni orscht aus'm Lacha rauskumma, ich war euch glei no an Geschichte zum Lacha erziähln.

Drei Iäln ver Micheêl, wie de grusse Mistfuhre woar, schickte mich mei Voater no Zwernsoma ei de Quorkmühle no Puxtehnde. Do musste ich durch an grussa Pûsch gîn, dar hotte weder Oafang no Ende und woar mit lauter Ofterkucha gepflostert. Durte begainte mir a bôkladerner Schneidergeselle, dar ging zu am Flêscher uff Arbeit, do sullda 'm Ziegabucke zu a Poar Underhosa Môss nâma und de Grussewurscht wieder zusommafitza. Do ging ich wieder a Stückla, do koam a gerêcherter Harig oagehopst, dar zerrte mir an lange Noase und pliäkte derbeine die Zunge raus. Ich ging immer wetter, do soassa a Poar Êchhörnla under ar Linde, die wergta anander und ês goab 'm andern an Schmotz, is knollte, doss ma's bis eim Nuppersdurfe hurte. Do ich ei Klê-Klinkersdurf zum Kratschem koam, ging ich nei, denn mich hingerte, do bestallte ich mir an Schüssvel Wargputza und ubadruf an kartuna Êerkucha und liess mer an Kuffe Brechoinn eischenka. Do ich gegassa und getrunka hotte, machte ich mich wieder uff de Strümpe. Do rannte ich a Stückla eim Durfe nunder, do koam de Grussemoid vom Schulza oagejächt, die hullte de Hiäbomme, do sullde nu der Lauchasak ei de Wucha kumma. Do ging ich wieder a Stückla, do ging a Iäsel ims Durf, dar geigte uff ar âla Hechel, is klong goar wunderschîn. Ich ging immer wetter, do soass an rute Kuh verm Kühstolle, die spoan über a Ziegabôk und a Koater wêfte Laberwurscht. Ich ging wieder a Stückla, do koam ich zu am Hanse, do soass a Weib verm Gotter die hechelte Hiäfa und is Kindermaidel happte de Mostsau. Do ich hingersch Durf bei de Kerschahütte koam, sponnta se groade zwê Uxa ei an Quorgqnetsche, do sotzta sich a Poar âle Hechelweiber druf, die fuhrn no Pulkahoin zu am Kindtêfa, do kufft ich uf und fuhr mîte.

Wie mer drei Matza weit gefoahrn worn, fond mer ni wetter, do hotta de Kotza a Waig gefrassa.

Konrad Seidel.

Ne is muss jemand no an sulche Geschichte erziähln, war wêss denn no êne?

Oskar Scholz.

Ich wêss no êue, ich war se glei erziähln.

Salte dozumôl, wie der grusse Wind ging, wurde amôl au Stoadt gebaut vo zwê Häusern, doas êne woar lar und ei dam andern wohnte Niemand und ei dam wu Niemand wohnte, trug ma an Tuta raus und dar Tute woar stumm. Und als mir a Stücke mit'm geganga worn, koam a Pharisäer uff am zerschnîtna Stücke Putter gerîta und dar Tute muchte nischt. Do ging mer wetter und koama zum schworza Meere, do stonda drei Schiffe drinne, doas êne woar azwê, zum zwêta fâlta de Brâte und is dritte woar goar ni do, do stiega mer ei doas woas goar ni do woar und fuhren nüber. Do koama mer zu am popierna Felseu, do stond a laderner Forr druffe dar priädigte hilzerne Wôrte und dar priädigte a su gewaltig, doss ihm de Puttermilch zum Obsotze rauslief. Do ginga vier Frauvölker mit Vertelkörblan uffs Feld, die sullda Pimpernissla und Rusinka uflasa, die finga die ganze Puttermilch ei ihra Körblan uf, denn 's woar doch schoade im die schinn Bernaklîssla. Do koama vier bîmsche Battelmusikanta derzu, die spielta goar wunderschin. Dar êne bliess uff ar sauern Gurke, der zwête geigte uff am âla Lotscha, der dritte drummelte uff ar Grussawurscht und der vierte kriähte immer wie a Kickrihoahn. Do finga de Frauvölker oa zu tanza und im Forrn koam's o ei de Bêne, doss a immer enn Purzelbôk nôch im andern schuss. Do koam a Sturch gefloin, dar hotte an Kühstoalgotter eim Schnoabel, a wullda zu Naste troin, do a aber da Forrn und die Frauvölker a su rimhopsa soag, liess a ver lauter Lacha da Gotter uff de Arde folln, doss och a su krachte, do schrien de Leute: Der Himmel fällt ei.

Frau Guder.

Die kumma ju immer schinner, mir thitt schun urntlich der Bauch wî ver lauter Lacha.

Oskar Bunzel.

Na weil oller guda Dinge drei sein, do war ich no de Dritte erziähln.

Do ich no a su klenner Junge woar, do schnitzelte und schnatzelte ich mir a klê Wainla aus und fuhr no der Stoadt Moskau. Do begainte mir an Gons, dar troat ich uff a Schwanz, do liät se a Ê, aus dam Ê wurde a Pfard, do riet ich ei de Stoadt Moskau. Durte begainte mir an Lerche, die ging ei de Kerche, do hot's au bleierna Forrn und an kupperna Schulmêster drinne, dar soite immer: Sankte, sankte, do verstond ich, fangt se, fangt se. Do ich zur rechta Kerchthüre nausging, blieb mir oa der linka Kerchthüre der rechte Rôkflügel hänga. Do koam a Schnîmoan uff am kohlschworza Schimmel gerieta, dar ging zu a Leuta de Essa kiährn. Do ging ich a Stückla eim Schlenkergassla droanunder, wu de âla Weiber Hoaselnüsse hechelta und wu se de Matze ver verz Taga verkaufta und koam zu ar âla Weibermühle. Do ging ich nei, do thoata se groade a Poar âle Hechelweiber immoahln, die êne woar de Ulken, die

andre de Geislern vo Klê-Portsdurf. De Geislern stackte schun drinne ei der Mühle und de Ulken rackte groade no de Bêne rans. Do ich genug gesân hotte, ging ich wetter und koam zu ar hohla Weide, do klatterte ich nuff und ging im Müller ei de Schnta, do mênt a: Lôss mir meine Rüba stîn nnd schlug mich uff de rechte Achsel, doss mir der linke Stiefelschofft zersprong und is Strû ans der Mütze hong.

Ida Scholz.

Jitzt koans aber gut sein, ma werd sunst krank fer Lacha, sing mer och lieber no woas, mer honn ju doas no ni gesunga: Des Schulzen Siegfried gar lustig und fein.

Oskar Scholz.

Ja, ja, doas möcht mer no singa.

Gesang.

Des Schulzen Siegfried gar lustig und fein
Ging aus um sich eine Braut zu frein.
Und als er kam bei des Nachbars Thor
Da sass schön Gertrud spinnend davor.
Drehe dich Rädchen nur hurtig nnd flink,
Klinget ihr Glöckchen klingling, klingling,
Klinget ihr Glöckchen klingling, klingling.

Ach dacht' er im Herzen, wo sah ich nur hin,
Das ist doch ein Mädchen nach deinem Sinn.
Schön Gertrud verwundert ihn kommen sieht
Und weiter spinnend den Faden zieht.
Drehe dich Rädchen u. s. w.

Er grüsst sie freundlich und rühmt ihren Fleiss
Von dem Jedermann zu erzählen weiss.
Wie glücklich doch muss ich preisen den Mann,
Der dich einst sein eigen nennen kann.
Drehe dich Rädchen u. s. w.

O Gertrud, du aller Mädchen Zier,
Willst Hand und Herze du schenken mir?
Ich brauch eine Frau für Hof nnd Gesind'
Und die mir den Flachs vom Rocken spinnt.
Drehe dich Rädchen u. s. w.

Ach Siegfried das kann wohl dein Ernst nicht sein,
Ich bin nur ein armes Mägdelein,
Ich habe nichts weiter als dieses Spinnrad,
Das mich und die Mutter ernähret hat.
Drehe dich Rädchen u. s. w.

Ich werbe ja nicht um Gut und Geld,
Ich will nur ein Mädchen das mir gefällt.
Meine Mutter hat Leinwand und Flachs zahlreich,
Er schimmert und spinnt sich wie Seide so weich.
Drehe dich Rädchen u. s. w.

Da willigte endlich das Mädchen ein,
Und sprach: Will in Treu dir ergeben sein.
Er küsste sie herzlich und jubelte laut:
Ich holte am Spinnrad mir meine Braut.
Drehe dich Rädchen u. s. w.

Spinnmeisterin. (Frau Gustav Menzel.)

Na nu hîrt amol uff mîch, ich war euch amôl woas soin. Is kumma doch under Kurzem a Poar junge Frauen no Seckerwitz, die a Jedes vo ins kennt und do dächt ich, wenn mir do a Poar Brautrocka oaliäta und mer machta se da zwê Frauen zum Geschenke, mer gîn dernoert amôl nîber zum Lichta und halfa se obspinn.

Spinngesellschaft.

Ja, ja do sein mer olle eiverstanda.

Frauen.

Ich gâ [1] a Flachs und ich [2] is Warg, ich breng [3] de Mandeln derzu und ich de [4] Rusinka, ich hull [5] de Pimpernissla, ich breng an [6] Rockabrief und ich de [7] Bänder.

Männer.

Ich hull an [1] Rockstecka, ich [2] o enn, und ich breng [3] de Ueberrücke.

(Während nun das genannte Material herbeigeholt wird, treten die jungen Mädchen an den Tisch, welchen man vor die Spinnmeisterin hingestellt hat und auf welchem die Brautrocken angelegt werden.)

Mädchen.

Doas müssa mir ins aber genau oasân.

(Unterdessen kommen die Personen, welche das Material zu den Brautrocken liefern, zurück und nehmen ebenfalls vor dem Tische Aufstellung. Die Spinnmeisterin beginnt nun den Flachs auf dem Tische auszubreiten, zwischen jede Lage Flachs etwas von den erwähnten Näschereien streuend, wovon sich die Umstehenden etwas hinwegnehmen.)

Spinnmeisterin.

Ne, sein doas gelistige Racker, die klaun mer ju de ganza Rusinka raus. Na, hie hott'r woas fer euern Gelist.

(Bei letzteren Worten wirft sie einige Hand voll „Pimpernissla" unter die zuschauende Spinngesellschoft, ein Jedes sucht nun etwas davon zu erhalten und bei dem Lärm und Tumult, der entsteht, werden einige sogar aus Scherz zu Boden gestossen.)

Spinnmeistern.

Ne, an sulcha Spektakel dürft ihr mir ne macha, 's îs am Besta, is setzt sich jedes wieder uff senn Plotz, do kinnt'rs o sân, wie a Brautrocka oageliät werd.

(Nachdem man dieser Aufforderung Folge geleistet, wird der Braut-

rocken vollends hergestellt, wobei die Musikanten das alte Brautlied: Wir winden dir den Jungfernkranz, spielen.

Nun tritt die Geislern, eine von den beiden Hechelweibern, heran, um das Werg zu dem andern Brautrocken zu schütteln, der auch mit Näschereien gefüllt wird und wozu ebenfalls die Musikanten das schon erwähnte Lied spielen.

Beide Rocken werden sodann rechts und links von dem Sitze der Spinnmeisterin aufgestellt, wo sie bis zum Schluss des Spinnabends stehen bleiben.)

Der Schimmelreiter. (Otto Goldbach.)

(Der Schimmelreiter sprengt einige Male im Kreise herum.)

Mit Frêda hoa ich de Nôchricht vernumma,
Doss ihr zum Spinn seid wieder hargekumma.
Drum soit ich zum Schimmel: Wu de Spinner sein
Do macha mir Halt, do kiähren mir ein.
Druf sprengte mei Schimmel no Herzigwal furt
Durt hoa ich su monches gesân und gehurt.
Und wie ich nu koam zum Durfe nei,
Do troafa mich Hofmas Maidel glei,
Die schrien und machta an grussa Hallo
Der Schimmelreiter is wieder do.
Bei Menzeln soit ich's doss zu a Spinnern ich riete,
Do mênta se Bêde: Da Sposs mach mer mîte
Und hopsta ver Frêda und riefa: Juchhei!
Is gît doch nischt über de Spinnerei.
Und wie ich riet bei Woinknechta roa,
Koam Oswald mit senner Braut groad oa.
Bei Friedricha hôt's Spinnroad kêne Ruh,
Do spinnt und singt ma immerzu.
Beim âla Böhm is o ni stille,
Durt spinn se Bêde uff der Spille.
De Obstaschneidern thitt o düchtig driähn
Und muss nababei viel Spenser niähn.
Bei Kuppscha soit mersch Jemand ganz laut,
De Meta îs goar bal an Braut.
Bei Guldbocha riet ich bis ver de Thür,
Denn âr îs doch a Kollege vo mir,
Ich musste da âla Freind begrüssa
Mer thoata ês hinger de Binde güssa.
Vo der Frau Biänschen îs mer blus doas bewusst,
Se wîl monchmôl tanza und ar hôt kêne Lust.
Der Scidelpauer îs aber a Moan,
Dar senner Frau nischt obschlôn koan,
A larnt'r is Spinn, gît mît'r zum Rocka,
Thitt sich monch liebesmôl mît'r bezocka.
Herr Bunzel soite: Ich möcht' mich schâma,
De Frau wîl sich goar ni zum Spinn bequâma,
Die spinnt an Foaden, nê 's is zu org

De Leimt îs fer Kurnsäcke zu stork.
Do mênte der Gustav: Lôss der Frau och Zeit,
Is hôt no kenu Mêster vom Himmel geschneit.
Beim Stellmacher blieb mer der Schimmel stîn,
Do songa de Maidel goar wunderschîn.
Bei der Sattlern kimmt ma ni bâle furt,
Wenn's dar nôchging, hielt ich jitze no durt.
Ei der Kromerschmiede liess ich a Schimmel beschlôn,
Do soite de Pauline: Is Bezoahln selld' ich lôn,
Der Schimmelreiter brächt Glück und Segen
Wu a hîkiäm o ollertwegen.
Druf riet ich zu Traugott Menzels Haus,
Do guckte de Frau zum Fanster raus,
Die mênte: Ich backe heut groade Kucha
Is wulln mich zum Spinnobend a Poar Frauen besucha.
Vo durte riet ich nunder zu Schenka,
Und liess mer do a Schimmel tränka.
Und wie ich koam zur Flêscherei,
Ruft bâl mich de Klara zum Wellflêsche nei,
Do koam de Frau Gudern und soite: Nu do
An Laberwurscht möchte ich halt o.
Ihr Nupper, Schulz Oskar, thoat oam Fanster mir kloppa,
Dar hôt immer an Morkt mit senn ala Koppa,
Do hôt's durt no an âle Haube und do woas vo Warth
Nu is rett halt jeder sei Steckapfard.
De Schulz Ida mênte: Ich gî hinte zum Lichta,
De Frau Menzeln erziählt wieder Gespenstergeschichta.
De Grôssmann und ihre Tochter Luise
Die soita: Mir honn an zu schîne Wiese,
Do werd halt dervôn zu prächtiges Hei,
Drum stellt och a Schimmel bei ins immer ei.
Is wunn o durt zwê Hechelweiber,
Doas sein de richt'ga Zeitvertreiber,
Die wissa Olls, o wenn a Kind brengt der Sturch,
Die hecheln is ganze Durf mît durch.
Eim Kratschem hurte ich's o glei,
De Grabner Frau Seideln îs wieder derbei.
Und doss de Grüttner Martha, 's îs werklich lobend,
Vo Barschdurf kimmt zum Lichtaobend.
Und o der Rosner Drescher mit ihr
Sich frein uff hint' Obend unbändig sîr.
Se thun sîr rara Besuch mîtbrenga,
Doas liess ich mir erziählu ollenga,
Zu sân da hess'scha Pauersmoan
Do rennt a Jedes wos och koan.
Nu bîn ich mit menner Erziählung zu Ende
Und's îs wull o Zeit, doss ich uff hêmzu mich wende,
Mei Schimmel wîl mer ni meh stîn,
A merkt's, doss sôl uff hêmzu gîn.

Drum spinnt ruhig wetter, singt eure Lieder,
Zu Jôr kumm ich uff'm Schimmel wieder.

(Der Schimmelreiter sprengt hierauf noch einige Male im Kreise herum und verlässt dann den Saal.)

Spinnmeisterin. (Frau Gustav Menzel.)

Na nu is wull Zeit, doss mer wêfa, doss mer sân war am mêsta gespunn hôt.

Frau M. Sattler.

Ês	1	Woas goab de Ziege?	11
De Sunne schîn hêss,	2	An Geltvel Milch	12
Wu schîn se hî?	3	Woas wurd dervon?	13
Uff Nuppersch Klî,	4	A grusser Kase,	14
Woas wuchs denn durt?	5	Wu trug man hie?	15
A Püschel Groas,	6	Zu Morkte.	16
War hullt doas Groas?	7	War kaufte dar Kase?	17
Des Nuppersch Moid,	8	A feiner Herr,	18
War froass doas Groas?	9	Woas goal der Kase?	19
Des Nuppersch Ziege,	10	An Kreuzer.	20

Frau Gnder.

Enner	1	Stunka	6	Paula	11	Knacka	16
Zwenner	2	Grabla	7	Piäbs	12	Sieba	17
Drenner	3	Stabla	8	Dicka	13	Bîma	18
Verner	4	Rücka	9	Dacka	14	Parla	19
Funka	5	Picka	10	Buna	15	Puff	20

Frau Opitz.

One Done	1	Elf im Nailla	11
Zwê Gewinn	2	Zwölf im Kailla	12
Drei ei der Schüssel	3	Dreckla im Waige	13
Vier uff'm Tische	4	Vertel im Boden	14
Fünf oa der Hand	5	Fufza loada	15
Strümpel de Weida	6	Sechza Schwoada	16
Saga Hulz	7	Miezla im Stolle	17
Bier im Achtel	8	Oiun im Flachse	18
Neun im Tenne	9	Wachtel im Kurn	19
Schare oa der Wand	10	Grünstrunk	20

Konrad Seidel.

Enner	1	Stunka	6	Puff	11	Liesla	16
Zwenner	2	Ama	7	Rücka	12	Tiesla	17
Dreuner	3	Brama	8	Brücka	13	Maidla	18
Verner	4	Ola	9	Packa	14	Radla	19
Funka	5	Bola	10	Picka	15	Fax	20

Frau Grossmann.

One Done	1	Fünf Gesengla	5
Zwê Gebind	2	Mans ei der Folle	6
Drei Gerichte	3	Hoahn uff der Mauer	7
Vier oam Woine	4	Axt oam Holme	8

Jungfer im Grün 9
Grussknecht 10
Täubrich eim Söller 11
Koater hingerm Ufa 12
Brut ei der Ollmer 13
Nalke oam Stengel 14
Fufza Kloba 15
Schweine im Koba 16
Siebza Schrîte 17
Wechquorgschnîte 18
Sturch uff'm Dache 19
Ârnkerms 20

Frau Traugott Menzel.

Eins,[1] zwei,[2] drei,[3] doch,[4] Fimmel,[5] fammel,[6] foch,[7]
Fimmel,[8] fammel,[9] fimmel,[10] fei,[11] Fimmel,[12] fammel,[13] foch,[14]
Ob[15] ich[16] gleich[17] nicht[18] zählen[19] kann,[20] Zwanzig sind ihr doch.

Spinnmeisterin.

Do wärn mer fertig, nu wulln mer aber no a Feierobend singa, dernoert warn mer Koffe trinka und ubadruf thun mer a wing tanza.

Gesang.

(Bei diesem Liede lehnen sich die Spinner mit verschränkten Armen hintenüber.)

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriegt denn do der Kühjunge zum Feierobende?
An Wêchquorgschnîte, die kriegt a mîte
Die isst a o, die schmeckt'm o zum Feierobende.

(Bei diesem Verse wird dem Kühjungen von Gustav Menzel eine Weichquargschnitte überreicht.)

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de junga Purscha zum Feierobende?
A Kannla Bier, doas schmeckt a sîr,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de junga Maidel zum Feierobende?
A Körbelein, a Nissla nein,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de junga Monne zum Feierobende?
A Weibelein eis Bette nein,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de junga Weiber zum Feierobende?
A Wiegelein, a Kindla nein,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.

(An dieser Stelle bringen Konrad Seidel und Gustav Schenk eine Wiege, worin eine Puppe eingebettet ist, in den Spinnkreis getragen, welche sie vor die Spinnmeisterin, Frau Gustav Menzel, hinsetzen, welche wiegen muss, während ihr der Kühjunge eine Reihe „Stöppel" überreicht.)

Gustav Schenk.

Na do breng mer euch hie an Wiege mit am Kindla, do kinnt'r euch amol soat wiega, aber namt och schun im Kühjunge de „Stöppel" weg, dar nutscht se sunst allêne aus.

Oskar Scholz.

Do warn mer och jitzt a Feierobend vullends zu Ende singa.

Gesang.

„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de âla Voatern zum Feierobende?
A Pfeifelein und Tobak nein,
Doas kriega se, doas mîga se zum Feierobende.
„Feierobend werd gesunga, Feierobend werd bal sein!"
Woas kriega de âla Muttern zum Feierobende?
De Ufabank, Gott sei's gedankt,
Die kriega se, die mîga se zum Feierobende.
„Feierobend werd gesunga, Feierobend koan jitzt sein!"

Den Schluss des Spinnabends bildet die Vorführung von altertümlichen Tänzen, eröffnet werden dieselben mit dem „Deutschtanz", diesem folgt der „Fuhrmannswalzer", „Sammtmauschester", „Freuet euch des Lebens", „Herr Schmidt" und „Winkpolka".

Literatur.

Der Kynast. Ostdeutsche Monatsschrift für Volkstum und Kunst, herausgegeben von Ernst Wachler. 1. Jahrgang. 1. Heft. Oppeln und Leipzig bei Georg Maske 1898. Preis vierteljährlich 2 Mark.

Unter dem Wahrzeichen der sagenberühmtesten Burg Schlesiens will diese Zeitschrift Beiträge vereinigen, welche unter besonderer Rücksicht, aber keineswegs in Beschränkung auf Schlesien und seine deutschen Nachbarländer dem nationalen Leben zu dienen und eine im Boden deutschen Volkstums wurzelnde Kunst zu fördern bezwecken. Der Herausgeber hofft, dass sein Unternehmen die geistige Verbindung zwischen den politisch getrennten Deutschen diesseits und jenseits der Sudeten wieder herstellen helfe, und dass diese Verbindung für das Deutschtum überhaupt und für die deutsche Dichtung insbesondere fruchtbar werde. Dabei würde denn Schlesien vor allem die Vermittelung zu übernehmen haben.

Das sind schöne Gedanken, denen wir guten Erfolg wünschen. Oberdeutsche und Niederdeutsche sind geistig auf einander angewiesen. Am wenigsten kann die deutsche Kunst die Anregungen entbehren, die von der frischeren, lebhafteren, poesievolleren Stammesart der Oberdeutschen ausströmen. Dieser Zufluss droht dem reichsdeutschen Osten zu versiegen, und immer stärker und einseitiger wachsen statt dessen die Einwirkungen der Reichshauptstadt. Bis tief in die schlesische Mundart hinein lässt sich jener Einfluss des Berlinertums verfolgen, der sich seit den letzten Decennien mehr und mehr auf Kosten altschlesischer Stammesart breit macht. Es wird hohe Zeit daran zu erinnern, dass die nächsten Stammesgenossen der preussischen Schlesier in den österreichischen Sudetenländern sitzen und dass beide zusammen das natürliche Bindeglied zwischen norddeutschem Wesen und dem Deutschtum des Südostens bilden, wie im Westen Rheinländer, Hessen und Thüringer zwischen Oberdeutschland und Niederdeutschland vermitteln. In diesen Fragen berühren sich die Bestrebungen unserer Gesellschaft zur Erforschung und Erhaltung schlesischen Volkstums mit denen des „Kynast". Wie im übrigen die neue Zeitschrift ihren viel weiter gesteckten Aufgaben nachzukommen sucht, mag ein kurzer Überblick über den Inhalt des ersten Heftes lehren. Nach einer ausführlichen Entwickelung ihres Programms durch den Herausgeber handelt Erich Liesegang „über Preussen — Deutschland und die polnische Frage". In einem Aufsatz über die Unkenntniss unserer öffentlichen Einrichtungen beklagt C. von Massow mit Recht, dass unsere höheren Schulen über den Verfassungen des Solon, des Lykurg und des Servius Tullius die des eigenen Staates und des deutschen Reiches meist völlig vergessen, und er hofft, dass die deutsche Nation sich endlich dazu entschliessen werde, ihre Söhne zu dem heranzubilden, was sie in erster Linie werden sollen, zu Bürgern des Vaterlandes. Erörterungen von Achelis über „den Begriff einer nationalen Kultur" treten mit gleicher Entschiedenheit für den volkstümlichen Charakter unserer Bildung ein, den sie vor allem von einer eifrigen Pflege deutscher Literatur und Geschichte erhoffen, während Wilhelm Rolfs in seinen Ausführungen über „die deutschen Nationalfeste" von den geplanten Niederwaldfeiern eine Veredelung und Hebung der deutschen Volksfeste überhaupt und gesunde nationale Anregungen im weitesten Umfange erwartet. Ein recht bemerkens-

werter Aufsatz von H. v. Wolzogen über „musikalisches Drama und Volksschauspiel der Zukunft“ sieht mit Recht in der wachsenden Vorliebe für das volkstümlich-landschaftliche Colorit und für märchen- und sagenhafte Stoffe eine verheissungsvolle Wendung des modernen Dramas, auch des musikalischen, zum Volksschauspiel. Dass dem deutsch-volkstümlichen Kunsttheater zur Zeit noch grosse Schwierigkeiten entgegenstehen, zeigen die unerfreulichen Mitteilungen Adam Müller-Guttenbrunns über Erfahrungen, die er in dieser Richtung in Wien gemacht hat. Die künstlerischen Beiträge werden durch eine an dieser Stelle doppelt interessante, bisher ungedruckte Jugendarbeit von Wilibald Alexis „der Kynast“ eröffnet, eine kleine historisch romantische Novelle, die bei aller Kindlichkeit doch schon manchen charakteristischen Zug des Dichters zeigt. Ein par stimmungsvolle Verse auf das schlesische Gebirge, ein von frischem, warmem Leben pulsierendes Gedicht „Böhmische Sonnenwende“ von Wilhelm Arminius, ein „Vorspiel zu Merlin“ von Fritz Lienhard schliessen den Kreis der poetischen Stücke, der nur von einem Beitrag zur Volkskunde, einer prächtigen, lebensvollen, schonungslos wirklichkeitstreuen Schilderung des Dorftanzes im Böhmerwalde von Joh. Peter, durchbrochen wird. — An der Ausstattung des Heftes ist die allzureichliche Verwendung verschiedenster Sorten des Kleindruckes und die mangelhaft gezeichnete, noch mangelhafter reproduzierte Vignette zu tadeln. Hoffentlich werden diese kleinen Schönheitsfehler bald abgestellt. Der reiche Inhalt berührt vor allem wohltuend durch den gesunden nationalen Sinn und die verständnissvolle Wertschätzung des Volkstümlichen, die dem Ganzen eine einheitliche Grundstimmung geben. F. V.

Bunte Bilder aus dem Schlesierlande. Herausgegeben vom Schlesischen Pestalozzi-Verein. Mit vielen Illustrationen. 2. Auflage. Breslau. Verlag von Max Woywod. 1898. (Preis gebunden 6 Mark).

Schon bei unserer ersten Anzeige dieser hübschen Schilderungen aus Schlesiens Vorzeit und Gegenwart (Mitteilungen 1898, S. 37) konnten wir auf das baldige Bevorstehen einer zweiten Auflage des so schnell verbreiteten Buches hinweisen. Sie liegt jetzt in verbesserter und um drei Aufsätze vermehrter Gestalt vor; auch in ihr verdient das reichhaltige Sammelwerk wegen seiner vielfachen Beziehungen zur Volkskunde von unsern Vereinsgenossen beachtet zu werden. Bei ihrer geschmackvollen Ausstattung und ihrem billigen Preise werden die „Bunten Bilder“ gewiss auf gar manchem schlesischen Weihnachtstisch als eine Alt und Jung willkommene Gabe prangen. F. V.

Der gemittliche Schläsinger. Illustrierter Kalender für die Provinz Schlesien, herausgegeben von Max Heinzel. 1899. Siebzehnter Jahrgang. Preis 50 Pf. Schweidnitz. Verlag von L. Heego

Der 17. Jahrgang dieses vortrefflichen Kalenders sei allen Freunden der schlesischen Volkskunde bestens empfohlen. Die Beziehung auf Schlesien bildet das Bindeglied seiner mannigfaltigen Bestandteile, unter denen die Geschichten und Dichtungen in schlesischer Mundart, schlesische Sprichwörter, Erzählungen aus dem schlesischen Sagen- und Märchenschatze und aus dem heimischen Volksleben für die Mitglieder unserer Gesellschaft ein besonderes Interesse bieten. Als ein köstliches Dialektstücklein sei beispielsweise die „kleene Uanräde“ genannt, die der Schauspieler Beckmann im Jahre 1826 als „Schaulze vu Mulckwitz“ an die „nanbelste Gesellschaft“ der Schlesier richtete, die sich damals in Berlin mit Holtei zum fröhlichen Kreise vereinte. Durch eigene Beiträge wie durch die umsichtige Redaction des reichhaltigen, ansprechenden Inhaltes hat sich der Herausgeber wieder einmal den Dank seiner Landsleute verdient. Möchte es dem zur Zeit schwer erkrankten, allbeliebten Dichter vergönnt sein, noch recht oft als „gemittlicher Schläsinger“ uns den Neujahrsgruss zu bringen!

Leider hat uns das Schicksal diesen Wunsch versagt. In dem Augenblick, wo diese Zeilen in den Druck gehen sollen, trifft die Nachricht von Max Heinzels Tode ein. Unsere Gesellschaft betrauert tief den Verlust dieses treuen, tätigen Mitgliedes, des liebenswürdigen Kenners und Verkündigers schlesischen Volkstums. Eine Würdigung seiner Verdienste behalten wir einem der nächsten Hefte der „Mitteilungen“ vor. F. V.

Anzeigen.

Freitag, den 11. November, Abends 8 Uhr, im Auditorium XV des Universitätsgebäudes Vortrag des Prof. Dr. Hoffmann über Volkskundliche Beobachtungen auf einer Studienreise durch Littauen.

Schluss der Redaction: 3. November 1898. Mit dieser Nummer schliesst Jahrgang 1898.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1899. **Breslau.** Heft VI. № 1.

Volkstümliches aus dem preussischen Litauen.

Vortrag, gehalten in der Sitzung am 11. November 1898 von Prof. **O. Hoffmann.**

Die Litauer, deren Sprache und Kultur seit einem halben Jahrhundert die Wissenschaft lebhaft beschäftigen, bilden gegenwärtig auch in unserer Presse den Gegenstand vielfacher Erörterungen, weil sie angeblich zu denjenigen Völkern gehören sollen, durch die das feste Gefüge der preussischen Monarchie bedroht wird. Es dürfte deshalb wohl weiteren Kreisen nicht unerwünscht sein, Einiges von dem materiellen und geistigen Leben dieses Volkes zu erfahren; meine Darstellung kann sich dabei auf die Eindrücke stützen, die ich bei einer zweimonatlichen Studienreise durch das preussische Litauen im März und April 1898 empfangen habe. Was ich also im Folgenden schildere, sind im wesentlichen preussisch-litauische Zustände.

Die Litauer bewohnen den nordöstlichen Teil der Provinz Ostpreussen, von Memel bis Goldap herab, und die sich an die Grenze Ostpreussens unmittelbar anschliessenden russischen Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno und Suwalki. Ihre Gesamtzahl anzugeben wird von Tag zu Tag schwieriger. Vor 20 Jahren schätzte man sie auf 1½ Millionen, von denen ein Zehntel, also 150000, auf Ostpreussen komme. Diese Zahl ist aber gegenwärtig sehr gesunken. Südlich von Insterburg und Gumbinnen ist das Litauertum entweder schon ausgestorben oder dem Aussterben nahe; auch im Kreise Pillkallen wusste man mir in vielen Gegenden die gesamten Familien, in denen das echte Litauertum sich erhalten habe und gepflegt werde, ohne grosse Mühe aufzuzählen. Nur in den nördlichen Kreisen (Tilsit, Niederung, Heydekrug, Memel) sitzt noch eine geschlossene litauische Volksmasse; hier muss man in manchem Dorfe des Litauischen mächtig sein, um sich verständigen zu können.

Die Litauer bilden einen der drei Äste des sogenannten baltischen oder aistischen Volks- und Sprachstammes, und zwar den mittelsten. Ihre westlichen Volksgenossen waren die von den Mündungen der Weichsel bis an die Litauer heranreichenden alten Preussen, deren Sprache im 17. Jahrhundert ausstarb und uns nur in dürftigen Resten erhalten ist, und nordöstlich von den Litauern, im heutigen Kurland, sitzt der dritte baltische Stamm, die Letten, in Sprache und Kultur den Litauern eng verwandt.

Der baltische Sprachstamm und mit ihm also das Litauische gehört zu der indogermanischen Sprachgruppe, deren wichtigste Vertreter in Europa das dem Baltischen am nächsten verwandte Slavische, ferner das Germanische, Keltische, Italische und Griechische sind. In der Sprachwissenschaft spielt das Litauische augenblicklich wegen seiner eigenartigen Betonung eine wichtige Rolle. Gewisse Eigenschaften des litauischen Accentes, die unser Ohr in keiner anderen indogermanischen Sprache jetzt hört, eröffnen uns das Verständnis für eine Reihe von altgriechischen und altgermanischen Lauterscheinungen, die bisher ganz unerklärlich waren. Der Accent dieser Sprachen muss also ursprünglich dieselben Eigentümlichkeiten, wie der litauische heute noch, besessen haben. So haben sich denn die Litauer in den letzten Jahren, gewiss nicht ohne einige Verwunderung, dazu verstehen müssen, ihren kostbaren Accent den Männern der Wissenschaft in phonographische Apparate hineinzusprechen. Die erste wertvolle Arbeit darüber ist von Schmidt-Wartenberg in Band VII der „Indogermanischen Forschungen" im Jahre 1897 veröffentlicht worden („Zur Physiologie des litauischen Accentes").

Um den Litauer und seine Volksart verstehen zu können, muss man das Land kennen, in dem er lebt. Es gehört nicht zu den gesegneten Strichen unserer Monarchie, es ist ein Land, in dem harte Arbeit und genügsamer Sinn dem Leben das Gepräge geben. Als flache und eintönige Ebene zieht es sich dahin. Der Acker ist zum grossen Teile sandig oder lehmig, strichweise begegnen wir weiten Moorflächen. Die Ufer des Haffes mit ihren fruchtbaren Wiesen bilden den fetten Teil Litauens: dort, im Kreise Niederung, sitzen denn auch die reichen litauischen Bauern, die sich am ehesten ihres Litauertums schämen und deren Sprache bisweilen ein ergötzliches Gemisch von Litauisch und Deutsch bildet. „Kur forůji?" („Wohin fährst du?") fragt der Niederunger seinen Landsmann bei der Begegnung. „I miëstą ant verjnyjės" („In die Stadt zum Vergnügen") lautet die Antwort. „Na, tai amyzierůkis!" („Na, dann amüsiere dich!").

Mitten durch das Land ziehen sich tiefe düstere Tannen- und Fichtenwälder. Bescheidene landschaftliche Reize entfalten nur die Flusstäler der Memel und der Scheschuppe. Unter den bewaldeten Anhöhen, die die Memel umrahmen, befindet sich zwischen Tilsit und Ragnit am rechten Ufer der Rombinus, der heilige Berg der Litauer, der Mittelpunkt ihres religiösen Kultus in heidnischer Zeit: ein niedriger öder Sandhügel, mit einem dünnen Tannenwäldchen bedeckt, ein treffender Zeuge für die unfreiwillige Anspruchslosigkeit des Volkes. Doch nicht nur durch die Beschaffenheit des Bodens, auch durch seine Lage stand und steht Litauen hinter den westlichen und südlichen Nachbarländern zurück. Abseits von den alten Kulturstätten Europa's lagen die Reiche der Balten, abseits auch von den alten Handelsstrassen, die den mächtigen Flüssen der deutschen Tiefebene folgten und von den Mündungen der Weichsel und Oder nach Skandinavien hinüberliefen. Der Litauer war ein vorgeschobener Posten, er hielt im Nordosten des indogermanischen Europa's die Grenzwacht gegen die barbarischen Horden Asiens.

In einem solchen Lande kann auf die Dauer nur ein zäher und genügsamer Menschenschlag bestehen, und diese Eigenschaften sind auch

noch dem Litauer von heute eigen. Freilich haben sich ja in dem Gesamtcharakter des Volkes manche Züge geändert, seitdem Litauens selbständiges Fürstentum im 14. Jahrhundert zu Ende ging. Die blutigen Kämpfe, durch die der Deutsche Ritter-Orden das westliche Litauen für das spätere Herzogtum Preussen eroberte, machten aus dem freien schwertgeübten Litauer einen Leibeignen und Scharwerker, der für den deutschen Herrn den Acker bestellen musste; die Städte und ihre Kultur trugen rein deutsches Gepräge. Und wenn sich auch aus den Litauern nach Aufhebung der Leibeigenschaft wieder selbständige Bauern und zum Teil sogar Mittel-Grundbesitzer entwickelt haben, so hat jene Zeit der Unfreiheit doch darin ihre Spuren zurückgelassen, dass von echten Litauern nur wenige in führenden Stellungen anzutreffen sind. Sogar die Pfarr- und Lehrämter sind grösstenteils mit Deutschen besetzt, obwohl gute Pfarren aus Mangel an Bewerbern, die des Litauischen völlig mächtig sind, umsonst ausgeschrieben werden.

So sind denn auch die geistigen Interessen des litauischen Bauers auf einen kleinen Kreis beschränkt. Im Vordergrunde steht da die Religion. Der preussische Litauer ist protestantisch; der älteste litauische Druck ist eine Übersetzung des lutherischen Katechismus (1547). Bibel und Gesangbuch bilden die wichtigste und oft die einzige Nummer der litauischen Hausbibliothek; sie werden eifrig gelesen und im Gespräche oft angeführt.

Aus den viel gelesenen litauischen Geschichten Wichert's, die zweifellos zu dem Besten gehören, was wir diesem Schriftsteller verdanken, bekommt man leicht den Eindruck, als sei bei den Litauern Prozesssucht und Meineid, Giftmord und Brandstiftung an der Tagesordnung. Und vielfach hört man denn auch namentlich von den jüngeren Herrn in der Verwaltung und Justiz, die selbst des Litauischen nicht einmal mächtig sind, schneidige vernichtende Urteile über den litauischen Volkscharakter. Es ist ja nicht zu leugnen, dass die Statistik der Verbrechen ein wenig günstiges Licht auf Litauen wirft. Aber es wäre ganz verfehlt, daraus Schlüsse auf den Charakter des litauischen Volkes ziehen zu wollen. Gewiss, der Litauer ist verschlagen, ist trotzig und zähe: aber wer will behaupten, dass diese Eigenschaften unter den gleichen Verhältnissen, wie sie in Litauen seit Jahrhunderten bestehen, nicht auch bei einem deutschen Volksstamme leicht ins Böse umschlagen könnten? Ehe man über den Litauer aburteilt, studiere man erst seine Wirtschafts- und politische Geschichte: dann wird man für vieles die Erklärung finden. Im übrigen aber versteht es sich von selbst, dass für das einzelne Verbrechen immer nur das Individuum, nicht das Volk verantwortlich zu machen ist. Und wenn man gelegentlich den Spuren nachgeht, die zur Quelle eines Mordes, eines Meineids zurückführen, so kommt man nicht selten auf etwas zweifelhafte „Kulturelemente", die wir dem Litauer zutragen.

Ich persönlich habe auf meiner Reise, die mich durch manche von den Verkehrsstrassen weit abgelegene Dörfer führte, vorwiegend gute Eindrücke von dem Volke empfangen. Gewiss, man kam mir mehrfach misstrauisch entgegen, und es passierte mir auch, dass ich nach langem vergeblichen Bemühen, den verschlossenen Hauswirt zum Sprechen zu bringen, unverrichteter Sache abziehen musste. Aber das war sehr selten. Hatte der Litauer einmal begriffen, weshalb ich kam, so wurde er ausserordentlich lebhaft, warm und offenherzig. Gastfreiheit habe ich überall gefunden und

die grösste Bereitwilligkeit, meine Studien zu fördern. In mancher Unterhaltung, die ich mit bejahrten Litauern alten Schlages in den einsamen Grenzdörfern längs der Scheschuppe geführt habe, ist mir ein offener, durch und durch gesunder Sinn nnd eine fast ritterliche Art des Empfindens entgegengetreten.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik von Land und Leuten wende ich mich nun zunächst zur Schilderung eigenartiger Züge in dem materiellen Leben des preussischen Litaners.

Der Litauer lebt heutzutage in Dörfern, die — soweit sie nicht Kirchdörfer oder grössere Flecken sind — meist nicht aus einem geschlossenen Häuser-Komplexe, sondern aus einzelnen oft weit auseinander liegenden Gehöften bestehen. Das einzelne Gehöft zählt, wenn es vollständig ist, drei Gebäude: das Wohnhaus, die Klete und den Stall. Gewöhnlich stehen diese drei Bauten in angemessenen Zwischenräumen derartig rechtwinklig zu einander, dass das ganze Gehöft ein Quarré mit einer offenen Seite bildet. Ringsherum zieht sich ein hoher Stacketzaun.

Das litauische Wohnhaus (bùtas), ein mit Stroh gedeckter Holzbau, zerfällt in drei Haupträume. Durch die in der Mitte der beiden Längsseiten angebrachten und so einander gegenüber liegenden Thüren, von denen die eine nach aussen, die andere auf den Hof führt, betritt man, bisweilen noch durch einen besonders abgetrennten Vorflur, den Mittelraum des Hauses, der nrsprünglich nāmas hiess und die Feuerstätte, den Herd, enthält; er bildet, wenngleich er heutzutage der schmalste der drei Räume ist, den aus vorgeschichtlicher Zeit stammenden Kern des litauischen Hauses. Rechts und links von ihm, durch Querwände getrennt, liegen zwei helle geräumige Zimmer, rechts die als Arbeitsstube benntzte Kammer mit dem Webstuhle nnd dem Himmelbett darin, links die Wohnstube, in die der Gast geführt wird. Meist ist von diesen beiden Stuben noch je ein kleiner nach dem Hofe zu gelegener Teil als Wohnraum für die Altsitzer und als Kammer abgezweigt. Als Schmuck des Hauses fallen die an den beiden Giebeln kreuzweis angebrachten primitiven hölzernen Pferdeköpfe und der blaue Anstrich der Fensterläden ins Auge.

Eigenartiger als das Wohnhaus selbst ist die neben ihm und zwar meistens im rechten Winkel zu ihm stehende klėtis, ein Holzbau, in dem die Wirtschaftsvorräte und die Produkte des weiblichen Hausfleisses, darunter auch die Aussteuer der Töchter, aufgespeichert liegen. Die Klete ist so luftig wie möglich gebaut. Ihr Fundament sind Steine, die in ziemlich weiten Abständen von einander auf der Erdoberfläche ruhen, so dass Luft und Wind unter dem Boden hindurchziehen können. Das Erdgeschoss besteht aus mehreren Kammern, über ihnen liegt der Kornboden. Die ganze Klete hat nicht ein einziges Fenster, es ist also, abgesehen von dem durch die Ritzen der dünnen Wände hereinfallenden Lichtschimmer, für gewöhnlich vollkommen dunkel in ihr. Will man das Tageslicht hereinlassen, so müssen dazu die Holzklappen kleiner Luken entfernt werden.

Die Klete dient zugleich den erwachsenen Töchtern des Hauses als Schlafraum — doch soll es bei strenger Winterkälte in diesem luftigen Gebäude nichts weniger als gemütlich sein. Übrigens verschwinden in dem preussischen Litauen die Kleten mehr und mehr.

Von den **Ackergeräten** des Litauers verdient eines besonderes Interesse, weil es in seiner primitiven Form das älteste zum Ackerbau verwendete Gerät der Indogermanen darstellt — die **stagùtė**, der **Pflug**. Zum Lockern des Ackers verwendeten die Indogermanen ursprünglich einen einfachen zugespitzten Stecken oder hakenförmigen Dorn, mit dem das harte Erdreich durchstossen und aufgerissen wurde. Diese älteste Art des Pfluges liegt noch der stagutė zu Grunde. Die Pflugschar besteht aus einem einfachen starken Aste, dessen Spitze mit einem lanzenartigen Eisenstück besetzt ist. Durch einen seitlich daran sitzenden Querarm werden die an dem Pflugstocke sich emporschiebenden Erdschollen seitlich abgeworfen. In der Vorzeit wurde dieser Pflugstab durch die kräftige Hand des Menschen in das Erdreich gestossen — jetzt ist eine Deichsel und Lenkstange daran angebracht, aber aus ganz leichter Arbeit. Für schweren Lehmboden ist ein solcher Pflug natürlich nicht geeignet. Er weicht deshalb immer mehr dem schweren eisernen Schaufelpfluge. Doch versicherte mich ein Besitzer bei Heydekrug, dass er mit seiner stagùtė, die ich stark vernachlässigt neben dem Stalle liegend fand, noch jetzt seinen sandigen Kartoffelacker pflüge.

Die alte litauische **Tracht**, deren Stoffe und Muster früher in jedem Hause selbst hergestellt wurden, ist sehr im Schwinden begriffen. Ich habe sie mehr aus Abbildungen und durch Vorzeigen einzelner alten Familienstücke als im alltäglichen Leben kennen gelernt. Einen besonders frischen und gefälligen Eindruck machen die bei festlichen Gelegenheiten getragenen Kleidungsstücke der Frauen: das Hemd mit den bunt gestickten Achselstücken, umschlossen von einem einfachen oder verzierten Mieder, — der bis auf die Knöchel herabfallende rotgestreifte Frauenrock (marginė), — die mit bunten Mustern durchwirkte Schürze, um die Taille geschlungen mit einem schmalen Schürzenbande, in das auf weissem Grunde in bunten Farben der Anfang eines Volksliedes, einer dainà, hineingewebt ist, — endlich die grünen und blauen Haarbänder, mit denen die um den Kopf gelegten Flechten durchzogen sind.

Manches primitive bei der täglichen Arbeit getragene Stück finden wir bei anderen Völkern ähnlich oder ebenso wieder: so die nicht mit Stoff überzogene gelbe Felljacke, die aus einem Stücke geschnitzten klùmpos (Holzpantoffeln) u. a. m.

Zu den **Nationalspeisen** der Litauer gehört in erster Linie der **kisėlius**, ein ziemlich steifer mit Hefe gesäuerter Haferbrei, den man durch ein Sieb treibt und so von den Schlauben reinigt. Er wird mit Milch genossen und ist ein leidlich schmackhaftes und jedenfalls sowohl kräftiges als gut verdauliches Gericht.

Lieblicher noch mundete mir das litauische **Nationalgebräu**, mit dem an Alter kein Bräu in Europa ausser dem Methe sich messen kann und dessen Name in das Dunkel der vorgeschichtlichen europäischen Kultur hinaufreicht: das Hausbier, der alùs (preuss. alu, lett. alus, slav. olŭ) = ags. ealu, altn. ol. Sollte das Wort wirklich dem Germanischen entlehnt sein, was keineswegs feststeht, so braucht das Gebräu selbst darum noch nicht auf den Ruf eines Nationalgetränkes zu verzichten. Es wird halb aus Hopfen, halb aus Gerste bereitet, hat blassgelbe trübe Farbe und einen süsslichen Geschmack.

Der einfachen materiellen Kultur entsprechen auch die einfachen geistigen Erzengnisse, die der Litauer als schlichter Bauer aufzuweisen in der Lage ist.

Die Litteratur des litauischen Volkes ist — abgesehen von den unlitauischen Produkten der Nenzeit, wie z. B. den litauischen „National"-Dramen — eine mit der Reformation beginnende kirchlich-religiöse Litteratnr; Übersetzungen des Katechismus und Kirchenlieder (giesmės) machen den Anfang, erst im 18. Jahrhundert erscheint die erste vollständige litauische Bibel. Den ersten und einzigen Versuch, eine litauische weltliche Kunstdichtnng zu schaffen, machte der von 1714—1780 lebende Pfarrer Donaleitis mit seinen „Jahreszeiten", die eine derbe und lebendige Schilderung des litauischen Laudlebens geben, aber leider in einer ganz unlitauischen Form, dem Hexameter.

Das Märchen, die pāsaka (sprich scharfes s), und das Volkslied, die dainà, sind die beiden geistigen Schöpfungen des litauischen Volkes.

Während das eigenartige litauische Volkslied schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit litterarischer Kreise auf sich zog — bekanntlich druckte Lessing von den drei im Anhange zu Ruhig's litauischem Wörterbuche 1747 veröffentlichten dainos die „zwei artigsten" in seinem 33. Litteratur-Briefe ab und Göthe übernahm eine der acht von Herder in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" herausgegebenen dainos wörtlich in sein Singspiel „Die Fischerin" —, ist von dem unendlich reichen litauischen Märchenschatze bis jetzt nur verhältnismässig wenig gesammelt und herausgegeben. Der ersten von Schleicher im Jahre 1857 veröffentlichten Märchensammlung (Handbuch der litauischen Sprache II), die in dem gleichen Jahre unter dem Titel „Litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel und Lieder" auch in deutscher Übersetzung erschien, schloss sich im Jahre 1882 die Herausgabe einiger 40 von Brugmann in der Umgegend von Godlewa bei Kowno gesammelten Märchen an; auch dieser Sammlung ist eine Übersetzung beigegeben und zugleich sehr wertvolle erläuternde Anmerkungen, in denen namentlich die slavischen Parallelen zu den litauischen Märchenstoffen herangezogen werden. Einzelne litauische Märchen und Erzählungen erschienen dann in verschiedenen Heften der „Mitteilnngen der Litauischen Litterarischen Gesellschaft"; das Jahr 1898 hat einen im Auftrage dieser Gesellschaft herausgegebenen besonderen Band „litauischer Märchen und Erzählungen" gebracht, vom Pfarrer Jurkschat gesammelt und im Galbraster Dialekt mit beigefügter deutscher Übersetzung mitgeteilt. Dieses von deutschen Gelehrten gesammelte Material ist aber im Vergleich zu der noch heute im Volke umlaufenden Zahl von Märchen ein geringes zu nennen; von denjenigen Märchen, die ich mir im Kreise Pillkallen erzählen liess und von denen ich leider nur wenige nachzuschreiben Zeit und Gelegenheit fand, fehlt mindestens die Hälfte in den bisher veröffentlichten Sammlungen.

Daher lässt sich vor der Hand noch kein abschliessendes Urteil über die Originalität der litauischen Märchenstoffe geben. Dass sie ausserordentlich viele Berührungen mit den slavischen und deutschen Märchen zeigen, sieht man auf den ersten Blick. Einige sind offenbar nichts anderes als slavische Märchen, die die Litauer in Russland auffingen und in

ihrer Sprache weiter erzählten; für das bekannte Märchen vom „Menschen und Fuchs“ (Brugmann 26) geht das einfach daraus hervor, dass die letzten Worte des Fuchses „Cimbili, bimbili, nàtibe vòst“ aus dem russischen „na tebě chvost (da hast Du den Schwanz!)“ verderbt sind.

Von den Märchenerzählern, die ich längs der Grenze antraf, waren die meisten aus Russland gekommen, also Żamaiten (sprich ż wie franz. j). In Folge der fortschreitenden Germanisierung und der auch im Sekten-Unwesen hervortretenden Neigung der Litauer zur Frömmelei kommt das Märchenerzählen im preussischen Litauen mehr und mehr ab; der Litauer sieht in den Märchen wenn nicht unheilige so doch alberne Erzählungen im Verhältnis zu den biblischen Geschichten. Es hielt für mich schwer, einen sonst zugänglichen litauischen Arbeiter in der Passionswoche zum Märchenerzählen zu bewegen.

Übrigens kann ich die wiederholt gemachte Beobachtung nur bestätigen, dass man die Märchen meist aus dem Munde der Männer hört, während das Singen der dainos dem weiblichen Geschlechte vorbehalten ist.

Die litauischen **dainos** sind in grosser Menge von Anfang unseres Jahrhunderts an gesammelt und herausgegeben. Bei vielen zeichnete man ausser dem Texte auch die Melodie auf. Dem ersten grundlegenden Werke von Rhesa (Dainos oder litthauische Volkslieder, Königsberg 1825) folgten ausser kleineren in Russland gedruckten Sammlungen die zahlreichen vom Präcentor Budrius, dem Oberlehrer Gisevius, dem Pfarrer Glogau u. a. in den Neuen Preussischen Provinzialblättern (seit 1846) veröffentlichten Texte. Eine neue kritische Sammelausgabe von 410 Nummern mit Übersetzung veranstaltete Nesselmann (Littauische Volkslieder, Berlin 1853). Wertvolle und umfangreiche Ergänzungen brachten unter anderen Schleicher in seinem Litauischen Lesebuch (Prag 1857), Kolberg Pieśni ludu litewskiego (Krakau 1879), Bezzenberger in seinen „Litauischen Forschungen“ (Göttingen 1882), Leskien und Brugmann Litauische Volkslieder und Märchen (Strassburg 1882) u. a. m. Die augenblicklich umfangreichste Sammlung verdanken wir Anton Juszkewicz, dessen Lietuviszkos dajnos (Kasan 1880—1882) und Lietuviszkos svotbinės dajnos (Petersburg 1883) erst nach seinem Tode vom Bruder ediert wurden.

Das litauische Volkslied ist oft behandelt worden, namentlich wegen seines anmutigen Inhaltes; sogar in Reklam's Universalbibliothek no. 3694 sind über 70 leidlich geschickt ausgewählte dainos in deutscher Übersetzung mit einer allerdings etwas krausen Einleitung (S. 1—65), die mancherlei recht Wissenswertes, aber mit dem Gegenstande selbst nur locker Zusammenhängendes enthält, von F. und H. Tetzner herausgegeben worden. Ich kann mich also, was den **Inhalt** der dainos betrifft, auf ein paar kurze Bemerkungen beschränken.

Das litauische Volkslied fällt zum grössten Teile unter die sentimentale Lyrik. Es schildert Stimmungen und zwar mit Vorliebe einfache Stimmungen des alltäglichen Lebens mit seinen regelmässig wiederkehrenden Begebenheiten. Es ist frei von Überschwenglichkeit und Romantik, es ist eine im besten Sinne des Wortes realistische Dichtung. Kaum ein anderes Volk hat es verstanden, die schlichten ernsten und fröhlichen Begebenheiten eines gleichförmigen Landlebens mit so viel Anmut und Grazie zu besingen.

Der Kreis der Stoffe ist nicht übermässig gross; dasselbe Motiv kehrt mit kleinen Variationen oft wieder. Gar häufig schildert das Lied die Stimmung des Jünglings nnd der Jnngfrau, die an der Grenze der glücklichen sorglosen Jugend ins Leben und seine ernsten Pflichten hinanstreten. Ansser mit dem Geliebten und der bevorstehenden Hochzeit beschäftigen sich die Gedanken des Mädchens viel mit dem Bruder, den es als besten Frennd und Schützer betrachtet und schweren Herzens in den Kampf hinausziehen lässt: ein Zug, der tief in die vorgeschichtliche Zeit zurückreicht. Eine besondere Gattung nnter den Scherzliedern bilden kleine Tierfabeln mit satirischer Pointe.

Die namentlich von Pfarrern herrührenden Schilderungen litauischer Sitten aus dem 16., 17. und 18. Jahrhnndert stimmen darin überein, dass die litauischen Frauen von Morgens früh bis Abends spät bei jeglicher Arbeit, besonders beim Mahlen anf der Hand-Mühle, ihre dainos zu singen pflegten. Man könnte darin eine Bestätigung der neuerdings aufgestellten Ansicht erblicken, dass das Volkslied nrsprünglich eine Begleitung der gleichmässig wiederkehrenden rhythmischen Bewegungen der körperlichen Arbeit gewesen sei. Gewisse Gattungen des Volksliedes sind bei den Litanern wie bei allen anderen Völkern sicher anf diese Weise entstanden: ich verweise z. B. auf das im $^3/_8$ Takt gesnngene Drescherlied „Lente, steht auf, denn die Uhr ist schon Drei“ (Bartsch no. 306); auf das Fischerlied im $^2/_4$ Takte „An dem Strand ein Mädchen steht“ (Bartsch no. 300). Im allgemeinen aber schliesst der eigenartige Takt und Rhythmus der litauischen daina jedes Zusammengehn von gleichförmiger arbeitsmässiger Bewegung und Melodie aus. Sollte das Wort daina nrsprünglich „Tanzlied“ bedeutet haben (es lässt sich etymologisch mit *δινεύω* „drehe“, *δινεύομαι* „drehe mich im Tanze“, lett. dî-t „tanzen“ zusammenstellen: Wiedemann Lit. Praeter. 30), dann begleitete die daina nicht einen in gleichmässigen Taktbewegungen, sondern in mannigfachem rhythmischen Wechsel ausgeführten Tanz.

Eine jede daina besteht ans mehreren Strophen. Am häufigsten setzt sich eine Strophe aus vier Versen zusammen, seltener aus zwei oder drei, am seltensten ans fünf oder sechs. Den Reim kennt die daina nicht; in modernen litanischen Gedichten ist er dem Dentschen entlehnt.

Dass wir heute eine wenigstens annähernd richtige Vorstellnng von den eigenartigen Melodien der dainos besitzen, verdanken wir der vortrefflichen im Auftrage der Litauischen Litterarischen Gesellschaft in zwei Bänden herausgegebenen Sammlnng von 392 Dainu Balsai (Daina-Melodien) durch Christian Bartsch, Heidelberg 1886, 1889. In dem ersten Bande dieses Werkes finden sich anf S. XIII—XIX die Urteile hervorragender litanischer Forscher über die Eigenart der litanischen Melodie zusammengestellt. Sie treffen in den wesentlichen Punkten, namentlich in der Bestimmung der Abweichnngen des litauischen Liedes von unserem deutschen Volksliede, überein. In der That fallen diese Unterschiede einem nur leidlich musikalischen Ohre beim ersten Anhören einer daina in voller Deutlichkeit anf. Es sind, wie mich dünkt, im wesentlichen vier:

1. Das litauische Lied bernht noch auf der alten einstimmigen Musik. Ganz primitive Ansätze zum harmonischen mehrstimmigen Gesange zeigen nur żamaitische Lieder, in denen häufig die ersten Worte eines Verses von einer und die letzten von allen Stimmen zugleich im Akkordklange gesungen werden.

2. Das litauische Lied bewegt sich nicht nur in Dur und Moll, sondern noch in den alten sogenannten Kirchentonarten (der phrygischen, hypodorischen u. s. w.).

3. Das litanische Lied — nnd das ist wohl sein eigenartigster Zug — fügt sich vielfach weder einem gleichmässigen Rhythmus noch dem Beherrscher der ganzen modernen Musik, dem strengen Takte.

Es wechselt nicht selten in demselben Verse eine zweiteilige rhythmische Ton- nnd Silbenfolge mit einer dreiteiligen, eine dreiteilige mit einer vierteiligen, z. B. (ich trenne die rhythmischen Glieder durch Querstriche, setze auf die betonten Silben den Aknt und bezeichne einen langen Ton durch einen Strich über dem Vokale) „Es|strā́hlte die|Mórgen|róete, em|pṓr stieg die|liébe|Sónne,|ách, der|Kópf der|schmḗrzte“ (Bartsch no. 87). Wer in solchem Falle auf dem Notenpapiere gleiche Takte abteilt, der zerreisst damit die rhythmisch zusammengehörenden Glieder.

Von einem Takte d. h. der Zerlegung einer Melodie in gleichmässige Zeitabschnitte lässt sich in vielen dainos gar nicht reden, auch da nicht, wo das eben geschilderte rhythmische Umbrechen nicht stattfindet. Der Takt setzt immer eine bestimmte in Bezug auf das Tempo natürlich relative Länge des Tones voraus und zerlegt die Töne ihrer Länge nach in feste Klassen (ganze, halbe, viertel, achtel Töne bezw. Noten). Der Litauer aber verzichtet, wenn ich meinem Ohre trauen darf, sehr häufig auf eine gesetzmässige Regelung der Längenverhältnisse der Töne in einem rhythmischen Gliede. Er nnterscheidet wohl lang und kurz, aber es lässt sich nicht genau sagen, den wie vielten Teil einer Länge die Kürze bildet. Am besten würden wir also viele daina-Melodien ohne Taktstriche drucken und statt der halben, viertel, achtel Noten nur im allgemeinen lange, knrze nnd kürzeste Töne angeben. Nie ist mir diese mit der Homophonie zusammenhängende Eigenart der litanischen Melodie so dentlich als in der Kirche entgegengetreten in dem Kampfe zwischen Orgel und Gemeindegesang. Obgleich der Organist, der manches Jahr spielte nnd dieselben litauischen Kirchenlieder oft begleitet hatte, auf einen festen Takt ganz verzichtete und dem Gesange so genau wie möglich zu folgen suchte, war das Ganze eine wenig genussreiche Dissonanz: meist hielten die Litauer die langen Töne länger oder kürzer, als der Organist erwartet hatte, so dass er entweder nachhinkte oder voranlief.

4. Endlich nnterscheidet sich die litauische Melodie bisweilen von der unsrigen durch ihren weniger straffen inneren Bau. Es fehlt dem litanischen Liede oft eine derartige strenge Responsion der einzelnen Verse, wie wir sie gewohnt sind.

Das litauische Lied steht also in der Mitte zwischen unserem Volksliede und einem Recitativ.

Die Sprache der dainos ist durch einen Zug besonders ausgezeichnet: an fast jedes Substantiv tritt, so weit es der Vers und die Sprache überhaupt gestatten, eine Deminutivendung, am häufigsten -élis und -elis, ferner -ùtis, -átis, -ýtis, -ùżis u. a.; auch kombinierte Deminutivsuffixe wie -yt-élis, -nż-élis u. a. sind nicht selten. Der Litauer singt also nicht von dem Bruder (brólis), sondern dem Brüderchen (brolelis, brolýtis u. s. w.), nicht von der Thräne (aszarà), sondern dem Thränlein (aszarélė), nicht

von Gott (diewas), sondern von Göttchen (diewùlis). Als Beleg für eine daina, in der nur zwei Substantive ohne Deminutivendung vorkommen, führe ich Nesselmann no. 345 an:

Ne pusk, ne pusk, wėjeli,	Blas nicht, blas nicht, o Windlein,
Ne gauskit medużelei!	Sauset nicht, ihr Bäumchen;
O dar asz lauksiu	Noch werde ich warten
Sawo brolelio	Auf mein Brüderlein,
Isz karużio parjojant.	Dass es aus dem Krieglein heimreite.
Ne parjoj' brolytelis,	Nicht heimgeritten kommt das Brü-
Wyriausasis pulkauninks,	Der tapferste Krieger. [derchen,
Parbėg' żirgelis,	Heim läuft das Rösslein,
Brolio bėrelis,	Des Bruders Schwarzbraunchen,
Kardużi pri szalelės.	Das Schwertlein an dem Seitchen!

Die Übersetzung mit „-lein, -chen“ dürfte übrigens ein falsches Bild von der heutzutage bei den Litauern mit den kosenden Suffixen verknüpften Vorstellung geben. So weit ich urteilen kann, verbinden die jetzigen Sängerinnen der dainos mit jenen Deminutivendungen keine verkleinernde oder kosende Bedeutung. Die Deminutiva sind zu einem rein formalen Requisit der lyrischen daina geworden, es wird von einem wainikėlis „einem Kränzlein“ mit demselben Rechte gesungen wie von einem didis waiskelis „einem grossen Kriegsheerlein“. Den Ausgangspunkt dieser Wucherung der Deminutivsuffixe haben wir zweifellos in den von Anfang an wirklich als Koseformen in der daina gebrauchten Worten, wie brolelis „Brüderchen“, seselė „Schwesterchen“, żirgelis „Rösslein“, żiėdelis „Ringlein“ u. a. zu suchen. In den Märchen und Erzählungen kommen Deminutiva nur vereinzelt vor.

Ich habe hier eine Besonderheit der litauischen Sprache berührt und möchte deshalb mit einigen Worten über die Anhänglichkeit der Litauer an ihre Muttersprache den Schluss machen. Meine Versicherung, ich sei gekommen, um die litauische Sprache zu studieren, öffnete mir überall die Herzen und, woran mir ja in meinem Falle noch mehr gelegen war, den Mund der Litauer. Diese Liebe zur Muttersprache tritt aber ohne jeden Chauvinismus, ohne jede Spitze gegen das Deutschtum auf. Wiederholt erklärte man mir, der pons diėws, der Herrgott, wolle, dass die Kinder in ihrer Muttersprache, in der Sprache ihrer Hausbibel und ihres Gesangbuches zu ihm beteten. Dass sie ausserdem noch Deutsch lernen müssten, sei selbstverständlich, da man sonst nicht durch die Welt komme. Verschiedene Male habe ich von strammen Litauern unumwunden den Fortschritt des Landes infolge der deutschen Kultur anerkennen hören: mės paiki bùvom Lietùvininkai („wir waren früher dumme Litauer“) sagte mir mein alter Freund Klaudatis in Tulpeninken an der Scheschuppe. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass der von unserem Kultusminister jetzt gewährte Wunsch der Litauer, ihre Muttersprache erhalten und gepflegt zu sehen, nicht einem unruhigen politischen Drängen, sondern einer gesunden Entwicklung des Volksbewusstseins entsprungen ist. Leider hat es ja nicht den Anschein, als ob das Litauertum sich wenigstens in Preussen noch lange erhalten wird. Hoffen wir, dass es unter der berechtigten Pflege des Staates noch so lange bestehe, bis Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte seine reichen Schätze ganz gehoben haben.

Einige Volksbräuche und Volksmeinungen aus dem Wölfelsgrund.

Fast wörtlich aus dem Munde einer Eingeborenen aufgezeichnet von L. K.

Andreas- und Weihnachtsbräuche.

Am Andreas-Obende (a dreissigsta Nôfember) geht lediges Vûlk, ledige Mâidla on å ledige Perscha, harcha (horchen) ondr a Fanstrkôp. Sprecha se drinne „jo", kriecha se dås Jåhr nôch 'n Mån odr a Weib; sprecha se drinne „nâi", kriecha se nôch Kenn odr nôch Kâine.

On wärd ôch under de Hinner geståchelt (mêt 'm Stecka) vo da Mâidla, on sprecha se:

„Traff ech a Håhn,
Kriech ech dås Jåhr 'n Mån.
Traff ech de Henne,
Konn ech pâssa war wess wenne".

On wärn Hûlzscheitla rein getrôin ei de Ôfakiche; ês' a gleiche Zåhl, då kriecht ma Enn åbr (oder) Âine, ês' ungleiche, kriecht ma nôch Kenn åbr Kâine.

On schmeisst å a Låtscha; wu â de Spitze hädreht, då heirât ma hä; geht se nåch inwendig, bleibt ma nôch drhâime.

Kerchzweije trôit ma ei wärnd 'm Obendletta (Abendläuten). Wenn se zu Weihnachta (Ton auf „nacht") bliehn, kriecht ma selbiges Jåhr noch Enn; bliehn se später, kriecht ma ei spätern Jåhren Enn; on bliehn se går nî, kriecht ma går Kenn.

A sechsta Dezember kimmt dar Nickels. A hôt a Pelzmitze imgedräht uffe on hôt 'n langa weissa Bårt, on 'n Pelz å, 's Bramsel, de ärschliche Seite vum Pelze, oba druffe on a Strohseil oba drimm gebunda, on a Kete (Kette) schleppt a hinda anôch. Grûsse Pôtscha hôt a gemâintlich å (Filzschuhe); 'n Såck off der Oxel, wu a de Äppel on de Krautstrinke drinne hôt. A Rutte met am rota Pischel (Schleife) hôt a ei dr Hånd. Da missa de Kinder bata on de Rutte kissa on drieber springa. Wenn a de Kinder ärjern wella, on da bata se:

Vater unser, dar de bist,
Schmeiss a Nickels off a Mist;
Schmeiss a nî zu weit,
Dåss a nî verschneit.

Am heilija Obende wärd Glicke gehoba. Vier Taller warn immgedräht. Ondr enn kimmt Lâim (Lehm), dås bedett Krankt; ondr a andern kimmt da Länsekomp (der Kamm), dås bedett, dåss 's och wärd dås ganze Jåhr asu lausig weckgehn; ondr a dritta då kimmt Geld, dås bedett, dåss 's wärd dås ganze Jåhr Geld hån; ondr a vierta kimmt Brot, dås bedett, dåss 's wärd nî am Brote fahla.

Âina wechselt de Taller, weil dar andre weckgehn mûss, dåss âs nî sitt. Nu kimmt a un hebt enn Taller fersch ärschte Verteljåhr. Hernåch mûss a weder weckgehn, drweil de Taller gewechselt wå(r)nn, bis a fer olle vier Verteljåhr asu gehoba hôt.

's wärd å Blei gegûssa am heilija Obende on å da Lichtrtanz gemacht. (Nussschalen mit Lichten schwimmen gelassen).

Wenn ma ei de Christnacht geht, on ma fällt hä, on då sterbt ma dås selle Jåhr.

Am Chrisobende (der ganze 24. Dezember wird so genannt) då gitts frih a Wåssersuppe on zu Mittije Pilzgrappe odr a Pilzgebräte (Pilze und Graupe) on obends drnôch ês Sammelmilch (Semmelmilch) on Äppel. Weil se Obend letta (läuten), wann de Bôime (Bäume) gebunda met Strohseila, dåss ses andr Jåhr vêl Obst hån.

Wenn ma am heilija Obende a Licht ei da Stube åzindt, on da mûss ma zuerscht a Kôp sahn åm Schåta (Schatten), sunst sterbt ma dås selle Jåhr. Ip ma ei de Christnåcht geht, thutt ma zwelf Zwippelnappla (Zwiebelschalen) eisâlza on dr Reihe nôch hästella; on nôch dr Chrisnåcht sammr dazu, on de nåssa Nappla, dås sein nasse Monda, on de treuja (die trocknen), dås bedett scheene Monda.

Wenn se de Kerschblieta, wu se hån de Zweije åm Andrees-Obende eigetrôin (eingetragen), mêt ei de Christnåcht nåhma — de derfa åbr ebr kei Bricke met da Zweija gehn — on da sahn se de Hechtsa (Hexen) met a Malkgelta (Milchgelten) im a Altr (Altar) gehn.

Am Chrisobende wärd a Oppel getâilt. Asu vêl, wie Leute sein, asu vêl wann Tâile gemacht; on wenn ma sech dås Jåhr vererrt, darf ma blos a da getâilta Oppel denka, on da findt ma wêder off a râichta Wâik.

On jedes kriecht vier walsche Nisse (Einzahl: de Nôss), die bedetta de vier Verteljåhre; de gûda bedetta gesunde Verteljåhre on de besa kranke.

Dr Rockagang.

De Wuche fîr dr Fåhssnich, dås ês de fette Wuche; da schlåchta se de Schweine, on då gehn de Weiber on de Mâidla zusamma zum Rûcka; on itz, wu dås Spinna nîmmeh Mode ês, då thun se stricka åbr nähn. De Nockwerschweiber brenga ôfte 'n Oschatôp; då hôts drinne: Osche on Kaffee on Zucker on å ôft 'n paar Håselnisse on 'n Zêdel (Zettel) drbei, on då steht druffe:

Dr Oschatôp sull knålla
Dr Frau N. N. zu Gefålla, (dr Werten, wu da Rûcka ês)
Da Rûckagänger zu Ährn (Ehren);
On dr Herr N. N. sull de Scharba kährn.

Wenn se nî hartig drvô lafa, wenn se da Oschatôp hägeschmissa hån, on då wann se beschwutzt. (Bespritzt, begossen.)

On a Nockwar kimmt on brengt å Stickla Hôlz; on då wêl a wås drå hån zu assa, on då spricht a:

Då breng êchs Helzla;
Seid gebata on bott mersch Pelzla.

On då hänga sem entwedr a Stickla Kucha, obr Klêssla obr [1]) Flâisch drå, on danôch mûss a ausricka, sunst beschwutza sa.

[1]) Die Wörter „aber" und „oder" (hier „åbr", „obr", „odr") werden im Wölfelsgrund ganz willkürlich eines für das andre gebraucht.

Bauernregeln.

Jannar.

Wenn Âgenes on Vincentius kumma,
Werd neuer Såft em Bâm vernûmma.

Februar.

Wenns å Lichtmess stermt on schneit,
Ês der Frihling nimmeh weit.
Ês es åber klår on hell,
Kimmt der Lenz woll nî so schnell.

Im Horning, då rufft ma de Fåsching raus!
Ei fastet, ihr Menche; wir hån 'n Schmaus!
Gesôtnes,
Gebrôtnes
Off allerlei Årt,
Dås hôt uns de Kechen beim Feuer gemåcht.

Wenn im Horning die Micka schwärma,
Mûss ma sich im März de Ohren wärma.

Ob Peter Stuhlfeier sucht dr Stårch sei Nest,
Kimmt er Schwålma (Schwalben) dar Rest.

Mottheis Brichts Eis.
Hôts keis, Måchts Eis.

Noch Mottheis
Geht kei Fuchs mehr ibersch Eis.

Å dr Wâtrfåhne kon ma sahn,
Wu im Horning de Winde hargahn.

März.

A so vêl im März Nabel streicha,
A so vêl sich im Sommer Gewitter zeicha.

April.

Schneits 'm Pauer uff a Hutt,
Dås bekimmt 'm Filze nî gutt.
(d. h.: dås ês fer de ganza Gewächse nî gutt).

Trockner Oppril
Is nî des Pauern Will.
Óppril Räjen
Kimmt geläjen.

Wenn dr Óppril Spektakel måcht,
Gitts Korn on Heu in voller Pråcht.

War a Järjeltåck ausziehn mûss (23. April),
Dam måcht schlecht Watr vêl Verdrûss.

Järjetåck
Brengt a Vespersåck.

Von Georgetag ab, wenn die Tage länger werden, wird wieder „gevespert". Wird aber an diesem Tage die Vesper einmal nicht gereicht, so sagen die Leute:

Järjetåck,
Liechasåck! (Lügensack.)

Armer Järje, reicher Jakôb. (Jacobus am 25. Juli.)

Mai.

Kâler Mai,
Gutt Geschrei (gutes Jahr).

Maitåck a Råbe,
Johannes a Knåbe. (Mai schlecht,
Juni schön.)

Juni.

Wies Wâtr zu Mederde hält,
Silla Wâtr ei de Ernte fällt.

Râints[1]) am Johannitåck,
Gitts vêl Kerner ei a Såck.

Wenn dr Kuckuck lange nåch Johanni schreit,
Gitt a Miswachs on teuer Zeit.

Juli.

Im Juli muss brota,
Wås im Harbest soll gerota.

Hundståche hell on klår
Bedett a fruchtbår Jåhr.

Warme Jakobi, kâle Weihnachta. (Ton auf der Silbe „nacht".)

August.

Wâterts vêl im Mond August,
Du nassa Wintr derwarta musst.

Bårtelmä.
Pauer, feng å on sä.

September.

Maria Gebort.
Pauer, sä fort.

Maria Gebort.
Tråch a Vespersåck fort.

Im September wird nicht mehr gevespert, weil die Tage zu kurz werden.

Michehêl.
Pauer, här uff mit säu.

Oktober.

Wenn de Âiche ihr Laub behält,
Då folcht em Wintr grosse Kält.

Simon on Jude,
Hoste bese Schuhe, schoff der gûde.

November.

Wenn Allerheilgen 'n Såmmr hôt, hôt Mertin 'n Wintr.

Hôt Mertin 'n weissa Bårt,
Ês dr ganze Wintr hårt.

Andrees
Ês dr Wintr gewêss.

---

[1]) a i etwas getrennt gesprochen.

Dezember.

Zu Luce (13. Dezember)
Bleit dr Tåck stutze (stehn).

Zu Luce wärd dr Tåck 'n Flohsprung, on zu Thomas (d. 21. Dez.) um a Fårdeschrêt länger.

Wenns ei der Christnåcht finster ês, ês ei a Schennen[1]) lichte. (Kommt im nächsten Jahr wenig Getreide in die Scheunen.)

Christnacht im Dunkel, dr Pauer a Junker.

Ês de Christnåcht hell on klår,
Bedett dås woll a gûdes Jåhr;
Wenns drkeene (dagegen) stermt on schneit,
Fallt es met der Scheenheit weit.

Uebersicht der öffentlichen Vereinssitzungen 1898.

An Stelle der am 14. Jannar fälligen Sitzung wurde am 23. d. M. eine Holteifeier veranstaltet, über welche ein ausführlicher Bericht in Heft V Nr. 3 zu finden ist. — Am 11. Febrnar fand die Hauptversammlung statt (Bericht in Heft V Nr. 3); hierauf hielt Prof. Dr. Mez einen Vortrag über Pflanzenaberglauben, in welchem er aus dem reichen Stoff eine glückliche Auswahl vorführte: Pflanzen, denen eine wunderbare Wirkung beigemessen wird, Pflanzen, deren Entstehung oder Aussehen in Legenden und Sagen erklärt wird, die Pflanzen in der Volksmedizin, und endlich Pflanzen, deren physiologische Wirkungen eine verhängnisvolle Rolle im Zauberglauben und Hexenwesen gespielt haben. — In der Sitzung am 4. März hielt Dr. Olbrich einen Vortrag über Deutsche Schlangensagen (abgedruckt in Heft V Nr. 4; im Titel ist irrtümlich der 15. Februar als Tag der Sitzung angegeben). — Im April fiel die Sitzung (wie immer) wegen der Osterferien aus. — Am 13. Mai sprach Prof. Zacher über die Ursprünge der Komödie. An der Hand eines reichen Materiales legte der Vortragende die volkstümlichen Grundlagen der griechischen Komödie in Kultumzügen und mythologischen Festfeiern dar, bei denen oft Tiermasken verwendet wurden, und beleuchtete ähnliche Erscheinungen auf anderen Gebieten, namentlich bei den germanischen Völkern. — Am 23. Mai beging die Gesellschaft das 4. Stiftungsfest durch einen Ausflug nach Bolkenhain, wobei Archivar Dr. Nentwig einen Vortrag über die Bolko- und Schweinsburg hielt (Bericht in Heft V Nr. 5). — Am 10. Juni wurde auf Antrag der Rechnungsprüfer Hr. Dr. Knobloch und Hr. Buchhändler Marcus dem Herrn Schatzmeister die Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für die umsichtige und erfolgreiche Kassenführung ausgesprochen. Sodann hielt Dr. Menne einen Vortrag Ueber die Schlacht am Birkenbaume; er führte die Ueberlieferungen von einer grossen Schlacht am Birkenbaume, die in Westfalen leben, vor, zog die verwandten Sagen heran und erläuterte ihre Beziehungen zu Mythen vom Weltende und zu der mittelalterlichen Kaisersage. — In den Ferienmonaten Juli—Oktober fallen die Sitzungen regelmässig aus. — Am 11. November hielt Prof. Dr. O. Hoffmann den im vorliegenden Heft veröffentlichten Vortrag. — Am 9. Dezember hielt die Gesellschaft eine Erinnerungsfeier für ihr verstorbenes Mitglied Max Heinzel, bei der Prof. Dr. Körber ein Lebensbild des Dichters entwarf, seine literarische Bedeutung kennzeichnete und schliesslich die Zuhörer durch den trefflichen Vortrag einiger hochdeutscher und dialektischer Gedichte erfreute.

Eingänge.

Zu den handschriftlichen Sammlungen: 23 Volkslieder aus der Gegend von Rosenthal bei Breslau von Herrn stud. phil. Speck in Leipzig. — Verschiedene Beiträge zur schlesischen Volkskunde, meist aus Eudersdorf, Kr. Grottkau, von Dr. phil. Wendriner in Breslau. — Volkslieder und Dialektdichtungen, zwei Christkindelspiele, Volksbräuche und Meinungen, alles aus Wölfelsgrund und Umgegend, von L. K. — Kleinere Beiträge von

[1]) sing. de Scheune; plur. de Schennen.

den Herren Hauptmann Cogho in Warmbrunn, stud. Gnsinde in Breslau, Rentner Scholz in Herzogswaldau.

Zur Bildersammlung: 2 Trachtenbilder von Herrn O. Scholz in Herzogswaldau. — Volkstümliche Nachbildung der Passionsgeräte in einer Glasflasche, aus Oberschlesien, geschenkt von Herrn Redakteur Tippel in Schweidnitz.

Zur Bibliothek von Herrn Pfarrer Gregor in Tworkau: 1. Aus alten Tagen nach pfarramtlichen Urkunden von E. Vogt, Leobschütz 1898. Kirchl. Geschichte von Sabschütz; der letzte Abschnitt handelt über alte Sitten und Gebräuche. 2. Pastoralki n. Kolędy I, Weihnachtslieder aus Handschriften von 1695 und späteren, Krakau 1883. 3. Skarbiec strzechy naszej, Liederschatz unserer Hütte, Lemberg 1894. 4. Powieści Indove z okolic Prasnysza, Volkserzählungen aus der Gegend von Prasnysz, I Warschau 1889, II Warschau 1890. 5. Z powieści i pieśni górali beskidowych, Auswahl aus Erzählungen und Liedern der Beskidengoralen; Warschau 1890. — 6. Sechs lose Heftchen oder Blätter mit volkskundlichem Inhalt, darunter ein Beiblatt zu Katolik Nr. 75 (vom Jahre 1897?) mit einer Biographie von Lompa und einem Artikel über den Liedersammler Roger. — 7. Drei Volkskalender.

Anzeigen.

Unsere auswärtigen Mitglieder erlauben wir uns auf die von der Hauptversammlung am 11. Februar 1898 gefasste Bestimmung aufmerksam zu machen: „Der jährliche Beitrag auswärtiger (ausserhalb Breslaus wohnender) Mitglieder beträgt **2 Mark**, bei Mitgliedern ausserhalb des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns mit einem Portozuschlag von 50 Pf. **(2 Mark 50 Pf.)** — von 1899 angefangen“. Wir bitten die Beiträge dem Schatzmeister, Herrn Bankier Albert Holz, Ring 18, unaufgefordert einzusenden, um dem Verein unnötige Portokosten zu ersparen. Von Breslauer Mitgliedern wird der Betrag (3 Mark) durch Boten eingezogen werden.

Am 12. Februar findet im Schlesischen Hof pünktlich um 7 Uhr abends eine **Festsitzung** mit folgendem Programm statt:

I. Vortrag des Prof. Vogt über Wesen und Ursprung der volkstümlichen Weihnachtsspiele in Schlesien.

II. Aufführung schlesischer Weihnachtsspiele nach volkstümlicher Ueberlieferung: 1. Adventspiel, 2. Christnachtspiel, 3. Dreikönigspiel.

An die Aufführung schliesst sich eine gesellige Vereinigung mit gemeinsamem Abendessen an. Gäste (auch Damen) sind willkommen. Die Teilnahme bitten wir möglichst bald im Bankgeschäft Albert Holz, Ring 18, anzumelden. Daselbst werden auch die Eintrittskarten ausgegeben (Preis 2,50 M. einschliesslich des Abendessens, 1 M. ohne Abendessen).

Adressveränderungen. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Vogt, wohnt vom 15. März ab Breslau-Grüneiche, Villa Ernestinenhof. — Der Schriftführer, Dr. Jiriczek, wohnt Lehmdamm 80a.

Heft V (Jahrgang 1898) der Mitteilungen kann, soweit der dazu bestimmte Vorrat reicht, gegen Einsendung von 3 M. an den Schatzmeister bezogen werden. — Von Bd. I (Heft I und II) und Bd. II (Heft III und IV) der Mitteilungen sind noch einige Exemplare zu je 6 M. (bei Bezug beider Bände zusammen 10 M.) zu haben.

Schluss der Redaction: 23. Januar 1899.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.



Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1899. **Breslau.** Heft VI. № 2.

Eine Aufführung Schlesischer Weihnachtsspiele.

Von **F. Vogt.**

Am 12. Februar fand im „Schlesischen Hof" die angekündigte Aufführung schlesischer Weihnachtsspiele vor einer Gesellschaft von etwa zweihundert Herren und Damen statt. Von dem einleitungsweise vorangeschickten Vortrag über Wesen und Ursprung dieser Spiele und von der Einrichtung der zur Darstellung gebrachten Texte mag hier ein kurzer, meist mehr andeutender als ausführender Bericht folgen. Eine eingehendere Behandlung des Gegenstandes wird in Verbindung mit einer Uebersicht über alle bekannten Fassungen schlesischer Weihnachtsspiele, einer Ausgabe der wichtigsten unter ihnen und dem Abdrucke der für unsere Aufführung hergestellten Textredaktion hoffentlich noch in diesem Jahre als erster Band der umfassenderen Veröffentlichungen unserer Gesellschaft erscheinen.

Reste der volkstümlichen Weihnachtsspiele leben noch heute ziemlich über ganz Schlesien hin, teils in Aufführungen herumziehender Kinder, teils in der Erinnerung älterer Leute. Aber wohl nirgend hat sich noch eines der alten Stücke rein und vollständig erhalten, fast überall stösst man auf widerspruchsvolle Mischung verschiedenartiger Bestandteile, vielfach auf ein wirres Durcheinander dürftiger, unverstandener Bruchstücke. Erst die Vergleichung dieser mündlichen Ueberlieferungen untereinander und die Heranziehung älterer Veröffentlichungen ermöglicht es, ihre ursprüngliche Gestalt festzustellen. Unsere Sammlungen umfassen gegen dreissig, den verschiedenen Teilen Schlesiens entstammende Aufzeichnungen aus dem Volksmunde. Die älteren gedruckten Fassungen haben seit Weinholds Mitteilungen in seinem grundlegenden und unvergänglichen Werke über die deutschen Weihnachtsspiele einen wesentlichen Zuwachs erhalten durch die in den schlesischen Provinzialblättern und in der Glatzer Vierteljahrsschrift veröffentlichten Texte. Das ist das Material, auf Grund dessen jetzt die Herstellung dieser Spiele für die Aufführung versucht werden konnte, und auf welchem die literarhistorische Betrachtung des Gegenstandes zu fussen hat. Daneben kommen letzterer natürlich auch die Veröffentlichungen verwandter Texte aus den deutschen Nachbarländern und die fortschreitende Erforschung des mittelalterlichen Dramas zu gute.

Was gegenwärtig noch im schlesischen Volksmunde an Überlieferungen dieser Art umläuft, gehört drei verschiedenen Stücken an: dem Adventspiel, dem Christnachtspiel und dem Dreikönigsspiel, die jedoch vielfach mit einander vermischt werden. Namentlich wird das Adventspiel in der Regel mit Resten des Christnachtstückes zum Christkindelspiel verbunden.

Beim Adventspiel ist die Hauptdarstellerin, wo diese Aufführungen noch nicht ganz den Kindern anheimgefallen sind, stets ein erwachsenes Mädchen oder auch eine junge Frau in langem weissen, gelegentlich auch mit Sternen geschmückten Gewande. Ein weisser Schleier fällt wie ein Brautschleier über das offene Haar und über das Kleid hin, verhüllt aber auch das Gesicht; ein Kranz aus künstlichen Rosen oder auch aus Myrthen vollendet den Kopfschmuck. Das ist das Christkind. Es ist gekommen zu sehen, ob die Kinder artig und fromm sind. Für die Bösen hat es eine grosse Rute in der Hand, die aber doch freundlich mit bunten Bändern geschmückt ist; für die Guten enthält der goldene Wagen draussen, auf dem es vom Himmel kam, allerlei Gaben. Ein Engel, Gabriel, pflegt das Erscheinen des Christkindes vorher anzukündigen Seine Ausstattung unterscheidet sich von der des Christkindes meist nur durch eine Krone und ein Szepter. Teilweise spielt sich nur zwischen diesen beiden Personen die Handlung in recitativem Gesang und im Gespräch ab. Der Engel giebt dem Christkind auf dessen Befragen Auskunft über das Verhalten der Kinder. Leider weiss er nichts Gutes darüber zu berichten, so dass das Christkind sich schon unwillig zum Fortgehen wendet, aber des Engels Fürbitte weiss es zur Milde zu stimmen, und so lässt es ihn die Gaben vom Wagen hereinholen (die den Spielern vorher von den Eltern zugesteckt waren) und verteilt sie unter die Kinder. Gewöhnlich aber fehlt ein polternder männlicher Mitspieler nicht. Seinem Äussern und seinem Gebahren nach ist er ganz das Widerspiel vom Christkinde. Neben der weissen, mit Blumen oder grünem Kranze geschmückten Gestalt steht er in seinem rauhen Pelz, mit den Strohseilen um Kopf, Leib und Beine, wie der Winter neben dem Sommer. Ein Sack mit klirrenden Scherben und das Aufstossen mit einer mächtigen Keule unterstützt den Lärm, den er mit Schelten und Drohen in unverfälschtem schlesischen Dialekt vollführt. Aber er ist nicht so schlimm wie er aussieht. Denn wenn ihm auch vielfach die Rute übertragen wird, die sonst dem Christkinde zukommt, so wird er auch anderseits nicht selten vom Christkinde mit dem Spenden der Geschenke betraut, und seine anfänglichen Drohungen gleicht er auch wohl zum Schluss durch eine Reihe guter Wünsche aus. Er wird der Rupprich (d. i. Ruprecht), stellenweise der Nickels und am häufigsten der âle Jûsuf genannt. Vermehrt wird das Personal noch häufig durch den heiligen Petrus, der in gewisser Weise ein Seitenstück zum Ruprecht bildet, wie der Engel zum Christkind. Denn Petrus pflegt die Rolle des Anklägers zu übernehmen, sodass der Engel dann nur noch den Prolog und den Fürsprecher zu spielen hat. Und endlich wird der ganzen heiligen Gesellschaft an einigen Orten noch ein „Kehrweibel", welches vor ihr den Fussboden fegt, oder ein „Laufer" mit Klingel und Rute voraufgeschickt.

Eine widerspruchsvolle Mischung ist nun, wie gesagt, dieses Adventspiel mit Stücken eines ganz andersartigen Spieles von Christi Geburt

(Christnachtspiel) eingegangen. Vor allem wurde ihm die beliebteste Scene desselben, das Wiegen des neugeborenen Christkindes durch Maria und Joseph mit den zugehörigen Wechselreden und Wechselgesängen der beiden angefügt, und bald diese bald jene verwandten Lieder wurden damit verbunden. Dabei muss dann der Ruprecht die Rolle des Joseph, das Christkind des Adventspiels die der Maria übernehmen, ohne dass der Pflegevater des Heilandes irgend etwas von seinem Ruprechtcostüm und seiner Ruprechtrolle einbüsst, wenn er auch nun den biblischen Namen erhält und als der âle Jûsuf von vornherein mit der Wiege im Arm erscheint. Das grosse Christkind aber, welches nur ausnahmsweise und nie in konsequenter Durchführung Maria genannt wird, steht nun vor der Wiege des kleinen Christkindes und singt es in Schlaf. Es ist klar, dass das nicht ursprünglich ist. Maria und Josef und ihre Reden und Gesänge haben eigentlich mit dem Adventspiel garnichts zu thun. Sie gehören eben in das den kirchlichen Bräuchen entstammende Spiel von Christi Geburt. Welches Ursprunges aber ist das Adventspiel? Dass der Ruprecht eine sehr unbiblische und unkirchliche Figur ist, erhellt von vornherein. Aber auch das Christkind entspricht doch in seiner Erscheinung als weissgekleidete Frau oder Jungfrau nicht im mindesten der christlichen Ueberlieferung. Nicht biblische Figuren sondern Gestalten des heimischen Volksglaubens sind es, die uns in den beiden Hauptrollen des Adventspiels entgegentreten.

Statt der ausführlicheren Erörterung dieses Gegenstandes in meinem Vortrage, sei hier nur auf deren wesentliche Ergebnisse hingewiesen, die in wichtigen Punkten mit Weinholds Auffassung übereinstimmen. Das Adventspiel ist aus alten Umzügen erwachsen, mit denen der Winteranfang begangen wurde. Eine Parallele dazu bieten die Frühlings-Umgänge. Die Schmackoster- oder Fastnachtsrute einerseits, das grüne Sommerbäumchen anderseits entsprechen genau der Weihnachtsrute und dem Tannenbäumchen des Christkindes und des Ruprecht oder Nickels. Es sind Fruchtbarkeits- und Vegetationssymbole, die in beiden Jahreszeitfeiern ihre bestimmte Rolle spielen. Aber der Frühwinter, die dunkelste Zeit des Jahres, hat auch von jeher als die Zeit der Geisterumzüge gegolten. Vom Andreasabend bis zum Dreikönigstage kehren sichtbar oder unsichtbar bei den Menschen geheimnisvolle Wesen ein, die nach einem 500 Jahre alten Bericht eines deutschböhmischen Priesters vom Volke als Gottheiten, von der Geistlichkeit als teuflische Dämonen angesehen werden. Eine Hauptrolle spielt unter ihnen in Süddeutschland die Berchta, die den verschiedenen Auffassungen von diesen Geistern gemäss entweder in weisser lichter Gestalt oder als hässliches Schreckgespenst erscheint. Im Riesengebirge ist noch jetzt der Glaube lebendig, dass zur Adventszeit die weisse Frau umgehe. In Agnetendorf wurde mir ein bestimmter, am Walde gelegener Teil des Ortes bezeichnet, wo sie sich früher regelmässig zu dieser Jahreszeit gezeigt habe. Eine Darstellung dieser weissen Frau, der süddeutschen Berchta, die nach verbreitetem Volksglauben in dieser Zeit auch nach Fleiss und Ordnung im Hause schaut, liegt eigentlich dem Erscheinen des schlesischen Christkindels in weiss verhüllter weiblicher Gestalt zu Grunde, während das Kehrweibel vielleicht mit Weinhold auf die hässliche Berchta zurückzuführen ist.

Eine solche Doppelgestalt zeigt auch der männliche Begleiter des Christkindels. Während das gewöhnliche Ruprechtkostüm ein Seitenstück zu der Schreckgestalt der drohenden und polternden Berchta bildet, erscheint anderseits auch der Ruprecht-Nickel-Josef der weissen Berchta entsprechend weissgekleidet und auf einem Schimmel reitend, so in Adventspielen aus Deutsch-Mähren und Österreichisch-Schlesien. Was es aber eigentlich mit dieser eigentümlichen Figur für eine Bewandtnis hat, lehrt am besten eine Nachricht des 16. Jahrhunderts, aus der wir entnehmen, dass in dieser Vermummung zur Adventszeit „Berchtold mit dem wütnischen Heer" dargestellt wurde, der an Wuotans Stelle getretene Führer des Geisterheeres, der in jenen Tagen in weissem Gewand auf weissem Ross mit weissen Hunden um die Häuser zieht und so in seiner Erscheinung wie in seinem Namen (Berchtold) ein genaues Gegenbild der lichten Berchta darstellt. Wenn aber die beiden Gestalten im Adventspiel als Kontrastfiguren gegenübergestellt werden, die weissgekleidete, blumengeschmückte weibliche der pelz- und strohumhüllten männlichen, so wird dabei die volkstümliche Darstellung des Wettstreites zwischen Sommer und Winter in einer kleinen Dialogscene nicht ohne Einfluss gewesen sein. Im übrigen tritt die Entwickelung des Adventspiels aus dem Adventumzuge in Parallele zu der des Fastnachtspieles aus dem Fastnachtumzuge, und Anlage und Stil der Fastnachtspiele des 15. und 16. Jahrhunderts sind auch in unserem Adventspiel noch wiederzuerkennen. Dabei erinnert das Christkind, wie es die Kinder auf ihre Leistungen im Beten und Singen prüft, an das bekannte, von Hans Sachs wiederholt verwertete Motiv, wie „Gott Vater, Kinderlehre haltend", die „ungleichen Kinder Evä" examiniert. Das Adventspiel in seiner unentstellten Form ist eines der anmutigsten Erzeugnisse aus der Verbindung alten Volksglaubens und -Brauches mit christlichen Vorstellungen. Das hinderte nicht, dass es bereits seit dem 17. Jahrhundert, wo es schon mit seinem erweiterten Personal bezeugt ist, von weltlichen und geistlichen Behörden verfolgt wurde. Immerhin ist es in den deutschen Gebieten vom sächsischen Erzgebirge bis weit nach Ungarn hinein noch nicht ganz ausgestorben.

Ganz anderen Ursprunges als das Adventspiel ist das Christnacht- und Dreikönigsspiel. Sind dort altheimische Volksüberlieferungen ins Christliche umgesetzt, so sind hier umgekehrt christlich-kirchliche Bräuche und Texte allmählich in die Anschauung und Ausdrucksweise des Volkes übertragen. Den Ausgangspunkt der kirchlichen Weihnachtspiele bilden ebenso wie den der Osterspiele einerseits die kirchlichen Evangelien und Gesänge der betreffenden Festtage, anderseits die Herstellung einer gewissen Scenerie in der Kirche, die Aufrichtung der Krippe im einen, des heiligen Grabes im andern Falle. Von da aus entwickeln sich diese kirchlichen Dramen durch verschiedene Stufen lateinischer Fassungen hindurch im 14. und 15. Jahrhundert zum geistlichen Volksschauspiel in deutscher Sprache. Und schon damals nahmen die Weihnachtspiele die Gestalt an, deren Grundzüge wir im Inhalt wie im Stil der volkstümlichen schlesischen Christnacht- und Herodesspiele unseres Jahrhunderts wiedererkennen. Eine mehr dogmatische Richtung, welche über die Geburt Christi in die Anfänge der Heilsgeschichte bis zum Sündenfall zurückgriff, lässt sich, wie in einem Teil der mittelalterlichen Weihnachtspiele, so auch

in einem österreichisch-schlesischen verfolgen, welches vor etwa 50 Jahren von Einwohnern des Dorfes Obergrund bei Zuckmantel gespielt wurde. Anderseits bildet sich gleichfalls schon im 14. Jahrhundert ein volkstümlicher Typus aus, welcher die eigentlich dramatischen und lyrischen Elemente charakteristisch ausgestaltet, auf die dogmatischen Beziehungen aber verzichtet. Und dieser ist es, auf den die bezüglichen Volksschauspiele unser Provinz zurückgehen.

Der biblische Charakter tritt bei dieser alten Gattung mehr zurück, jene Auffassung, die uns ja aus der Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts vertraut ist, nach der die Personen der heiligen Geschichte dem Künsler durchaus wie Zeitgenossen, wie Gestalten aus seiner Umgebung erscheinen, tritt dagegen hier am ausgeprägtesten hervor. Gleich in der Eingangsscene erscheinen ganz unbiblische Persönlichkeiten, die vom 14. Jahrhundert an bis auf unsere Zeit zum festen Bestande dieser Spiele gehören. Ein Wirt und ein Hausknecht oder mehrere Wirte, bei denen Joseph in Bethlehem vorspricht, um für sich und sein Weib Herberge zu erhalten. Aber dem armseligen Zimmermann schlagen sie das Quartier ab, und schliesslich wird ihm ein Stall angewiesen. Es folgt dann die Verkündigung der Geburt an die Hirten auf dem Felde, der Gang zur Krippe und die Verehrung des Christkindes — alles in volkstümlicher Form und unter Einmischung komischer Züge, wie sie das Mittelalter auch bei religiösen Darstellungen nicht missen mochte und wie sie auch das neuere Volksschauspiel unbekümmert mit dem Geistlichen verbindet. Joseph selbst erscheint als ein unbeholfener alter Mann, der bei den Verrichtungen, die ihm nachher an dem kleinen Kinde zugemutet werden, dem Wiegen oder dem Breikochen, eine komische Rolle spielt. Die Hirten sind gutmütig ungeschlachte deutsche Landleute, die sich in echt bäurischen Redensarten ergehen und bei der Anbetung des Christkindes in herzlicher Naivetät den Heiland der Welt in den beschränkten Kreis ihrer kleinbäuerlichen Verhältnisse und Anschauungen hineinrücken. Das Alles sind ganz bestimmte typische Züge, die schon in einem Spiele des 14. Jahrhunderts, von dem wir Aufzeichnungen aus Hessen und aus Tirol besitzen, ebensowohl hervortreten, wie in dem schlesischen Spiel des 19. Jahrhunderts, welches unserer Aufführung zu Grunde gelegt wurde.

Zugleich aber äussert sich die Nationalisierung der alten kirchlichen Spiele in der volkstümlichen Umbildung und Bereicherung ihrer lyrischen Bestandteile. Die alte Krippenscene wurde auch hier der eigentliche Mittelpunkt; vor allem ein Wechselgesang zwischen Maria und Joseph, der das Wiegen des Christkindleins begleitete und um den sich dann mancherlei Lieder der Engel und Hirten schlangen. Das „Joseph lieber Joseph mein, hilf mir wiegen das Kindelein“ ertönte schon vor fünfhundert Jahren in den deutschen Weihnachtspielen, und gerade in den schlesischen hat es sich bis auf unsere Tage erhalten. Aber das von Gesängen und Reigentänzen umwobene „Kindelwiegen“ hat im Mittelalter auch einen selbständigen Teil der Weihnachtsfeier im Gotteshaus ausgemacht, ist stellenweise noch bis ins vorige Jahrhundert selbst von Protestanten begangen worden und ist endlich von umherziehenden Darstellern des Adventspiels mit diesem verbunden. Und wie anderseits die volkstümliche Weihnachtsfeier sich mehr und mehr ins Haus und in die Familie zurück-

zog, so ertönen jetzt auch dort vor den kleinen Nachbildungen der Krippe und der alten Figuren der Weihnachtspiele die Gesänge, die diesen entstammen oder kirchliche und modernere Weihnachtslieder. So bildet die Krippe in der Kirche den Ausgangspunkt, die Krippe unterm Familienweihnachtsbaum den Endpunkt des Christnachtspiels.

Ganz entsprechend und meist im Zusammenhang mit Scenen des Christnachtspiels hat sich das Herodesspiel von der kirchlichen Feier mit dem Gang der drei Könige zur Krippe zum deutschen Volksschauspiel entwickelt, von dem sich dann auch hier selbständige Lieder ablösten. In Schlesien lassen sich drei volkstümliche Fassungen des Herodesspiels nachweisen. Die eine ist durch eine Breslauer Aufzeichnung des vorigen Jahrhunderts auf uns gekommen und in den schlesischen Provinzialblättern 1874, 450 ff. mitgeteilt worden. Sie zeigt eine merkwürdige Stilmischung. Zwischen die alten volkstümlichen Knittelverse und interessante alte Volkslieder klingen gelegentlich feierlich steife Alexandriner hinein, und platte Spässe des Harlekin mischen sich mit pathetischen Reden. Die Manier fahrender Komödianten der vorgottschedschen Zeit macht sich hier bemerklich. Von einem andern Herodesspiel liegen uns mancherlei Bruchstücke aus Mittel- und Oberschlesien vor. Einen vollständigen Text dieser Fassung hat schon Weinhold in seinen Weihnachtspielen S. 122 ff nicht zu liefern vermocht. Jetzt leben von ihr im Volksmunde besonders noch die Worte des Mohrenkönigs, der seiner Kindermagd die Schuld an seinem schwarzen Aussehen beimisst, und das sehr beliebte Lied „Ob ich gleich ein Schäfer bin“, ein vereinzeltes Überlebsel der merkwürdigen Verbindung, welche die Schäferpoesie mit den volkstümlichen Weihnachtspielen eingegangen war. Das verhältnismässig am besten zusammenhängende Fragment dieser Form des Herodesspiels verdanken wir dem mittlerweile verstorbenen Lehrer Eisenmänger aus Schmiedeberg. Das dritte Herodesspiel stammt aus der Grafschaft Glatz und lebt dort, wie wir aus Fräulein Luitgard Kampes Aufzeichnungen ersehen, gegenwärtig auch nur noch bruchstückweise im Volksmunde; es ist aber in einer älteren, guten und vollständigen Gestalt in der Glatzer Vierteljahrsschrift im Jahre 1883 von E. Scholz veröffentlicht worden. In dieser Fassung ist es in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts in der Reinerzer Gegend regelmässig zur Weihnachtszeit von 15 Personen aus Friedersdorf aufgeführt worden. Sie wurde auch unserer Aufführung zu Grunde gelegt.

Auch unsere Darstellung des Christnachtspieles fusst auf einem Glatzer Text, der noch zur Zeit seiner Niederschrift und Veröffentlichung (Glatzer Vierteljahrsschrift Jahrgang 1881) im Habelschwerdter Kreise in den Häusern der Bürger und auf den Höfen der Bauern gespielt wurde. Für Text und Melodieen des Adventspiels wurde dagegen in erster Linie eine Aufzeichnung benutzt, welche ich im vorigen Sommer in Agnetendorf unter Beihülfe des Lehrers Otto nach mündlicher Überlieferung gemacht habe. Der Gebirgsführer Pfluguer, der bei den Aufführungen des kleinen Stückes ehedem mitgewirkt hat, und seine Kinder, die es noch gegenwärtig spielen, haben es uns vorgesungen und gesagt.

Bei der Einrichtung dieser Texte für die Aufführung habe ich mich durchaus auf dem Boden der schlesischen Überlieferung gehalten, aus dieser aber auch alles zu verwerten gesucht, was zu einer besser ge-

gliederten und ausdrucksvolleren Gestaltung der jeweilig zu Grunde gelegten Fassung beitragen konnte. Die Kostüme wurden mit möglichster Genauigkeit nach den zahlreich überlieferten Angaben gewählt. Die Bühne entbehrte bei unserer Aufführung jeder Dekoration; einfache Vorhänge vertraten Coulissen und Hintergrund. Durch einen quer über ihre Mitte laufenden Zugvorhang liess sich ihre vordere Hälfte von der hinteren absondern. Allein auf der so hergestellten Vorderbühne spielten sich das Adventstück und die ersten beiden Scenen des Christnachtspiels ab. Zunächst sah man dort eine Bäuerin in altschlesischer Tracht im Kreise ihrer Kinder nach dem Auftreten des Kehrweibels den Besuch des Engels Gabriel und sodann des Christkindes empfangen. Diese beiden sangen ihre Einführungsverse der Überlieferung gemäss in einem einfachen Recitativ, der Engel als Alt, das Christkind als Sopranstimme, während sich das Folgende im Gespräch zwischen den Genannten und den nach einander hinzutretenden Petrus und Ruprecht abspielte. Dabei wurde der Agnetendorfer Text aus verschiedenen anderen Versionen, hauptsächlich solchen des Riesengebirges ergänzt. Während aber diese sich alle schliesslich in ein Durcheinander von Kindelwiegen und Hirtenliedern verlieren, wurde der richtige Schluss des Adventspiels wesentlich nach dem in den Schlesischen Provinzialblätttern 1866, 411fg. mitgeteilten Tschechener Stücke hergestellt. Nachdem die Kinder durch den Ruprecht weidlich gejagt waren und natürlich auch über die Keule hatten springen müssen, söhnten sie das Christkind durch einen Weihnachtsgesang aus und erhielten die Gaben, während der Mutter die Rute überreicht wurde. Das Ganze beschloss ein Scheideduett Gabriels und des Christkindes, dessen Text sich aus den Schlussversen des Agnetendorfer Spiels und aus den hübschen, echt volksliedmässigen Abschiedsversen des Tschechener zusammensetzte. Als Melodie legte ich dem letzteren eine Weise unter, welche Herr Gymnasiallehrer Meier aus einem oberschlesischen Christkindelspiele zu unseren Sammlungen beigesteuert hatte, und die sich leicht mit der des Agnetendorfer Abschiedes harmonisch verbinden liess.

Den Eingang des Christkindelspieles bildete die Herbergsuche nach dem erwähnten Grafschafter Text, die sich zwischen Wirt, Haushälter und dem später hinzutretenden Joseph, dann zwischen Joseph und Maria abspielt. Dem diese Scene beschliessenden Wechselgesang des heiligen Pares „Ach Joseph, liebster Joseph mein, wo soll denn unsre Herberg sein“ u. s. w. wurde die alte, schlicht ergreifende Originalmelodie des 15. Jahrhunderts gegeben. Die zweite Scene begann statt des in jener Fassung deplacierten Kindelwiegens gleich mit dem Auftreten der drei Hirten, die vor Bethlehem so prächtig im Glatzer Dialekte plaudern, bis sie sich zur Ruhe legen. Der von den komischen Reden der Schlaftrunkenen unterbrochene Weckgesang der Engel wurde statt der hier minder geeigneten Glatzer Überlieferung dem Liede „Auf auf ihr Hirten, euch nicht verweilet“ nach Hoffmann-Richters schlesischen Volksliedern entnommen, wobei die erste Strophe von einer Sopranstimme, die zweite von einer Altstimme, die dritte im Duett gesungen wurde. Während sich dann die drei Hirten gegenseitig zum Gang nach Bethlehem ermuntern, kommt plötzlich — abweichend von der Glatzer Fassung, die nur der Rede des einen von ihnen eine Reminiscenz aus dem Liede „O Freda über Freda“

einflicht — ein vierter Hirt (Tenor) mit „O Freda über Freda“ auf die Bühne gestürzt, indem er durch den Gesang von 5 geeigneten Strophen dieses Liedes den Nachbarn kundthut, was er gesehen hat. Ein fünfter (Bariton) eilt hinzu mit dem Gesang „Was soll das bedeuten, es taget ja schon“, und unter den Klängen der zweiten Strophe desselben markieren Alle, zum Reigen geordnet, durch einen Rundgang um die Bühne den Zug nach Bethlehem. Dann machen sie vor dem bis dahin noch immer geschlossenen Mittelvorhang Halt. In einer wirkungsvollen kleinen Klopfscene, die aus einer oberschlesischen Aufzeichnung entnommen wurde, erfahren sie durch eine Stimme von Innen, dass sie am rechten Orte sind. Der Mittelvorhang teilt sich unter dem Gesang der Maria „Joseph liebster Joseph mein, hilf mir wiegen das Kindelein“, und nun sieht man auf einem etwas erhöhten Podium die Jungfrau an der Krippe sitzen, von drei Engeln und dem über die Krippe geneigten greisen Joseph umgeben. Die Hirten fallen auf die Knie, sodass sie mit jenen eine Gruppe bilden, und auf Mariens Gesang „O Engel, liebster Engel mein, hilf mir singen dem Kind ein Liedelein“ stimmen Alle im Chor das Lied „Lasst uns das Kindlein wiegen“ an, welches nach der Melodie bei Hoffmann-Richter von Herrn stud. phil. Ottawa vierstimmig gesetzt war. Es folgen dem Glatzer Texte gemäss die treuherzigen Reden der Hirten, mit denen sie dem Christkind in aller Naivetät ihre kleinen Gaben und Versprechungen darbringen, dann ihr Umzug um die Gruppe an der Krippe unter dem von der Flöte begleiteten Gesange „Laufet ihr Hirten, lauft Alle zugleich“, endlich das Auftreten des reuigen Wirtes und die kurze Abschiedsrede des Haushälters.

Von dem Reinerzer Texte des Herodesspiels wurde natürlich die erste Scene gestrichen, da sie sich inhaltlich mit der des Christnachtspieles deckt. Das Stück beginnt demnach mit dem Auftritt zwischen dem bramarbasirenden Herodes und seinen beiden Dienern, in welchem ein ungeheurer Knall die Geburt des neuen Judenkönigs ankündigt und zugleich das Auftreten der drei Könige aus dem Morgenlande einleitet. Das alte Lied, mit welchem diese unter Führung des sterntragenden Engels den Thron des Herodes umschreiten, wurde nach einer oberschlesischen Weise gesungen, die Herr Oberlehrer Wilpert in Oppeln zu unseren Sammlungen beigesteuert hatte. Auf die Frage des Herodes nach dem Begehren der Ankömmlinge erwidert zunächst der Mohrenkönig mit seiner bekannten Selbsteinführung und der Erklärung seiner Schwärze, die zwar dem Reinerzer Stücke fehlt, aber doch sonst in Schlesien zu populär ist, um hier nicht eingeschaltet zu werden. Auf die Mitteilungen und Fragen des zweiten und dritten Königs hin werden dann die beiden Schriftgelehrten herbeigeholt, deren Auftreten zeigte, wie die zum alten Bestande des geistlichen Dramas gehörigen komischen Judensceneu auch heute noch ihre volle Wirkung thun können. Durch den Ausspruch der Schriftgelehrten nach Bethlehem gewiesen, ziehen die drei Könige davon, unter Führung des Engels, dem das freilich in keinem Herodesspiel überlieferte stimmungsvolle schlesische Volksliedchen „Wohl zwischen zwei Bergen da wehet der Wind, da sitzet Maria mit ihrem Kind“ (vgl. Mitteilungen H. II, 75) in den Mund gelegt wurde. Die nun im Reinerzer Texte folgende dritte Scene mit der Anbetung des Christkindes durch die Hirten wurde gestrichen, da sie nur als weit schwächere Dublette der Hauptscene des Christnacht-

spiels erschienen sein würde und zudem in einzelnen Wendungen ein zu geistliches Gepräge trug. So folgte nach kurzer Zwischenpause die vierte (hier zweite) Scene, welche den Herodes beunruhigt über das Ausbleiben der zurückerwarteten Könige vorführt. Er erlässt den Befehl zum Kindermord, der hinter der Scene ausgeführt wird, und alsbald stellt sich die Unruhe des bösen Gewissens ein. Hier konnte nun aus der oben erwähnten Schmiedeberger Fassung die charakteristische Schäferscene eingeschaltet werden; „der Schäfer Thomas" wird herbeigeholt, um durch Erzählung, Gesang und Tanz dem König, der „nicht wachen und nicht schlafen kann", die Zeit zu vertreiben. Dem Stil dieses den realistischen Hirtenscenen des Christnachtspieles so entgegengesetzten Auftrittes gemäss erschien der Schäfer hier an Stab, Hut und Kleidung mit bunten Bändern geschmückt und begleitete mit obligatem Tanzschritt sein Lied „Ob ich gleich ein Schäfer bin". Nachdem Herodes entschlummert und der Schäfer abgetreten ist, erscheint als Verkörperung der Gewissensqual und als Strafverkündiger der Engel mit dem Gesang „Herodes, Herodes, was hast du gethan". Da der Text augenscheinlich dem alten Liede „Ach du armer Judas, was hast du gethan" nachgebildet ist, so durfte die Weise dieser seit dem 15. Jahrhundert weit verbreiteten Verse hier den Worten des Engels untergelegt werden; die alten, ernsten Töne kamen durch eine dunkele Altstimme in diesem Zusammenhange zu höchst eindrucksvoller Wirkung. Das Weitere schloss sich genau der Reinerzer Fassung an, die nach der Schilderung der seelischen Qualen des Herodes wie seiner „Durst- und Hungerspein" den Tod in langsam abgemessenen Schritten und mit furchtbaren Drohworten den Wüterich umkreisen und schliesslich mitsamt seinem bösen Diener davonschleppen lässt. Dem guten Diener, der zuvor die Beteiligung am Kindermorde abgelehnt hatte, wurde die kurze Schlussrede übertragen.

Der Eindruck dieser Aufführungen auf die Zuschauer war über alles Erwarten tief. Die verständnisvolle Hingabe, mit der die einzelnen Damen und Herren ihre Rollen durchführten, hatte daran einen wesentlichen Anteil. Aber vor allem zeigte sich doch, dass in Wort und Weise dieser schlesischen Weihnachtspiele eine Fülle kerngesunder Volkspoesie steckt, die auch die Herzen der Gebildeten ergreift. Dem vielfach kundgegebenen Wunsche nach einer öffentlichen Wiederholung der Aufführung wird hoffentlich in der Adventzeit Rechnung getragen werden können. An alle Mitglieder unserer Gesellschaft aber ergeht die Bitte, mit Rücksicht auf die eingangs erwähnte bevorstehende Veröffentlichung alles, was ihnen von schlesischen Advent-, Christi Geburt- und Herodesspielen und über dieselben bekannt ist, zu unseren Sammlungen beizusteuern. Besonders erwünscht sind auch Nachrichten aus älteren Schriften, chronikalischen Aufzeichnungen, Pfarrakten u. s. w. über Aufführungen dieser Stücke in früherer Zeit. Nur durch den Beistand aller Beistandsfähigen lässt sich das Material für ein erschöpfendes Bild von diesen interessanten und wertvollen Kundgebungen schlesischen Volkstums und von ihrer Geschichte gewinnen.

Schlesische Legenden.

Mitgeteilt von **Dr. O. Warnatsch** [1]).

III. Legenden aus Albendorf in der Grafschaft Glatz.

Im Jahre 1695 erschien bei Weber in Janer das Buch „Marianischer Gnadenthron unser lieben Frauen zu Albendorf, mit sechs tausend Gnaden leuchtend, darinnen . . .“. Der (1817 gestorbene) verdiente Geschichtsforscher der Grafschaft Glatz, Jos. Kögler, Pfarrer in Ullerdorf, berichtet in seiner „dokumentierten Beschreibung und Geschichte des . . . . Wallfahrtsortes Albendorf“ (Glatz, ohne Jahr), dass jenes „äusserst selten gewordene Werk“ über Albendorf unter anderm „unsichere Volkssagen“ enthalte und „der aktenmässigen Geschichte über diesen Ort in vielen Stücken entgegen“ sei. Von diesen Sagen scheinen mir zwei durch ihren Gehalt wie ihr Alter Interesse zn beanspruchen. Manches erinnert an die Albe oder Elbe des alten Volksglaubens. Eine wahrscheinlich unrichtige Volksdeutung, welche Albendorf mit jenen mythischen Wesen zusammenbrachte [2]), hat wohl die Lokalisirung von Albensagen veranlasst.

1.

Um das Jahr 1218 lebte daselbst ein blinder Inwohner Namens Jann, der öfters unter einer, in der Gegend, wo jetzt die Kirche steht, befindlichen Linde, zu sitzen pflegte, um Gott täglich inbrünstig um die Wiedererhaltung seines Augenlichts anzuflehen und sich von den Vorübergehenden ein Almosen zu erbitten. Einst aber, als er ohne seine Tochter, die ihn stets von da abholte, nach seiner Wohnung zurückzugehen wagte, stiess er sich so heftig an jene Linde, dass er davon erschüttert zu Boden fiel . . . Aber in eben dem Augenblicke empfand er durch das Leuchten des Grases am Boden den wiedererhaltenen Gebrauch seiner Augen, und indem er dieselben dankbar zu Gott erhob, erblickte er an der Linde das kleine Bildnis der Mutter Gottes mit dem Kinde Jesu auf der rechten Hand, von einem hellen Schein umgeben, vor dem er sogleich dankbar niederfiel und betete, bis ihn die Seinigen hier sehend fanden.

Bäume waren Elben heilig (Grimm, Myth. [4] 540; vgl. unten die Linde Alberichs). Der Anblick der Elbe verursacht Erblindung; hier findet das Gegenteil statt, wie den Elben auch Heilkraft zugeschrieben wird. Die Elbe zeigen eigentümliche Mischung von gut und böse; mit Stoss und Schlag schädigen oder necken sie, so auch Alberich. Der Blinde stösst an den Baum, hier zu seinem Heil (Golther, Myth. 128, 130, 132, 134). Das Erblicken leuchtenden Grases erinnert vielleicht an die Spuren, die die Elbe im Gras zurücklassen (Grimm, M. III, 136. Golther, M. 127).

2.

Bei Erbauung der Kirche, in die das Bildnis von der Linde versetzt

---

[1]) Vgl. Mitt. III, 69.

[2]) Albendorf, 1330 zuerst urkundlich erwähnt, vgl. Vierteljahrsschrift für Gesch. u. Heimatk. der Grafsch. Glatz IX, 217; noch 1515 Alberndorf (neben Albendorf); ebenso wie Albendorf, Kr. Landshut, wohl aus Alberti (Albrechti) oder Alberonis villa. Vgl. Weinhold, Zur Entwicklungsgesch. der Ortsnamen im d. Schlesien, Ztschr. d. Vereins für Gesch. u. Alt. Schlesiens, XXI, 284.

wurde, im Jahre 1263 soll sich folgendes Wunder ereignet haben (vgl. Kögler, Dok. Gesch. 9):

Nachdem man nach bereits aufgeführtem Gemäuer der Kirche nahe daran war, den Dachstuhl aufzusetzen, diese Arbeit jedoch des dazwischen kommenden Sonntags wegen liegen bleiben musste, begegnete den nach Hause gehenden Arbeitsleuten, die in dem Dorfe Stolzenau wohnhaft gewesen, ein Knabe in sonderbarer Kleidung, der ihnen andeutete, dass er Befehl habe, selben das Gesperr aufsetzen zu helfen. Verwundert über des Knaben Kleidung und noch mehr über seine Rede, verschwand er aber vor ihren Augen, und als sie sich des Montags bei dem Bau einfanden, so sahen sie mit Erstaunen alles Holz schon in gehöriger Ordnung aufgerichtet. Sie erinnerten sich nun bald der Worte jenes Knaben, erzählten solches nah und fern, und konnten dies nur einem Engel Gottes zuschreiben. — Die mündliche Überlieferung spricht von einer Schar Engel (dem entspricht ein im Archiv der Gesellschaft befindlicher Holzschnitt.

Dem „Knaben in sonderbarer Kleidung" vergleiche ich die Kindergestalt, die leuchtende Kleidung der Elbe. Alberich wie der Kobold Hinzelmann erscheinen als vierjährige Knaben, jener im ritterlichen Gewand, dieser im Sammetrock (Grimm M. 371. Golther M. 126, 127). Kaum erschienen, sind die Elbe wieder unsern Augen entrückt (Gr. M. 382). Über die Vermischung von Elben und Engeln im späteren Volksglauben vgl. Gr. M. 370, 371. Das Aufsetzen des Dachstuhls durch den Engel (oder die Engel) erinnert an die nächtliche Zimmerarbeit der Heinzelmännchen im bekannten Märchen. Auch die wunderbaren Kirchenbauten durch übermenschliche Wesen sind zu vergleichen (Gr. 445), selbst der erste Teil des nordischen Mythus von Swadilfari (denn die Riesen berühren sich hier mit den Elben: Gr. 457), besonders aber die Sage von König Olaf, der im Sinne hatte, eine Kirche zu bauen, und dem, als er sah, dass er den Bau nicht zustande bringen konnte, ein Mann von seltsamem Aussehen begegnete; dieser erbot sich, binnen gewisser Zeit ganz allein den Bau fertig zu stellen.

Der „Marianische Gnadenthron" fügt noch zu, dass zwei Männer, Jakob Ölkrug und Melchior Umlauf, beide gegen 100 Jahr alt und noch 1693 lebend (also zwei Jahre vor dem Erscheinen des Buches), es unter ihrem Gewissen bestätigt haben, dass sie die erwähnte Begebenheit aus ihrer Eltern und Voreltern Munde haben sagen und oft erzählen hören.

Die Erscheinung des Engelknaben fiel ursprünglich wohl, wie der erwähnte Holzschnitt darstellt, mit der Erscheinung des Jesuknaben an der berühmten Linde zu Albendorf, die erst 1695 entfernt wurde und im südlichen Seitengange der Albendorfer Kirche abgebildet ist (Kögler a. a. O. S. 15), zusammen. Sie erinnert so nicht nur im Allgemeinen an die Elbensage, sondern geradezu an die schon oben herbeigezogene Erzählung des mhd. Gedichtes von König Ortnit, dem Alberich, der Elbenkönig, an der hochgepriesenen Linde, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort, hülfreich erscheint (Ortn. 2. Abent. Übers. von Simrock):

„Und merke, wo die Linde auf einem Anger steht
Und gar ein kühler Brunnen aus der Steinwand geht[1]).
Grün ist die Linde . . . .
Es ging von einem Baume nie so süsser Wind.
Unter der Linde, da sah er ein kleines Kind . . . .
Es trug an seinem Leibe Gewand so wunderschön,
An keinem Fürstenkinde wirds in der Welt gesehn . . . .
Wo ist nun deine Mutter, vielliebes Kindelein? . . .

Sollte vielleicht die Volksdeutung in Albrechtsdorf (= Albendorf; vgl. Weinhold a. a. O.) ein Albrichsdorf gefunden haben, wie Lamprichsdorf (Kr. Frankenstein, 1482) neben Lamprechtsdorf (1397, heute Lampersdorf; vgl. Weinhold ebd.) erscheint?

3.

Über die Verehrung der Linde, in der sich Christliches und Heidnisches zu mischen scheint, schliesse ich Mitteilungen aus derselben Quelle an.

Um 1693 haben drei alte Leute (einer, Jakob Mehde, 104 Jahr alt) ausgesagt, dass früher „an der Linde, oberhalb eines steinernen Altars, viele und verschiedene Zeichen erlangter Gnaden, als Krücken u. a. gehangen haben (vgl. dazu Grimm M. 987). Ebenso bezeugt noch heute (1695) ein uralter in Stein ausgehauener Weihbrunnen, welcher neben jenem Altar unter der Linde gestanden mit der Jahreszahl 1218 (diese Zahl ist, wie schon Kögler sagt, augenscheinlich erst später eingehauen), ferner eine uralte in Stein gehauene Schrift mit lateinischen Zahlbuchstaben, dass dieser Ort schon 1261 für sehr berühmt und heilig gehalten worden sei, und ist jene Zahl zum steten Andenken über das Hochaltar der alten Kirche gezeichnet gewesen“.

Ferner berichtet der „Mar. Gnadenthron“ von auf Holz gemalten Opfertafeln vom Jahre 1312, von uralten mit weissen und grünen Wachslichtern umwundenen Stäben(!); „mit diesen Stäben angeleuchtet gingen die Wallfahrer um die Linde zu Opfer und hinterliessen alsdann solche“.

Man vergleiche damit das gegen heidnischen Kult gerichtete Verbot der Kirche „vota ad arbores facere aut ibi candelam seu quodlibet munus deferre, arborem colere, votum ad arborem persolvere“ (Gr. M. 541). Was Grimm ebd. nur vermutet (Unter einzelnen hl. Bäumen hat gewiss eine Zeit lang nach der Bekehrung das Volk fortgefahren, Lichter anzuzünden und kleine Opfer darzubringen), finden wir hier buchstäblich bestätigt. Auch der Opfergang mit brennenden Lichtern um den Baum ist sonst wohl kaum noch nachzuweisen.

Wie Kögler S. 15 noch auf Grund von Akten im Dekanatsarchiv der Pfarrei Albendorf erzählt, ist 1695, als der Grund zur neuen Kirche gegraben und Linde samt Steinaltar hinweggeräumt wurde, ein ungewöhnlich grosses Menschengerippe in einer gewölbten Gruft gefunden worden.

Ohne auf letzteren Umstand irgend welchen Wert zu legen, scheint mir doch viel darauf hinzuweisen, dass einst die deutschen

[1]) Vgl. unten Weihbrunnen und Steinaltar.

Ansiedler auf diesen wohl schon den Slaven heiligen Ort, wo später der berühmteste Wallfahrtsort der Grafschaft Glatz erstand, manches aus dem mitgebrachten Volksglauben übertragen haben.

Anekdotenhafte Sagen.

Mitgeteilt von A. Eichner.

Das Grab in der Schweidnitzer Promenade.

Ein sehr deutliches Beispiel dafür, wie das Volk sich jede Wahrnehmung zu begründen sucht und in Ermangelung von zuverlässigen Anhaltepunkten sich durch seine Phantasie die Erklärung selbst zurechtlegt, bietet ein Denkmal in der Promenade von Schweidnitz. Es liegt vor dem Striegauer Thore, in dem früheren von Wallgräben durchzogenen Festungs-Glacis vor dem Moltke-Grunde. Mit der Vernachlässigung der Festung waren die Wälle um das Denkmal schon zerfallen, und man konnte es leicht von einem der Promenadenwege aus erreichen, aber das Verlassen der gebahnten Wege war streng verboten, patrouillierende Soldaten wachten über das Verbot und führten jeden Zuwiderhandelnden zur Bestrafung auf die Hauptwache. Nur ganz verstohlen wagte ab und zu ein Neugieriger, das Denkmal zu besuchen. Es ist ein etwa 1 Fuss hohes Mauerwerk, überdeckt von einer 6 Fuss langen und etwa 3 Fuss breiten Steinplatte. Früher war die Schrift derselben durch anhaftende Erde und eingewachsenes Moos sehr undentlich geworden. Dieser Umstand und die Angst, von einem der Soldaten erwischt zu werden, erschwerten ihre Entzifferung. Es war nur allgemein bekannt, dass ein früherer Kommandant von Schweidnitz dort begraben lag. Da hatte sich zur Begründung für die Wahl der Stätte folgende Sage gebildet:

An dem kleinen Fort war ein Wachtposten ausgestellt. In der Nacht kam in der Geisterstunde zuweilen ein Bär auf die Posten losgebrummt. Furchtsam flüchteten die Krieger in das Schilderhaus, den andern Morgen fand sie die Ablösung erdolcht. Die Wiederholung dieses Vorfalles rief unter der Garnison grossen Schrecken hervor, und an die erwähnte Stelle als Posten gestellt zu werden, galt gleichwertig mit dem Todesurteile. Einmal aber kam die Reihe an einen Beherzten. Er flüchtete nicht in das Schilderhaus, sondern rief den Bären vorschriftsmässig dreimal an, und als dieser sich dem militärischen Brauche nicht fügte, gab er Feuer. Der Bär stürzte zusammen, am anderen Morgen fand man dort den Kommandanten als Leiche. Er hatte zuweilen, um den Mut der Posten zu erproben, sich in ein Bärenfell gehüllt, sie revidiert und die Feiglinge niedergestossen. So die Sage. Als nach 1870 das Glacis der Stadt zu Promenaden-Anlagen überlassen wurde, bahnte die Verwaltung einen Weg an dem Denkmale vorbei in den verfallenen Wall, und schuf so einen recht anmutigen Thalgrund. Die Platte wurde gesäubert, die Schrift tritt nun wieder deutlich hervor, und so kann jedermann jetzt lesen, dass die Stelle allerdings das Grab eines früheren Kommandanten ist, dass dieser aber ein sehr pflichttreuer Offizier war, eines natürlichen Todes im hohen Alter starb und auf seinen Wunsch auf seinem Lieblingsplatze begraben wurde. Vielleicht ist die erwähnte Sage jetzt schon vergessen.

Hunger ist der beste Koch.

Als der alte Fritz schon viel von Krankheit heimgesucht wurde und allen Appetit verloren hatte, da wünschte er, bloss noch einmal so gute Bratwurst zu essen, wie er sie im Lager von Bunzelwitz von einem Fleischer aus diesem Dorfe bekommen hatte. Seine Köche bereiteten ihm Wurst nach allen möglichen Rezepten, aber keine schmeckte. Der Fleischer in Bunzelwitz lebte zufällig noch. Man schrieb an ihn, er gab seine Zubereitungsweise an, auch die so zubereitete Wurst behagte dem Könige nicht. Da mit der Abnahme seiner Kräfte das Verlangen nach jener schmackhaften Wurst wuchs, liess er schliesslich den Fleischer selbst kommen. Auch die von diesem selbst bereitete Wurst war nicht nach des Königs Geschmack. Ärgerlich liess er den Fleischer vor sich kommen, sprach sein Missfallen aus und befahl, doch genau so eine Wurst herzustellen, wie es damals im Lager geschehen wäre. „Verzeihung!" entgegnete der Fleischer, „so kann ich Ew. Majestät die Wurst nicht zubereiten, damals musste ich, da ich anderes Schmalz nicht auftreiben konnte, ein paar Talglichte zum Braten verwenden".

Besprechungsformeln.

Mitgeteilt von **Oscar Scholz**, Herzogswaldau.[1])

1. Besprechungsformel für die Rose.

Man hauche auf diejenigen Körperteile des Kranken, welche an der Rose leiden und spreche:

Die Rose hat in diese Welt
Uns Gott als Königin gesandt,
Und über ihr das Sternenzelt
Als Krönungsmantel ausgespannt.
†Rose †Rose †Rose weiche,
Flieh auf eine Leiche
Und lass die Lebenden befreit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Aus Kalthaus bei Jauer.

2. Besprechungsformel zum Blutstillen.

Man lege drei Finger der rechten Hand auf die Wunde und spreche:

Wie selig ist der Tag!
Wie selig ist die Stunde!
Wie selig ist die Wunde!
Wie selig, was ich sag'!
Du sollst nicht bluten noch schwären,
Nicht wehe thun, noch zehren.
Im Namen der Dreifaltigkeit:
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist.
(Dreimal zu sprechen.)

Aus Kalthaus bei Jauer.

---

[1]) Vergl. Mitteil. III 45.

3. Besprechungsformel für kranke Finger.

Man blase dreimal auf den kranken Finger und spreche: Job lag auf dem Mist, da erschien ihm der liebe Herr Jesu Christ; Gott sprach: Job, was machst du da? Job sprach: Gott hat mich vergessen, die schnöden Würm, Würm wollen mich fressen. Gott sprach: Job auf, sie sind alle tot, sie sehen gleich schwarz, weiss, rot. †††.

Aus Kalthaus bei Jauer.

4. Besprechungsformel gegen die Geschwulst.

Es gingen drei reine Jungfrauen, sie wollten eine Geschwulst und Krankheit beschauen, die eine sprach: Es ist Heisch, die andre sprach: Es ist nicht, die dritte sprach: Ist es dann nicht, so komme unser lieber Herr Jesu Christ. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes.

Aus Kalthaus bei Jauer.

5. Besprechungsformel für den Brand.

Unser lieber Herr Jesus Christ ging über Land, da sah er brennen einen Brand, da lag St. Lorenz auf einem Rost, unser lieber Herr Jesus Christ kam ihm zu Hülf' und Trost, er hub auf seine göttliche Hand und segnete ihm den Brand, er hub, dass er nimmer tiefer grub und weiter um sich frass, so sei der Brand gesegnet im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Amen.

Aus Kalthaus bei Jauer.

6. Besprechungsformel für die Gesichtsrose, auch wildes Feuer genannt.

Man fahre mit der rechten Hand über Gesicht und Kopf und spreche: Wildes Feuer, wilder Brand, Fluss, Flug und Schmerz und kalter Brand und geronnen Blut, im Namen Gottes des Vaters suche ich dich und umfahe dich, Gott der Herr bewahre dich. Wildes Feuer, wilder Brand, Fluss, Flug und Schmerz und kalter Brand und geronnen Blut im Namen Gottes des Vaters finde ich dich; wildes Feuer, wilder Brand, Fluss, Flug und Schmerz und kalter Brand und geronnen Blut im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes fahre hin, woher du gekommen bist, fahre aus, aus diesem Kopf, fahre aus, aus dem Gehirn, fahre aus, hinaus in den Teich und nicht ins Fleisch, im Namen †††.

(Jeden Tag neunmal zu sprechen bis Heilung erfolgt.)

7. Besprechungsformel, um einen Bruch zu heilen.

Man schreibe den Namen der Person, die man heilen will, auf drei Zettel und bohre in drei Pflaumenbäume in jeden ein Loch und richte zuvor zu jedem Loch einen Zapfen von grünem Eschenholz, lege in jedes Loch einen Zettel mit dem Namen †††, schlage in den drei höchsten Namen und auf drei Streiche jeden Zapfen hinein und spreche: Ich schlage dir N. N. deinen Bruch hinein, Gott der Vater wolle dein Arzt sein; Bruch, vergiss deines Wachstums und Ganges wie die heilige Maria eines Mannes, Bruch, zieh aus diesem Fleisch und Bein, Bruch, Bruch, so wahr als Gott der Herr gestorben und auferstanden ist, so wahr ist es, dass du von N. N. ausziehen musst. ††† Amen. Ich beschwöre dich durch den wahren lebendigen Gott, dass du wieder heilest auf den Stock, dass du werdest gesund und grad, heilest und wachsest alle Tage. Hephatha †††. A. O. B. †††. Ribas.

Aus Kalthaus bei Jauer.

8. Besprechungsformel für Hexen, die das Vieh bezaubern oder Menschen plagen.

Man schreibe an den Stall oder die Bettstelle: Trottenkopf, ich verbiete dir mein Haus und meinen Hof, ich verbiete dir meinen Pferde- und Kuhstall, ich verbiete dir meine Bettstatt, dass du nicht über mich trittst, tritt in ein ander Haus, bis du alle Berge steigest und alle Zaunstecken zählest und über alle Wasser schreitest, so kommt der liebe Tag wieder in mein Haus, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Aus Kalthaus bei Jauer.

9. Segensspruch für das Vieh, wenn dasselbe das erstemal ausgetrieben wird.

Das liebe Vieh geht diesen Tag und so manchen Tag und das ganze Jahr über manchen Graben, ich hoff und trau, da begegneten ihm drei Knaben, der erste ist Gott der Vater, der andre ist Gott der Sohn und der dritte ist Gott der heilige Geist, die behüten mir mein Vieh sein Blut und Fleisch und machen einen Ring um mein Vieh, und den Ring hat gemacht Maria ihr liebes Kind, und der Ring ist beschlossen mit 77 Schlössern, dass behüt mir Gott mein Vieh sein Blut, Milch und Fleisch, dass es mir kein böser Mensch anschaue, keine böse Hand nicht angreife, kein böser Wind anwehe, kein Tier beiss, wie auch kein wildes Tier zerreiss, kein Baum fällt, keine Wurzel stecke und kein Dieb nimmt und wegführt, im Anfange das erstemal geschlossen und das ganze Jahr mit ††† also fest beschlossen. Aus Kalthaus bei Jauer.

10. Besprechungsformel, um vor Gericht und Rat Recht zu behalten.

Man trage einen Zettel bei sich, worauf folgende Worte geschrieben sind: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, und spreche, wenn man auf den Richter zugeht; Ich, N. N., trete vor des Richters Haus, da schauen drei tote Männer zum Fenster heraus, der eine hat keine Zunge, der andre hat keine Lunge, der dritte erkrankt, erblindet und verstummt.

Aus Kalthaus bei Jauer.

11. Besprechungsformel gegen alle Waffen.

I.

Es sind drei heilige Blutstropfen Gott dem Herrn über sein heiliges Angesicht geflossen, die drei heiligen Blutstropfen sind vor das Zündloch geschoben, so rein als unsre liebe Frau von allen Männern war, ebenso wenig soll ein Feuer oder Rauch aus dem Rohr gehen; Rohr, gieb du weder Feuer noch Flammen noch Hitze, jetzt gehe ich aus, denn Gott der Herr geht von mir hinaus, Gott der Sohn ist bei mir, Gott der heilige Geist schwebt ob mir allezeit. Amen.

II.

Glückhaft ist die Stund, da Jesus Christus geboren war, glückhaft war die Stund, da Jesus Christus gestorben war, glückselig ist die Stund, da Jesus Christus von den Toten auferstanden ist, glückhaft sei'n diese drei Stunden über dein Geschütz verbunden, dass kein Schütz gegen mich soll gehen, meine Haut und mein Haar, mein Blut und mein Fleisch nicht soll verletzet werden können mit keinem Blei, noch Pulver, Eisen, Stahl

oder sonst Metall gar nicht blessiert werden, so wahr als die liebe Mutter Gottes keinen andern Sohn Gottes gebären wird †††. Amen.

Aus Kalthaus bei Jauer.

12. Besprechungsformel, um einen Dieb zu bannen, dass er still stehen muss.

Das walt Gott der Vater und der Sohn und der heilige Geist. Amen. Wohl drei und dreissig Engel bei einander sassen mit Maria, kommen sie pflegen, da sprach der liebe heilige Daniel, traut, liebe Ehefrau, ich sehe Diebe hergehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen, das kann ich dir nicht verhehlen. Da sprach unsere liebe Frau zu St. Peter, bind, St. Peter, bind, da sprach St. Peter, ich habe gebunden mit einem Band, mit Christi seiner Hand, als sind meine Diebe gebunden, mit Christi selbst Händen, wenn sie mir wollen stehlen das Meine im Haus, in Kästen, auf Wiesen und Äcker, im Holz oder Feld, in Baum- und Kraut- und Rebgarten, oder wo sie das Meine wollen stehlen. Unsere liebe Frau sprach: Es stehle wer da wolle und wenn einer stehlet, so soll er stehlen als ein Bock und stehen als ein Stock und zählen all die Stein, die auf Erden sein und alle Sterne so am Himmel stehen, so geb ich dir Urlaub, ich gebiete dir allen Geist, dass er aller Dieb ein Meister weiss, bei St. Daniel zu einer Hurth, zu einer Bürde zu tragen der Erden Gut, und das Angesicht muss dir werden, dass du nicht ob der Stelle magst kommen, dieweil dich meine Augen nicht sehen und dir meine leichliche (fleischliche) Zunge nicht Urlaub giebt, das gebiete ich dir bei der heiligen Jungfrau Maria Mutter Gottes, bei der Kraft und Macht, da erschaffen Himmel und Erden, bei aller Engelscharen und bei allen Gottes Heiligen, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Amen.

(Donnerstag früh Morgens vor Anfgang der Sonne unter freiem Himmel zu sprechen.)

Will man den Dieb des Bannes entledigen, so heisse man ihn in St. Johannis Namen fortgehen.

13. Besprechungsformel, dass ein Dieb das gestohlene Gut wiederbringen muss.

Man gehe früh Morgens vor der Sonne Aufgang zu einem Wachholderbusch, biege ihn mit der linken Hand gegen der Sonnen Aufgang und spreche: Wacholderbusch, ich thu dich bucken und drucken, bis der Dieb dem N. N. sein gestohlen Gut wieder an seinen Ort hat getragen.

Sodann lege man, damit der Wacholder umgebogen bleibt, auf denselben eine Hirnschale von einem Übelthäter ††† und darauf einen Stein. Man muss aber Achtung geben, wenn der Dieb das gestohlene Gut wieder gebracht hat, dass man den Stein wieder an seinen Ort trage, wo er gelegen hat und den Busch wieder losmache. Aus Kalthaus bei Jauer.

14. Besprechungsformel für das Nasenbluten.

Blut, vergiss deines Flusses und deines Ganges, wie unser Herr des Mannes, der im Gericht sitzt und ein falsches Urteil spricht und wohl ein besseres weiss. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. (Dreimal zu sprechen.)

15. Besprechungsformel, um Flüsse zu vertreiben.

Jetzt wird man bald läuten mit den Glocken, Fluss, ich will dich herauslocken, dass du verdorrest, wie der Tod im Grab und nicht wiederkommst, bis man mich legt ins Grab, dazu verhelfe mir Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist.

Bei den drei höchsten Namen muss man über den Fluss hinaus mit der Hand streichen.

16. Besprechungsformel, wenn sich ein Pferd nicht will beschlagen lassen.

Man spreche ihm ins Ohr:

† Kaspar hebe dich † Melchior binde dich † Balthasar strecke dich. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes.

17. Besprechungsformel, wenn eine Kuh behext ist, dass sie keine Milch giebt.

Man winde drei Kränzlein von Gundelreben und melke einen jeden Strichen dreimal zwischen den Beinen dadurch, worauf man der Kuh die drei Kränzlein zu fressen giebt und folgende Worte dazu spricht: Kuh, da geb' ich dir die Gundelreben, dass du mir die Milch willst wiedergeben. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Amen.

18. Besprechungsformel für das Herzgeblüt.

Es wachsen drei Lilien in deinem Herzen, die erste heisst Gott der Vater, die andere heisst Gott der Sohn, die dritte heisst Gottes Wille, ich sage dir, Herzgeblüt, stehe stille. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Man spreche dieses nebst dem Namen des Kranken dreimal und lege die Hände mit geschlossenem Daumen kreuzweis übereinander.

19. Besprechungsformel, um ein Tier auf eine Stelle zu bannen.

Es stehen drei Rosen auf unsers Herrn Gott seinem Herz, die erste heisst Güte, die andre heisst Blüte, die dritte heisst Wild (man nenne den Namen des Tieres), steh still, so wenig als unser Herr Jesus Christus vom Kreuz ist weggelaufen, so wenig sollst du mir von der Stelle laufen, bis ich dich heiss weitergehen, ich beschwöre dich bei den vier Elementen des Himmels, dass du nicht von dannen gehest, bis ich dich loslasse; ich verbiete dir dein Laufen und Springen, tragta, gramontetta, angtela, †††.

20. Besprechungsformel, wenn ein Mensch verblinden will.

Es sassen drei arme Blinde wohl auf der Gottes Strasse, da sprach unser lieber Herr Jesus Christ: Ihr armen Blinden, warum sitzet ihr da? Darum sitzen wir da, dass wir Gott den Allmächtigen nicht können sehen und nicht erkennen, da sprach unser lieber Herr Jesus Christ mit seinem Munde und mit seinem Atem: Ich will euch segnen für euern Brand und segnen für Geschoss und Gloss und fürs Weiss und Gelb, ich segne euch für Fell und Schlag und Nägel, dass ihr hinweggehet, wie Judas aus dem Garten ist gangen, und der Mann, der die Wiet wand, da man Gott den Herrn anband, ich weiss nicht, was dir geschehen ist, das büss dir der liebe Herr Jesus Christ.

Man blase dreimal in die Augen des Kranken im Namen Gottes des Vates †, des Sohnes † und des heil. Geistes †.

21. Segensspruch für Reisende.

I.

Ist es ein Reiter, so lautet er: Reitet wohlgemut, ist es ein Fussgänger, so heisst es: Held wohlgemut, wir haben mit einander getrunken Christi Blut, Gott im Himmel ist mein Hut, der Erdboden mein Schuh, grüss dich Gott, Mann, bist du stärker als Gott, so komm und greif mich an, du kannst mich nicht schiessen, du kannst mich nicht stechen, du kannst mich nicht hauen, du kannst mich nicht schlagen, denn Gott der Herr will es nicht haben, Gott der Herr ist mit mir †, Gott der Sohn ist mit dir †, Gott der heilige Geist ist zwischen uns †, dass wir mit Glück und Frieden von einander scheiden.

Dreimal zu sprechen, dann wird man von Niemandem belästigt werden.

II.

Gott grüss euch, ihr Brüder Wohlgemut, ich habe getrunken Jesu Christi Blut, das habe ich getrunken euch zu gut, Gott der Vater ist mit mir, Gott der Sohn ist mit euch, Gott der heilige Geist sei zwischen uns beiden und euch allen, dass keiner ein Degenheft oder Scheide ziehen kann, Herr Jesu, dein bin ich, befehle mich Gott dem Vater †††, ich befehle mich der heiligen Dreifaltigkeit, ich befehle mich dem süssen Namen Jesu Christi, der ob mir ist, so wahr als der Herr lebt und schwebt, so wahr wird mich sein heiliger Engel behüten und bewahren im Hin- und Hergehen, Gott der Vater sei meine Macht, Gott der Sohn ist meine Kraft, Gott der heil. Geist ist meine Stärke, Gottes heilige Engel schlagen und jagen alle meine Feinde und Diebesrotten hinweg, gleich wie Sonne und Mond sein stillgestanden am Jordan, da Josua mit den Philistern schlug. Es stehen drei Rosen auf Gottes Hirn, die erste ist gütig, die zweite sanftmütig, die dritte sein göttlicher Will. wer darunter ist, muss halten still. †††.

Wer dieses spricht, ist gesichert vor jedem Degen und Gewehr.

22. Besprechungsformel, um einen Reiter oder Fussgänger auf eine Stelle zu bannen.

Du Reiter (Fussgänger) kommest daher wohl unter deinem Hut, du besprengst mit Jesu Christi Blut, mit den heiligen fünf Wunden sind dir dein Rohr, Flinte und Pistol gebunden, Säbel, Degen und Messer gebannet und verbunden im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Dreimal zu sprechen.

Wiederauflösung.

Reiter und Fussgänger, so ich euch hab beschworen zu dieser Frist, reitet hin in dem Namen Jesu Christ durch Gottes Wort und Christi Hort: so reitet ihr nun alle fort.

23. Segensspruch zum Schutz gegen Waffen.

Jesus Gott und Mensch behüte mich N. N. vor allerlei Geschütz, Waffen, lang oder kurz Gewehr, von allerlei Metall und Geschütz behalte dein Feuer, wie Maria ihre Jungfrauschaft behalten hat, vor und nach ihrer Geburt, Christus verbinde alle Geschütze, wie er sich verbunden hat in der Menschheit voll Demut, Jesus vermahne (vermache?) alle Gewehr und Waffen, wie Maria der Mutter Gottes Gemahl vermachet gewesen, also behüten

die heiligen drei Blutstropfen, die Jesus Christus am Ölberg geschwitzt hat, Jesus Christus, behüte mich vor Todtschlag und brennendem Feuer, Jesus lass mich nicht sterben, viel weniger verdammt werden ohne Empfang des heiligen Abendmahls, das helf mir Gott der Vater, Sohn und heiliger Geist. Amen.

24. Segensspruch zum Schutz gegen Schiesswaffen.

Der Friede unsers Herrn Jesu Christi sei mit mir N. N. O Schuss, steh still in dem Namen des gewaltigen Propheten Agiton und Eliä und töte mich nicht, o Schuss steh still! ich beschwöre dich durch Himmel und Erden und durch des jüngsten Gerichts willen, dass du mich als ein Kind Gottes nicht beleidigen wollest, †††. Amen.

25. Segensspruch zum Schutz gegen Waffen.

Die himmlischen und heiligen Posaunen die blasen alle Kugeln und Unglück von mir und gleich und gleich von mir ab, ich fliehe unter den Baum des Lebens, der zwölferlei Früchte trägt, ich stehe hinter dem heiligen Altar der christlichen Kirche, ich empfehle mich der heiligen Dreifaltigkeit, die verbarg mich hinter des Fronleichnams Jesu Christi, dass ich von keines Menschen Hand werde gefangen, noch gebunden, nicht gehauen, nicht geschossen, nicht gestochen, nicht geworfen, nicht geschlagen, eben überhaupt nicht verwundet werde, das helfe mir. Welcher diesen Segen bei sich trägt, der ist sicher vor allen seinen Feinden, sie seien sichtbar oder unsichtbar, und so auch der, der diesen Segen bei sich hat, der kann ohne den ganzen Fronleichnam Jesu Christi nicht sterben, in keinem Feuer verbrennen, auch kein unrecht Urteil über ihn gesprochen werden.

26. Segensspruch zum Schutz gegen Waffen und Tiere.

Jesu ging über das rote Meer und sahe in das Land, also müssen zerreissen alle Strick und Band und zerbrechen und unbrauchbar werden alle Rohr, Büchsen, Flinten und Pistolen, alle falsche Zeugen verstummen, der Segen, den Gott that, da er den ersten Menschen erschaffen hat, der gehe über mich alle Zeit, der Segen, den Gott that, da er im Traum empfohlen, dass Josef und Maria mit Jesus nach Ägypten fliehen sollten, der gehe über mich allezeit, sei lieb und wert das heil. Kreuz in meiner rechten Hand, ich gehe durch die Freie des Lands, da keiner wird beraubt, totgeschlagen oder ermordet, sogar mir niemand etwas Leid thun kann, dass mich überdies kein Hund beisst, kein Tier zerreisst, in allen behüte mir Fleisch und Blut vor Sünden und falschen Zungen, die von der Erden bis an den Himmel reichen, durch die Kraft der vier Evangelisten im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heil. Geistes. Amen.

27. Besprechungsformel, dass ein Gebundener von allen Stricken und Banden kann los werden.

Wie der Sohn dem Vater gehorsam war bis zum Tode des Kreuzes, also behüte mich der ewige Gott heute durch sein rosenfarben Blut, durch die heiligen fünf Wunden, welche er am Stamm des Kreuzes bekommen und erlitten hat, also muss ich bloss und wohlgesegnet sein, als der Kelch und das wahre Himmelsbrot, das Jesus seinen zwölf Jüngern bot am grünen Donnerstage. Jesus ging über das rote Meer und sahe in das Land, also

müssen zerreissen alle Strick und Band, zerbrechen alle Rohr, Gewehr und Waffen, gestellet und stumpf und unbrauchbar sein, der Segen, den Gott that, da er den Menschen erschaffen hat, der gehe über mich allezeit, der Segen, den Gott that, da Jesus und Maria und Josef in Ägypten flohen, der gehe über mich allezeit, dass ich sei lieb und wert, das gute Kreuz in meiner Hand, damit ich gehe durch die Freie des Lands, damit ich nicht werde erschlichen oder beraubt, nicht geschlagen, beschädigt oder getötet, behüte mir, mein Gott, mein Blut und Fleisch vor bösen Stunden und auch vor falschen Zungen, die von der Erden bis an den Himmel reichen durch die Kraft des heiligen Evangelisten St. Johannes. Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †.

28. Besprechungsformel gegen die Mäuse in der Scheune.

Wenn das erste Getreide eingefahren wird, nehme man die erste Garbe, welche man in den Bansen legen will, in die rechte Hand und spreche: Da leg ich dem Menschen das Brot und den Mäusen und allem Ungeziefer den bittern Tod, im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †.

Literatur.

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Gesammelt von Oskar Dähnhardt. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. VIII + 163 S. 2 M.

Das geschmackvoll zusammengestellte Büchlein enthält eine Sammlung s. g. ätiologischer Märchen, Erzählungen, welche Aussehen, Färbung, Gestalt und andere Eigenschaften von Tieren, Pflanzen u. s. w. erklären. Ohne Vollständigkeit zu erstreben und unter Ausschluss von Werken in fremder Sprache hat der Verfasser den Stoff aus einer weitschichtigen Literatur (die bei jeder Nummer verzeichnet ist) mit grossem Fleisse zusammengetragen und mit Geschick angeordnet. Das Büchlein sei unseren Mitgliedern warm empfohlen; nicht nur werden sie darin „einen Lesestoff von wunderbarem Reize", wie der Verfasser mit Recht sagt, voll frischer naiver Beobachtung und schalkhafter oder gemütvoller Naturerklärung finden, — einen Lesestoff, der auch der Jugend viel Freude machen wird —, sondern gewiss auch dazu angeregt werden, den heimischen Volksüberlieferungen gleicher Art nachzugehen. Solche gibt es sicherlich auch noch in Schlesien, denn gerade diese erklärenden Sagen, warum die Espe zittert, warum der junge Roggen rot aussieht, warum die Blindschleiche „blind" ist u. s. w., haben ihren Nährboden in der Tier- und Pflanzenwelt, die den Menschen umgibt und haften darum wohl länger und fester als andere Sagengattungen. Zwei ätiologische Sagen (über die Entstehung der Pilze und Morcheln) sind in unsern Mitteilungen Heft II S. 42 gedruckt. Einen weiteren Beleg zu der weitverbreiteten Sage von dem Kreuzschnabel und vom Rotkehlchen (Dähnhardt S. 79) s. Mitt. II, 48. Zu S. 6 (warum die Hunde einander beschnüffeln) vgl. Mitt. III, 8 (aus Oberschlesien), zu S. 37 (warum die Pferde unaufhörlich fressen) vgl. a. a. O. (ebenfalls aus Oberschlesien). Zu den bei Dähnhardt Nr. 42 mitgeteilten Krebssagen vgl. Mitt. III S. 9 (aus Oberschlesien): warum der Krebs rückwärts geht. Eine hübsche Legende über die Rosenkranzperlen des hl. Jacek (Erklärung von „Perlen" in einer Quelle bei Beuthen) steht Mitt. III, 9 und 69. Ein Beleg für die allverbreiteten Sagen vom Mann im Monde (Dähnhardt Nr. 53) steht Mitt. IV, 46 (Schotendieb). Zu der zitternden Espe (D. S. 77 und 83) vgl. Mitt. IV, 77 (die Espe weigerte sich, der hl. Familie auf der Flucht nach Egypten Schutz zu gewähren, weil sie sich vor Herodes fürchtete; aus Oberschlesien). Nach einer noch ungedruckten Mitteilung von Eichner „zittert die Espe so, weil sie die Kreuzigung Christi mit angesehen hat; aus demselben Grunde hängt die Trauerweide ihre Äste" (vgl. dazu D. Nr. 60, 8). Eichner berichtet auch aus dem Volksmunde: „Die Blindschleiche sagt zur Otter:

Säh ich so gut wie du,
So vergiftet' ich das Kalb in der Kuh".

Dazu vgl. D. Nr. 44. Doch ist in unserer Aufzeichnung nicht von einem Zusammenhange der „Blindheit" als Strafe für diese Bosheit die Rede. Dagegen zeigt genaue Übereinstimmung mit den bei D. mitgeteilten Sagen eine neu veröffentlichte Variante aus Tirol

(Heyl, Volkssagen aus Tirol, Brixen 1897, S 785). Aus diesem Buche seien noch an Parallelen verzeichnet D. Nr. 7 wird aus Tirol berichtet (Zingerle, Sagen a. Tirol S. 372), Gott habe einmal wegen der Bosheit der Menschen Schlangen regnen lassen; zur Erinnerung daran zeigen die Blätter schlangenförmige Zeichnungen. Dazu ist nun Heyl S 246 zu vergleichen (wo aber, wie es scheint, in der Tradition zwei Elemente verschmelzen sind, wenn nicht die Vorstellung von Maria, die auf der Schlange steht, zugrunde liegt): „Die Mutter Gottes wandelt dann und wann auf der Erde umher und sitzt gern auf Kirschbäumen. Tritt sie nun auf ein Kirschlaub, so zeigen sich alsbald kleine Schlangen auf den Blättern des Baumes, und wo die Schlangen auf dem Blatte sitzen, wird dasselbe dem Schlangenleib nach ausgefressen. Ganz deutlich kann man den Kopf der Schlange unterscheiden. Dies ist sodann der Vorbote eines Schlangenregens, der alles verheert". D. Nr. 31 (Preisselbeere) = Heyl S. 86. Sonstige Pflanzensagen bei Heyl: S. 44: Immergrün (eine schöne Legende, in der das Immergrün dem Wanderstabe des hl. Josef entspriesst; durch dieses Wunder wird Josef als der berufene Bräutigam erkannt); S. 32: Gotteshand (Liebfrauenhand) und Teufelspratze. — Jede neue umfassende Sammlung bietet (wie die beispielshalber citierte von Heyl) Belege dafür, dass diese Art naturgeschichtlicher Sagen noch immer im Volke lebt, und unsere Sammlungen bringen auch für Schlesien den Erweis. Möchten sich unter unseren Mitgliedern recht viele Sammler finden, die ihnen nachgehen, sie vor Vergessenheit wahren, und damit ein Stück naiver Volksdichtung für unsere Nachkommen retten, denen von der schon jetzt dürftigen Ernte auf dem Gebiete der Volkssage nur mehr eine ärmliche Ährenlese übrig bleiben wird. O. J.

Die Natur im Volksmunde von Karl Müllenhoff. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1898. VIII, 95 S 8°. 1,60 Mk.

Diese Schrift berührt sich mit der Dähnhardtschen, insofern auch sie das Leben der Natur im Spiegel der deutschen Volksanschauungen zeigt. Aber sie beschränkt sich nicht auf die naturgeschichtlichen Märchen und sie fasst vor allem das Verhältnis der Volksvorstellungen zu den naturwissenschaftlichen Thatsachen ins Auge. Naturforscher von Beruf, zugleich aber auch als Sohn des berühmten Germanisten von Jugend auf mit deutschen Volksüberlieferungen vertraut, war der Verfasser vortrefflich für die doppelte Aufgabe seiner Arbeit befähigt; dabei gesellt sich zu der Gediegenheit des Inhaltes eine ansprechende populäre Form der Darstellung.

Ein interessantes Beispiel für die Entstehung irrtümlicher Traditionen, wie sie das erste Kapitel behandelt, bildet die alte volkstümliche Überlieferung vom Paradiesvogel, der ohne Füsse und ohne Magen unablässig in der Luft schweben soll, nur von Luft und Tau genährt. Die Sitte der Jäger, diesen Vögeln die Beine auszureissen und ihre Eingeweide völlig zu entfernen, hat den Anlass zu der merkwürdigen Vorstellung gegeben. Den bekanntesten Irrtum dieser Art, dem die Blindschleiche ihren Namen verdankt, erklärt der Verfasser recht einleuchtend daraus, „dass die Blindschleiche im Tode und im Winterschlaf die Augen geschlossen hat, während die Ringelnatter und Kreuzotter wie alle Schlangen keine Augenlider haben". Zum Zeugnis dafür, wie weit solche Volksirrtümer gelegentlich auch in gebildeten Kreisen verbreitet sind, verweise ich übrigens auf die kuriose Definition des Wortes Blindschleiche, „eine blinde, giftige Schlange", die kein Geringerer als Jak. Grimm im deutschen Wörterbuch gegeben hat. Bekanntlich ist das Tierchen weder blind noch giftig, noch im naturwissenschaftlichen Sinn eine Schlange.

Aus dem Kapitel „willkürliche Deutungen der Beobachtungen" seien besonders die Bemerkungen über die Sage vom wilden Jäger hervorgehoben. Müllenhoff führt ihre Entstehung auf das Geschrei des Uhus zurück, das in Frühlingsnächten „bald wie Gebell grosser Hunde, bald wie rohes, lautes Gelächter oder Rufen einer tiefen Bassstimme klingt". Seine Ausführungen über den Gegenstand sind im einzelnen recht bemerkenswert, doch ist es nicht zu billigen, wenn er meint, diese Erklärung an Stelle der Zurückführung „auf eine Erinnerung aus dem alten heidnischen Götterglauben" setzen zu müssen. Denn der Zusammenhang der wilden Jagd mit Wuotan ist ja nicht bloss wissenschaftliche Hypothese, sondern durch die Überlieferungen vom Wutes- oder wütnischen Heer völlig sicher gestellt. Es gilt nur dasselbe für diese Sage wie für so zahlreiche Erscheinungen im Volksglauben und Volksbrauch, dass sie, aus vorchristlicher Zeit stammend, nur deshalb nicht aussterben sondern sich immer aufs neue verjüngen, weil sie durch die naiv sinnliche Auffassung bestimmter natürlicher Vorgänge und durch die bestimmten Anregungen, welche die Phantasie von denselben erhält, von Generation zu Generation neue Nahrung und gewissermassen Bestätigung empfangen. Mag dabei das ursprüngliche mythische Gewand durch ein modernes ersetzt werden, mag also z. B. an Stelle von Wuotans Namen der irgend eines „wilden Jägers" treten und mag der einzige Grund für das Fortleben der Tradition ihr

steter Rückhalt an bestimmten Naturerscheinungen sein, ein ununterbrochener Zusammenhang mit vorchristlichen Vorstellungen bleibt trotz alledem bestehen — Besonders in dem Abschnitt „Lebensregeln durch Erzählungen aus der Natur veranschaulicht" verwechselt der Verfasser vielfach Umstände, welche die Fortdauer alter Volksüberlieferungen begünstigten, mit dieser Entstehungsursache. Dass man den Kindern vom Roggenweibchen erzählt, damit sie nicht ins Korn hineingehen, ist gewiss richtig, aber entsprungen ist doch deshalb die dämonische Gestalt nicht aus diesem Nützlichkeitsgrunde Es mag ja auch richtig sein, dass man die Kinder nicht „pimpelig" werden lassen will, wenn man ihnen sagt, sie würden tüchtig wachsen, wenn sie vom Regen nass würden, obwohl sie sich nach meiner Erfahrung dem Nasswerden aus eigener Neigung viel mehr auszusetzen pflegen, als den Eltern lieb ist; die eigentliche Ursache dieser Redensart aber liegt jedenfalls in der Volksvorstellung von der Analogie vegetabilischen und animalischen Lebens, die uns in unzähligen Volksbräuchen und Volksheilmitteln entgegentritt. So ist es denn auch nach der Tradition, in der ich aufgewachsen bin, nur der Mairegen, der das Wachstum befördert. Sobald er herniederging, liefen wir Kinder hinaus und sangen, auf einem Bein hüpfend, den altüberlieferten, unverstandenen Spruch: Mairegen mach' mich gross,
bin noch so klein wie ein Hinkelbein.

Während der Verfasser in den drei ersten Kapiteln hauptsächlich irrige Auffassungen und willkürliche Deutungen von Naturerscheinungen behandelt, sind die drei letzten Abschnitte richtigen Beobachtungen des Volkes gewidmet, die uns teilweise in poetischer Einkleidung, teilweise in Regeln und Bräuchen des praktischen Lebens, teilweise auch geradezu in der Feststellung und richtigen Erklärung von natürlichen Tatsachen entgegentreten, welche erst später und manchmal nicht ohne Widerstreben wissenschaftlich bestätigt worden sind. Die Scharfsinnigkeit solcher Wahrnehmungen ist oft überraschend. Ist doch z. B. die Wanderung der „Findlingsblöcke" durch Gletscherschiebung einfachen Männern aus dem Schweizervolke längst eine bekannte Thatsache gewesen, als die Wissenschaft sich noch mit den haltlosesten Theorien um die Lösung des Problems bemühte. — Für die Volkskunde sind natürlich die sagenhaften Erzählungen und Reime aus dem Naturleben von besonderem Interesse Zu dem Schwalbengesang: „Ich wollte meinen Kittel flicken" u. s. w., den der Verfasser uns der Gegend von Havelberg mitteilt, sei bemerkt, dass er durch Mitt. II, 86 auch für Schlesien bezeugt ist. Die hübsche Erzählung, wie die Flunder ihr schiefes Maul bekommen, kenne ich aus meiner pommerschen Heimat in etwas anderer Fassung, als Müllenhoff sie S 50 von der Nordseeküste berichtet. Als Gott alle Fische geschaffen hatte und die Flunder den Hering erblickte, sagte sie hochmütig: „De Hiering, de nåkte Hiering, is dat uck'n Fisch?" Das schiefe Maul, das sie bei diesen spöttischen Worten zog, blieb ihr zur Strafe stehen. Die gesperrt gedruckten Worte, die bei Müllenhoff fehlen, scheinen mir die komische Einbildung der protzigen Flunder erst recht zur Geltung zu bringen.

Ein gutes Stück sinniger Naturbeobachtung und phantasievoller Naturauffassung steckt schon in den volkstümlichen Pflanzennamen, an denen der botanische Unterricht meist achtlos vorübergeht. Durch ihre Berücksichtigung und Erklärung, durch die Heranziehung volkstümlicher Traditionen, die mit ihnen zusammenhängen oder die sich an andere Naturerscheinungen angesponnen haben, würde der Sinn für das Leben in der Natur bei unserer Jugend viel kräftiger und vielseitiger angeregt werden als durch einen Unterricht, der sich auf das wissenschaftliche System beschränkt. Möchte das vorliegende, lebensfrische Büchlein eines Lehrers der Naturgeschichte besonders auch in dieser Richtung befruchtend wirken. F. V.

Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt. Von Oskar Dähnhardt. 2. Heft Leipzig (B. G. Teubner) 1898.

Das Lob, welches wir Mitt V, 66 dem ersten Hefte dieser Sammlung zollten, kann ohne Einschränkung auch dem zweiten gespendet werden. Es zeigt wiederum, wie fruchtbar sich die Beziehungen zwischen Schulunterricht und Volkskunde für beide Teile gestalten können. Die a. a. O gemachte Bemerkung, dass der Verfasser mit der Pflege dieser Beziehungen im Geiste Rudolf Hildebrands handle, erfährt nun eine besondere Bestätigung durch die Mitteilung, dass schon Hildebrand selbst im Jahre 1853 unter seinen Thomasschülern eine Sammlung volkstümlicher Reime veranstaltete, die hier anhangweise mit verwandten Aufzeichnungen und Ausführungen aus seinem Nachlass beigegeben wird. Aus der Fülle der eigenen Sammlungen Dähnhardts greife ich einen Spruch heraus, der so recht den lustigen Übermut der aus der Schule stürmenden Knabenschar atmet und mit wahrhaft verblüffender Kühnheit der Phantasie die modernsten Erfindungen in den Kreis der alten Volksreime zieht:

Bimlimlim, de Schul is aus,	Bricht er sich de Bêne,
Huppt der Floh zum Fenster 'rans.	Huppt er uff den Telephon,
Huppt er uff de Brücke,	Steigt er in den Luftballon,
Bricht er das Genicke,	Fährt er bis an' Himmel,
Huppt er uff de Strasse,	Zieht er an der Bimmel,
Bricht er sich de Nase,	Kommt der heil'ge Petrus 'rans,
Huppt er uff de Stêne,	Haut ihm tücht'g den Buckel aus.

Gar so blasiert, wie sie manchmal geschildert wird, ist doch die „moderne Jugend" noch nicht! F. V.

Nachrichten.

In der Sitzung vom 10. März erstattete zunächst der Schatzmeister, Herr Bankier Albert Holz, den Kassenbericht für das Verwaltungsjahr 1898. Der Kassenbestand betrug am 1. Januar 1898 Mk. 542,69. Dazu kamen Einnahmen im Betrage von Mk. 1502,70 (darunter 300 Mk von der Provinzialverwaltung, 50 Mk vom Magistrat zu Breslau, 100 Mk. vom Bankier Albert Holz). Die Ausgaben beliefen sich auf Mk. 1175,30, sodass, nach Anschaffung eines Pfandbriefes für Mk. 304,10, noch ein Barbestand von Mk 565,99 verbleibt. Nachdem hierauf der Vorsitzende eine Übersicht über die im Laufe des Jahres gehaltenen Vorträge gegeben und über die letzten Eingänge zu unseren Sammlungen, sowie über den Plan grösserer Veröffentlichungen seitens der Gesellschaft berichtet hatte, fand die Neuwahl des Vorstandes statt. Man beschloss, für Herrn Oberregierungsrat von Dewitz, der durch seine Versetzung als Regierungspräsident nach Erfurt genötigt wurde, aus dem Vorstande auszuscheiden, angenblicklich noch keinen Ersatzmann zu wählen. Die übrigen Vorstandsmitglieder wurden auf Antrag des Herrn Rechtsanwalt Pawel durch Acclamation wiedergewählt und ihnen für ihre bisherige Amtsführung der Dank der Versammlung ausgesprochen. Der Vorstand besteht demnach aus den Herren Prof. Vogt. (Vorsitzender), Geheimrat Prof. Dr. Nehring (stellvertretender Vorsitzender), Privatdozent Dr. Jiriczek (Schriftführer), Bankier Albert Holz (Schatzmeister), Bibliothekar Dr. Hippe (Bibliothekar), Gymnasialdirektor Prof. Dr. Volz, Museumsdirektor Dr. Seger, Oberlehrer Prof. Dr. Körber, Prof. Dr. Hulwa. Zu Rechnungsrevisoren wurden die Herren Prof. Dr. Appel und Rechtsanwalt Pawel gewählt. Hierauf hielt Herr Oberlehrer Dr. Drechsler einen Vortrag „über Liebe und Ehe im schlesischen Volksglauben". Da das reiche Material, welches der Vortragende für seine Aufgabe aus eigenen Sammlungen und aus dem Archiv der Gesellschaft geschöpft hatte, von ihm in einem für die Schriften unserer Gesellschaft geplanten Bande über schlesischen Volksglauben veröffentlicht werden wird, so kann eine ausführliche Wiedergabe des sehr beifällig aufgenommenen Vortrages in den „Mitteilungen" nicht erfolgen.

Eingänge.

Zu den schriftlichen Sammlungen: Alter poetischer Liebesbrief, als „Irrgarten" geschrieben; Extrakt aus einem Goldberger Innungsprivileg vom Jahre 1789: von Hauptmann Cogho-Warmbrunn. — Älteres handschriftliches Liederbuch für Pianoforte und Singstimme („Mancherley Freuden mit tausendfacher Schöne") von Sanitätsrath Dr. Nitsche-Breslau. — 12 Melodien zu Volksliedern, Schlesische Dialektdichtungen, Rätsel, Frage- und Antwortspiel, Geschichta zum Lacha, Gespenstergeschichte, Ländliche Redensarten, Volksglauben, Spinnabend zu Herzogswaldau im Winter 1899 von Herrn O. Scholz-Herzogswaldau. — Kleine Beiträge zur Volkskunde aus Ohlau von Oberlehrer Dr. Olbrich.

Zur Bildersammlung: 3 Beiträge von Hauptmann Cogho-Warmbrunn; **zur Bibliothek:** 2 kleine Beiträge von demselben.

Anzeigen.

Nächste Sitzung: Freitag, den 12. Mai, abends 8 Uhr, im Auditorium XV der Universität. Den Vortrag wird voraussichtlich Herr Geheimrat Prof. Dr. Nehring übernehmen.

Adressveränderungen. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Vogt, wohnt vom 15. März ab Breslau-Grüneiche, Villa Ernestinenhof. — Der Schriftführer, Dr. Jiriczek, wohnt Lehmdamm 80 a.

Schluss der Redaction: 1. April 1899.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1899. **Breslau.** Heft VI. № 3.

Inhalt: W. Nehring, Dritter Bericht über oberschlesische Erzählungen. — Emil Olbrich, Buntes aus der Südostecke Oberschlesiens. — W. Patschovsky, Schlesische Redensarten. — Sitzungsbericht. — Anzeigen.

Dritter Bericht über oberschlesische Erzählungen.

Von **W. Nehring.**

Ich habe bis jetzt zwei Berichte über oberschlesische Erzählungsstoffe und volkskundliche Kundgebungen in unserer Gesellschaft mitgeteilt[1]). Treu meinem Versprechen, weitere Berichte folgen zu lassen, nahm ich Mitteilungen über gedruckte Erzählungen in Aussicht, doch sind solche Publicationen nicht leicht zugänglich; sie fallen sehr bald der Vergessenheit anheim. Das habe ich bei meinen Nachforschungen in letzter Zeit erfahren. Zwar ist neuerdings eine Sammlung von oberschlesischen Erzählungen von dem hochverdienten Krakauer Professor Lucian Malinowski unter dem Titel erschienen: Powieści ludu Polskiego na Górnym Szląsku (Erzählungen des polnischen Volkes in Oberschlesien), als Sonderabdruck aus dem neuesten Bande der anthropologischen Abhandlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften 1898, doch enthält die Sammlung nur Erzählungen aus österreichisch Schlesien; demnächst sollen Erzählungen aus preussisch Schlesien erscheinen, und ich werde pflichtschuldig über diese Publication Bericht erstatten. Vorläufig soll ein Bericht gegeben werden über eine Sammlung von oberschlesischen Erzählungen von Kupiec, welche in sechs Heften nacheinander im Jahre 1894 in Posen bei Simon erschienen ist. Vergeblich waren alle meine und des Herrn Dr. Erzepki in Posen Bemühungen, diese Powieści i bajki zu erlangen, bis ich durch die Güte des Herrn Pfarrers Gregor in Tworkau, unseres verehrten Mitgliedes, drei Hefte zur Benutzung erhielt (Heft I, II und VI). Ich will mit einem Berichte über diese umfassende Sammlung nicht zögern; das Fehlende kann später nachgetragen werden. Ich erinnere daran, dass das Wort bajki im Titel geradezu Märchen bedeutet; diese Sammlung von Kupiec enthält also, um wort- und sinngetreu zu übersetzen, Erzählungen und Märchen des oberschlesischen Volkes. Herr Kupiec, welcher die Sammlung besorgt hat, war Lehrer aus der Gegend von Pless; leider fehlt bei den einzelnen Geschichten die Angabe des Ursprungsortes; auch hat der Sammler dem äusseren Gewande in Sprache und Stil leider zu sehr den hochpolnischen Charakter aufgedrückt, indess ist an dem oberschlesischen Ursprung nicht zu zweifeln.

[1]) Vgl. Mittl. III 5 ff. IV, 75 ff.

Die Sammlung von Kupiec ist nicht nach besonderen Kategorien angelegt, vielmehr gehen Sagen, Märchen und allerlei Geschichten durcheinander, wie sie der Zufall für das einzelne Heft darbot; hier soll der Versuch gemacht werden, die Erzählungen nach gewissen Gesichtspunkten zu ordnen.

Ich scheide zunächst von den mir jetzt zugänglichen Erzählungen zwei aus: ein arabisches Märchen unter dem Titel Jussuf und eine lustige Soldatengeschichte, weil diese beiden Erzählungen gewiss nicht Erzeugnisse des oberschlesischen Volkes sind; die erste ist wohl einem Buche entnommen, die zweite vielleicht aus Warschau zugewandert; hier nur kurze Andeutungen. Der reiche Kaufmann Almanzor in Bagdad weilte auf seinen Karavanenreisen oft tagelang in einer an der Strasse liegenden Herberge bei Abdur; einst habe ihm dort ein wandernder Bettler prophezeit, dass in der nächsten Nacht dem Wirt Abdur ein Sohn und dem Kaufmann eine Tochter geboren werde, die einst heiraten sollten. Die Schicksale dieses Sohnes sind Gegenstand der Erzählung. Almanzor will ihn verderben, um eine Vermählung dieses armen Schluckers mit seiner reichen Tochter zu hintertreiben, aber alle Anschläge gehen fehl, bis denn Studenten aus Bagdad, welche Jussuf im hilflosen Zustande finden, einen Brief an die Kaufmannsfrau, in welchem die Tödtung Jussufs angeordnet wurde, aus Trotz und Uebermut durch einen anderen ersetzen, in welchem die unverzügliche Verheiratung mit der Tochter befohlen wurde. Die Vermählung wird vollzogen, aber Almanzor will das Geschehene nur unter der Bedingung billigen, dass Jussuf in die Welt geht und die Lösung des Rätsels bringt, welche Stunde glücklich und welche unglücklich ist; vermöge er es nicht, so solle er das Leben verlieren. Der arme Verstossene brachte, nachdem er viele wunderbare Abenteuer erlebt hatte, die Lösung, die er aus dem Munde eines Drachen gehört hatte, dass die unglückliche Stunde diejenige sei, in welcher keine Hilfe möglich sei, wie er sie seinem Schwiegervater mit zahlreichen mitgebrachten Soldaten bereitet hatte, dass aber die glücklichste Stunde diejenige sei, in welcher die Angehörigen nach langer Trennung sich zusammenfinden, wie sie auch der hartherzige Kaufmann erlebt hat. — Eine grosse Vorliebe für den Soldatenstand zeigt die andere Geschichte. Ein reicher Müller hatte eine einzige Tochter; um ihre Hand bewarben sich unter andern auch drei Militairs: ein Major, ein Hauptmann und ein Sergeant, aber die reiche Erbin hatte alle ihre Freier zum besten; sie schickte sie in einen Glockenthurm, um ihren Muth auf die Probe zu stellen. In der Geisterstunde dorthin gekommen, wurden sie einer durch den andern erschreckt und lächerlich gemacht. Der Major rächte sich, er equipirte einen Tambour als Prinzen und die schöne Müllerstochter ging auf den Leim, wurde ihm angetraut und verlacht. Der Erzähler beruft sich auf einen Spassmacher Sobota in Warschau, der unter dem Fürsten Konstantin im vierten Regiment diente und durch viele drollige Spässe sich beliebt machte; der Tambour spielt hier die Rolle des Spassmachers. — Man könnte auch zwei weitere Erzählungen ausschliessen, in welchen eine Königstochter Miranda beziehungsweise ein König Apollo die Hauptrolle spielen, indess sind diese Erzählungen selbständig und finden in den sonst bekannten Märchen ein Analogon; die fremden Namen sind in oberschlesischen Erzählungen nichts Ungewöhnliches; jedenfalls ist die Ausgestaltung einheimisch.

Ich beginne mit **anekdotenhaften Geschichten**, die in Oberschlesien seit jeher beliebt gewesen sind. Eine drollige Geschichte ist betitelt: der Schatz und das Weib. Ein Bauer fand einen Schatz und musste zu seiner Hebung die Hilfe seines Weibes in Anspruch nehmen; damit sie ihn aber nicht verrate (es war zur Zeit des Robot, wo die Bauern unfrei waren), und damit sie nicht übermütig werde, gebrauchte er eine List, um ihr etwaiges Zeugniss zu entkräften: er hing einen Hasen an eine Angel, Fische in ein Vogelnetz, spiegelte, während er sein Weib in einen Backofen steckte, eine Ueberschwemmung vor, indem er viel Wasser in die Stube goss. Als dann das Zeugniss vor dem Gutsherrn lautete: „wir haben den Schatz gemeinsam gehoben am Tage, wo Wunder erschienen sind, ein Hase sich an der Angel verbiss, Fische in einem Vogelnetze gefangen wurden und eine grosse Sintflut niederkam", da jagte der Gutsherr das dumme Weib fort und der Bauer lachte sich ins Fäustchen. — Eine andere drollige Geschichte ist betitelt: Wie das Schicksal sich ändert (Jak to się fortuna zmienia). Ein Wanderer kam an einen See und, da er Hunger hatte, wollte er Fische fangen. Er entkleidete sich, stürzte sich in den See und, wie er den Fischen nachjagte, wurden ihm die Kleider entwendet. Nackt ging er nach dem nächsten Bauernhause, um sich dort Kleider zu verschaffen. Es war Abend, durch das Fenster sah er die Wirtin mit dem Abendbrot beschäftigt. Ungesehen schlüpfte er in die Stube hinein und versteckte sich hinter den grossen Backofen. Die Wirtin drängte den Bauer schleunigst zu einer Ausfahrt hinaus, und er sah zu seinem grossen Erstaunen, dass ein Herr, der Gutsherr des Dorfes, sich einfand, offenbar um reichlich zu essen und der schönen Bäuerin ins Auge zu schauen. Der Nackte musste sich den Hunger verbeissen, rührte sich aber nicht; da kam der Bauer zurück, die Deichsel war ihm gebrochen; der Herr kroch hinter den Ofen. Der Wanderer liess sich nun unter der Drohung, Alarm zu machen, alle Kleidungsstücke von dem Herrn geben, dann schrie er aus vollem Halse: haltet den Dieb fest, und nötigte den nunmehr ohne Kleidung schwitzenden Herrn davonzulaufen, rannte ihm unter wiederholten Angstrufen: haltet den Dieb, so lange nach, bis dieser schnaufend sein Haus erreichte und die Thür hinter sich zuschlug. Offenbar ist dieses saubere Geschichtchen nur ein Fragment einer längeren Erzählung, wie die Vergleichung einer verwandten Erzählung im II. Bericht zeigt. — Eine heitere, etwas anstössige Geschichte ist die vom klugen Hans. Als er mit seinen zwei älteren Brüdern wanderte und sie in einer kalten Nacht nur einen Pelz zur Bedeckung hatten, gelang es ihm durch kluge Worte in ihre Mitte hineinzuschlüpfen; ein anderes Mal brachte er es fertig, den schwierigen Auftrag des Vaters zu erfüllen, für ein Schaf in der Stadt sich satt zu essen, ohne es zu verkaufen und mit der Weisung, das Tierchen wieder ganz nach Hause zu bringen. Freilich half ihm dabei die muntere Marie, indem sie das Schaf schor und den Hans mit dem dafür gewonnenen Gelde zum Wurstmacher schickte. Nun sollte Hans heiraten, um die Wirtschaft zu übernehmen. Er ging nach der Stadt, sah sich nach einem passenden Mädchen um und nahm die ihm bekannte Marie, die damals mit „einem Geschenk" (z darem) ging. Als sie nach einem Monat ihn mit einem Knaben beschenkte und der alte Bauer die Bemerkung machte, das sei doch nicht sein Kind, brachte er ihn sofort zum Schweigen durch

die Bemerkung: ihr habt vor einem Jahre eine trächtigo Kuh gekauft und habt selbst behauptet, dass das Kalb, welches sie geworfen, ebenso euer Eigentum sei, wie die Kuh selbst.

Der Glaube an Gespenster zeitigte eine Geschichte, in der erzählt wird, dass ein Bursche, der lesen konnte und viel über Gespenster nachgedacht hatte, und welcher alle Gespenstergeschichten für eitel Fabeln erklärte, sich doch eines Anderen überzeugte und schliesslich, weil er bei einer Probe furchtlos blieb, noch drei Fässchen mit verborgenen Schätzen erhielt; der Hauptgeist that auf diese Weise Busse. In einer anderen Gespenstergeschichte wird erzählt, wie ein Ertrunkener, der einem Müller allerlei Schabernak zufügte, von einem Fiedler, der auf das Gespenst in der Mühle lauerte, durch verschiedene Kunstgriffe und Listen für immer verscheucht wurde. Eine schauerliche Gespenstergeschichte ist die von dem Nachtgespenst strzyga, striga. Eine Königstochter war eine solche striga und starb aus Kummer darüber, weil sie es wusste. Auf dem Sterbebette bat sie ihren Vater, ihre Leiche in der Kapelle überwachen zu lassen, aber jeder Soldat fand in der zwölften Nachtstunde durch ihre Hand den Tod. Erst der dritto wurde durch die Beihilfe eines Greises gerettet, indem er sich nach seinem Rat auf der Kanzel, in der Sakristei u. s. w. versteckte. Dadurch erlöste er die Prinzessin und wurde ihr Gemahl. Diese Geschichte erinnert stark an die kleinrussische Erzählung Gogols von Wij, dem Könige der Gnomen, in welcher ein Seminarist Brutus unsägliche Qualen erleidet, indem er die Leiche einer Prinzessin in einer Kapelle bewachte.

Auch Räubergeschichten sind beliebt. Eine solche Räubergeschichte ist überschrieben Myśliwiec, der Jäger. Ein guter Vater starb, ohne das Gelübde einer Wallfahrt nach Rom erfüllt zu haben; seine zwei Söhne, ein Jäger und ein Kleriker, wollten das Gelübde ausführen. Im dichten Walde erblickten sie Abends ein hell erleuchtetes Schloss, worin 12 Räuber zechten. Der Jäger schoss zwei Räubern ohne Knall den Becher in der Hand in Stücke, da er die Kunst kannte geräuschlos und unfehlbar treffend zu schiessen. Da er sich dadurch in Respekt gesetzt hatte, liessen ihn die Räuber unbehelligt, nur zwangen sie ihn bei einem Ueberfall auf ein benachbartes Schloss einen wachsamen Hund und einen wachsamen Hahn ohne Knall niederzuschiessen. Als dies geschehen, ging er auf einer Leiter hinauf, fand in dem dritten Gemach ein überaus schönes Edelfräulein schlafend, nahm ihren neben dem Bett liegenden kostbaren Ring und ein goldgesticktes Tüchlein, schrieb seinen Namen auf die Rückseite der Tischplatte, dann erst liess er dio 12 Räuber hinaufklettern, erdolchte sie alle nach einander, warf die Leichen auf den Boden des Zimmers und suchte wieder seinen Bruder auf, der inzwischen im Brevier gelesen hatte und eingeschlafen war. Ein Diener des Schlosses rühmte sich, die Räuber getötet zu haben, und verlangte die Hand des Fräuleins zum Lohn. Dieses erbat sich aber Bedenkzeit auf ein Jahr; unterdessen kehrten die Brüder aus Rom zurück, und erst jetzt zeigte sich, wer der wirkliche Retter in der Not gewesen war; der Ring, das Tüchlein und der Namenszug auf der Kehrseite der Tischplatte zeugten genugsam, dass es der Rompilger gewesen war; der falsche Diener verduftete, die Hochzeit mit dem Herrn Waidmann, der das geräuschlose Pulver schon vor Jahrhunderten gekannt hat, fand

statt. — In einer anderen Räubergeschichte spielen 24 Räuber die Hauptrolle. Zwei verweiste Geschwister, Lukas und Christiane, wanderten aus. Da fand Lukas einen Gürtel mit der Inschrift, dass derselbe die Kraft von hundert Männern verleihe; auf der weiteren Wanderung im Walde fand er ein Schwert mit einer gleichen Inschrift. Zwölf Räuber überfielen die Geschwister, sie wurden aber von dem Besitzer des wunderbaren Schwertes getötet. In einer Waldhütte hatte er noch einen Kampf mit zwölf anderen Räubern zu bestehen, nur einer entfloh. Während der Bruder auf die Jagd ging, suchte der entlaufene Räuber das Mädchen durch das Versprechen der Ehe und durch Vorzeigen der Schätze zur Teilnahme an einem Mordversuch gegen den Bruder zu bestimmen. Das Mädchen ging aus Habsucht darauf ein. Sie sollte sich krank stellen und als Heilmittel Milch von einer Löwin verlangen. Es geschah ohne Schwierigkeit: die Löwin liess sich geduldig melken. Schwieriger war eine zweite Aufgabe: der Bruder sollte der wiederum Krankheit vorspiegelnden Schwester Aepfel aus einem verzauberten Garten als Heilmittel bringen; auch jetzt bezwang er den Hüter des Gartens, einen Zauberer. Dabei wurde er von einer verzauberten Prinzessin als Erlöser begrüsst. Jetzt liess sich der Aermste auf Zureden der Schwester zu einem Bade bereden, wobei er Schwert und Gürtel ablegte. Der Räuber bemächtigte sich der Beute und raubte dem Jüngling das Augenlicht. Der Hilflose fand aber eine Retterin, als er im Walde herumirrte, in der erlösten Prinzessin, die zufällig vorbeifuhr. Diese bemerkte auch zufällig, dass ein Hase, dem ein Adler die Augen ausgepickt hatte, die Sehkraft zurückerlangte, als er in einen Bach fiel; das Wasser brachte auch dem Jüngling das Augenlicht. Einmal erfuhr er, nachdem er bei dem Vater der Prinzessin eine angesehene Person geworden war, dass Räuber in der ihm bekannten Waldhütte eine Hochzeit feierten. Begleitet von vielen Jägern überwältigte er die Räuber, die wieder 24 waren, und liess sie sammt der Schwester, der Räuberbraut, abführen, worauf sie von Pferden zerrissen wurde; die Räuber aber wurden gehängt.

Eine andere Räubergeschichte hat den Titel: Chciwość ukarana (die bestrafte Habsucht). Von zwei Brüdern in einer Stadt war der eine ein reicher Kaufmann, der andere ein armer Schuhmacher. Dieser erspähte einmal im Walde, als er dürre Zweige suchte, das Nest von 12 Räubern, drang, ihrem Beispiele folgend, auf den Ruf: „Pförtchen thu dich auf“ in ihren Schlupfwinkel, durchwanderte die unterirdischen Räume, die mit allen wertvollen Sachen überfüllt waren, sah auch in der 13. Kammer viele Fässer mit Gold und Silbergeld, daneben auch einen Holzblock mit einem Beil und mit Leichen daneben. Er füllte seine Taschen und kehrte glücklich nach Hause. Durch seine Wohlhabenheit erweckte er den Verdacht und die Habsucht seines Bruders, der nicht eher ruhte, als bis er ihm bei einem reichlichen Schmause das Geheimniss entlockte. Jetzt ging er allein mit einem grossen Sack nach der Grotte, wurde aber durch die vorsichtig gemachten Räuber überrascht und enthauptet. Die unglückliche Wittwe, die untröstlich war, dass ihr Mann nicht ein standesgemässes Begräbniss hatte, nötigte durch ihre herzzerreissenden Klagen den Schuhmacher, die Leiche zu holen. Als dies geschehen war, ging der Räuberhauptmann nach der Stadt, erfuhr im „Hotel“ von dem Begräbniss, schöpfte

Verdacht, liess, um sicher zu gehen, der Wittwe einen Heiratsantrag machen, als aber die Hochzeit gefeiert wurde, erschien auch der als Zeuge geladene Schuhmacher mit Polizeimannschaften, und nun kam die Reihe an die Räuber, überrascht und geköpft zu werden. — Eine Geschichte mit **moralisirender Tendenz**, welche zeigt, welch geringschätzige Meinung der Erzähler von den Frauen hatte, erzählt von der treulosen Frau. Ein reicher Kaufmann verlor durch Tod seine Frau, welche von ungewöhnlicher Schönheit war und welche er sehr liebte. Er ging zu ihrem Grabhügel, vergoss dort heisse Thränen und flehte zu Gott, er möchte sie wieder von den Toten auferstehen lassen. Trotz der Warnung einer geheimnissvollen Gestalt, er solle lieber die Gedanken an die Wiederauferweckung lassen, weil er dann unglücklich sein würde, liess er von seinen Gebeten nicht ab, erhielt ein Fläschchen mit einem wundertätigen Oel, brachte damit seine Frau wieder ins Leben, aber die Warnung der geheimnissvollen Person ging leider in Erfüllung. Die Kunden wurden durch das ungewöhnliche Ereigniss scheu gemacht und der Kaufmann sah sich genötigt die Stadt zu verlassen, um anderswo sein Glück zu versuchen. Nach eintägiger Reise blieb er in einem Dorfwirtshaus zur Nachtruhe, da aber dort nur eine Gaststube war, so mussten die Eheleute sich mit einem General in dieselbe teilen, der schon früher hier Nachtquartier gesucht hatte. In der Nacht erinnerte sich der Kaufmann, dass er das Fläschchen mit dem wundertätigen Oel vergessen hatte, ritt nach der Stadt zurück und liess seine Frau mit dem General allein. Schrecken ergriff ihn, als er in der Morgenfrühe die Stube leer fand. Verzweifelt verkaufte er seine Habe, ging zum Militair, wurde Unteroffizier, dann Sergeant, als er aber einmal dem General mit seiner Frau begegnete, stellte ihm dieser nach und bewirkte durch falsche Zeugen, dass der Sergeant wegen Hochverrat hingerichtet wurde. Vor der Hinrichtung hatte er einem guten Kameraden das wundertätige Oel mit der Weisung übergeben, ihn aus dem Grabe zu holen und wieder ins Leben zu rufen. Das Wunder ist auch diesmal geschehen. Der von den Toten Auferstandene wurde wieder reich und verheiratete sich zum zweiten Male, weil er seinen ersten Schwur auf Treue bis zum Tode für gelöst erachtete, wie der Erzähler hinzufügt. Seine erste Frau, welche sehr elend geworden war, starb in dem Hause des Kaufmanns und wurde anständig begraben. Unnötig ist hier ein Ausfall gegen falsche Zeugen eingefügt.

Eine warnende Geschichte ist die vom Kartenspieler. Ein Knecht Matthys spielte leidenschaftlich Karten und war dabei dem Trunke ergeben. Eines Tages kam der Teufel zu ihm auf's Feld, und sie spielten um Seelen. Matthys gewann, der Gottseibeiuns gewann bei anderer Gelegenheit, insbesondere als er den Knecht mit einer Tochter des Gutsherrn verheiraten wollte. Er brachte ihn auf den Hof in einem herrlichen Wagen, aber ungewaschen; die zwei älteren Töchter mochten den Schmutzfinken nicht; die eine wollte lieber ins Wasser springen, die zweite lieber sich das Leben nehmen. Diese zwei Seelen hatte der Teufel schon so gut wie in den Klauen; erst die dritte Schwester zeigte sich geneigt, sie meinte: gewaschen und gesäubert würde Matthys ein schöner Jüngling werden. Die Hochzeit fand statt; die beiden älteren Schwestern nahmen sich das Leben, aber auch Matthys sollte in die Hölle. Nach mehreren Plackereien

verleitete ihn der Teufel wieder zum Kartenspiel und Trunk, bis er leblos dahinsank.

Eine moralische Geschichte vom unglücklichen reichen Mann erzählt, wie ein Bauer sich erhängen wollte, weil er seine fünf Kinder nicht ernähren konnte, wie er aber die Selbstmordgedanken fallen liess, als er fünf hilflose Vögel im Nest erblickte, welchen von der Mutter Nahrung gebracht und Schutz gewährt wurde. Der Ortspfarrer erzählte das Vorgefallene, welches ihm der Bauer gebeichtet hatte, von der Kanzel herab, ohne den Namen zu nennen; ein anwesender reicher Herr liess sich den Bauern vorführen und schenkte ihm ein kleines Gut. Aber jetzt wurde der Bauer übermütig, und trachtete nur darnach, sich mit Schaden anderer zu bereichern. Er kaufte nach einer reichen Ernte viel Getreide auf für billiges Geld, um es zum Frühling teuer zu verkaufen. Aber er verrechnete sich grausam: denn das Getreide war im Preise gefallen und der geldsüchtige Bauer erhängte sich aus Verzweiflung.

Von Sagen ist nur eine in der Sammlung von Kupiec enthalten, nämlich die Sage von den schlafenden Rittern, welche zum Kampfe für den Glauben erwachen sollen; sie ist schon einmal in meinem zweiten Berichte erwähnt, hier ist sie nicht in Trebnitz, sondern in Lassowitz in den Tarnower Bergen lokalisirt, die an tiefen Schluchten und Löchern reich sind. Ein armer Schmied hatte keine Arbeit; da begegnete ihm ein feingekleideter Herr, der ihm Arbeit für drei Tage anbot; diesem folgte er, liess sich die Augen verbinden und in einen unterirdischen Raum hinabführen, um die dort stehenden Pferde zu beschlagen; bei den Pferden standen schlafende Ritter, jeder lehnte sich an sein Pferd. Unvorsichtigerweise schlug er einen Ritter mit dem Hammer, worauf dieser erwachte und fragte: ist jetzt schon Zeit? Noch nicht, schlaf noch weiter, lautete die Antwort, worauf der Ritter sein Haupt neigte und wieder einschlief. Nach vollbrachter Arbeit wurde der Schmied mit verbundenen Augen die Treppe hinaufgeführt; jetzt zählte er die Stufen, es waren ihrer 21. Oben erkannte der Schmied am Tageslicht, dass die Erntezeit schon vorüber war, und erhielt reichlichen Lohn, worauf der vornehme Herr verschwand; der Schmied litt jetzt keine Noth. Vor die Obrigkeit geführt, erzählte er alles, konnte aber die Stelle, wo er hinabgestiegen war, nicht bezeichnen. Die Kunde wurde ruchbar und man erzählte sich, das sei das Heer der heiligen Hedwig, welches dereinst für den Glauben kämpfen und den Sieg „für unsere Sache“ wie es dort heisst, erkämpfen wird; wohl eine verblasste Erinnerung an die Mongolen.

Märchen kommen ziemlich zahlreich vor, zunächst das Märchen vom König, der Storch werden wollte. Diese lustige Geschichte, welche mit allerlei Betrachtungen beladen ist, beginnt mit der Sentenz, dass alles Geschöpf nach dem Willen Gottes vollkommen sei, nur der Mensch sei begehrlich und in seinen Wünschen unruhig. So wollte auch ein König in ein Tier verwandelt werden und zwar in einen Storch, um frei in den Lüften zu wandern, doch nur zum Spass für kurze Zeit. Ein Zauberer brachte die Verwandlung zu Stande: der König und sein Minister wurden Störche unter der Bedingung, dass sie nicht lachen dürften, und mit der Verheissung, dass sie auf das Wort mutabor wieder zu Menschen werden. Die Verwandlung wurde den beiden zunächst lächerlich und des Fluges in

den Lüften wurden sie überdrüssig, zumal sie mit Fröschen und ähnlichen Delikatessen vorlieb nehmen mussten; das Zauberwort hatten sie vergessen und mussten weiter durch die Lüfte fliegen, bis sie auf eine einsame Insel in die Nähe eines in Ruinen liegenden Schlosses kamen. Hier versprach eine Eule dem König, ihn zu erlösen, wenn er sie heirate. Notgedrungen ging er darauf ein; es sei doch besser eine Eule zu heiraten, als Storch ohne sie zu sein. In der nächsten Nacht kamen viele Zauberer zusammen und erzählten einander Vielerlei, darunter auch, dass ein dummer König mit seinem einfältigen Minister in Störche verwandelt worden seien und Störche bleiben würden, weil sie gegen den erhaltenen Befehl gelacht und das Zauberwort mutabor vergessen hätten, ferner dass eine Königstochter aus Rache, weil sie einen Zauberer nicht heiraten wollte, in eine Eule verwandelt worden sei; wenn aber jemand den Zauber entdecken würde, der hier unter dem grossen Stein liege, sollte ihr die menschliche Gestalt wieder zurückgegeben werden. Nun geschah alles nach Wunsch; es versteht sich, dass der König seine Erlöserin heiratete und niemals mehr den Wunsch hatte, ein Tier zu werden. Störend ist der Spott über die selbst unter einfache Leute dringende Lehre von der Abstammung des Menschengeschlechtes von Affen, worüber der offenbar von der Bücherweisheit beleckte Erzähler verspricht, später ausführlich zu schreiben. — Ein anmutiges Märchen auf ein auch in Oberschlesien nicht unbekanntes Thema ist die Geschichte von der Tochter des Besenbinders. Ein mächtiger Fürst wollte heiraten. Er hielt Umschau unter Mädchen, aber schwer war es, eine Braut zu finden, die ihm ganz zusagte; in der Stadt sah er Hochmut, Eitelkeit, Putzsucht, Thorheit und Ausgelassenheit, und auf dem Lande Flatterhaftigkeit, Unwissenheit und Unsauberkeit. Nach langem Suchen sah er aus dem Hotel in einer Stadt, dass viele Mädchen nach der Cisterne am Ring gingen und dort plauderten und kicherten und mit der Arbeit säumten; nur eine, sauber gewaschen und gekleidet, war anders geartet; es war ein schönes, 17jähriges Mädchen: sie kam in allen Züchten, füllte ihre Eimer und kehrte ihres Weges heim. Der Fürst beschloss, diese zur Frau zu nehmen, darauf nicht achtend, dass ihr Vater ein armer Besenbinder war. Der Bote des Fürsten überbrachte einen Brief desselben dem erschrockenen Mädchen, ein anderer übergab ein Schreiben desselben einem Kaufmann, dem Mädchen die schönsten Kleider und Schmucksachen auszuhändigen. Niemand erkannte jetzt die fürstlich gekleidete Maid und alle gönnten ihr das hohe Glück, nur die Frau des Kaufmanns, die selbst Töchter hatte, war verdriesslich. Die Heirat wurde im Hotel vollzogen, der arme Vater aber kam aus Bescheidenheit nicht, nur einen bescheidenen Staat besorgte er ihr. Auf dem Schloss war die Braut ebenso bescheiden, fromm und arbeitsam, wie früher, alle liebten und verehrten sie auch, nur nicht einige Hofleute. Die junge Fürstin gab den Armen viel und milderte oft die harten Richtersprüche ihres fürstlichen Ehemannes; das gab Aergerniss unter den Hofleuten und benachbarten Fürsten, so dass der Ehemann der Arbeitertochter das reiche Almosengeben und die Einmischung in richterliche Sachen verbot. Als aber die Frau Fürstin es dennoch nicht lassen konnte, verbannte er sie aus seiner Nähe; sie durfte nur ihre eigenen Kleider und das mitnehmen, was ihr das Liebste war. Da erbat sie sich noch ein gemeinsames Mahl, schüttete in den Wein ein betäubendes Pulver und

nahm den Fürsten besinnungslos, wie er war, mit sich. Zur Rede gestellt, erklärte sie, das Liebste sei ihr der Gemahl, erhielt Verzeihung, musste auf das Schloss zurück und wurde jetzt nicht mehr in ihrer Barmherzigkeit und ihrem Rechtssinn gehindert, und die beiden lebten wieder glücklich, nur die unehrlichen Hofleute wurden verbannt. Man vergl. den II. Bericht. — Ein anderes Märchen ist überschrieben „Czarownica, die Zauberhexe“. Ein Vater hatte sechs fast gleichaltrige, stämmige Söhne. Sie gingen in die Welt hinaus, um sechs Schwestern zu heiraten, hörten von einer Mutter, die solché sechs heiratsfähige Töchter hatte. Mit allem versorgt, ritten sie hinaus, der jüngste langsam nach, weil sein Pferd ihm hinkte. Unterwegs begegneten sie einem Bettler, aber nur der jüngste gab ihm ein Almosen und erhielt dafür einen guten Rat. Er solle an der gedeckten Tafel die Teller und die Humpen mit Wein umstellen, sonst würden die Brüder alle vergiftet werden; gegen die Nachstellungen der Zauberin solle sie eine Rute schützen. So geschah es auch. Die sechs Töchter wurden von dem vergifteten Wein in Stein verwandelt, die Zauberin aber stellte den Brüdern vergebens nach, denn die Zauberrute liess den Wald, der aus der nachgeworfenen Bürste hervorgewachsen war, verschwinden, den Berg, der aus einem hingeworfenen Ei hervorgezaubert worden war, sich platt legen, und den Fluss, welcher aus einer nachgeworfenen Flasche hervorgeflossen war, sich überbrücken, und so gelangten die Brüder glücklich nach Hause. Die älteren Brüder gingen in die Welt hinaus, der jüngste wurde Soldat und es ging ihm dort sehr gut. Jetzt suchte ihn die Hexe auf andere Weise zu verderben. Sie veranlasste den König, ihn auf einen hohen, steilen Berg zu schicken, um dort ein Gebinde mit wundertätigem Weine zu holen. Nachdem das Wagniss gegen ein Ungeheuer mit Hilfe der Rute vollzogen war, ohne dass der Soldat von dem köstlichen Wein gekostet hatte, riet sie dem König, den Soldaten ans Meer zu schicken, damit er ihm aus den Fluten ein wunderbar schönes verzaubertes Mädchen als Braut heimführe; unmöglich würde er der Todesgefahr entgehen, meinte sie. Der Soldat sah die Schöne oft, konnte sie aber nicht fassen, weil sie bei seiner Annäherung sich stets in die Fluten stürzte, bis er sie an einem grossen Spiegel überraschte, den er zur Anlockung gebracht hatte. Dadurch erlöste er sie und führte sie dem Könige zu. Noch einmal versuchte die Zauberin den Soldaten zu verderben, indem sie den König veranlasste, ihn zu einem Menschenfresser zu schicken, damit er dort eine wunderbare, sprechende Uhr entwende. Leicht war das nicht, er wurde überrascht und erfasst. Zu seinem grossen Schrecken erkannte er die Hexe, die nunmehr den Auftrag erhielt, den Dieb zu mästen und zu schlachten. Die Erzählung endet wunderlich: die Zauberin führte den Soldaten zu einem Holzblock und wollte ihm den Kopf abhauen; sie hiess ihn den Kopf auf den Holzblock legen, er aber that, als ob er nicht wüsste, wie man es thun sollte, liess es sich vorzeigen und hieb der Hexe den Kopf ab.

In dem Märchen Wojtek wird ein Bauer vorgeführt, der seinem Gutsherrn schwere Frohnarbeit leisten musste, dabei aber sehr unbeholfen war. Einmal stiehlt ihm der Teufel auf dem Felde sein Frühstück, mietet sich bei ihm als Knecht ein, führt seine Wirtschaft und leistet die Frohnarbeit unter dem Namen Wojtek, bringt alles in die beste Ordnung; den Stier, der nach der Absicht des über die Erfolge erzürnten Gutsherrn ihn niederrennen

sollte, stach er nieder und setzte sich dadurch bei dem Herrn in noch grösseren Respekt. Nachdem er bei dem Bauern ein ganzes Jahr gedient hatte, nahm er Dienst bei dem Herrn als Kutscher. Verabredetermassen kutschirte er ihn in den Augen des Bauern, machte plötzlich halt, packte den übermütigen Tyrannen und schleppte ihn in die Hölle für die Bedrückung der Leute; Wagen und Pferde blieben auf dem Platze und der Bauer nahm sie sich als gute Beute.

„Vom Goldapfel, vom goldgefiederten Vogel, vom Pferde mit goldener Mähne und von der goldhaarigen Jungfrau". Von einem goldtragenden Apfel wurde die Frucht in nächtlicher Stunde weggestohlen, bis es dem jüngsten Königssohne gelang, den Raubvogel mit goldenem Gefieder abzufangen und ihm wenigstens drei Federn auszureissen. Als er jetzt auf die Suche nach dem Wundervogel hinausgegangen war, sah er in der nächsten Stadt, dass ein toter Mensch unbarmherzig geschlagen wurde, weil er bei Lebzeiten seine Schulden nicht bezahlt hatte. Der Prinz bezahlte die Schulden und wurde von dem Geist des verstorbenen Mannes, der als Wolf herumlief, in wirksamer Weise belohnt. Dieser trug ihn 100 Meilen weit, wo der Goldvogel in herrlichen, königlichen Gemächern weilte, warnte ihn aber, den goldgefiederten Vogel in einen anderen, schönen Käfig zu setzen, er sollte ihn in dem hässlichen Gebauer wegstehlen. Der Prinz wurde, weil er die Mahnung nicht beachtet hatte, ergriffen und sollte jetzt zur Strafe ein Pferd mit goldener Mähne beschaffen, wenn er den Goldvogel erhalten wolle. Noch einmal half der Wolf und noch einmal wurde der Prinz ergriffen, weil er gegen die Mahnung handelte, das Pferd nur an dem hässlichen Zaume wegzuführen; diesmal sollte er zur Strafe eine goldhaarige Jungfrau dem erzürnten Könige zuführen. Zum dritten Male half der Wolf, und diesmal entführte der Prinz die Jungfrau, ohne auf ihre Kostbarkeiten zu achten. Glücklich wurde er vom Wolfe mit seiner teuren Last an die Stelle gebracht, wo das treue Pferd auf ihn wartete, und nun begab er sich zu seinem Vater, nur durfte er unterwegs lebendiges Fleisch nicht kaufen. Bald sollte es doch so kommen: er kam in eine Stadt in dem Augenblicke, als seine zwei Brüder, welche auch den Goldvogel suchten, enthauptet werden sollten, weil sie ihre vielen Schulden nicht bezahlen konnten. Der Prinz kaufte sie los, kaufte also lebendiges Fleisch, dafür wurde ihm schwarzer Undank zu teil. Die Brüder stürzten ihn in einen Abgrund und eigneten sich alle die wertvollen Sachen an, welche der jüngste mit sich hatte, und führten sie dem Vater zu, sich als Sieger aufspielend. Aber der Wolf war auch diesmal der Retter, er zog seinen Schützling an einem Stricke von Gras heraus. Bei seinem Vater wurde er von dem Pferde, vom Vogel und von der Jungfrau erkannt und freudig begrüsst, nachdem sie den anderen Brüdern nur Misstrauen gezeigt hatten. Er heiratete die goldgelockte königliche Jungfrau und erbte das Königreich, die Brüder aber wurden von Pferden zerrissen.

Ein sehr anmutiges Märchen vom Bären erzählt: Eine gute alte kranke Mutter wurde gesund, nachdem ihr die Tochter Wasser aus einer wundertätigen Quelle gebracht hatte; ein Bär, welcher diese Quelle bewachte, hatte das Wasser aber nur unter der Bedingung gegeben, dass das Mädchen ihm drei Abende hintereinander die Abendmahlzeit bereite und ihm ihr Bett überlasse. Der Bär war ein ver-

zauberter Prinz; um die Mitternachtsstunde zog er seine Bärenhaut aus und verwandelte sich in einen schönen Jüngling. In der dritten Nacht warf die alte Mutter die Haut in's Feuer und nun klagte der Jüngling, der sich als Königssohn vorstellte, dass er jetzt noch weiter herumirren und Busse thun müsse, und gab dem weinenden Mädchen Weisungen, wie sie ihn finden könnte. Sie ging hinaus, wurde von der Mutter des Mondes aufgenommen, dieser gab ihr eine Nuss, in der ein leichtes, silbergewirktes Kleid verborgen war, zeigte ihr auch, wie sie weiter den verzauberten Prinzen suchen solle; sie kam weiter zu der Mutter des Sonnenprinzen, der auf seinen Wanderungen den verzauberten Mann auch nicht wollte gesehen haben; dieser gab ihr eine Nuss mit einem goldschimmernden Kleide. gab ihr auch weitere Weisungen. Sie kam dann zur Mutter des Windes, wurde von diesem über weite Länder hinweg getragen, bis er sie bis zum Aufenthaltsorte des Prinzen hinüberbrachte, wo sie in verschiedenen Verkleidungen von ihrem Geliebten doch erkannt, in das Königreich seines Vaters gebracht und hier seine Frau wurde. — Es wurde schon im II. Berichte darauf hingewiesen, dass ähnliche Märchen vom verscherzten Herzensbunde, Busse und Wiederfinden Ausgestaltungen des Märchens von Amor und Psyche sind. Der Stoff scheint in Oberschlesien in weiteren Kreisen bekannt gewesen zu sein. Bekanntlich hat Friedlaender im III. Bande seiner Römischen Sittengeschichte die verschiedenen Ausgestaltungen des Erzählungsstoffes von Amor und Psyche zusammengestellt, gewiss nicht alle. An keine dieser Formen lehnt sich das oberschlesische Märchen von der Suche nach dem verzauberten Prinzen, der in einer Bärenhaut einherging, völlig an, vielmehr scheint auch, wie im II. Bericht, ein Anschluss an die polnische versificirte Erzählung Banjaleka von Hier. Morstin aus dem XVII. Jahrh. vorzuliegen; entscheidend für diese Annahme ist die Umfrage beim Monde, bei der Sonne und bei dem Winde. (Schluss folgt.)

Buntes aus der Südostecke Oberschlesiens.

Von **Emil Olbrich.**

Die nachstehenden Mitteilungen aus Oberschlesien von Herrn Olbrich über Weihnachtsbräuche, welche dort treu der Ueberlieferung aus der Vorzeit unverändert bis jetzt beobachtet werden, verdienen die grösste Aufmerksamkeit. Dem jetzt Veröffentlichten sollen noch ähnliche Beiträge von Herrn Olbrich folgen, was gewiss gern aufgenommen werden wird.

Mögen diese Mitteilungen auch andere Freunde der volkskundlichen Kundgebungen aus Oberschlesien zu ähnlichen Aufzeichnungen bewegen, namentlich solche, welche, wie Herr Olbrich, mit dem oberschlesischen Leben genau vertraut sind. Es ist vielleicht hohe Zeit, die im Absterben begriffenen Aeusserungen der traditionell überkommenen Gebräuche und Gewohnheiten durch Aufzeichnungen vor gänzlicher Vergessenheit zu bewahren.
W. Nehring.

Der südöstliche, zwischen Weichsel und Przemsa gelegene Zipfel unseres Deutschen Vaterlandes ist durchaus nicht so uninteressant, wie man vielleicht mehr westwärts von demselben denkt. Besonders in kulturhistorischer Beziehung eröffnet sich hier dem Forscher ein recht dankbares

Gebiet. Einige volkskundliche Mitteilungen aus dieser Gegend werden daher vielleicht des Interesses nicht entbehren.

Einen hervorragenden Charakterzug des Slaven bildet die Frömmigkeit. Aus dieser sind viele Gebräuche entsprossen, die immerhin einen tiefen Sinn in sich schliessen. Ganz besonders kann man solche während der heiligen Zeiten, zu Weihnachten, Ostern u. s. w. beobachten. Wenn vielleicht manches wie Aberglaube aussieht und ein Lächeln hervorruft, so mag die kindlichfromme Einfalt dies entschuldigen.

Nächst den Heiligenbildern, von welchen fast drei Wände des Wohnzimmers geschmückt sind, ist dem polnischen Bauer der Tisch das verehrungswürdigste Gerät im Hause. Nur einmal im Jahre, am heiligen Weihnachtsabende — na wilijo — zur Vigilie — nimmt er mit seiner Familie und seinem Gesinde an demselben sein Mahl ein. Ehe die Speisen, welche aus einer Hanfsuppe, Bohnen, Mohnklössen, Kartoffeln, Sauerkraut und Backobst bestehen, aufgetragen werden, wird derselbe mit Roggenlangstroh belegt und darüber ein selbstgesponnenes, weisses Linnen ausgebreitet, worauf die Essgeräte gestellt werden. Sind die Familienmitglieder und die Hausgenossen um den Tisch versammelt, dann verrichtet der Hausvater das Tischgebet, verteilt Oblaten und spricht: „Dzisiaj upływa tysiąc ośmset dziewięćdziesiąt . . . . lat i dzisiaj święcimy te wiekopomną pamiątkę odrodzenia i zbawienia rodu ludzkiego i dzisiaj zasiadamy wszyscy do wieczerzy, dzieląc sie wzajemnie zwyczajem praojców, opłatkiem ua znak zgody i jednośći którą to złotemi słowy i czynem Syn Boży na ziemi, bez wyróżnienia siał między maluczkich i wielkich". (Heute sind es 189 . . Jahre und heute feiern wir das ewigdenkwürdige Andenken an die Wiedergeburt und Erlösung des Menschengeschlechtes, und heute setzen wir uns zum Abendmahl, nach der Sitte der Vorfahren gemeinsam die Oblate teilend zum Zeichen der Eintracht, welche der Gottessohn in goldenen Zeichen mit Wort und That ohne Unterschied säete unter die Kleinen und Grossen.)

Während der Mahlzeit wird ängstlich darauf geachtet, dass von den Speisen oder von den Ueberresten nichts auf die Erde fällt, — das würde Unglück bedeuten. —

Der Tisch bleibt mit dem Stroh und dem Leinentuch bis nach dem hl. Dreikönigsfeiertage bedeckt. Den Tag nach diesem bringt der Wirt dieses Stroh in den Garten und umwickelt mit demselben die Obstbäume.

Einen Teil der Weihnachtsfeier bildet auch die Kolendä — Weihnachts- oder Neujahrsumgang, — die ja auch in andern katholischen Gegenden Sitte ist. An diese knüpft sich bei unserem Volke ein interessanter Brauch. — Ist der Hausvater mit mehreren heiratsfähigen Töchtern gesegnet, so bittet er den die Kolendä abhaltenden Priester, nachdem der Segen erteilt worden ist, Platz zu nehmen. Kaum hat sich dieser zum Fortgehen erhoben, wird schnell die älteste Tochter auf den soeben verlassenen Stuhl geschoben und auf denselben zum Setzen niedergedrückt, nach einigen Sekunden kommt die nächstälteste auf den Stuhl; und so geht es fort, bis die jüngstheiratsfähige auf dem Hoffnungsstuhle gesessen hat. Es soll dieses Niedersetzen auf den Stuhl, auf dem der Priester gesessen hat, ein Mittel gegen das Sitzenbleiben — Nichtheiraten — der Mädchen

sein. Ein Niedersetzen ist Schutzmittel gegen ein Sitzenbleiben (Similia similibus).

Am zweiten Weihnachtsfeiertage, dem Feste des hl. Erzmärtyrers Stephanus, wird Hafer geweiht. Vor der Weihe stellen sich die Burschen des Dorfes im Spalier vor dem Kirchenthore auf nnd bombardieren von rechts und links die zwischen diesem hindurch zur Kirche gehenden Dorfschönen mit der zu weihenden Frucht des Feldes. Jedenfalls gilt diese Sitte dem Andenken der Steinigung des hl. Stephanus[1]).

Eine noch interessantere Sitte unserer Gegend ist der Umgang mit der Schopa. Die ganze Weihnachtszeit hindurch sieht man grössere Knaben nnd Jünglinge mit derselben von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus umherziehen. Die Schopa, deutsch Hütte, ist ein etwa dreiviertel Meter breites mit Stroh gedecktes, tragbares Häuschen, in welchem eine Krippe mit dem Jesuskinde und den Figuren der hl. Jungfrau und des hl. Joseph steht. Dieses Häuschen ist offen, hell erleuchtet, mit Heiligenbildern, Goldflitter, bunten Papieren und feinen Spitzen verziert. Während eines mit der Violine begleiteten Liedes, welches kund giebt, dass die Völker und Nationen der Erde ihre Gesandten schicken, dem göttlichen Kinde ihre Huldigung darzubringen wird der Vorhang, der die Scene verdeckte, hinweggezogen. — Es erscheint der reiche Bojar in pelzverbrämter Tracht, verneigt sich vor der Krippe und tanzt dem hl. Kinde zu Ehren seinen Nationaltanz, an dem auch seine Gattin, die er mittlerweile herbeigerufen hat, teilnehmen muss. Nach der ehrfurchtsvollsten Verabschiedung springt der kreuzfidele Madziar mit seinem bassa remtemtem sporenklirrend herein, verbeugt sich, ruft sein Weib, tanzt, huldigt und empfiehlt sich. So folgen in bunter Reihe der Goral in seinem unvermeidlichen Skirpcach, der Czikos, der Moskal, der Schlachcic, der Zigeuner, der Prnssak, der Litthauer, selbst ein polnischer Jüd verlauft sich u. s. w., bis auch ein gekröntes Haupt mit Reichsapfel und Scepter erscheint. Der König singt nicht und tanzt nicht; stolz nnd erhaben geht er an der Krippe vorüber, diese nicht eines Blickes würdigend. Da fällt den irdischen, stolzen Machthaber der Höllenfürst an. Mit seinen Hörnern, Hufen und einer Gabel bearbeitet er den armen Fürsten, dass Krone und Scepter zur Erde fallen und er um Gnade fleht. Nun erscheint der Tod, der mit scharfem Hiebe seiner Hippe das edle Haupt wegmäht. Eine graue, steinalte Hexe räumt mit Harke und Besen die irdischen Ueberreste des gottlosen und stolzen Königs in einen abgelegenen Winkel fort. Zum Schluss erscheint eine Scherzfigur mit dem Klingelbeutel. Gern legt man einen Obolus hinein, besonders, wenn die Schopka hübsch dekoriert, die Figuren ebenso geputzt sind, die Musik rein klingt und der Gesang den Vorstellungen entsprechend gut vorgetragen wird.

Bei der Kolendä ist noch zu erwähnen, dass den Ministranten vielfach gehechelter Flachs oder Hanf in den Hauswirtschaften verabreicht wird. Es ist dies noch ein altes Herkommen aus den ersten Zeiten des

---

[1]) Diese Sitte der Beschüttung mit Getreide ist in den slavischen Ländern sehr verbreitet; in Dalmatien und Bosnien wird der auf dem Hausherde bis zu dem Dreikönigsfeste langsam glimmende badnjak (Holzblock, zu vergl. mit dem Julblock, engl. yuleclog) beschüttet, wobei Wünsche gesprochen werden, welche auf reichen Viehstand und eine reiche Ernte hinzielen. W. N.

Christentums in Oberschlesien, als die Bauern freiwillig die Verpflichtung übernommen hatten, aus ihrem Flachs und Hanf die Kirchenwäsche, Alben etc. anzufertigen und zu liefern, weil die heilige Kirche zu arm war, sich alle Bedürfnisse selbst anzuschaffen.

Oft erbitten sich bei den Weihnachtsumgängen die Leute die Klingel von den Ministranten, um aus dieser kranken Angehörigen Wasser zu verabreichen, in der guten Meinung, dass hierdurch dem Kranken Genesung zuteil wird. — Gelbsüchtige Menschen bitten den Priester, in den Speisekelch hineinschauen zu dürfen, Heilung dadurch erwartend.

Im Osterfestkreise liegen manche Erinnerungen an den vorhergegangenen Weihnachtsfestkreis, sich mit diesem auch den Sitten und Gebräuchen nach verkettend. — Werden Ostersonnabend die Kirchenglocken, welche Gründonnerstag — wie man sagt — nach Rom, der ewigen Stadt, hinzogen und nun wiederum zurückgekehrt sind, das erste Mal geläutet, so eilt der Obstbaumzüchter an seine Bäume, nimmt ihnen die Strohkränze, die an den Weihnachtsfeiertagen angelegt wurden ab, und schüttelt sie mit starker Hand, auf dass sie vom Winterschlafe erwachen, die frohe Kunde von der Auferstehung des Heilands vernehmen und den Dank für die Erlösung der Welt aus Todesketten in Darbringung reicher Frucht bezeugen.

Schlesische Redensarten.

Gesammelt von **Wilhelm Patschovsky**, Dittersbach bei Liebau i. Schl.

Jemand in die Pilze schicken. (Jemand, der lästig wird, unter irgend einem Vorwande fortschicken.)

Ein Gesätzel flennen (heulen.)

Macht ein Gesicht wie die Gans, wenn's blitzt.

Macht ein Gesicht wie die Katze, wenn's donnert.

Fuchsschwanz streichen. (Schmeicheln. Nur thun was andern gefällt, um sich dessen Gunst zu erhalten, resp. zu erringen.)

Der ist ein geheukter, gerissener Kerl. (Sehr schlau, durchtrieben, mit allen Hunden gehetzt!)

Du bist ein Täpper. (Bist ein Dummian, bist taperich = unbeholfen.)

Leine ziehen. (Fortgehen; z. B. der zieht Leine = sieht, dass er schnell fortkommt; drückt sich.)

An einem Stricke ziehen; an einer Züche nähen.

Das geht wies Heftelmachen. (Geht sehr schnell und geschickt von statten.)

Das Maul geht wie 'ne Dreckschlender.

Er hat nicht blas mir vom Nagel.

Er aalt sich. (Sich in bequemer, liegender Stellung ausruhen, eigentlich faulenzen. Besonders über die ungebührliche Zeit im Bett liegen.)

Die Hunde führen bis Bautzen. (Die Sache nimmt einen üblen Ausgang; z. B. macht jemand schlechte Geschäfte, so sagt man, der muss die Hunde führen etc. d. h. der wird dabei ruinirt.)

Die werden keinen guten Faden miteinander spinnen. (Sie werden sich miteinander nicht lange vertragen; es wird bald Feindschaft entstehen. Von Brautleuten und Ehepaaren.)

Ich sag dir's nicht, und wenn dich das Wunder frisst. (Wenn dich die Neugierde verzehrt, umbringt.)

Ich sag dir's nicht, und wenn dir die Wunderblase platzt. (Wunderblase = die Geduld, die Neugierde zu bezähmen, reisst.)

Der ist wunderhaftig. (Sehr neugierig.)

Der hat's im Griff, wie der Bettelmann die Laus. (Ist sehr geschickt, vollbringt etwas schnell und sicher.)

Das ist Socke wie Hose, Strumpf wie Niederschuh.

Er ist voller Hundsflöhe. (Er ist voller Witze und lustig = böser Streiche.)

Macht mir nicht den Ochsen wilde. (Bringt mich nicht in Aufregung, aus der Ruhe, durch Mitteilung einer Neuigkeit etc.)

Aus Himmelsthron regneu. (Es regnet sehr stark.)

Jemand zureden wie einem kranken Schweine. (Recht eindringlich zureden.)

Gott segne dir's im Ehebett mit 7 Jungen und einem Gottlieb.

Ich danke fleissig (fleissig = sehr).

Das Kind ist aus dem grössten Staube (Drecke) heraus. (Es ist schon so alt, dass es durch Verunreinigung nicht mehr so viel Mühe macht.)

Unsinn ist Mehlsuppe. (Sobald jemand Unsinn sagt, giebt man diese Antwort.)

Umstände sind Eierkuchen. (Desgl. die vom Eierkuchen bei Umstände.)

Der lebt wie die Made im Speck.

Der Backofen ist eingefallen. (Schwangere hat entbunden.)

Der sieht nicht wo sie liegen, er sieht wo sie fliegen. (Sieht nicht auf den Weg, giebt nicht darauf acht und stolpert deshalb, weil er in die Höhe sieht.)

Sitzungsbericht.

In der Sitzung vom 9. VI. sprach Dr. Wünsch über 'Antike Fluchtäfelchen'. Der Vortragende führte aus, welche Bedeutung diese für die Erkenntnis des Volkslebens der alten Griechen und Römer haben, und wandte sich dann zur Besprechung einzelner Täfelchen nach Form und Inhalt. Es sind mit Verwünschungen beschriebene Bleitäfelchen, die man zusammengerollt und mit eisernen Nägeln durchbohrt in Gräbern verbarg: der Charakter der Flüche ist ursprünglich der von Briefen an die Götter der Unterwelt, des Inhalts, dass sie diesen oder jenen Feind, dem man zu schaden trachtet, zu sich herabziehen. Blei wählte man als Schreibmaterial, damit es nicht von der Nässe zerstört würde, die Nägel trieb man hindurch, damit kein profanes Auge sie lesen könnte, und in Gräbern wurden sie verborgen, weil sie auf diese Weise am schnellsten an die Adresse der Unterirdischen kamen, die dort hausen. Später deutete man diese Bräuche ins Abergläubische aus: das Blei müsse genommen werden, weil Bleifarbe Totenfarbe sei, und der Gegner zur Leiche, also kalt, schwer und unbehülflich wie Blei werden solle; der Nagel müsse hindurchgetrieben werden, weil er das Symbol des Fesselns, Festmachens sei, und wie durch ihn das Blei, so solle auch der Gegner durch den Fluch festgemacht werden, dass er sich nicht mehr rühren noch dem Schreiber des Fluches schaden könne. Für den Inhalt der Tafeln war die Hauptsache, dass der Name des Gegners genannt wurde, da im Altertum der Name und sein Träger in magischer Beziehung stehen: was jenem begegnet, muss auch diesem widerfahren. Aus dem Stande, der öfter neben dem Eigennamen genannt wird, sehen wir, in welchen Kreisen dieser Fluchzauber gebräuchlich war: da erscheinen Sklaven und Freigelassene, Gerber, Seiler, Müller, Schuster, Wirte — es war die grosse Masse des ungebildeten Volkes. Manchmal werden auch die einzelnen Glieder des zu Verwünschenden aufgezählt, oder es werden mit ihm

Angehörige, Freunde und Vermögen genannt: er soll eben an allem gestraft werden, was ihm lieb und wert ist. Interessant sind namentlich die Tafeln, die uns erkennen lassen, welche Veranlassung ihrer Anfertigung vorausging: das ist sehr oft ein Prozess, in dem der Fluchende siegen will dadurch, dass er die Zunge seines Gegners und dessen Zeugen fesselt; andere Motive sind kaufmännischer Geschäftsneid oder verschmähte Liebe. Einmal werden sämtliche Wirtshäuser eines Viertels nebst Wirten und Wirtinnen verflucht — so das Gasthaus zum Kahlkopf — ein andermal sämtliche Köche, die im alten Athen eine so grosse Rolle spielten.

Erfunden und zuerst ausgebildet ist der Bleitafelzauber in Attika: hier sind uns aus der Zeit vom 5. bis 2. vorchristlichen Jahrhundert etwa 250 Täfelchen erhalten; von Athen aus ist er dann durch den athenischen Handel an den Rändern des Mittelmeers verbreitet worden — wir haben Tafeln von den griechischen Inseln, von Kleinasien, aus Aegypten, und Italien. In den griechischen Colonien erfand man später noch eine besondere Verwendung der Tafeln, so dass sie nicht in Gräber geworfen, sondern offen angeheftet wurden: sie gebrauchte man, wenn etwas verloren oder gestohlen war, an Stelle unserer heutigen Zeitungsannoncen; da heisst es: 'Ich, Hagemone, habe ein Armband verloren: wer es wiederbringt, soll seinen Finderlohn haben, wer es nicht wiederbringt, soll verflucht sein', u. ä. Von den Griechen Unteritaliens haben die Römer den Bleifluch kennen gelernt und vielfach verwendet, von ihnen ist er dann in die unterworfenen Provinzen, Brittannien, Spanien, Gallien und Germanien gebracht worden.

Eine besondere Ausbildung erfuhr ferner derselbe abergläubische Brauch in Alexandria, wo sich die orientalische Magie seiner annahm, und ihn mit unverständlichen Zauberformeln und einem complizierten Götterapparat ausstattete: diese Tafeln sind besonders wichtig, da sie uns die Religionsgeschichte damaliger Zeit erläutern. Neben den gewöhnlichen griechischen Unterweltsgöttern, die auf den attischen Tafeln angerufen waren, treten hier namentlich die Dämonen in den Vordergrund, die Geister der Vorfahren und die Geister solcher Menschen, die vor der ihnen bestimmten Zeit verstorben sind und deshalb umgehen müssen: das sind die Seelen von Hagestolzen, Selbstmördern, Hingerichteten und Kriegern, die im Kampf geblieben sind. Dann aber nehmen auch die Götter der fremden Religionen, der assyrischen, aegyptischen, semitischen, einen breiten Platz ein.

Am häufigsten verwendet wurde in dieser Zeit der Bleitafelfluch beim Treiben der Rennbahn. Für die Wagenlenker des Circus war ja der Sieg im Rennen eine Lebensfrage, und so suchten sie denn durch allerhand Zaubermittel ihre Concurrenten unschädlich zu machen; dazu gehört auch das Festmachen durch den Fluch. Aus Carthago haben wir eine Masse derartiger Tafeln, die interessant sind durch die aufgezählten Pferdenamen und die gelegentlich erwähnten Sportausdrücke; auch bei Rom wurden in den fünfziger Jahre eine ganze Reihe solcher Täfelchen gefunden, die aus den Jahren 390—420 n. Chr. stammen, also aus einer Zeit, zu der in Rom schon längst das Christentum anerkannte Staatsreligion war: wir haben hier einen Beleg zu den vielen Klagen der Kirchenväter, dass in den unteren Schichten der christlichen Gemeinde noch lange Zauberei getrieben wurde. Ja, ganz sind die Vorstellungen, die mit dem antiken Fluchzauber zusammenhängen, heute noch nicht verschwunden: in Neapel schleudert noch jetzt das niedere Volk, um seinem Feinde zu schaden, eiserne Nägel, auf die der Name des Gegners eingeritzt ist, unter Hersagen von Verwünschungen ins Meer: das erinnert noch stark an die Nägel, die durch die antiken Bleitafeln hindurchgetrieben wurden.

Anzeigen.

Die **nächste Sitzung** findet der Schul- und Universitätsferien halber erst im **November** statt. **Das nächste Heft** der Mitteilungen erscheint im **October**.

Adressveränderungen. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Vogt, wohnt Breslau-Grüneiche, Villa Ernestinenhof. — Der Schriftführer, Dr. Jiriczek, wohnt Lehmdamm 80a.

Schluss der Redaction: 15. Juli 1899.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1899. **Breslau.** Heft VI. № 4.

Des schlesischen Bauern Werkzeug und Hausgerät.

Ein Beitrag zum schlesischen Wörterbuch von **Dr. Paul Drechsler,** Beuthen OS.

Unseres Volkes wichtigste Arbeit, die neben der noch älteren Weidewirtschaft die Grundlage seines Bestandes und Wohlstandes bildet, der Ackerbau, hält in seinem Betriebe nicht allein wesentliche Grundzüge der ältesten Gestaltung fest, sondern bewahrt auch ein zähes Stück Volkstum in den Benennungen der landwirtschaftlichen Werkzeuge und Hausgeräte. Vor mehr als dreihundert Jahren, im Jahre 1590, ist zu „Schewitz (Schebitz), im Bresslawischen Fürstenthumb gelegen, ein Büchlein erschienen: Kurtze vnd gar einfeltige anleytung zu der Landwirthschafft, das der hochwürdige Verfasser, Martinus Grosser, Pfarrer zur Schewitz, den 25. November 1589 dem Edlen, Ehrenvesten vnd Wolbenampten Herrn Niclasz Rhedingern von und auf Striesa gewidmet hat". Das Büchlein soll nach des Verfassers bescheidener Bezeichnung ein Elementar- oder Abc-Büchlein der Landwirtschaft sein, wie sie nach unsrer (der Schlesischen) Landart gehalten wird und gehalten werden soll, dem gemeinen Vaterlande zu Ehren und zu Nutz.

Er bespricht im ersten Teile, „wie und wann man nach Art und Gelegenheit dieser Land und Ort Acker bauen und zurichten soll", und handelt im andern Teile von der „Viehezucht". In allen seinen Betrachtungen zeigt sich der Nestor der schlesischen Landwirtschaft als ein klarer Kopf, der eine langjährige Erfahrung wohl zu nutzen versteht.

Wichtig ist diesmal für uns, was folgt: „Zum Beschluss habe ich gleich auch nicht unterlassen wollen, einen kleinen Catalogum zu setzen allerlei appellationum, damit dio Pauren in ihrer Grammatik (echt volkstümlicher Ausdruck!) pflegen ihre Instrument zu nennen: Und ist wohl wahr, dass kein Drescher aufm Dorf so geringe, der sie nicht alle auswendig könnte, da sie doch dagegen den allergelehrsten mehrenteils sollten Cauderwelsch genugsam vorkommen: Denn ein jeder Kunst, wie geringe sie auch ist, hat ihre vocabula Technologica". Wegen des unflektierten jeder vergl. meine Abhandlung Wenzel Scherffer, S. 67.

Wir wollen nun in des Verfassers Anordnung und seiner Schreibung die Benennungen der landwirtschaftlichen Geräte zusammenstellen und damit die Bezeichnungen der heutigen Mundart vergleichen. Es wird

sich daraus ergeben, dass zwischen den beiden Zeitbestimmungen 1590 und 1899, die einen Zeitraum von über 300 Jahren umschliessen, die landwirtschaftlichen Ausdrücke sich nur unwesentlich geändert haben, wie der Landbauer heutzutage im grossen und ganzen sich nicht viel von seinem Vorfahren zu Grossers Zeiten unterscheidet. Freilich sind dreihundert Jahre nicht ganz spurlos an ihm und dem Landbau vorübergegangen, und manche Ausdrücke sind zugleich mit den Werkzeugen, an denen sie hafteten, durch die auch auf diesem Gebiete umgestaltend wirkende Macht des Dampfes und die neueren Erfindungen verdrängt worden, um neuen Geräten und neuen Bezeichnungen Platz zu machen. Aber auch hierin hat sich die Mundart wie vor alters in der Namengebung schöpferisch erwiesen.

Gute Dienste leistet bei der Vergleichung die Beilage zum Jahresberichte des Königlichen Gymnasiums zu Neustadt OS. 1896/97, worin Oberlehrer K. Urban „Landwirtschaftliche Volksausdrücke“ aus seinem Heimatsorte Ritterswalde, einem Dorfe zwischen Neisse und Neustadt, bespricht und damit einen wertvollen Beitrag zur schlesischen Dialektforschung gibt. Einiges bietet auch das in unserer Heimatprovinz im vorigen Jahrhundert viel benutzte „Neu vermehrte Schlesische Wirtschaftsbuch, worinnen gründlich gezeigt wird, was durchs ganze Jahr in acht zu nehmen“ (benutzt ist die Ausgabe: Breslau und Liegnitz 1742).

Ergänzen wir diese Sammlungen aus der heutigen Mundart, so können wir folgenden „Catalogum“ der Werkzeuge und Hausgeräte des schlesischen Landmanns aufstellen:

1. Das Werkzeug, damit man den Acker brochet, wendet, ruhret und aarnet, heisst samt seinen Teilen ein Pflug.

Anmerkung. a. Brochen, brachen nennt Grosser die erste Art, den Acker zu bearbeiten, wenn man ihn „umreisset“; ein so bearbeiteter Acker heisst dann eine Brache. — „Den Mist soll man bald unterbrochen oder unterarbeiten, und je eher man brocht, je besser es ist.“ — Das Wirtschaftsbuch erklärt S. 94, „was man Brachen heisst“: Brachen haben die Alten geheissen, wann sie denjenigen Acker, denn sie bis zu Johanni ruhen lassen, mit Miste beführet, den Mist untergearbeitet und das Erdreich gleichsam zum ersten Mal mit dem Pfluge gebrochen und umgerissen haben, dannenhero das Feld das Brachfeld ist genennet worden. Heute, wo das Zeitwort brachen erloschen ist, nennt man das erste Umwenden oder Pflügen des Ackers das Stürzen, sterza, und den Acker dann Sterzacker oder die Sterze; allgemein. Man vgl. auch Weinhold, Beiträge zu e. schles. Wörterb., S. 96.

b. Ist der Acker sehr bewachsen, so wird er mit dem Pfluge zum zweiten Male umgerissen; das heisst man den Acker wenden, und ein Stück, wie es auf einmal umgewendet wird, heisst ein Gewende. (Urban leitet den Namen irrtümlich vom Wenden des Pfluges am Ende und am Anfange des Stückes her.)

c. Die dritte Art ist das Ruhren, auch heute stets ohne Umlaut gebraucht. Der gebrachte und gewandte Acker wird vor der Saat geruhrt, d. h. er wird mit dem Ruhrhaken der Quere nach (schriem, schiech) umgewendet, aufgerührt. Nach der Ruhre, heisst es in Katscher bei Leobschütz, muss der Acker sich einige Tage „erliegen“. Dort nennt

man anch das schräge Durchpflügen schriem (mhd. schreme, schief, schräge) pflügen oder schickhaken, zu mhd. schiec schief. Es wird besonders nach der Kartoffelernte angewendet, nm die bei dem geraden Pflügen znrückgelassenen Kartoffeln hervorzuführen; vgl. ebenso schickêgen, schief, quer über den Acker eggen (Katscher).

d. Die letzte Arbeit, wenn man den gerubrten Acker zum Säen pflüget, nennt Grosser ârnen („sie aarnen mit dem Pfluge unter"); ahd. arjan, mhd. ern. Nach dem Wirtschaftsbuche heissen die Bauern solche Ackerarbeit auf ihre Art aehren oder geaehrt, ein Ausdrnck, der hente allein für ernten noch gebräuchlich ist. Auch die ältere Form arnen, erarnen gebraucht Logau für ernten, erwerben. — Die nrsprüngliche Bedeutung pflügen (vgl. lat. arare) begegnet häufig in alten Urkunden, besonders in der Wendung „gear(e)n und ungear(e)n".

Teile des Pfluges:

2. Unten das grosse Eisen, daran der hölzerne Pflug (nach alter Art) geschlagen und darauf das Pflugschar gelegt wird, nennt man den eisernen Pflug; ihn belegt man unten mit der Sol-Schien, Sohlschiene, und auf der Seite, da das Erdreich anstreichet, mit einer Seit-Schien, Seitenschiene.

3. Das Eisen, so man auf den eisernen Pflug aufleget, nennt man das Schar, heute das Schôr(e), und die Haspe, die durch das Loch des Pflugschars geht, den Poltzen, Bolzen.

4. Das Brett am Pfluge, daran sich die Ackerschollen legen und nmwerfen, heisst das Strichbrett, Strichbrât, -bræt. Damit es sich nicht bald ablaufe, beschlägt man es mit der Strichschien.

5. Das längliche Holz, das unten durch den eisernen Pflug und oben durch den Grengel gehet, nennt man Griechseule, heute gewöhnlich Griefsäule, in der neuhochdeutschen Schriftsprache Griessäule. Urban erklärt die in Ritterswalde übliche Form Griefsäule als Greifsäule: sie giebt die Grenze an, wie weit der Pflug beim Pflügen greift, d. h. den Boden umlegt; doch mag ein anderes Wort zu Grunde liegen.

6. Die zwei krummen Hölzer, so hinten hinausgehen, daran der Ackermann die Hände leget und damit den Pflug führet und hebet, nennt man die Pflugstertzen, heute ebenso Pflugstâ'zen, z. B. in der Ohlauer Gegend und um Katscher; mhd. sterze; pflugstercze odir rister bei Conrad von Heinrichau, pflugstürze bei Steinbach 2, 762. Daneben findet sich für die Handhaben die Form Pflngstelzen, Pflugstâlza, so um Neustadt und auch in Niederschlesien.

7. Das lange Holz (der Pflugbaum), das hinausgeht wie am Wagen die Deichsel, und hinten durch die Sterze zur linken Hand gehet, daran die Löcher (zum Stellen) sind, nennt man den Grengel, Greñl, hente daneben auch Grendel, Grindel, ahd. grintil, mhd. grindel, Riegel, langer Balken.

Anmerk. Merkwürdig ist, dass nm Janer, Liegnitz und Nimptsch der Neuntöter, Lanius maior, Woingreñl, Wagengrengel, heisst.

8. Das grosse Krummeisen an dem Grengel über dem Schar, damit man den Acker zerschneidet, nennt man das Sech, hente allgemein das Pflugsêch, Pflugmesser, auch der Kolter (vom lateinischen culter, Messer, wie Sech sich zu secare, schneiden, stellt).

9. Die kurzen eisernen Ketten, so man an den Grengel legt und vorne durch das Pfluggestellichen (es heisst nach dem Wirtschaftsbuch, das ausser Sech nur diesen Ausdruck bietet, auch die Grengel-Bitte) stösset, nennt man die Grengelwiedte. Das Wort Wiete, ahd. wid, mhd. wit, engl. withe, bezeichnet ursprünglich ein aus biegsamen Zweigen oder Ruten gedrehtes Band und ist lebendig in Redensarten: dürr wie 'ne Wiete, (schlank) gewachsen wie 'ne Wiete. Grosser fügt auch hinzu: An etlichen Orten, da es gar leichte Aecker (sc. gibt), braucht man nur geflochtene starke weidene (Wiete ist stammverwandt mit Weide) oder eichene Wiedten.

10. Jetzt dient zum Verbinden des Pfluges mit dem Gestell gleichfalls eine eiserne Kette, die gewöhnlich die Grengelkette, Greñlkête, genannt wird.

11. Den Nagel, den man vor die Grengelwiete am Grengel in die Löcher fürstecket, darnach man seichte oder tief arbeiten d. h. pflügen will, nennt man den Stössel, heute noch Stiessel.

12. Der vorn mit einem breiten Eisen beschlagene Stecken des Pflügers, damit er die Erde vom Pflugschare und Strichbrette abscharret, heisst die Reute oder, wie heute auch so, das Reutel, im Wirtschaftsbuch: ein Pflugreumer oder Rotel. Scherffer bietet reuten, mhd. riuten, urbar machen, ein Land durch Ausrottung der Gewächse säubern; daher ausreuten, austilgen. Wenzel Scherffer S. 211.

13. Der Pfluggrengel liegt vorn auf den Pflugachseln. Heute heisst es: der Grengel des Pfluges ruht beim Pflügen auf dem Pfluggezünge, von Zunge. Hinten an der Zunge des Pfluggezünges ist eine Stellvorrichtung, die Liere, Lehre. (Der aus dem Niederdeutschen stammende Uebergang von ê zu î findet sich vielfach im Schlesischen; in Katscher sagt man Lîrjoñ, Lehrjunge.)

14. Durch das Pfluggestell geht ein zwieselicht (gablig gespalten) und länglich Holz, das Pflugweter.

15. An das Pflugweter legt man ein Stück Kette mit einem langen Seil; das nennt man die Mittelzucht, von ziehen; Wirtschaftsbuch: ein Mittel-Zug.

16. An der Mittelzucht sind die Vorderwagen, woran man die Vorderpferde mit den Sielsträngen (die Siele, das Sil(l), Brustriemen des Pferdes) anspannt; heute heisst es gewöhnlich: mit den Ziehblättersträngen, Stränge, Stricke, die mit den meist aus Leder hergestellten Ziehblättern des Kummets verbunden sind.

17. Zum Ruhren dient der Ruhrhaken oder Radlitz, heute noch um Oppeln lebendig, poln. radlica. Seine Teile sind:

18. Das Haupt, unten ein länglich Holz wie ein Klötzlein, das auf der Erde kreucht.

19. Die Hintersäule, auf dem Haupte hinten ein Holz wie der Grengel am Pfluge.

20. Die Spille, ein (spindelartiger, spitzer) hölzerner Nagel, der quer durch die Hintersäule geht.

21. An die Spille sind an beiden Seiten längliche Hölzer nach der Länge ein wenig hinten auswärts empor und unten an das Radlitzhaupt angenagelt; diese Hölzer nennt man die Ohren.

22. Das andere Sänlchen am Haupte emporwärts, das oben dnrch den Grengel geht, nennt man wie am Pfluge die Griechseul; ebenso heissen die Handhaben des Ruhrhakens die Sterzen. Anch die anderen Teile sind nnd heissen wie am Pfluge.

23. Das Werkzeug, womit man die Klösser zerreiset nnd den Acker gleich und schlecht (schlicht, gerade) macht, nennt man Egen, Eggen. Weil die Egge nachgeschleift wird, spricht man in Katscher von dem Egeschlâf, Eggeschleif, männliche Form zu Schleife.

24. Die Egge besteht aus Eggebalken, an deren jedem sieben starke eiserne Nägel sich befinden, die Eggezinken.

25. Znr Verbindnng zweier Eggen dient nach Grosser ein an jedem Ort, d. h. Ende, durchlöchertes, durchgespaltenes Holz, das je an einen Mittelzinken gelegt wird, der Kloben, zu mhd. klieben, spalten. Hente dient zur Verbindung der Eggen der Klobezinken, Klôbezinka, ein kleiner, spitzer Pflock, der in ein Vorsteckloch des Eggeklobens gesteckt wird, nm so ein Glied des an einer andern Egge befestigten Kettchens, des Klôbekêtlas, festzuhalten.

26. An die Eggen legt man einen Strang und bindet daran eine Woge, Wage; diese nennen die Banern das Ortsch. Diese von Grosser überlieferte Form ist neben ôrtscht heute allgemein für Ortscheit, worunter man das Holz an der Deichsel versteht, woran gewöhnlich zwei Wagen hängen, nnd worin der Schlussnagel steckt. Das Wirtschaftsbuch S. 57 enthält den anch jetzt gebräuchlichen Plural Ordster, Ortschter. Um Neustadt sagt man statt Scheit, „Holzstab“, Schaft und gebraucht statt Ortscht die Form Urtschaft, ôrtschaft. (Aehnliche Zusammenziehungen wie Ortscheit : Ortscht sind im Schlesischen häufig, z. B. Vnrtl : Vorteil, wnlfl : wohlfeil, Leitsl : Leitseil, Jurmrt : Jahrmarkt, Flurscht : Flurschütze, Feldhüter (Langenau bei Katscher), Werste : Werkstätte, Knppsel : Kopfseil, s. nr. 64.)

Es gibt mancherlei Wagen:

27. Der Bretterwagen. Dafür ist in Oberschlesien die gewöhnliche Benennnng: der Tunketwagen, auch als Mist- oder Düngerwagen verwandt. Der Bretterwagen wird hinten (nnd bisweilen auch vorn) durch einen Schieblich, von schieben, verschlossen. (Schieblig heisst auch die Schublade; ähnliche Bildung ist Tritlig, von treten, Stufe.)

28. Der am Wagen hinten vorragende Teil der Tnnket, Unterlage, s. 53, das beim Fahren geränschvoll sich auf- und abbewegt, heisst in Katscher das Schnoaterbrâtle, von schnattern. Von einem geschwätzigen Menschen sagt man: a hôt a hibsches Schnoaterbrâtle! Am Schnatterbrettel hncken die Gassenjungen auf.

29. Grosser erwähnt: Gutschwagen, Kutsche, bedeckte Wagen, halb oder ganz gedeckte, Fuhrwagen, Erntewagen, Heuwagen, Flechtwagen, die mit Flechten, geflochtenen Wagenkörben, belegt sind.

30. Neben diesen erwähne ich noch den Plauwagen, Plôwôn, den mit grauer Leinwanddecke, zu mhd. blâhe (anfgeblähte Leinwand), überspannten Fracht- nnd Banerwagen.

31. Der sogenannte „gnte“ Wagen (der Schlesier hat bekanntlich auch eine „gute“ Stube) heisst anch Pompwagen, um Neustadt Bummwôn, nicht, wie Urban meint, von französ. bon, sondern von la pompe,

Pracht-, Prunk-, Galawagen; vgl. Mitteilungen 1898 S. 50. Scherzhaft sagt man dafür auch die Bombe.

32. Ein- und zweispännige Plauwagen sind auch die Kaluder, die aus den Breslauer Vorstädten nach den nächsten Vergnügungsorten „mit schlechten Pferden und übervoller Ladung" fahren; Weinhold Beitr. S. 39.

33. Aus der Fremde haben sich eingebürgert die Kalesse, wie meist für Kalesche gesagt wird, und, verächtlich, die Karrete, aus dem Spanischen. Vgl. noch nr. 55.

34. Ein Hauptteil des Wagens ist die Deichsel, Deiksel, in Katscher Deistl.

35. Ihr hinterer zweigabliger Teil ist die Zwiesel, nach der Form dafür auch als Gabel oder Schere bezeichnet.

36. Das Querscheit, das die beiden Deichselarme verbindet, heisst in der Ohlauer, Neustädter und Katscherer Gegend Rîtscheit oder Rîtsch(t), in Ritterswalde wieder Rîdschuft; vgl. 26: Ortscht. Der erste Bestandteil hängt wohl mit richten zusammen.

37. Den Nagel vor der Vörderwoge (Vorderwage) an der Deichsel nennt man den Vornagel; heute Schlussnagel.

38. Das lange Holz, das den Hinterwagen mit dem Vorderwagen verbindet, nennt Grosser die Langwel, um Neustadt die Lampert, sonst die Lampertstange, doch auch der Langbaum, schriftdeutsch die Langwelle und Langwiede. Alle diese Worte bezeichnen ein langes Holz, einen langen runden Balken.

Anmerk. Hieran knüpfe ich eine Vermutung. Bekanntlich heisst in Breslau ein leicht eingebrautes Tischbier Langwel, Langfel, Lamfl, Lampl. Dieser Name ist verschieden erklärt worden, in den Schlesischen Provinzialblättern 1866 S. 307 von dem Lammfell, das als Bierzeichen ausgehängt worden wäre. Ich meine: Als lockendes Zeichen wurde bis in die 50er Jahre an den Schankhäusern in Schlesien ein Kegel angebracht, vgl. Drechsler, Wenzel Scherffer S. 147. Statt des Kegels gebrauchte man auch ein einfaches langes rundes Holz, d. h. eine Langwel. Der Name dieses Holzes (man denke an die Bezeichnung Bowle, kalte Schale u. a. m.) wurde auf das Bier übertragen, und man verkaufte und trank — Langwel.

39. Den Nagel oder Vorsteckriegel, der in der Achse steckt, damit die daran laufenden Räder nicht abgehen, nennt man den Lünn, ahd. lun, mhd. lun m., lune f., in der heutigen Schriftsprache Lünse.

40. Um das Heransspringen des Linn, wie es heute gewöhnlich heisst, zu verhindern, steckt man jetzt durch ihn einen Splint, verwandt mit Splitter, einen kleinen, spitzen Nagel.

41. Als Stützen für die aufrecht stehenden Bretter auf dem Bauernwagen sind zu beiden Seiten die Rungen (gotisch hrugga, Stab) angebracht. Die in Form eines Holzbocks über das Hinterrad gehende Runge heisst heute auch Bôkrunge (Niederschlesien).

42. Die Rungen stecken in ausgehöhlten Rungestecken, dicke, längliche Klötzer, die durch Tragerinken (Rinke m. Metallring, der auch sonst als Schnalle benutzt wird, mhd. rinke) an den Achsen befestigt sind. Heute sind die beiden Rungen des Vorderwagens in dem Rungenschemel befestigt (Ritterswalde).

43. Zum Festhalten der Wagenleitern des Erntewagens wurde früher die Leiter mit der Runge durch eine biegsame Gerte, die Leussenwiete, heute durch den Leussenring, verbunden, letzteres z. B. in Ritterswalde. Zum Halten der Wagenflechte dient ebenso ein Stab, der sich auf die Achse stützt, bei Grosser die Leuste, in Niederschlesien der Lochsastoab, Leussenstab, auch die Lochse, um Ohlan und Katscher die Lenssenstange. Lochse, Leusse, Lenste geht auf mhd. liuhse f., Stemmleiste, zurück. Grosser bietet auch ein Verb. leusten, mit Leussen versehen; s. nr. 54.

44. Ist der Wagen hoch mit Wiesegras, Heu, Getreide oder Stroh beladen, befestigt man oben darauf zum Festdrücken der Last den Wiesebaum, auch Heubaum. In Ober- und Niederschlesien sagt man auch: man wiesebêmt (wiesebäumen) das Fuder. Ueber bäumen, auf- und ausbäumen, in der Webersprache vgl. man Germanist. Abhandlungen, hrsg. von Weinhold-Vogt, XII (Festschrift für Weinhold) S. 16.

45. Die Langwel geht vorn durch Vorderachsen und Rungestecken. Dadurch steckt man, um alles zu verbinden, zu schliessen, den Schlossnagel, heute Schlussnagel; vgl. Vornagel 37.

46. Etliche brauchen ein Eisen; das ist in der Mitte emporgebogen und hat zwei Löcher, an jedem Ort (Ende) ein Loch. Durch das eine stösst man den Schlossnagel, durch das andere die Langwel, damit man desto geschickter und leichter umkehren und lenken kann. Dieses Eisen nennt man ein(en) Scheler.

47. Ein Wagenrad, wie es vom Wagner oder Rademacher kommt, unbeschlagen, heisst eine Scheibe.

48. Der um die Achsen laufende Teil des Rades heisst die Nabe.

49. Der in die Nabe geschlagene Rinken, damit sie sich nicht ablaufe, ist die Büchse.

50. Die andern Rinken, damit die Nabe von aussen belegt ist, nennt man die Naberinken.

51. Grosser erwähnt noch am Rade die Speich- und Stossrinken, die Speichen, die Filgen, Felgen, und die Radschienen, die mit Radenägeln angeschlagen werden.

52. Ist ein Rad auf den Felgen nicht mit eisernen Schienen beschlagen, so nennt man es ein Puchen, d. h. eine Buche, aus Buchenholz. Der Wagen, an dem solche Räder laufen, findet sich im Wirtschaftsbuch S. 56 als Puchewagen.

53. Das dicke Brett, das man auf den Markt- und Mistwagen unten zwischen die Rungen legt, heisst eine Unterloge, Unterlage, heute in Oberschlesien gewöhnlich eine Tunket; vgl. Tunketwagen (27) und 28.

54. Es gibt dreierlei Leitern, Lettern, Littern, die kleineren Marktleitern, die grösseren, die man zu den gelensteten, d. h. mit Leussen versehenen Wagen nimmt, und die grössten, mit spitzigen Sprossen emporragenden, die Ernte- oder Heuleitern. Von einem, der auf einen Zuspruch nicht hören will, heisst es im Volksmunde: A hiert hoite mit Hee-Littern.

55. Wenn man zur Abführung langer Hölzer einen Wagen ohne Unterlage, ohne Leitern, ohne Leusten braucht, so nennt man einen solchen Wagen einen gernnten Wagen. Dieser Ausdruck Grossers ist mir unklar.

56. Das Rüstzeug, womit man auf die darunter gestossenen Wagen grosse Hölzer emporhebt, ein stark ausgehöhltes Holz mit vielen Löchern auf beiden Seiten, ist die Lade, von laden, aufladen.

57. Zum Anfassen des Holzes dient der Heber, ein starker, eiserner Haken mit zwei starken Kettengliedern, in ein stark Holz gefasst; auch im Wirtschaftsbuche erwähnt.

58. Die Fuhrleute und etliche Bauern haben ein sonderlich Zeug, fast wie eine Schraube, um die Wagen, wenn sie (auf den früher so schlechten Wagen) versinken, oder andere schwere Last aufzuschrauben oder emporzudrehen; sie nennen es einen Winder, von Winden, drehen.

59. Mit der Rode-, Radehau rodet und hackt man das Erdreich auf; daher auch Rode-, Radehacke.

60. Man schort, schaufelt, mit der Schorschaufel, man gräbt mit dem Grabescheit. Schoren für schaufeln ist weit verbreitet; Weinhold Beitr. S. 87.

61. Neben Heu- und Mistgabeln nennt Grosser die Strengabeln, lange, hölzerne Gabeln, damit man den Rossen die Streu machet.

62. Das gespröste (mit Sprossen, Spreizen versehene) oder gegitterte Gezeug, damit man den Mist aus dem Stalle trägt, ist eine Trage.

63. Ist aber ein Rädlein vorn daran, so nennen sie es eine Radwer, Râper, volkstümlich für Radbare, in gutem Humor die Schweinkalesse genannt; Weinhold Beitr. S. 75.

64. Ist auf der Schiebkarre ein viereckiger Kasten angebracht, heisst sie heute die Brêtelrâdwer oder gewöhnlicher die Kastelrâdwer. Zum Fahren der Radwer braucht man das Kuppsel, Kopfseil, das um die Achseln geschlungen und an den Handhaben der Radwer befestigt wird.

65. Ein gross klüpplicht (zu Kluppe, Klüppel, Holzklobe) Holz, womit sie eiserne Keile in Bäume oder Hölzer, die sie spalten wollen, einschlagen, nennen sie einen Schlegel.

66. Reiber heisst der Strohwisch, den sie an einen Rechen fassen, um die Spreu im Getreide damit anfzukehren (vgl. in der Stube aufkehren, aufwischen, aufwaschen).

67. Wird ein Flederwisch an ein Holz gebunden, um die Spreu vom Getreide zu kehren, ist dies ein Abkehrer.

68. Heute nennt man dieses Abkehren der Hülsen vom gewurften Getreide mittels eines an einer Stange befestigten Gänseflügels auch ploedern, faktit. zu mhd. blôdern, plôdern. Grimm, Wörterb. 2, 141. Vgl. Pleuder 69.

69. Gewöhnlich wird heute das Getreide mit einer Maschine gereinigt, die von dem klappernden Geräusch, was ursprünglich plodern, mhd. blôdern, bezeichnend die Pleuder genannt wird. Diese Reinigungsmaschine nennt der Landmann in Ritterswalde auch die Flêder, aus Pleuder entstellt; sie flêdert, d. h. rauscht, klappert; um Katscher die Purdel, weil sie purrt, d. h. einen rauschenden, brummenden Laut gibt.

70. Aehnlich heisst von dem Geräusche die Maschine zum Reinigen des Leinsamens die Klapper, Klâpper, zum Mürbemachen des Flachses ebenso allgemein die Rumpel. Man vgl. die schlesische Rätselfrage: Was rumpelt und pumpelt ei der hölzernen Kapell? (Das Butterfass.) Bekannt sind auch die Rumpel- und Pumpermetten in der Karwoche

nnd der Rumpelbrunnen oberhalb von Wüstegiersdorf. Man vgl. auch Drechsler, Wenzel Scherffer, S. 215.

71. Die hölzerne Schaufel, damit sie das Getreide worfen, wurfen, nennen sie eine Worfschaufel.

72. Reuter, Reiter, Retter ist ein grosses Sieb von starkem Geflechte, ahd. rîtra, damit man das Getreide oder die Siede (Häckselreiter) siebt oder reutert, ahd. hrîtarôn, mhd. rîtern, reitern, durch die Reiter schütteln; Wenzel Scherffer S. 211.

73. Ist an einem Siebe ein hölzerner Kasten, in den man das Getreide schüttet, um es dann durch den Siebboden laufen zu lassen, um es zu reinigen, zu fegen, so nennt man dies eine Fege.

74. Grosser unterscheidet Gras- und Habersensen.

75. Das Ambösslein und der Hammer, damit die Mähder ihre Sensen zweimal des Tages tengeln, bilden das Tengelzeug.

76. Das kleine, krumme Messer, so kleine Zähne hat, damit die Mägde Gras abschneiden, ist eine Grassichel; damit man aber das Wintergetreide gemeinlich abschneidet, eine Schnittsichel.

77. Ein Gebund ausgedroschenes Stroh heisst eine Schütte, eine halmlose Schütte, Ueberbleibsel von dem in der Raufe abgefressenen Stroh, eine Ûrsche (um Katscher und Schweidnitz). Auch versetzt man nach Grosser die Ställe ringsum gegen die Kälte mit Rohr oder sonsten groben Roggen-Urschen. So werden heute um Katscher die Schafställe mit Schafurschen ausgekleiket; österreich. Urasz. Weinhold Dialektforsch. S. 117 leitet es von got. usitan, ahd. urezzan, schles. ûrschen, herausessen, wählerisch essen, vergeuden ab.

78. Das krumme, breite, eiserne Messer, damit man das Stroh schneidet und Heckel, heute Häcksel, von hacken, oder Söde, Sêde, Sîde macht, nennt man nach Grosser eine Södeschneide, heute gewöhnlich Sêdemesser; den hölzernen Kasten, darein man das Stroh beim Schneiden legt, damals wie jetzt eine Sêdelade, gewählter Siedemaschine.

79. Das ausgehöhlte hölzerne Geschirr, darin die Mähder und Södeschneider ihre Wetzsteine tragen, nennt man eine Kützen, heute um Katscher eine Wetzkêtz, daneben Schlotterkêtz, weil die Kêtz in dem um den Leib gebundenen Riemen schlottert, was auch volkstümlich ist, von Weinhold Beitr. S. 84 in Abrede gestellt; um Sprottau und Neustadt die Wetzkieze. Der Ausdruck Kütze, Kieze, Kêtz hat nichts mit Katze zu thun, wie Urban grob irrend erklärt, sondern gehört zu Kötze, Kütze, Tragbehälter, heute der Rückentragekorb, wofür der Schlesier gewöhnlich Kober gebraucht. — Von der Aehnlichkeit heisst auch der Starkasten, die Starmeste hie und da, z. B. um Sprottau, die Starkieze. Vgl. Grimm Wörterb. V, 700. — Beim Wetzen der Sense mit dem Wetzstein gilt der Spruch: Wetz's gutt, do schnedt's gutt, der Grussknaicht is der Köchen gutt (Niederschlesien). — In Katscher heisst auch das Grastuch der Mägde: Graskitz.

Alphabetisches Verzeichnis der besprochenen Ausdrücke.

Es wäre erfreulich, wenn die Mitglieder unserer Gesellschaft angeregt würden, zu vorstehendem Verzeichnis die entsprechenden Bezeichnungen und Ausdrücke ihrer jeweiligen Gegend zusammenzutragen und dem Vorsitzenden oder dem Verfasser zu übersenden. Dadurch würden unsere Vorarbeiten zum schlesischen Wörterbuche sehr gefördert werden.

Zwei schlesische Volksfeste.

Von **Johann Hahn.**

Zwei alljährlich stattfindende Belustigungen der Dienstboten meiner Heimat Ossig, dem Geburtsorte des nunmehr entschlafenen Dialektdichters Max Heinzel, waren vor etwa 40 Jahren das Goliathschlagen und das Schimmelreiten.

Das Goliathschlagen wurde gewöhnlich an einem Sonntage zwischen Pfingsten und der Ernte abgehalten. Ein riesiger Strohmann, Goliath genannt, wurde auf ein Pferd gesetzt und befestigt, dann auf ein für diese Zwecke geeignetes, in der Nähe des Ortes liegendes Brach- oder Kleefeld gebracht. Zwei Wächter mit Lanzen schritten dem Goliath zur Seite. Eine spielende Musikbande zog voran. Dem Goliath folgten die Knechte und diesen die Zuschauer. Auf dem mit grünen Bäumchen und Kränzen geschmückten Festplatze wurde der Goliath niedergestellt. Mit verbundenen Augen schritten die teilnehmenden Knechte aus abgemessener Ferne auf ihn zu und suchten ihn mittels eines Stockes zu schlagen. Wer ihn getroffen, war der Sieger. Während dieses Vorganges musizierte die Kapelle. Ein „Hanswurst", ein zu Spässen angelegter Mann in Narrenkleidung, sorgte für Unterhaltung und Belustigung der Zuschauer. Mit einer sogenannten „Pritsche" und einer Tabaksdose von respektabler Grösse in der Hand lief er auf dem Festplatze umher, dem einen Zuschauer eine Prise reichend, dem andern schalkhaft die Pritsche um Kopf, Schultern und Hände schlagend. Für die Prise wurde ihm gewöhnlich ein Geldgeschenk gespendet. Eine zweite Dose war mit Schornsteinruss gefüllt. Mit ihrem Inhalte machte er unversehens den Mädchen Nase und Wangen schwarz. Die Pritschenschläge wurden durch Neckereien erwidert. Geschäftig lief der Hanswurst hin und her; plötzlich warf er sich vor den arglos dahin schreitenden Zuschauern nieder, so dass diese über ihn hinwegpurzelten, was jedesmal eine ungeheure Heiterkeit erzielte. Jeder am Goliathschlagen beteiligte Knecht hatte seine besondere, in die ortsübliche Bauerntracht gekleidete Festjungfer mit. Diese verteilte während des Schlagens auf Rundgängen an die bemittelteren Zuschauer kleine Bouquets oder Getränke, wofür sie Geldgeschenke einstrich. Gegen Abend erfolgte der Rückmarsch ins Dorf. Der Sieger ging mit seiner Jungfer voran; die anderen folgten ihm mit ihren Mädchen nach. Das Ziel war das Gasthaus. Hier fand das Fest bei Bier und Tanz seinen Abschluss. Die Kosten wurden aus den Einnahmen bestritten.

Das Schimmelreiten. Zur Kirmes, etwa um die Zeit von Martini, fand das Schimmelreiten statt. Es wurde zu diesem Zwecke in folgender Weise ein „Kamel" hergestellt. Zwei Knechte steckten ihre Köpfe zwischen den Endsprossen einer kurzen Leiter hindurch. Auf der Leiter wurden zwei Höcker von Stroh angebracht. Hals und Kopf des Tieres waren auch aus Stroh. Der vorderste Leiterträger setzte sie in Bewegung. Der Schweif war aus Rosshaaren und wurde von dem hintersten Leiterträger bewegt. Das so hergestellte Tier war ganz in graue Rapstücher gehüllt, so dass man von seiner Zusammensetzung nichts merkte. Auf dem Schimmel ritt ein verkleideter Knecht. Geführt wurde das Tier von einem ebenfalls verkleideten Knechte an einer langen Kette. Neben dem

„Schimmel“ schritt ein „Bär“ an einer Kette dahin. Dieser war auch eine verkleidete Person. Der Bär musste auf Geheiss brummen, tanzen, auf den Hinterfüssen gehen, widrigenfalls er vom Führer Schläge besah. Ein anderer Knecht wieder stellte eine buckelige Korbträgerin dar. Diese ging in die Bauernhäuser und nahm in Empfang, was man ihr reichte: Semmel, Kuchen, Fleisch, Wurst, Geld u. s. w. Diese Aufzüge waren für gross und klein des Ortes ein Vergnügen. Des Abends gingen dann die Knechte mit Peitschen in die Bauernhöfe „knallen“. Man nannte dies das „Kuchenplatzen“. Hierfür empfingen die Veranstalter wiederum Geschenke, die später verteilt wurden. Ein Tanzvergnügen beendete diese Veranstaltungen.

Bräuche aus Lähn, Kr. Löwenberg i. Schles.

Mitgeteilt von **Wilhelm Patschovsky.**

Das Todaustreiben. Am Sonntag Lätare begeben sich junge Burschen und Schulkinder nach der hoch auf dem Eichberge bei Lähn gelegenen Scholtisei Arnsberg, woselbst die Versammelten eine „Panernschnitte“ (dicke Stulle Schwarzbrot mit Butter dicht bestrichen) und Kaffee erhalten. Die Knechte der Scholtisei haben den Tod bereits fertig. Ein grosses Holzkreuz trägt eine Puppe, bestehend aus einem abgelegten alten Anzug, der mit Stroh ausgefüllt ist. Ein Knecht trägt den Tod voran und alle übrigen Teilnehmer folgen, indem sie fortwährend in singendem Ton rufen: „Heraus, heraus, heut treiben wir den Tod aus“. Der Zug nimmt seinen Weg über die Kante des schroff zum Bober bei Lähn abfallenden Eichberges, so dass man von Lähn aus fortwährend den Zug sehen kann. Der Weg endet bei der Wiedemutsbrücke. Daselbst wird der Tod über das Brückengeländer in den Bober geworfen.

Die Scepter in der Christnachtfeier der ev. Kirche zu Lähn. Zu der am hl. Abende Nachm. 5 Uhr in der ev. Kirche zu Lähn abgehaltenen Christnachtfeier bringen Leute aus Lähn und den umliegenden Dörfern sogenannte Scepter mit. Dies ist ein Gestell folgender Art[1]). Aus der Mitte einer viereckigen mit 4 Beinen versehenen kleinen Fussbank steigt mitten ein Stiel auf, der ca. 1,75 m lang ist. An diesem Stiel befinden sich in Abständen 4—6 runde Teller von Holz. Die Spitze des Stiels ziert ein Engel oder ein glänzender Stern. Rund um jeden Teller stehen in Dillen brennende Kerzen. Die Fussbank ist mit einem kleinen Zaun umgeben, innerhalb dessen Moos die Fussbank bedeckt, und auf dem Moose stehen ausgeschnittene Krippelbilder oder geschnitzte Lämmer, Hirten, also eine kleine Krippe. Während der Christnacht stellen die Leute den Scepter vor sich auf das Pult der Bank und alle Lichter werden angezündet. Der zahlreiche Lichterglanz gewährt einen schönen Eindruck. Nach der Christnacht wird der Scepter wieder mit nach Hause genommen und Abends wieder angezündet, woselbst er dann oft die Stelle des Christbaumes vertritt.

[1]) Eine veranschaulichende Zeichnung hat Herr Patschovsky für unser Archiv beigesteuert. V.

Drei schlesische Volkslieder.

Mitgeteilt von **Wilhelm Patschovsky.**

I.

Des Soldaten Mutter.

1. Traurig tönt die Abendglocke,
   Alles neiget sich zur Ruh,
   Vöglein singen keine Lieder,
   Sonne sank nach Westen zu.

2. Und die letzten Sonnenstrahlen
   Zogen in ein Kloster ein,
   Wo so viele tapfre Krieger
   Zur letzten Ruhe kehrten ein.

3. Vor dem Kloster ging spazieren
   Eine Nonn' in schwarzer Tracht,
   Betet für die armen Krieger,
   Die verwundet in der Schlacht.

4. Leise klopft es an die Thüre,
   Ein altes Mütterlein trat ein,
   Sagt: Mein Sohn liegt schwer verwundet,
   Möchte gern 'ne Pfleg'rin sein.

5. Und die Nonne sprach zur Mutter:
   Euer Sohn der lebt nicht mehr,
   Er ist eben sanft verschieden,
   Seine Leiden waren schwer.

6. Und sie trat hinein ins Zimmer,
   Zog das Leichentuch herab,
   Mit einem Schrei sank sie zu Boden.
   Für zweie grub man jetzt ein Grab.

II.

Des Soldaten Vermächtnis.

1. In dem blut'gen Schlachtgefilde kämpft ein Füsilier so brav,
   Neben ihm sein treuer Kam'rad, den die Kugel tötlich traf.

2. Leise funkeln seine Augen, leise seine Lippe bebt,
   Treuer Kam'rad eine Bitte, eh' mein Geist zum Himmel schwebt.

3. Treuer Kam'rad eine Bitte, wenn du wieder kehrest heim,
   Siehst die traute Heimat wieder, kehrest in mein Dörflein ein.

4. In der ersten Reihe Häuser wohnt ein alter, greiser Mann,
   Kam'rad sieh, das ist mein Vater, geh' zu ihm und red' ihn an.

5. Sage ihm, es sei gefallen seines Alters stolze Zier
   Und vergiss es nicht zu sagen, erster braver Füsilier.

6. In des Hauses höchstem Giebel ist ein Fenster lieb und traut,
   Schön geschmückt mit Myrten, Rosen, Kam'rad, dort wohnt meine Braut.

7. Schleich dich leise durch die Pforte in das öde Gärtchen ein,
   Dort steht unter Epheuranken tief versteckt ein Kreuz von Stein.

8. Leg' am Fuss des Kreuzes nieder meinen Ring am stillen Ort,
   Meine Braut kam täglich beten für mein Wohlergehen dort.

9. Weinend wird ihr Herz zerbrechen, sie wird vergehn vor Angst und Gram,
   Wenn statt meiner nur der Brautring zum stillen Kreuze wiederkam.

III.

Der Wirtin Töchterlein[1]).

1. Es gingen einst drei Räuber aus,
   Sie gaben sich für Grafen aus.
2. Sie ritten vor ein hohes Haus,
   Frau Wirtin schaut zum Fenster raus.
3. Frau Wirtin schenkte Bier und Wein
   Und liess auch fremde Gäste rein.
4. Ja, ja, wir schenken Bier nnd Wein
   Und lassen fremde Gäste rein.
5. Sie stiegen ab und gingen rein
   Und setzten sich hinter ein Täfelein.
6. Und als das Mädchen Bier auftrug,
   Die Ringlein glänzen vom Golde rot,
7. Von Gold und Silber und Edelstein.
   Frau Wirtin, ist das ihr Töchterlein?
8. Es ist nicht meine Tochter, es ist nicht mein Kind,
   Es ist nur ein armes Dienstgesind.
9. Sie gaben der Mutter ein'n Schlaftrunk ein
   Und führten sie in ein Kämmerlein.
10. Der Erste sprach: Das Mädchen ist mein,
    Ich hab' ihr gepflückt ein Stengelein.
11. Der Zweite sprach: Das Mädchen ist mein,
    Ich hab' ihr geschenkt ein Ringelein.
12. Der Dritte sprach: Das kann nicht sein,
    Wir müssen mit dem Schwert zerteiln.
13. Sie setzten das Mädchen auf die Bank,
    So dass ihr der Gürtel am Leib zersprang.
14. Sie legten das Mädchen auf den Tisch
    Und teilten sie wie einen Karpenfisch.
15. Das Mädchen hatte ein herrliches Grab,
    Die Mörder stürzten vom Galgen herab.

Ankündigung.

Während des fünfjährigen Bestehens unserer Gesellschaft haben unsere Sammlungen zur Schlesischen Volkskunde dank der treuen Beihülfe einer Anzahl von Mitgliedern nunmehr einen Umfang erreicht, der es uns ermöglicht, sie zu einer Reihe umfassenderer Veröffentlichungen zu verarbeiten. Dieselbe wird unter der Redaktion F. Vogts im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig mit dem gemeinsamen Titel

---

[1]) Vergl. Hofmann-Richter Nr. 29, 30, auch Nr. 14, Str. 2, 3, 5. Red.

„Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen“

erscheinen, doch soll zugleich jeder Band unter selbständigem Nebentitel ein Ganzes für sich bilden. Der erste, von Prof. Vogt bearbeitete Band wird

„Die Schlesischen Weihnachtspiele“

umfassen und in zwei Heften (1. Christkindelspiele, 2. Herodesspiele) ausgegeben werden, deren erstes noch vor Weihnachten dieses Jahres erscheinen wird.

Von den schlesischen Weihnachtspielen aus hat vor nunmehr fast fünfzig Jahren Karl Weinhold das Gebiet des deutschen Volksschauspiels der Forschung und dem Interesse der Gebildeten erschlossen. Seit dem Erscheinen seiner „Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien“ ist eine Fülle neuer Denkmäler dieser Art ans Licht gezogen. Vor allem hat sich der poetische Reichtum des bairisch-österreichischen Stammes auch hier erwiesen, und auf seine Ueberlieferungen beschränken sich die wichtigsten neueren Sammlungen und Forschungen zur Geschichte des deutschen Volksschauspiels. Aber gerade in den Weihnachtspielen steht Schlesien kaum hinter den Süddeutschen zurück. Wenn es auch weder ihren ausserordentlichen Reichtum an Weihnachtsliedern noch die Fülle dramatischen Beiwerkes erreicht, mit dem diese die Scenen der Christnacht umranken, so macht doch gerade die knappere und einfachere Fassung der schlesischen Spiele von Christi Geburt und den Dreikönigen, bei der es an bezeichnenden Aeusserungen schlesischen Volkscharakters und Volkshumors keineswegs fehlt, ihre Aufführung dem modernen Geschmack annehmbarer, und das anmutige Adventspiel von Christkindels Einkehr haben die Schlesier mit ihren mitteldeutschen Nachbarn vor den süddeutschen Stämmen voraus. Zahlreiche, zum Teil sehr bemerkenswerte Aufzeichnungen solcher altüberlieferten Spiele sind zu unseren Sammlungen eingegangen, andere, nicht minder wichtige, fristen in Zeitschriften bisher ein unbeachtetes Dasein. Sie sollen jetzt mit einer Darlegung ihrer örtlichen Verschiedenheiten, ihrer Verbreitung und ihres Ursprunges zu einem Gesamtbilde des schlesischen Weihnachtspieles vereint und der Entwicklungsgeschichte und dem literarhistorischen Zusammenhange der deutschen Weihnachtspiele überhaupt eingeordnet werden. Zugleich aber ist aus den verschiedenen überlieferten Fassungen ein mit den nötigen Melodien versehener Text für Aufführungen hergestellt, welcher uns erst den vollen Eindruck von Wesen und Wirkung dieser alten Spiele verschaffen und sie für die Gegenwart nutzbar machen kann. (Vergl. Mitteilungen VI S. 17ff.)

Der zweite Band der „Volkstümlichen Ueberlieferungen“ wird „Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien“, bearbeitet von Oberlehrer Dr. Paul Drechsler enthalten und im Laufe des Jahres 1900 erscheinen. Für die folgenden Bände sind zunächst in Aussicht genommen: Schlesische Volksmärchen mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von Bibliothekar Dr. Hippe und Privatdocenten Dr. Jiriczek. — Das Sommersingen und der Kampf zwischen Sommer und Winter von Dr. Herm. Jantzen. — Eine umfassende Sammlung schlesischer Volkssagen, schlesische Volkslieder u. s. w.

Wir hoffen, allmählich so den ganzen Schatz Schlesischer Volksüberlieferungen, so weit er noch aus mündlicher Mitteilung, älteren Aufzeich-

nungen und verstreuten Veröffentlichungen erreichbar ist, in unserer Sammlung zu vereinigen, ehe er völligem Vergessen anheimfällt. An unsere Mitglieder ergeht die Bitte, auch fernerhin durch fleissiges Sammeln zur Erreichung dieses Zieles mitzuwirken, denn sicherlich schlummert noch vieles im Verborgenen, was zur Vervollständigung unseres Werkes dienen würde. Red.

Um allen Mitgliedern der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde die Anschaffung der volkstümlichen Ueberlieferungen zu ermöglichen, soll der **Preis** von vornherein **so niedrig** als möglich angesetzt werden. Dabei wird die Verlagsbuchhandlung für eine **ansprechende Ausstattung** in Druck und Papier, sowie durch passenden **Buchschmuck** und geschmackvollen Einband bezw. Umschlag sorgen. Ausserdem soll aber den **Mitgliedern von dem Ladenpreis bei Bestellung auf dem beiliegenden Subskriptionsschein eine Ermässigung** gewährt werden, sodass für sie der Preis für den Bogen jedenfalls nur 13—15 Pf. betragen wird. Da der Umfang des 1. Bandes 20 Bogen nicht übersteigen soll, wird der Preis für die Mitglieder sich für denselben auf etwa 2½ M. belaufen. Dieser Band dürfte sich besonders auch als **Weihnachtsgeschenk** eignen; **das erste Heft wird in schmuckem Festgewand noch rechtzeitig vor dem Fest erscheinen.** Nach dem Erscheinen beider Hefte wird eine geschmackvolle Einbanddecke ebenfalls zu billigstem Preise ausgegeben werden.

Die Verlagsbuchhandlung.

Eingänge.

Zu den schriftlichen Sammlungen: Von Herrn Hauptmann a. D. Cogho in Warmbrunn: 1. Schlesische Dialektdichtungen von Robert Steinbach (Pseudonym für Rob. Sturm), grossenteils die Zustände während der 1848er Revolution in Hirschberg und Umgegend betreffend. 2. Liederbüchlein eines schlesischen Soldaten aus dem Kriege 1870/71. 3. Melodien zu früher gelieferten schlesischen Volksliedern. 4. Hochzeitsbräuche aus Volkmannsdorf. 5. Handschriftlicher Text des Märchens von Aladdin und der Wunderlampe, teilweise gereimt. — Von Herrn stud. Gössgen in Breslau: Eine Sammlung mundartlicher Wörter aus der Gegend von Muskau. — Von Herrn Prof. Liebich in Breslau: Ein schles. Kinderlied. — Von Herrn stud. Arnold Meyer in Breslau: Sommersonntag und Kinderspiele im Brieger Kreise. — Von Herrn Hauptlehrer Patschovsky in Dittersbach bei Liebau: Sagen aus der Umgebung von Lähn, Kr. Löwenberg. Volkslieder. Scherzreime, Redensarten. Bräuche aus der Liebauer Gegend. — Von Herrn stud. Pantsch in Breslau: „Viehartznen-Büchel". Einige Scherzreime, Abzählreime und mundartliche Ausdrücke aus der Grafschaft Glatz. — Von Herrn stud. Pradel in Breslau: Volkslieder, Kinderspiele und -reime, Bräuche, Redensarten und mundartliche Ausdrücke aus der Gegend von Goldberg und Glogau. — Von Herrn Rentner Scholz in Herzogswaldau: Volkslieder mit Melodien, Kinderverse und Abzählreime, Rätsel, Erntegedichte, Wiegenbandtexte aus Brautschachteln, Kranzreime, Liebesbriefe in Versen, Geschichta vo Imgidingern, Geschichta zum Lacha, Alte Sünden der Bäcker, gebeichtet von dem Bäcker-Teufel, Frage und Antwortspiel, Ländliche Redensarten, Volksglauben. — Von Herrn Oberlehrer Dr. Wilpert in Oppeln: „Aus Leobschütz und dem Kreise Leobschütz mit Bemerkungen aus andern Kreisen" im Anschluss an den Fragebogen und an das Buch von Ed. Vogt, Aus alten Tagen.

Zur Bibliothek: Von Hauptmann Cogho: Verzeichnis derjenigen aus dem Liegnitzischen Regierungs-Departement gebürtigen Vaterland-Verteidiger, welche i. d. J. 1813-15 das eiserne Kreuz erhalten oder auf dem Felde der Ehre geblieben sind. 1. Teil des Schneekoppen-Buches von Ao. 1696 bis 1710 (unvollständig). Urkunde des Warmbrunner evang. Bethauses v. J. 1760. 6 fliegende Drucke von Bänkelsängerliedern. — Von Herrn Rentner Scholz: Grabinski, Sagen, Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlesien. 12 fliegende Drucke: Horoskope. — Ausserdem eine Anzahl von Zeitungsausschnitten volkskundl. Inhalts.

Zu der Bildersammlung: Von Herrn Hauptmann Cogho: 6 photogr. Aufnahmen von der am 7. August d. J. in Warmbrunn aufgeführten „Panernhuxt". (Eine eingehende Schilderung dieser interessanten Vorführung altschlesischer Bräuche wird die nächste Nr. der „Mitteilungen" bringen.) — Von Herrn Rentner Scholz: Ein Kranzreim und ein poetischer Liebesbrief mit Bildschmuck, sowie ein geistliches Gedicht in Form eines Irrgartens.

Nächste Sitzung: Freitag, den 10. November, abends 8 Uhr, im Auditorium XV der Universität. Vortrag des Herrn Dr. Wendriner über das Volk in der italien. Novelle.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1899. **Breslau.** Heft VI. № 5.

Eine altschlesische Bauernhochzeit.

Von **G. Popig**, Warmbrunn.

Am 7. und 11. August dieses Jahres fand in Warmbrunn die Aufführnng einer altschlesischen Bauernhochzeit statt. Der Text dazn ist von mir verfasst worden. Es ist immer eine missliche Sache über ein eigenes Werk zu schreiben, nnd ich kann mich deshalb im Folgenden darauf beschränken, das Wesentlichste über die Entstehung der „Bauernhochzeit“ und ihren Verlauf anzugeben.

Die erste Veranlassung zur Banernhochzeit gab im vergangenen Winter der Warmbrnnner Gewerbeverein. In seinem Kreise entstand die Idee, eine Hochzeit zu veranstalten, zu welcher Mitglieder des Vereins nnd Gäste eingeladen sind. Und zwar sollte es eine „Bauernhochzeit“, eine echt „schläsche“ sein. Mit der Bitte, durch seine reichen Kenntnisse schlesischer Sitten hilfreich beizustehen, wandte man sich an Herrn Hauptmann Cogho, der in liebenswürdiger Weise seine Zeit nnd Kenntnisse vollständig zur Verfügung stellte. Der Kürze der Zeit halber beschränkte sich aber die Vorbereitung nur auf die Einübung alter Tänze, nnd bei der Anfführnng selbst wurde während der gemeinsamen Festtafel von alten Gebräuchen nur das „Brautlösen“ improvisirt. Anf Grund einer Anregung, die mir zuging, „ob es nicht möglich sei, die ganze Sache in eine Form zu bringen, in welcher sich dieselbe anch anderweitig aufführen liesse“, machte ich mich an den Versuch, die Bauernhochzeit zn diesem Zwecke zu bearbeiten. Ich betone aber ausdrücklich, dass in dieser Form die Arbeit noch lange nicht ihren Abschlnss gefnnden haben soll. Es ist mir noch so viel Material zur Verfügnng gestellt, dass eine weitere Ansgestaltung der Bauernhochzeit sich wohl ermöglichen lässt.

Die Festlichkeit am 7. August nahm folgenden Verlauf: Um 4 Uhr bildete sich der festliche Brautzug, in welchem sich die Braut mit ihrem Anhange nach ihrer künftigen Heimat bewegte; das sogenannte „Brautfuder“ oder der „Sturz“, und was mit diesem zusammenhing, war wohl das interessanteste Glied der mehr oder weniger langen Kette von Fahrzeugen und Reitern. Eröffnet wurde der Zug durch einen Wagen, in dem die Musikanten sassen. Dann folgte, hoch zu Ross, der „Hnxtbitter“ oder „Plampatsch“ und wie in der Regel ein Mann, der eine brennende Laterne

trug (als Sinnbild, dass der Landmann lange vor Tagesanbruch an die Arbeit zu gehen habe); das Brautfuder ist ein sogenannter Fossigwagen, der, mit 4 Pferden bespannt, vom Sattel aus gefahren wurde. Beladen war der Wagen mit folgenden Gegenständen: Spinnrad, Rockenständer und Spinnrocken; Garnweife, Hechelbank mit Hechelkratzen; kupferne Bettwärmer, Stiefelknecht, Sopha, Auszieh- und Nähtisch, Kleiderschrank, Brotschrank, Glasschrank, Kommode, Wäschetruhe, Flachslade, Speisekasten mit allerlei Gegräupe, Salz- und Mehlmäste, Schemel, Fussritsche, Bettstellen mit gezipfelten Betten, eine Wiege, Eierbrett, Käsehaus (zum Trocknen der Käse) Backkübel (zum Brotbacken), Knetscheit mit Teigschüsseln, Bornstande, Heukorb mit Topfwaren, Kartoffelkörbe, mehrere Heurechen und grosse Rechen (zum Getreide-Nachrechen), Hengabeln, Düngergabeln, Hacke, Schaufel und Dreschflegel, Schüttelgabel (zum Ausschütteln bereits gedroschenen Stroh's), Getreide-Schaufeln, Rutenbesen, Rübenschneide, Butterfass mit Buttergelte, Form und Buttersieben, Milchkanne und Milchgelte, Sandschaff zum Gefässscheuern, Wasserkannen, Schäffer und Gelten, eine Wanne zum Wäschewaschen, eine Guirlande von Strohwischen (als Sinnbild der Reinlichkeit) eine Guirlande von Rosinen (als Sinnbild der Süssigkeit der Ehe). Hinter dem „Sturz“ wurden zwei bekränzte Kühe geführt. Hierauf folgten die Wagen der Hochzeitsgäste. Vor dem Wagen der Jungfrauen und Junggesellen ritt der „Jungfernreiter“. Den Abschluss bildete der Brautwagen. —

Die Aufführung selbst besteht im wesentlichen aus 3 Teilen. Voran geht ein Prolog, den der Plampatsch d. h. der Hochzeitsbitter spricht.

„Good griess Euch, liebe Leute,
Doas grusse Huxt ies heute,
Doas hoabt a ju veruumma,
Dodrüm seid a o hargekumma.
Iech war Euch nu ei men Getichte
Azahla ane kleene Geschichte,
Wie's an doas's ies gekumma,
Doas siech de Gustel a Koarle genumma.
Su schien, wie inse Heenzel Max breet iech's freilich nee!
Duch werd' a mersch ju nee übel nehma;
Iech redt, wie mer der Schnoabel gewachsa ies.
Doas a's wisst!
Nu also! — De Gustel, a werd's ju sahn —,
Doas ies a goar schmucks Madel,
Au wan da nimmt zum Moan,
Dar koan siech wischa a Schnoabel.
Dann Schulze, woas de dar Voater ies
Vunn dar Ichten, dar gibbt a woas miete,
Dar lesst siech nee lumpa, doas ies gewiess.
Hätt 'ch die Gröschla, ach, du menne Giete,
Die die Gustel ihrem Koarla uffzahln koann,
Doa wär iech freilich nie meh dar Ploappermoan,
Dan de Leute meestens och a Ploampoatsch geuenna.
Daun su a Ploampoatsch, dar muss verpucht renua

An oaller hoand tumme Faxe macha,
Damiete de Gäste an doas se tichtig lacha.
Oans Assa an Trinka koann a goar nich denka,
An wenn 'd nee an doas'n de Leute, nee moanchmol woas schenka,
Doa misst a verhingern, dar oarme Moan!
Duch luss bersch! — Iech wullt ju vunn dar Gustel an dam Koarla azahla,
An wies kumma ies, doas se siech wulln durchs goanze Laba vertroahn. —
Dar Koarle hoat schund lange noach dar Gustel geschielt,
An se woar'n o schund lange geneege,
Dann dar Koarle doas ies o kee iebler Moan,
Eim Durfe koan 'n jeder vertroahn.
Gebaut ies a o hibsch, nee zu dinn, nee zu dicke,
's hoat oalles bei 'm 's richtge Geschicke.
Sei Aler, dar Kleenpaner (doas heesst, kleen ies a nee
A heesst ock bluss „Kleen")
Dar hoat a hibsch Stückel Vieh
Ei sem Stoalle an an grussa Heffa Geld. —
Nu gutt schunn. — De Sache dam Schulzepauer gefällt,
Oals'n de Muhm'm an Vettern darzahla,
Doas dar Kleen-Koarle siech de Schulze-Gustel zum Weib möcht darwähla.
An doa ging nu de Sache wie geschmiert,
Doas grusse Wurt doderbeine hoa iech gefiehrt,
Iech weess genau, wie viel de Gustel ies wahrt.
Duch thäte es se vielleicht scheniera,
Wullt iech oalles su genau ufführa.
Doa luss bersch lieber! A gleebt mersch gewiess,
Doas doas Weib vum Koarle kee leichtes ies,
An su ies de Huxt nu endlich doa!
Woas bien iech ei dar Wuche schund rimgepres cht,
Im doas iech an loade o oalle ei,
Die Beene hoan an an Mund zum Assa!
Iech hätt ju Euch o gerne eigeloadt;
Duch, liebe Leute, satt ock, satt,
Iech hoa ju Eure Adrasse vergassa.
Nu, A hoabt mersch ju nee iebel genumma,
Suste werd a ju nee hargekumma.
Domiete a nu ader de Leutla tutt kenna,
Doa wär iech Euch a poar mit Noama genenna.
De Gustel, dan Koarle an de beeden Ahlen,
Die hoa iech Euch schunn viergehahln.
Dann kumma die beeden Muttern droan.
Die brauch iech Euch o nee erscht nänder zu beschreiba,
's sein die, die siech immer im's Brautpoar rimtreiba.
Duch vunn dar andern —
Nu, doa war iech Euch gahn vunn a poern a Merkel,
Doas a se rausfind aus dam grussen Zerkel.

Doa ies dar Schulze, doas heesst, da vum Durfe,
Dar macht immer anne siehr gewichtge Lurve.
An worum sullt a o nee, doas satt a wull ei,
's ies nee su leicht, Durfschulze zu sein.
Dann kiemmt dar Schachtl-Menzel,
Dar ies dirr, wie ane Schindel.
An dann dar Woampapauer —
Dar ies dik wie a Tinndel.
Dar Sieberhieblhoans, doas ies a Stiller,
Dar hoat nee asu an nee asu.
Doas de Leute derno nee soan,
Doas a asu ader asu gesoat hoat.
De Froevölker — o doas sein goar broave Leute,
Dann flick iech lieber nischte am Zeuge.
Denn wenn ma, doas ma dan ei de Mache kimmt,
Fer miech gewiess de Sache a schlimmes Ende nimmt.
Denn's hoat su an pulierten Teifel drunder,
Wann dar, an hiert itzunder,
Doas iech 'n an hoab'n a Paxt gerickt,
Doa wärsch schund besser, doas iech bale miech drick. —
An dodermiete, doa mächt iech werklich giehn.
Hoats mit dar Reimerei o a bissel gehoappert,
Doa misst a hahlt denka, doas iech dar Ploampoatsch bien,
Dam a 's nee asu iebel kennt nehma, wann a siech moanchmal vertoapert.
An nu seid no amol begriesst oals liebe Gäste,
Die gekumma sein zu insem Feste.
Loasst Euch inse Branch an Sitten gutt gefoaln —
Doas winsch iech Euch oallen!" —

Hierauf tritt der Plampatsch ab. Unterdessen hat sich der Hochzeitszug gebildet. Derselbe setzt sich wie folgt zusammen: (Ich habe mich dabei an die in Dr. Hosers Buch über das Riesengebirge 1804 gemachten Mitteilungen gehalten). Eröffnet wird der Zug durch die Musikanten, die den Hochzeitsmarsch oder wie Hoser ihn nennt die „Buschkaranta" spielen. Dann folgt allein der Bräutigam, entblössten Hauptes, den Rosmarinzweig in der Hand. Ihm schliessen sich die Väter und die männlichen Anverwandten des Brautpaares an. Jetzt kommt die Braut, vom Plampatsch geführt; in der rechten Hand hält sie gleichfalls einen in ein weissleinwandenes Tuch eingeschlagenen Rosmarinzweig. Die Kränzeljungfern von den Kränzel- oder Junggesellen geführt, bilden die Fortsetzung und die Mutter und die übrigen Hochzeitsgäste den Beschluss des Zuges. Der Zug betritt die Bühne, welche bei diesem Teil das elterliche Haus der Braut darstellt. Auf der einen Seite nimmt die Braut mit ihrem Anhange Aufstellung, auf der andern der Bräutigam mit seiner Sippe. (Das nun folgende Wechselgespräch zwischen dem „Werbemann" des Bräutigams und dem „Plampatsch", der für die Braut spricht, verdanke ich Anfzeichnungen des Geistlichen Rates Herrn Erzpriester Lic. Thienel in Warmbrunn. In der von genanntem Herrn aufgezeichneten Weise wurden die Hochzeitsfeierlichkeiten in Volkmannsdorf bis vor einigen Jahr-

zehnten noch eingeleitet. Manches habe ich ausscheiden müssen[1]), uud einiges habe ich dazu getragen.) Der Werbemann, dargestellt von einem Anverwandten oder Freunde des Bräutigams, tritt vor und fragt, ob „de ihr- an tugendsoamme Jumfer Braut noch wiellens ies, dam ihr- an tugendsoamma Junggesell Herrn Breitjam dan versprochena Ihrentag zu hahln!" Selbstverständlich erfolgt vom Plampatsch im Namen der Braut eine bejahende Antwort. Doch der Werbemann geht sicher. Er fragt weiter, ob „de erbetena Huxtgäste beisoamma sein!" Auch dieses wird ihm zugesichert. Damit aber jedermann überzeugt sei, dass er als Werbemann seine Sache gut gemacht hat, bittet er um „a Zeecha!" Ein Krug, den die Braut dem Bräutigam schenkt, bietet die gewünschte Bürgschaft. Nun trägt er kein Bedenken mehr, um „de Braut zu bitta!" Jetzt werden ihm aber von Seiten des Plampatsch Schwierigkeiten gemacht. Der Plampatsch bringt ihm wohl „eene" — „'s ies ader nee de rechte!" Auch die zweite und dritte wird vom Werbemann nicht angenommen. An jeder hat er was auszusetzen, dio eine ist zu hässlich die andere zu alt. Schliesslich muss sich der Plampatsch zu dem Geständnis bequemen, dass „de richtge nee zu finda ies, sie hoat siech eim Kiehstoalle verstackt". Der Werbemann lässt aber nicht locker, der Plampatsch muss wohl oder übel auf die Suche nach der Braut gehn, die sich unterdessen wirklich versteckt hat. Er bringt sie, liefert sie aber beileibe nicht ab. So schnell geht's nicht. Er hält dem Bräutigam noch folgende Ansprache: „Hier bring iech nu de rechte ihr- an tugendsoamme Jumfer Braut. Eh iech ader de Braut dam Herrn Breitjam iebergebe, sei mersch no erlaubt, a poar Worte zu reda. Die weil es nu ane grusse an schwiere Bitte ies, wenn Voater an Mutter ihr liebes Kind, doas se mit grusser Miehe an Surge uffgezoin an uff de Beene gebrucht hoan, itze sulln vunn siech lohn, im es an andern ei senne Gewalt zu iebergaba, su wiell duch dar ihr- an huchachtboare Herr Goodlieb Schulze, weil es Good asu verurdent hoat, de Bitta des ihrboaren Herrn Breitjam befördern an erfülla, wenn a die durch miech gemachte Versprechungen an Bedingungen treu an unverbrichlich hahla will, an de ihr- an tugendsoamme Jumfer Braut lieben will, wie senn eigna Leib, sie o ei Freede an Leed, ei oallem Kreiz nee verlohn sundern treu ihr beistiehn wulle, sie mit Assa an Trinka an nötger Kleedung versehen an o ei billigen Sachen verteidiga an schütza wulle. Wetter hoan ber o verstanda, doas a an senn Tud geducht, an siech abota hoat, dar Jnmfer Braut zur Murgengoabe 1000 Thoaler zu iebergahn. Dodermiete ies dar Herr Voater an senne Freindschoaft zufrieda, an wenn dar ihr- an tugendsoamme Herr Breitjam, doas a 's mit an Handschlag bekräftiga thät, doa bien iech su weit bevullmächtigt, ihm oanzueigua an zu iebergäba, im woas a hoat werba lohn." — Nachdem der Werbemann für den Bräutigam alle Versprechungen durch einen Handschlag bekräftigt hat, müsste man doch denken, dass nun nichts mehr im Wege stehe, dem Bräutigam sein Bräutel zu überliefern. Aber der Plampatsch hat für die Braut noch eine Kindespflicht zu erfüllen. Er wendet sich zu den Eltern der Braut und spricht: „Doa ieberbring iech nu dam

[1]) Die vollständigen Aufzeichnungen befinden sich im Archiv unserer Gesellschaft. V.

ihr- an hnchachtboaren Herrn Breitjam die viel ihr- an tugendsoamme Jumfer Braut. Iech sah se ader goanz betriebt naber mer stiehn. Iech hiere vunn ihrem betriebta Harzen, doa se spricht: „Nu menne liebe Altern, nu ies de letzte Stnnde gekumma, do iech nn vnnn Ench scheeda muss. — Su bedankt se siech no amol bei ihren lieben Altern fier de gude Erziehnng, die se ihr gegahn hoan, fier Nahrung an Kleedung su se ihr gereecht hoan. — An mit diesen Worten wiell iech schliessa an dam Herrn Breitjam im Namen dar betriebten Altern iebergäben bis zur priesterlichen Kopnlation." Jetzt ist alles in Ordnung. Der Zug bildet sich wieder, nnr dass diesmal der Bräutigam die Braut führt, und mit Musik geht es in die Kirche. Damit hat der hier kurz skizzierte erste Teil sein Ende.

Der zweite Teil spielt wieder im Hochzeitshause. Die Tafel ist gedeckt nnd harrt der Gäste. Unter den Klängen der „Buschkarante" betritt der aus der Kirche kommende Zug das Hochzeitshaus. Braut und Bräutigam nehmen anf ein und derselben Tafelseite neben einander Platz. Rechts vom Bräntigam sitzt die Brantmutter, links von der Braut die Mutter des Bräutigams, beiden gegenüber die beiden Väter. Die Kränzeljungfern nnd ihre Jnnggesellen sitzen einander gegenüber. Die übrigen Hochzeitsgäste nehmen Platz, wo sie ihn finden. Der Plampatsch tritt nnnmehr in seine Rolle als Spassmacher. Das erste und wichtigste, was er thut, ist, dass er allen Hnngernden mit der Speisekarte aufwartet:

Doa a nu oalle Ploatz gennmma,
Doa sullt a o hiern, woas zum Assa wird knmma.

Zu erschte gibbts ane schiene gude Suppe mit Nndeln. Dernochert Rindfleesch mit Weintunke, dicke mit Zncker an Zimmt bestreet. — Verpncht, doas ward ader schmecka. An nu — itze kimmt goar woas feines: Sammelwurscht, gebroata an mit Zucker bestrent. — War doa no nee soatt ies, dar koan siech de Woampe fülla mit geknchta Schweinefleesch, Backubst an Kliesla. — Dar Broata, — Schweinebroata, — dar ies goar fein geroata. — An doas a nee an soatt nu etwan, doas a goar nischt zu assa gekriegt hoat, doa gibbts zuletzte no Koffee an Kucha. — Immer stuppt nei — asst, woas a kinnt, ber gahns garne." Eine Zwischenbemerkung des Bräutigams nötigt den Plampatsch, zu „beweisa, doas a o goar siehr ernsthoaftig sein koan". Er überreicht dem Bräntigam einen Kranz als Geschenk der Braut nnd spricht: „Iech hoabe hier a Kränzla. Doadran finde iech weder Oanfang nnch Ende. Su sull Eure Liebe wnll an Oafang ader kee Ende hoan. Iech finde ei dam Kränzla verschiedena Bliemla. Zum erschta erblicke iech de Sunnenblume, welche siech jederzeit gegen de liebe Snnne neigt. Su sull dar ihr- an hnchachtboare Herr Breitjam jederzeit dar ihr- an tugeudsoamme Jumfer Braut ei Liebe geneigt sein. Danochert säh iech de Zuckerruse. De hoat an liebliche Geruch, ader se ies mit Durnen besatzt. An doa lantet doas Sprichwurt: Wer eim Ehestand wiell Rusa brecha, dan missa zu erschte de Durn' stecha! — 's missa ader der guden Dinge dreie sein! Doa fällt mer vnr andern ei de Oga doas Bliemla: Vergiss nich mein. — Asu verihrt de viel ihran tngeudsoamme Jumfer Braut dam ihr- an huchoachtboaren Herrn Breitjam dieses Kranzla zum Zecha der woahren Liebe an Treue, domiete dar

Herr Breitjam versichert sei, doas sulches aus einem liebevullen Harzen an aus einer treuen Hand kummt an bittet, darselbe wulle domiete vurlieb nahma.“ Mit Dauk nimmt der Bräutigam den Kranz entgegen, und der Plampatsch, dem es augenscheinlich schwer genug gefallen ist, so lange ernsthoaftig zu sein, ruft erleichtert aus: „Nu wulln ber ins ader eene Lust macha!“ „Nu nee, su schnell gieht doas goar nee“, kommt ihm aber die Brautmutter dazwischen, „itze hoa iech erschte a Geschäfte mit dam Koarle abzumacha.“ Sie nimmt einen Teller und tritt an den Bräutigam heran.

Brautmutter: „Nu hier ader amol, Koarle! Du hust ju no nee Denne Brant eigelöst. Du wisst doch, doas ber insem Gustel an schiene Aussteuer mit gegahn hoan. Doa musste schunn woas zu Hilfe gahn. Hie hoaste an Taller, doa koanste drufflega, su viel de willst. Ies a vull, iech macha wieder lahr.“

Bräutigam: „Doa hiert duch ader oalles uff. Miech hoat de Huxt o schunn an schien Biema Geld gekust. Nu sull iech mer mei Weib o no keefa! — Nee — doa draus werd nischte nee!“ —

Brautmntter: „Satt — satt, — doas ies ju a goanz nubligter Breitjam! — Iech hoa gedacht, dar Kleen-Koarle ies ane gude Partie fer mei Gustel. An doa a an a sull an Biehma rausrücka, doas a an a löst siech sei Weib ei, wies vuun alters har gewäst ies, doa hoaperts schunnde! — Nee, mei Sohnla, so kummste mer nee davone! Zieh ocka Riem, an gibb an Biehma!“

Bräutigam: „Nu, seid ock gutt, Mutter! Doa war iech hoalt amol sahn, obs woas hoat“. (Er bringt mit grosser Umständlichkeit eine Kupfermünze hervor, die in viele Papierstückchen eingewickelt ist.)

Plampatsch: „Hurrjeh! Doas ies gewiess a Dukata, doas den su gutt eigewickelt hoast“.

Brautmutter: (Nachdem sie unter grosser Aufmerksamkeit der Gäste die Münze ausgepackt hat, zum Plampatsch): „Quorkspitza! Doa siech, Du Hoansnorr! Ies doas a Dukata? (zum Bräutigam): Ies der mei Gustel nee meh wart, wie a aleu Dreier? Greif ock a wing tiefer ei's Taschel, Du — —“

Bräutigam: „Iech gah nee meh! Lusst miech!“

Brautmutter: (zur Braut): „Nee Gustel, — wie werd Dir'sch ock giehn! Doas ies nu de gude Pardie! Bei Dir werd's wull wetter nischte nee gahn, wie oalle Tage oarma Ritter mit Aelende bestrichen. Nee, woas Du mer leed thust“.

Bräutigam: (Er hat unterdessen ein zweites Päckchen aus einer andern Tasche gezogen): „Hiert ock uff mit Eurem Gemahre! Hier hoat a no woas“.

Plampatsch; „Ehb doas wieder su a Dukata ies?“

Brautmutter: „Nu, — a wing besser ies ju schunn gewurn! A ganzer Biehma! Nu langt's ju bale zur Butter uffs Brut. Ader — vum Lader gieh iech der duch no nee!“

Bräutigam: „Iech hoa nischt meh!

Brantmutter: „Du hust ju noch meh Taschel! Such ock no amol, vielleichte, doas de no woas findst“.

Plampatsch: „Sull iech suchen helfa?“

Bräutigam: „Gieh weg, Du Norr!“ (Er sucht und findet nach langem Suchen ein neues Päckchen, welches er auf den Teller legt.)

Plampatsch: „Doas ies ader gewiess a Dukata!“

Brautmutter: A bessert siech, doas muss ma soahn. Gustel, itze ward's wull schunn amol uff an Broata reecha. A Thoaler! — Siste, mei Sohnla! Wenn de doas de no amol ei a Schubsack greefst, doa ies wull möglich, doas de an findst och nuch an Dukata!“

Bräutigam: „Mutter nu lusst miech ader ei Ruh! Iech hoa Der gegahn, woas iech hoa! Ausm Gesichte koan iech mersch duch nee schneida!“

Plampatsch: „'s wär oach schoade im de schiene Loarve!“

Brautmutter: „Nu, doa luss bersch! Doa wär iech amol sahn, ehb de Gäste nee aner oarmen Brautmutter unter de Oarme greifa, doas se an se geben ane kleene Hilfe uff de Aussteuer. (Sie reicht den Teller herum. Von allen Seiten kommen die Gaben unter mancherlei Ausrufen.) — Scheenen Dank och! Nee schunnd wieder a Thoaler. Nubber, iech hoa mersch ju gedaucht, doas a an a werd miech nee eim Stiche lohn. Koarle sieh ock. Su weit langts bei Dir nee!“

(Alle stürmen auf Koarle ein unter mancherlei Ausrufen.)

Bräutigam: „Lusst mer ock Luft! A dermurkst miech ju! — Iech wiell ju garne gahn, woas ich hoa — nur lusst miech! — Hie — an hie — an do — an do — an doas hie — na nu werd a wull genug hoan. Nu hoa iech werklich nischt meh, doas koanste mer gleba Mutter. A Ruck an de Husen wirsto mer wull nu nee groade ausziehn wulln. (Während des Redens wirft der Bräutigam Geldstücke, auch Dukaten, ferner Ringe, Uhr mit Kette, kurz Alles, was er an Geld und Geldwert bei sich führt, auf den Teller.)

Brautmutter: „Nu Deine Klunkern koanste behahln. Es ies genug. Nu lustn o sei Breutel, a hoat siechs ihrlich eigelöst.

Mit viel Lärm und Gelächter schliesst diese Sitte „Das Brautlösen.“

Da der Plampatsch überzeugt ist, dass alle „genng gegassa an getrunka hoan“, da hebt er die Tafel auf und rät, zum „Kratschn“ zu ziehn, um beim Tanz „vullends 's Koalb auszutreiba“.

Der 3. Teil hat als Schauplatz die Gaststube im „Kratschn“. Er besteht in der Vorführung alter Tänze. Es ist nun eine schwierige Aufgabe die Tänze ohne jegliche Illustration so zu beschreiben, dass sich der verehrte Leser ein klares Bild von ihnen machen könnte. Und um falsche Vorstellungen nicht erst zu erwecken, will ich lieber vorläufig darauf verzichten, diese Aufgabe zu lösen. Ich kann aber verraten, dass Mittel und Wege getroffen sind, um dem weiteren Publikum diese Tänze in einer Bilderreihe über kurz oder lang zugänglich zu machen. Aber eins muss ich erwähnen. Ich darf nicht unterlassen, die Person zu nennen, die uns die meisten Tänze geliefert hat. Es ist dies unsre alte Baberhäuser Butterfrau, Frau Christiane Wolf, die in anerkennenswerter Weise ihre Erinnerungen in den Dienst der Volkskunde gestellt hat. Wenn ich nicht irre, ist die Brave in den Mitteilungen schon öfters von Herrn Hauptmann Cogho erwähnt worden. — Die Tänze sind: Der alte Deutsche, der Würgewalzer, der Trempelwalzer, der Tanz vorm Ofenloch, Krause Benjes (Benjamin) Brauttanz, der Fuhrmannswalzer und „Freut Euch des Lebens.“ Die Pausen zwischen den Tänzen füllt der Plampatsch mit seinen Spässen

aus. Er giebt Rätsel auf, singt ein Lied oder fordert die Hochzeitsgäste auf, selbst mit zu singen, er zählt seine „Schoafe, ehb a se nuch oalle beisoamma hoat", was einen jungen Burschen zu der Bemerkung reizt, dass er selber „'s grisste" wäre. Nach dem letzten Tanz wird die Braut, die zu entfliehen sucht, aber von den Kränzeljungfern zurückgehalten wird, ihres Kränzchens beraubt und ihr die Haube aufgesetzt. Dazu singen die Hochzeitsgäste: (Am 7. August nicht gesungen, da ich das Lied erst vor einigen Tagen von Herrn Rentner Scholz aus Herzogswaldau bei Jauer erhielt.)

1. „Braut, wo ist Dein Kränzchen hin, das Dir stand so niedlich grün? Ach das Kränzchen geht Dir nah, es ist leider nicht mehr da.
2. Kränze stehen zwar sehr schön, doch die stets im Kranze gehn, Werden öfters ausgelacht: Drum, o Kränzchen, gute Nacht.
3. Deines Hauptes schönste Zier, dieses Kränzchen raubt man Dir. Wo nimmst Du's wohl wieder her? Sorge nicht, Du kriegst's nicht mehr.
4. Lass das Kränzchen Kränzchen sein, denn es bringt Dir doch nichts ein. Aber viel Gewinn hast Du, gehst Du ohne Kranz zur Ruh!
5. Erstlich liegst Du nicht allein, zweitens schläfst Du nicht bald ein, Dann erwärmest Du Dich bald, ist es gleich im Winter kalt.
6. Sicher ziert es übers Jahr Deiner kleinen Tochter Haar. O wie schön wirds dieser stehn, denn es stand der Mutter schön.
7. Oder käme auch nun schon übers Jahr ein kleiner Sohn, Gelt, dies Söhnchen wär dir lieb, weil Dein Kranz in ihm beklieb.
8. Gute Nacht nun, liebe Braut, sonsten werd ich zu vertraut. Morgen grüsset man Dich schlau nicht mehr Braut, nein — junge Frau.
9. Lachst Du heute über mich, lach ich morgen über Dich, Denn Du musst bekennen frei, dass mein Scherz doch Wahrheit sei.
10. Fragst Du wer der Schäker sei? Ich bekenn mich frank und frei Zu der kleinen Schäkerei, hör, ich bins bei meiner Treu.

Jetzt gehts in fröhlichem Zuge nach dem Hause des Bräutigams und die Aufführung schliesst damit.

Sanct Kümmernis in Schlesien.

Von **Dr. Konrad Gusinde.**

Im jüngsten Hefte der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde S. 322 ff. spricht Weinhold über St. Kummernuss und teilt ein in der Georgenkapelle über Schenna bei Meran in Tirol befindliches Bild dieser sonderbaren Heiligen mit, die zwar nie von der Kirche anerkannt, aber umso mehr vom Volke verehrt worden ist und bis auf den heutigen Tag verehrt wird.

Die von Weinhold vertretene, zweifellos richtige Ansicht über die Entstehung ihrer Legende und ihrer Verehrung ist kurz folgende [1]).

Bis tief ins 13. Jhdrt. hinein wurde Jesus nicht mit der Dornenkrone, sondern als Himmelskönig mit einer goldnen Krone dargestellt.

[1]) Ganz abenteuerlich ist es, wenn Sepp die Kummernuss mit allen möglichen Gestalten aller Völker, von den Spaniern bis zu den Aegyptern und Indern zusammenbringen will.

Dann verschaffte sich allmählich die Dornenkrone ihr Recht, und erst im 16. Jhdrt. hatte sie die Königskrone Jesu ganz verdrängt. Ausserdem wurde der Heiland gewöhnlich nicht nackt am Kreuze hangend dargestellt, sondern mit einem langen geschlossenen Gewande bekleidet. Als nun der jüngere Typus der Crucifixusbilder im 16. Jhdrt. allgemein durchgedrungen war, missverstand man die älteren Darstellungen. Das lange Kleid und die Königskrone liessen sie als Bilder einer gekreuzigten Königstochter erscheinen. Der Bart hinderte das nicht, denn man kannte ja Legenden von schönen frommen Mädchen, wie Paula und Galla, die durch ein Wunder, um vor den Verfolgungen der Männer Ruhe zu bekommen, auf ihr Gebet hin bärtig geworden waren.

So entstand nun die Sage von einer Heiligen, welche von ihrem eignen Vater mit Anträgen verfolgt wurde — nach andern Berichten wollte sie der Vater gewaltsam wider ihren Willen an einen Heidenkönig verheiraten —. Der himmlische Bräutigam, dem sie sich versprochen hatte, liess ihr nun, um sie zu schützen, einen Bart wachsen, wodurch sie ihm selbst ähnlich wurde. Als der über die entstellende Veränderung seiner schönen Tochter entsetzte Vater von ihr den Zusammenhang erfuhr, geriet er in Wut und liess sie kreuzigen, um sie auch darin ihrem himmlischen Schützer gleich zu machen.

War diese Sage nur ein Versuch, die unverstandnen alten Bilder zu erklären, so hat sich daneben noch eine andere Sage an diese Figur geknüpft. Vor einem Bilde der hl. Kummernuss spielte einst, so erzählt man, ein armer Geiger seine ganze Not, bis die Heilige ihm einen ihrer goldnen Schuhe zuwarf. Als er ihn verkaufen wollte, wurde er eingesperrt und sollte wegen Kirchendiebstahls gehenkt werden. Er erbat sich die Gnade, noch einmal zur Kirche gehn zu dürfen. Hier spielte er wieder vor dem Kummernussbilde seine klagenden Weisen. Da warf sie ihm vor versammelter Menge auch den zweiten Schuh zu und rettete ihn so vor dem Galgen. — Mitunter heisst es daneben auch, der Geiger war blind und ist gleichzeitig sehend geworden. Poetisch behandelt ist diese Legende von Justinus Kerner im „Geiger zu Gmünd“.

Auch dieser Zug der Sage ist von Crucifixusdarstellungen ausgegangen. Weinhold weist auf alte Christusbilder hin, die als solche durch Inschriften sicher bezeugt sind, auf denen schon der Geiger und der Goldschuh zu sehen ist, und führt ausserdem verwandte Kruzifixsagen an, welche den Heiland einen Arm vom Kreuze lösen lassen, um Betende zu umarmen oder einen Kirchendieb festzuhalten.

Der goldne Schuh ist jedenfalls als eine Umdeutung des am Kreuzesschafte unter den Füssen angebrachten goldnen Kelches aufzufassen. —

Der Kult dieser so erdichteten Heiligen ist weit verbreitet, von Holland bis in die Alpenländer [1]). Bemerkenswert ist es — ich habe nirgends eine Erwähnung davon gefunden, — dass sie auch in Schlesien verehrt wird. Wahrscheinlich ist sie hier von Böhmen aus eingedrungen. In Prag giebt es z. B. Bilder von ihr (Sepp S. 206).

[1]) Weinhold, a. a. O., Sepp, Altbayerischer Sagenschatz, München 1893 S. 175 ff. Sie trägt auch andere Namen. Am gebräuchlichsten ist Wilgefortis [als Virgo fortis gedeutet Sepp 219], daneben St. Gehilfen oder hl. Veränderung [Sepp 201]. In Schlesien ist ausser Kümmernis nur noch der Nebenname Wilgefortis bekannt.

In unser Heimat giebt es zwei geschnitzte Kümmernisdarstellungen, in Albendorf und in Neisse. Das Neisser Bild hing bis zu ihrer in den ersten Jahren dieses Jahrzehnts ausgeführten Renovation in der dortigen Pfarrkirche unter dem Chor. Jetzt befindet es sich im städtischen Altertumsmuseum. Darunter ist eine geschriebene Erklärung angeheftet, welche die Entstehung der Legende in der oben angegebenen Weise schildert. Die recht hübsch ausgeführte, auf den ersten Blick als weibliche Figur erkennbare Rokokoschnitzerei ist nicht alt. Kreuz und Figur sind durchweg mit weissem Lack angestrichen. Das mehrfach gebauschte, bis auf die Knöchel herabfallende Kleid hat goldne Borten, ebenso ist das Mieder vergoldet. Das Gesicht hat einen schwachen Bart, der dem Beschauer zugewandte, etwas auf die rechte Seite geneigte Kopf trägt eine goldne Fürstenkrone. Die Augen sind geschlossen, den Hals ziert eine goldne Kette. Der rechte Fuss ist barfuss, der linke hat einen goldnen Pantoffel. Ein zweiter Schuh ist nicht vorhanden, ebensowenig ein Geiger. Die Füsse sind nicht genagelt, nur die Hände. Die Enden der Kreuzbalken tragen goldne Verzierungen, ebenso der Untersatz für die Füsse.

Auch das Albendorfer Kümmernisbild ist jung. Der unnatürlich schlanke, busenlose Körper trägt eine grüne Jacke und roten Rock mit gleich unter dem goldnen Gürtel zurückgeschürztem Ueberwurf. Jacke und Mieder sind reich mit Gold besetzt. Der Kopf trägt eine goldne Krone. Das Gesicht ist seltsamer Weise bartlos. Der rechte Fuss trägt einen goldnen Schuh, der linke ist barfuss. Drunter hängt schräg am Kreuzesstamme der andre Schuh. Der Geiger fehlt auch hier. — Infolge einer vor mehreren Jahren vorgenommenen Erneuerung macht das nicht schlecht geschnitzte Bild einen um so jüngeren Eindruck und sticht stark gegen die meisten übrigen roh gearbeiteten Albendorfer Figuren ab.

Die Legende ist in Neisse bekannt und in Albendorf kennt sie fast jedes Kind. Ein in Neisse „mit Erlaubniss geistlicher Obrigkeit“ gedrucktes, in den Krambuden Albendorfs käufliches Büchlein: „Andacht zu der heiligen Jungfrau und Martyrin Wilgefort oder Kümmerniss, Patronin in Kummer und Trübsal“ trägt vorn ein Bild der Kümmernis. Mit einem Reifrocke bekleidet hängt sie bebartet und bekrönt, den Kopf von einem Heiligenschein umgeben, nur an den Händen genagelt, den rechten Fuss barfuss am Kreuze, vor welchem der Schuh auf der Erde liegt. Links kniet der Geiger, der übrigens hier mit der linken Hand geigt. Ein Gebet zu ihr enthält ihre Erlebnisse, wie sie vom Vater mit Anträgen und Drohungen verfolgt und zur Blutzeugin wurde. Eine Litanei nimmt ebenfalls Bezug darauf und auf die Geschichte vom armen Geigerlein. Darauf folgt ein ganz rohes Lied zur heiligen Wilgefort mit ganz schlechten Reimen und in noch schlechterem Deutsch.

In Albendorf hörte ich übrigens eine abweichende Sage. Die hl. Kümmernis war danach eine sehr fromme Jungfrau, die nur den Fehler hatte, dass sie leidenschaftlich tanzte. Gott, der sie ganz für sich gewinnen wollte, liess ein Wunder geschehen. Nach dem einen Berichte wurden plötzlich ihre Schuhe zu Golde, nach einer anderen Wendung blieb ein Schuh in der Luft hängen. Meine Albendorfer Gewährsfrau versicherte mir ausdrücklich: „Dos sein lauter wohre Geschichta“.

Merkwürdig ist schliesslich eine Sitte, die noch vor 30 Jahren gang

und gäbe gewesen sein soll. Da spielten nämlich die Prozessionen in Albendorf vor dem Bilde der Kümmernis jedesmal ein Tanzstück. Noch heute soll eine in Zwischenräumen immer wiederkommende Prozession — woher sie ist, konnte ich nicht erfahren — vor dem Bilde „a lustiges Stickla" spielen.

Dass St. Kümmernis trotzdem noch mit ihrem Pantoffel zurückhält, liegt offenbar nur daran, dass bei diesen Wallfahrtsmusiken der Wille zwar gut, die Musik aber schwach, sehr schwach ist.

Zur schlesischen Pfingstbitte.

Von **Dr. Konrad Gusinde.**

(Vgl. Mitteil. d. Schles. Ges. f. Volksk. Heft V S. 59 ff)

In der Zeitschrift für Volkskunde hrsgg. v. Edm. Veckenstedt II Leipzig 1890 S. 312 ff. druckt J. Bolte von einem auf der Berliner Kgl. Bibl. (Yd 7911, 26) befindlichen um 1800 o. O. u. J. gedruckten fliegenden Blatte eine Pfingstbitte ab [1]). Die Verse sind nicht abgesetzt. Mundartliche Spuren erweisen, dass sie aus Schlesien stammt. Sie deckt sich auch zum grossen Teil mit der im 5. Heft unserer Mitteilungen veröffentlichten Kunnersdorfer Pfingstbitte. Da dies bisher für Schlesien die einzigen kümmerlichen Reste alter volkstümlicher Frühjahrsumzüge sind, so lohnt sich wohl eine nähere Vergleichung beider Texte. Auf unwesentliche Abweichungen geh ich nicht ein. Die Einleitung des fliegenden Blattes ist stark verschieden von der Kunnersdorfer. Sie lautet:

Die Kirschbäume sind gefüge,
wir wern einander helfen, wir wern se wull derbügen.
Junge Mädel sind gelenke,
wir wern einander helfen, wir wern se wull derschwenken.
Die Mährbeete wolln wir jäten,
die Zwiebelbeete wolln wir treten,
wo die Mähren werden dicke stehn,
wollen wir den Tag zehnmal nein gehn.
Von Aepel und Birnen wolln wir derweil stille schweigen,
wo sie werden gut gerathen, werden wir alsdann höher naufsteigen.

Darauf heisst es im Drucke des fliegenden Blattes:

Danksagung.
Der Klein-König.
Habt Dank, habt Dank für eure Gaben u. s. w. wie im Kunnersdorfer Texte [2]).

Die letzten Zeilen lauten:

wir wollen auch keinen Reim (!) versagen,
es sey denn, wir sollten keine Musikanten haben.

---

[1]) Herr Priv.-Doz. Dr. Jirlczek machte mich darauf aufmerksam.

[2]) Statt „Pfingsthaus" setzt der Druck „Pfingstscheun".

Dann heisst es:

Vor den Pritsche-Meister.

Der Text gleicht fast wörtlich den Ueberbuckerversen aus Kunnersdorf (S. 61), nur fehlen die die einzelnen Schläge begleitenden Verse 4—6. Nach:

stehe auf und bedanke dich recht.

heisst es weiter:

Gott grüss euch, Frau Mntter, zu Hause

wie der Anfang in Kunnersdorf v. 1—4. Dann kommen die Erwähnungen der verschiednen Länder etwas erweitert und in andrer Reihenfolge, aber sonst wörtlich übereinstimmend. Zuerst wird von Ungarn gesprochen (4 Verse), dann heisst es:

Wir sind gewesen in Oesterreich,
da haben wir gemacht vier Bauern reich.
Der eine hat müssen sterben,
der andre hat müssen verderben,
der dritte hat müssen entlaufen,
der vierte hat müssen verkaufen.

Darauf spricht der Druck von Sachsen und seinen jungen Mädeln (4 Verse), dann von Hessen (2 Verse) und schliesslich von Deutschland und dem polnischen Könige (4 Verse). Die Schlussbitte lautet:

Darum wolleu wir die Frau Mutter
wie auch den Herrn Vater bitten,
wenn sie uns wollten was mitteilen,
dass wir dem Patienten könnten den Schaden wieder ausheilen.

Holt den Butterklumpen herein,
den schneiden wir auf zwey Stück entzwey,
gebt uns beyde Stücke,
einen verschimmelten Groschen in die Ficke,
wenn er auch sponnen wâr.

Zehn Gewende (!) Buttermilch
und zehn Gewende Süssmilch
ist nicht zu viel für uns,
melket die schwarze Kuh,
gebt uns die weisse Milch auch darzu,
ein halb Schock Eyer oder a Mandeln a drey,
so viel als ener Belieben möchte seyn,
die Henne auf der Stange,
wir werden einander helfen, wir werden sie wol erlangen.
Die Gänse in dem Teiche,
wir werden einander helfen, wir werden sie wol erschleichen.
Die Enten in dem Graben,
wir werden einander helfen, wir werden sie wohl ertraben.
Die Kälber in der Broche,
wir werden einander helfen, wir werden sie wohl erlofen.

Liebesklage.

Niederschlesisches Lied, aufgezeichnet und besprochen von **Dr. Paul Drechsler**, Beuthen OS.

Åch, ich mûsz-mich hå*l*b zu Taude grîæmen,
Åch, ich kûn-mich nie zu gutte gân,
3 Vô m'em Somhei*l* mûsz-ich meich nu trennen,
'ch-wård'n-ao niemei bâle weidersahn.
Bis nôch Potsdam huon-s'en heigestellt,
6 Åch, dûs is jau guor an ander Welt.

Wenn-ber beide hingerm Tische suossen,
Zang-a meich doch eimau immer fêr;
9 Wenn-ber Klæissel, Fleisch und Knchen uossen,
Guob-a stets die gristen Sticke mêr.
Underm Tische hôt-ber Knie un Knie,
12 Und dao wnor-mer halt eich wust-ni wie.

Wenn-ber beide sao zu Tanze ranten,
Wûs-ma uf der Welt am liebsten thitt,
15 Ålle Mæidel, die mên Somhei*l* kanten,
Wuorn'em doch vô ganzem Harzen gutt;
Schief und soa'r hnou-s'-mich û-gesahn,
18 Wenn der Somhei*l* mêr-an Schmåtz gegân.

Wenn-ber beide sao nô Groase gingen,
Åch, wûs wnor dûs fêr-an gi*l*ne Zêt!
21 Scheine Lieder thôt-a mêr fêrsingen,
Wao-ma sao-a-bissel mæite schræit.
Und das suit-a: Marri, wiste wûs!?
24 Setz-ber ins a-bissel hår ins Grûs.

Und-dao hûæber beide dao gesassen,
Bis der Huon die Hînder weider rief.
27 Åch, die Zêt, die wår-ich nie vergassen,
Wie-a sao in mênen Ormen schlief.
Wie-a suit: Nu, Marri, hêr-mich no,
30 In dræ Jauhren bei-eich jau dæ Mûn.

In der Schenn und in der Seidekåmmer,
Wao dûs Handwarkszeng noch heute hängt,
33 Schipp und Raodehack und Tengelhåmmer,
(Und) wûs-ma sust noch ålles anders fingt,
Und dûs Bi*l*d durt û der Kåmmerthêr,
36 Stellt-mr immer mênen Somhei*l* fêr.

Dieses Lied sang mir in Niederschlesien, im Neiderlande (nach Weinholds Bezeichnung), wohin ich 1899 während der grossen Ferien im Auftrage unserer Gesellschaft einen volkskundlichen Ausflug unternommen hatte, ein Mann aus Weichau, Kr. Freistadt, vor. Ich liess es mir von dem willfährigen Alten einigemal wiederholen und teile es als ein lehrreiches Beispiel für die Eigentümlichkeiten des Nordschlesischen mit[1]),

[1]) Unsere Sammlungen bieten das Lied noch in verschiedenen anderen Fassungen. V.

das sich in mehreren Erscheinungen nicht unwesentlich von der Mundart der übrigen Schlesier unterscheidet. Es werden diese Eigentümlichkeiten kurz besprochen.

I. Die einfachen Vokale.

Es tritt ein

i für u (mhd. uo) in thitt (v. 14) thut, eine merkwürdige, genau aufgezeichnete Form, die auch sonst in Niederschlesien, z. B. in Glogau und um Sprottau begegnet; es liegt ihr wohl eine umgelautete Form zu Grunde, wenn man nicht annehmen will, dass die Zungenstellung des t die helle Färbung des u bedingt. Man vgl. Weinhold, Ueber deutsche Dialektforschung S. 41 f. und Waniek, Zum Vokalismus der schles. Mundart, Bielitz 1880, S. 187.

ê (mit breiter, nach æ hinneigender Aussprache) 1) für i (mhd. i): mêr mir, bêr, gewöhnlich in unbetonter Silbe verkürzt ber, wir;

2) für ü (mhd. ü), da ü und i in schlesischer Aussprache zusammenfällt: fêr für (das zugleich „vor" vertritt), Thêr Thür;

3) für ei (mhd. î): mên mein, Zêt Zeit; vgl. æ̆i.

u für a (mhd. a): un (in unbetonter Silbe) an (v. 11); man vgl. bei A. Gryphius Tufel Tafel.

û für a (mhd. a): û an, in betonter Silbe, vgl. uo; dûs das, wûs was, kûn kann, Grûs Gras, vgl. oa 1).

æ̂ für ei (mhd. î): dræ drei, dæ dein (v. 30).

II. Diphthongische Verbindungen.

ao, au 1) für ô (mhd. ô): Taud Tod, sao so; (mhd. â): dao da, wao wo; (mhd. ou, besonders im Sing. praet. der Verba der U-Klasse): ao auch, zang zog.

2) für â (mhd. â): jan ja, Janr Jahr.

ei 1) für ei (mhd. ei), gemeinschles. æ: Fleisch, heigestellt eingestellt; eimau einmal, beide.

2) für i (mhd. i): eich ich, meich mich, weider wieder, bei bin, bei A. Gryphius bî, in Primkenau bê;

3) für ê (mhd. ê, œ): mei mehr, in niemei niemehr (v. 4), schein schön (gemeinschles. schên, schîn), hêr höre; Somheil Sam(u)el gehört wohl auch hierher.

æ̆i (auch enger êi, vgl. ê 3), mit dem Tone auf æ, dem i kurz nachklingt (man vgl. englisches ē) für ei, ö, ä, i: schræ̆it schreit, Klæ̆issel Klössel, Mæidl Maidel, Mädel (aus Mägdlein), mæ̆ite mit(e), mhd. mite.

óa, fast úa 1) für a (mhd. a): Groase Grase Dat. Sing. (v. 19); vgl. û.

2) für au (mhd. û): soa'r sauer (v. 17).

ùo für die dumpfe Länge des a (mhd. a, â): guor, gar, uo (in betonter Silbe am Versende, v. 29) an, auch im Löwenberger Kreise, um Glatz und Mittelwalde, duos das; vgl. û und dûs bei û; Muon Mann, Huon Hahn; huon: hân haben, wuor war, guob gab, suossen: uossen sassen: assen.

ùi (vgl. Weinholds in Dialektforsch. S. 64) für gemeinschles. oi in der Zusammenziehung age: sùite, gemeinschles. soite sagte.

III. Die Konsonanten.

Höchst beachtenswert sind die beiden Sonorlaute j und w. — Weinhold, Dialektforschung S. 87 sagt: „Von der Praejotierung, die in den indogermanischen Sprachen mit noch unerforschter Fülle einst vorhanden war und der sich namentlich die slavischen Sprachen geneigt zeigen, erscheint eine Spur in der Form Iaelend Elend (Primkenau)“. Mir ist ein j, dessen Laut jedoch ein mehr vokalischer war, ausser in Primkenau noch um Jauer, Sprottau und Freistadt wiederholt aufgestossen, so in Iælend, namentlich aber im Inlaut in dem Zeitwort graemen: grĭæmen, wie v. 1 der Liebesklage.

w in weidersahn v. 4 hatte im Munde des Weichauers den urdeutschen stark vokalischen Klang des englischen w, und ein ganz ähnlicher u-farbiger Laut klang v. 25 in hŭæber gemeinschles. hoaber haben wir.

l klingt im Nordschlesischen palatal wie das polnische ł; einmal klang mir durchaus wie eimau (v. 8). Die Aussprache findet sich auch auf dem rechten Oderufer, in der Grafschaft Glatz, im Löwenberger und Leobschützer Kreise (Katscher) und im Oppalande.

nd wandelt sich im ganzen nördlichen Schlesien in ng: fingt findet; auch bei Gryphius finge finde; gemeinschles. ist hinger (hinder) hinter. Dieser Wandel ist alt und findet sich hauptsächlich auf mitteldeutschem Gebiete; vgl. Grundriss der german. Philologie 2. Aufl. S. 732. In Schönigs Gedichten (Glatz) findet sich strende strenge, bande bange.

Hînder (mit weicher Aussprache des n) zeigt unorganische Einfügung des d nach n und stellt sich zu kölnischem Hônder; vgl. Weinhold, Dialektf. S. 76. — Andererseits fällt d hinter l aus in: giłne güldne (v. 20).

Abfall des n tritt auf in vô von, bei für bein bin, dæ dein, ei ein, û für non an, also stets nach langem Laute, doch ist ganz geläufig auch mă man. Man vgl. bei Tschampel (Mittelwalde): Fuhrma Fuhrmann S. 247, bei Schönig: Kaufma S. 11.

Ebenso fällt ch ab in au auch, nô nach; d in wâr für wârd werde; r in ă f. âr er.

H tritt wie schon ahd. mhd. vokalischem Anlaute zuweilen vor, so in hei für ein — v. 5. Am geläufigsten ist in Schlesien hâr, hâ für ar er. In Sprottau gebraucht man hâ nur von Abwesenden, sonst a. Man vgl.

A jeder lobt a lieba Voater König,
Doss Ha kenn Stolz hot, doss A is su mild.
Tschampel, Gedichte S. 127.

Auch Fremdwörter müssen sich dem schlesischen Sprachgebrauche fügen: hangroh: en gros.

Die von der hochdeutschen Schriftsprache abweichenden schlesischen Eigentümlichkeiten der Konsonanten beabsichtige ich in einem der nächsten Hefte unserer Mitteilungen im Zusammenhange zu behandeln.

Volkstümliches aus Goldberg in Schlesien.

Mitgeteilt von stud. philol. F. Pradel.

I. Edelmann und Schäferin[1]).

Es zog ein Edelmann durch das Thor,
Die Schäferin rief ihre Lämmlein vor.
Valleri u. s. w.

Der Edelmann zog sein Hütchen ab
Und bot der Schäferin guten Tag.
Valleri u. s. w.

Du bist die arme Schäferin
Und kannst in Sammt und Seide gehn.
Valleri u. s. w.

Was gehts den dummen Edelmann an,
Wenn nur mein Vater bezahlen kann.
Valleri u. s. w.

O Mädchen reiss mich nicht zum Zorn,
Ich sperr dich ein in finstern Born.
Valleri u. s. w.

Ach lieber Edelmann lass mich leben,
Ich will dir all meine Schäfchen geben.
Valleri u. s. w.

All deine Schäfchen nützen mir nichts;
Die Schäferin muss gerichtet werden.
Valleri u. s. w.

Ach lieber Edelmann lass mich leben,
Ich will dir drei Dnkaten geben.
Valleri u. s. w.

Die drei Dukaten sind mir gut,
Drnm streich sie ein in meinen Hnt.
Valleri n. s. w.

Eine andere Fassung desselben Liedes wird in Schlatzmann, Kreis Gross-Glogau, einem Kinderspiel zn Grunde gelegt. Die Kinder stellen sich in einem Kreise auf, in dessen Mitte ein Knabe (Edelmann) nnd ein Mädchen (Schäferin) einander gegenüber stehen. Den ersten Vers singt der Chor, dann singen abwechselnd Ritter nnd Schäferin; am Schlusse jedes Verses singt der Chor: Valleri vallera u. s. w.

Chor: Ein Edelmann ritt zum Thore hinaus,
Da weidet die Schäferin ihre Lämmlein aus.
:,: Valleri vallera vallerallala. :,:

---

[1]) Vgl. Schles. Volkslieder von Hoffmann und Richter Nr. 9. V.

Edelmann: Der Edelmann zog sein Hütchen ab[1])
Und bot der Schäferin guten Tag.
Chor: Valleri u. s. w.

Schäferin: Herr Edelmann lass er sein Hütchen stehn,
Ich bin ja nur eine Schäferin.
Chor: Valleri u. s. w.

Edelmann: Und bist du nur ne Schäferin,
Du kannst in Sammt und Seide gehn.
Chor: Valleri u. s. w.

Schäferin: Was geht's den lumpigen Edelmann an,
Wenn mir's mein Vater bezahlen kann.
Chor: Valleri u. s. w.

Edelmann: Potz Mädel reiss (!) mich nicht zum Zorn,
Ich lass dich werfen in tiefsten Bronn.
Chor: Valleri u. s. w.

Schäferin: Herr Edelmann schenken sie mir mein Leben,
Ich will ihnen fünfzehn Thaler geben.
Chor: Valleri u. s. w.

Edelmann: Fünfzehn Thaler ist für mich kein Geld,
Du Schäfrin musst sterben, wenn mir's gefällt.
Chor: Valleri u. s. w.

Schäferin: Herr Edelmann schenken sie mir mein Leben,
Ich will ihnen hundert Thaler geben.
Chor: Valleri u. s. w.

Edelmann: Hundert Thaler ist für mich kein Geld,
Du Schäfrin musst sterben, wie mir's gefällt.
Chor: Valleri u. s. w.

Schäferin: Herr Edelmann schenken sie mir mein Leben,
Ich will ihnen all meine Lämmlein geben.
Chor: Valleri u. s. w.

Edelmann: All deine Lämmlein mag ich nicht,
Mein'n Sohn zum Mann den geb ich dir.
Chor: Valleri u. s. w.

Schäferin: Deinen Sohn zum Mann den mag ich nicht,
Der ist ja nur ein Taugenichts.
Chor: Valleri u. s. w.

Edelmann: Und ist mein Sohn ein Taugenichts,
Du Schäfrin musst sterben, wie mir's gefällt.
Chor: Valleri u. s. w.

Schäferin: Herr Edelmann schenken sie mir mein Leben,
Ich will ihnen tausend Thaler geben.
Chor: Valleri u. s. w.

[1]) Der den Edelmann darstellende Knabe zieht dabei vor dem Mädchen seine Kappe.

Edelmann: Tausend Thaler ist für mich kein Geld —
Du Schäfrin musst sterben, wie mir's gefällt!
Chor: Valleri u. s. w.

II. Kettenreim.

In Goldberg ist folgende Fassung eines bekannten Kettenreims in Umlauf:

Meine Mutter såte
Gih mer nå Solote,
Kriegst a Hetel zu,
Dås gaben mer der Kuh.
Kuh gibt uns Milch,
Milch gaben mer der Kåtze,
De Kåtze gibt uns 's Fell,
's Fell gaben mer 'm Kürschner,
Kürschner gibt mer Geld,
Geld gab ich 'm Pauer,
Pauer gibt mer Kurn,
Kurn gaben mer 'm Miller,
Miller mählt uns Mahl,
Mahl gab ich 'm Bäcker,
Bäcker bäckt mer Brut,
Brut gab ich a Hihnern,
De Hihner lähn mer Eier,
Sechse im an Dreier.

III. Spottreime auf Namen.

Fritze, Stieglitze,
Dei Vugel is tut,
A liegt ufm Miste
Und frisst kee Brut.

Paul, Schaal,
Schteck de Wurscht eis Maul,
Schteck se nie zu tief,
Susta kriegst an Brief,
Ei dam Briefe schtieht geschrieben:
Paul dar sull anne Liebste kriegen.

Emil, Zwemil, Zwippelschtiel,
Deine Kinder frassen viel,
Olle Tag a Biehmabrut,
Schloa se mit der Keule tut
andere Version: Murgen schlå ich se olle tut.

IV. Packst.

In Goldberg wird beim „Eikrieglas" der Platz, an dem die Mitspielenden vom Fänger — von dem, „ders is" — nicht geschlagen werden dürfen, „Packst" genannt. Das Wort geht doch aller Wahrscheinlichkeit nach auf lat. pax zurück, was wohl noch aus der Zeit der Klosterschulen stammt. Die Volksetymologie machte daraus „Packst" mit Anlehnung an packen, damit freilich den Platz bezeichnend, an dem das Packen verboten war.

Literatur.

Das sächsische Burzenland. Zur Honterusfeier herausgegeben über Beschluss der Kronstädter evang. Bezirkskirchenversammlung A. B. Kronstadt (H. Zeidner) 1898 [1]).

Die Siebenbürger Sachsen, die in aller nationalen Bedrängnis so fest und treu an ihrem deutschen Volkstum festhalten, verdienen das warme Interesse jedes Freundes der deutschen Volkskunde. Gerade ein Buch wie das vorliegende zeigt, wie das Bewusstsein nationaler Eigenart und damit auch die nationale Widerstandsfähigkeit durch die Achtung vor altüberliefertem Brauche gefestigt wird. Die treue Bewahrung des Glaubens und der Sitte der Väter ist für den Sachsenstamm das Bollwerk gegen die madjarische Hochflut. Das ganze geistige und gesellschaftliche Leben steht hier mit dem kirchlichen noch in engstem Zusammenhange, die evangelische Kirche der Sachsen aber ist durch und durch national, und ihre Unabhängigkeit vom Staate ist es, in der das Volkstum ihrer Bekenner den stärksten Rückhalt findet.

Diese eigenartigen Verhältnisse werden in obigem Buche auf Grund zuverlässigsten Materials von den mit Land und Leuten gründlich vertrauten Verfassern ausführlich und anschaulich dargelegt. Nach einer Geschichte der deutschen Besiedelung des Burzenlandes, seiner Kirchen und seiner Burgen, werden wir über die kirchliche Verfassung und das kirchliche Leben, über das trefflich entwickelte Schulwesen, die wirtschaftlichen Verhältnisse und, was für uns von besonderem Interesse ist, über das Volksleben der Sachsen im Burzenlande eingehend unterrichtet. In ansprechender Schilderung lernen wir alle die alten Sitten und Bräuche kennen, welche Geburt und Taufe, Hochzeit und Eheleben, Krankheit und Tod umweben. Wir werden mit dem geselligen Leben der Vergangenheit und der Gegenwart vertraut und sehen die mannigfachen Volkstrachten, die Wohnungen des Bürgers und des Bauern mit ihrem Hausrat vor uns. Die zahlreichen Abbildungen, mit denen das Buch ausgestattet ist, kommen besonders der Veranschaulichung dieser letztgenannten Kapitel zu Gute. So sei das stattliche Werk den Mitgliedern unserer Gesellschaft bestens empfohlen. Sie werden in ihm auch manche interessante Parallele zu schlesischen Volksüberlieferungen finden. Und besonders wohltuend wird sie die verständnisvolle Art berühren, mit der dort im fernen Sachsenlande die Geistlichkeit die altheimischen Volkssitten anerkennt und pflegt. Die reichsdeutschen Pastoren könnten da gar manches von ihren siebenbürgischen Amtsgenossen lernen. F. V.

Der gemittliche Schläsinger. Illustrierter Kalender für die Provinz Schlesien. 1900. Schweidnitz. Verlag von L. Heege (Osk. Güntzel). Preis 50 Pf.

Das Erscheinen des neuen Jahrganges dieses altbekannten Büchleins ruft die schmerzliche Erinnerung an den Tod seines Begründers, Max Heinzels, von neuem wach. Aber in Philo vom Walde ist die geeignete Kraft für die Fortführung des Unternehmens in Heinzels Sinne gewonnen Auch der neue Jahrgang bietet für den ausserordentlich geringen Preis einen reichen Inhalt, aus dem eine humorvolle Erzählung in schlesischer Mundart von Lichter, ein Lebensabriss Max Heinzels von Th. Nöthig und ein tiefempfundener poetischer Nachruf auf den verstorbenen Dichter von Dr. Baer besonders hervorgehoben seien. F. V.

[1]) Das 660 Seiten in Quartformat umfassende Werk ist auch durch das ev. Bezirkskonsistorium in Kronstadt (Siebenbürgen) zum Preise von 8 Mk. 35 Pf. für das ungebundene, 10 Mk. für das gebundene Exemplar zu beziehen.

Anzeigen.

An Stelle der auf den 8. Dezember fälligen Sitzung findet am **Sonntag, den 10. d. M., pünktlich um 7 Uhr abends, die Aufführung der Schlesischen Weihnachtsspiele im Saale des Palast-Restaurants** (Neue Schweidnitzerstrasse) statt. Eintrittskarten sind zum Preise von 1,50 Mk. für Erwachsene, 50 Pf. für Kinder in Begleitung Erwachsener, im Bankgeschäft Albert Holz, Ring 18, zu haben.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das 6. Heft und damit zugleich der 3. Band der Mitteilungen. Titel und Inhaltsverzeichnis werden der ersten Nummer des nächsten Jahrganges beigegeben werden.

Schluss der Redaction: 2. Dezember 1899.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

F. Vogt.

Band IV.

(Januar 1900 bis Dezember 1901.)

Heft VII—VIII der ganzen Reihe.

Breslau.
Selbstverlag der Gesellschaft.
1901.

Inhalt.

Aufsätze.

Mitteilungen.

Besprechungen.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

F. Vogt und **O. Jiriczek.**

Jahrgang 1900. **Breslau.** Heft VII. № 1.

Chrestkendla-Spiel.

Aus Grulich i. Böhmen mitgeteilt von **Wilhelm Oehl.**

Personen:

Diener	Maria
Hauswirt	Gabriel
Haushälter	Rafael
Josef	Jokl

Staffa.

Diener.

Schön gut'n Abend, meine Herrn und Frau'n!
Wir wollen jetzt lassen ein Spiel anschau'n
Von dem neugebor'nen Jesulein.
Ich bitt' um die Erlaubnis zugelassen zu sein,
5. Zu wünschen bin ich für Sie bereit,
Nach mir kommt mein Herr, wo ist der Stuhl für ihn bereit?

Hauswirt.

Schön guten Abend! Ich bin ein Wirt nach aller Art,
D'rum trag' ich einen gewichsten Bart.
Stock und Degen thu ich bei mir führen;
10. Haushälter thust Du was von fremden Gästen spüren?

Haushälter.

Ja mein Herr ich hab' vernommen,
Es sollen heute noch viele fremde Gäste ankommen.

Hauswirt.

Ei, so lässt man sie kommen an!
Man wird hören,
15. Was sie wünschen und begehren.

Josef.

Ach mein lieber Mann!
Keine Herberg ich kann treffen an.
Möcht' der Herr nicht so gütig sein
Und uns in sein Haus aufnehmen?

Diener.

20. Ja mein lieber, alter Mann,
Ich Ench nichts erlauben kann.
Da müsst Ihr vor mit meinem Herren sprechen,
Ob er Euch wird zu fremden Gästen rechnen.

Josef.

Allhier hat's auch ein' Mann,
25. Den will ich frenndlich sprechen an.
Gott grüss Ench!

Hauswirt.

Gott dank Euch!
Was ist Euer Begehren oder Anbringen?

Josef.

Wir sind gereist über's Feld,
30. Es ist eine grosse Kält'.
Möcht der Herr nicht so gütig sein
Und nns in sein Hans anfnehmen?
Die Nacht ist vor der Thür,
Wir möchten gern bleiben hier! —

Hauswirt.

35. Hast Du Geld in Deinen Taschen,
Kannst Dn bei mir im Zimmer rasten;
Hast Dn aber kein Geld,
So ist es weit gefehlt.

Josef.

Kein Gold und Silber hab'n wir nicht,
40. Ich glaub' der Herr begehrt's anch nicht;
Aber Gott wird es reichlich bezahlen.

Hanswirt.

Ei, solche Schnlden hab' ich gar zu viel,
Die mir Gott möchte bezahlen viel;
Denn ich hör' es an der Rede Dein,
45. Dn magst auch ein feiner Vogel sein.
Schlepp'st Dich 'rum mit Deinem Weib,
Pack' Dich naus aus meinem Haus!
Draussen vor der Stadt gibt's einen Stall,
Dort geh' Dn hin mit Deiner Eh'gemahl'!
50. Dort kannst Dn ruh'n und rasten nach Deiner Begier
Und lass mich weiter ungeschiert!

Josef.

O Maria, hör' mich an!
Keine Herberg ich kann treffen au.
Geh' nnd bitt' den Hausherrn fein,
55. Dass er nns lässt kehren ein!

Maria:

Ach Hausherr gedenke doch,
In der Nacht zu reisen ist ein schweres Joch!

Hauswirt.

Ja, Deine Rede thnt mir zwar billig schein',
Aber bei mir zu bleiben, kann nnmöglich sein.
60. Ihr seid einmal zu spät ankommen,
Ihr werdet schwerlich Herberg bekommen.

Maria.

Ach mein liebster Eh'gemahl!
Auch ich traf keine Herberg an.
Wenn wir werden sein unterm Dach,
65. Da nehm ich gern vorlieb,
Dass Du Dich wegen meiner nicht betrübst.

Rafael.

Ein' schön gut'n Abend geb' Ihn Goot!
Ich bin ein ausgesandter Bot'.
Von Gott, von Gott bin ich gesandt
70. Zu einer Jungfrau wohlbekannt.
Ich gieng in die Stadt nach Nazaret,
Dort fand ich sie in dem Gebet.
Ich grüsste sie mit ihrem Name,
O Seligste im Davidstamme!
75. Ich grüss' das kleine Wunderkind,
Welches anf sich nimmt alle Sünd.
Engel Gabriel tritt herein,
Lass Deine Stimme erschallen fein!

Gabriel.

Ein' schön gut'n Abend geb' Ihn Goot!
80. Ich bin ein ausgesandter Bot'.
Von Gott, von Gott bin ich gesandt,
Der Engel Gabriel werd' ich genannt,
Den Zepter trag' ich in meiner Hand,
Die Krone trag' ich auf meinem Haupt,
85. Das hat mir Gott der Herr erlanbt.
Der Friedensfürst vom Himmelssaal,
Er steigt hinab in's Jammerthal,
Er heisst die Kleinen zu mir kommen,
Nicht alle, blos die Frommen;
90. Er kehrt bei kleinen Kindern ein,
Die ruhig, still und sittsam sein.
Ihr Hirten fallet ein,
Lasst Enre Stimme erschallen fein!

Jokl.

Holla, holla! Mit da breeta Stolla
95. Wär' ich mit dr Thüre baale zum Fanst'r reigefolla.
Wenn ich ne wär gewaast asu geschwend,
Hätt' mich genumma d'r rauhe Wend.
Brud'r Staffa! Wu bleist denn Du a su lange?

Staffa.

Guda Ob'nd gaa ich Goot!
100. Olla üb'r on düb'r a huch lang Laaba,
Hüch'r wie die Wolka schwaaba,
Hund'rttausend Ela lang,
Viel läng'r wie d'r Glockastrang!
Hund'rttausend Tukota on Eu'r Maul vul Worscht on Schenka
105. On ons gehör'n fönf on sechzig Messla Wein zu trenka.
Du Brud'r Jokl, wos host denn Du für'n Pau'r?

Jokl.

Jch hoo 'n sehr'n guda Pau'r,
A gett m'r olle Toche drei Löffl Sau'r,
En Löffl Kümmel-Quork,
110. Do waar ich recht gruss on stork.
Ob'r Brud'r Staffa, wos host denn Du für 'n Pau'r?

Staffa.

Ich hoo 'n sehr 'n biesa Pau'r,
A flucht on schempft on sitt a su san'r,
On wenn ich komm bis ei dos Haus,
115. Sprecht har: Sakgrob'r Lömm'l, pack Dich 'naus!
Do muss ich laafa wos ich koon,
On derf noch kee Wörtla sohn.
Brud'r Jokl, wie is dr'n d'r Flachs gerotha?

Jokl.

A is mir gerotha
120. Bis o a Knota,
On wenn ich a thu besahn on beziehn,
Do möcht ich m'r droo a Bort vrbrühn;
On wenn ich on hör die Hall'r summa
Thu ich für's Kloba sechs Gröschla bekomma.
Du Brud'r Staffa! Wenn m'r ons thäta off onse Heede niederlän, ons a poor Spreekörpfl vul schlofa off die Fei'rtoche zu helfe; 's sein 'r su a ganze Näche.

Gabriel und Rafael (im Chore)

125. Gloria, Gloria
In Excelsis Deo!
Ihr Hirten stehet auf und schlafet nicht!
Eine grosse Freude ich Euch bericht',
Der Heiland ist geboren,
130. Christus der Herr ist auserkoren.

Rafael.

Ihr lieben Hirten lasset Euch sagen!
Der Hammer der hat zwölf geschlagen.
Jetzt ist geboren der Herr Gottes Sohn
Von dem Himmelsthron.
135. Er ist gekommen in die Welt,
Er hat sich in den Stall gesellt,

Zwischen Ochs und Eseleiu
Liegt er in dem Krippelein.
Bonicamus Domine
140. Alleluja! Alleluja!

Jokl.

Horch Brud'r horch, wie die Eng'rla senga!

Staffa.

's sein och die Schoofscholla, die a su klenga on die Vöch'rla mit.

Hirten (im Chor)

A, a, a, Was seh' ich jetzt da!
Die Hirten laufen hin nnd her
145. Keinen Frieden gibt die Nacht uns mehr,
A, a, a, was seh' ich jetzt da!

B, b, b, Steh auf mein Brud'r steh!
Komm und schau zum Fenst'r hinaus,
Es bleibt kein Halter nicht zu Haus.
150. B, b, b, steh auf mein Brud'r steh!

C, c, c, Eil fort, mit mir bald geh!
Auskundschaften wollen wir,
Nichts wird geschehen mir nnd Dir.
C, c, c, eil fort, mit mir bald geh!

155. D, d, d, Ach mein Brud'r seh!
Was muss doch geschehen sein
Dorten in dem Städtelein.
D, d, d, ach mein Brud'r seh!

E, e, e, Freund hör! ich ohne Weh
160. Lass das warme Bett gleich stehn,
Thu nur eilends mit mir gehn!
E, e, e, Freund hör! ich ohne Weh.

F, f, f, Ach mein Brud'r Steff!
Komm mir eilen jetzt nun fort
165. Anch hin an jenen Ort!
F, f, f, ach mein Brud'r Steff!

G, g, g, Hilft nichts, allein ich geh.
Die Halter geh'n nach Bethlehem
Und lassen uns in Jerusalem.
170. G, g, g, hilft nichts, allein ich geh.

H, h, h, Jetzt sag' nein oder ja!
Denn sie gehen alle fort,
Verlassen ja nun diesen Ort.
H, h, h, jetzt sag' nein oder ja!

175. J, i, i, Sie gehen all' tschihi;
Hott geht's nach Jerusalem
Und tschihi nach Bethlehem.
J, i, i, sie gehen all' tschihi.

K, k, k, Willst bleiben, so bleib' da!
180. Es soll ein Soldat geboren sein,
Sehr ein schönes Kindelein.
K, k, k, willst bleiben, so bleib da!

L, l, l, Zwei Lämmlein sammt dem Fell
Woll'n wir einkaufen geschwind
185. Und nach Bethlehem tragen dem Kind.
L, l, l, zwei Lämmlein sammt dem Fell.

M, m, m, wie wohl thät's geschehen dem,
Der in diesem Stall kunnt' sein
Allein bei dem Kindelein.
190. M, m, m, wie wohl thät's geschehen dem.

N, n, n, Das Kind ist wunderschön.
Es kommt von keiner schlechten Art,
Gesehen hab' ich nichts so zart.
N, n, n, das Kind ist wunderschön.

195. O, o, o, Es liegt wohl auf dem Stroh
Neben Ochs und Eselein
Mit dem nackten Häuptelein.
O, o, o, es liegt wohl auf dem Stroh.

P, p, p, Was ich doch hier seh!
200. Hier liegt das zarte Kindelein
In den kleinen Windelein.
P, p, p, was ich doch hier seh!

Qu, qu, qu, Du göttlich' Kendla Du!
Du liegest in dem Krippelein
205. Nur in schlichten Windelein.
Qu, qu, qu, Du göttlich' Kendla Du!

R, r, r, Es ist ein grosser Herr,
Der die ganze Welt regieret
Und den lieben Himmel zieret.
210. R, r, r, es ist ein grosser Herr.

S, s, s, Es liegt in einer Press,
Es liegt in einer Kripp' das Kind
Wohl nur gesprosst durch uns're Sünd'.
S, s, s, es liegt in einer Press.

215. T, t, t, Wie geschieht dem Kind so weh!
Es muss Ochs und Eselein
Mit dem Athem heizen ein.
T, t, t, wie geschieht dem Kind so weh!

U, u, u, Wann's Oechslein schreit muh, muh,
220. Und I-a das Eselein,
Machens warm dem Kindelein.
U, u, u, wanns Oechslein schreit muh, muh.

Ve, ve, ve, d'r Stall ist voll'r Schnee.
Anblasen thut'n d'r kalte Wind,
225. Federn bringt er auf das Kind.
Ve, ve, ve, d'r Stall ist voll'r Schnee.

We, we, we, Wie geschieht dem Kind so weh.
Es lieget in dem Stalle drein
Bei dem Ochs nnd Eselein.
230. We, we, we, wie geschieht dem Kind so weh.

X, x, x, Wenn ich wär' ein Fiichs,
Könnte Gänse rupfen all',
Die Federn bringen in den Stall.
X, x, x, wenn ich wär' ein Füchs.

235. Ypsilon, Das Kind ist Gottes Sohn.
Ihm sei Lob, Dank und Ehr,
Weil er hat gelitten mehr!
Ypsilon, das Kind ist Gottes Sohn.

Z, z, z, Das Kindlein hat kein Bett.
240. So will ich jetzt mit wahrer Reu
Machen eine gute Streu.
Z, z, z, das Kindlein hat kein Bett.

Jokl.

Du liebes Kendla Du,
Leist off dam Weschla Struh.
245. Hätt' ich ehndr o Dich gedoocht,
Do hätt' ich D'r wos mitgebroocht.
Do hoo ich noch a Lammla
Vom fohrlicha Stammla,
Dos thu' ch D'r schenka,
250. Doss De thust o mich gedenka.

Wenn De warst sein gewogsa gruss,
Komm ich zun D'r ohne Unterloss.
Worm will ich D'r heeza ei,
Wenn De kömmst zum'r ei's Stübla 'rei.
255. Ich will D'r a gudes Pappla kocha,
Doss De host sechs lange Wocha.
Du Bruder, wos warscht Du 'm schenka?

Staffa.

Wos ich 'm sohl schenka,
Muss ich m'r erscht drdenka.
260. Wos sohl ich nun dem Kindlein schenken,
Weil ich nun dr Letzte bin?
Hier hoo ich noch zwee kleene Bettla,
Liebes Kendla, nimm se hin!
Eins leg' Dir nnter's Häuptelein,
265. In's andre steck die Füssla nein.

Schlof ok do mit gud'r Ruh',
Du mei liebes Kendla Du.

Rafael.

Eltern, liebste Eltern mein,
Thun Eure Kinder gehorsam sein?

Gabriel.

270. Maria! Du edle Jungfrau rein,
Die Kinder versprechen gehorsam zu sein.

Maria.

Ach Engel, liebster Engel mein,
Wenn die Kinder versprechen gehorsam zu sein,
So geh' nnd rufe den Josef herein,
275. Dass er mir bringt das Körbelein.

Rafael.

Josef, Josef, Du frommer Mann,
Hör', was Maria verkündet an.

Josef.

Ich hör' einen Engel und komm ganz minder,
Zu bitten für die lieben Kinder.
280. O Maria, nimm die Gab' und gib ihn' heut
Und mach' ihn' die grosse Freud,
Lass ihn' grosse Bürden bringen!
Dann werden sie Alleluja singen.

Chor.

Ihr Hirten lanft alle zumal
285. Mit freudereichem Schall
Nach Bethlehem
Zum Kindelein
Znm Kripelein
Im Stall!

Hirten.

290. Ein Kind haben wir gesehen,
Wie ein Engel so schön,
Dabei auch ein liebreicher Vater thut stehen,
Eine Jnngfrau schön und zart
Nach englischer Art.

Jokl.

295. Das hat mich erfrenet,
Ja inniglich sehr,
Mein Bruder lauf hurtig,
Bring's Wiegelein her.

Staffa (bringt das Kindlein)

Wir werden das Kindlein drein legen, es zittert so sehr.

Beide Hirten.

300. Heidlpopei!
Liebes Kindelein,

Zartes Jesulein!
Heidlpopei,
Schlof ei!
305. Wenn ich nur hätte mein Häusleln daher,
Was drunten im Thale alleine thut stehn,
Wie wär' ich so froh,
Ich blieb alleweil do!
Ein Essen wollt ich kochen
310. Und warten brav auf.
Bruder wenn es so soll sein,
Komm da müss'n wir laufen
Und dem kleinen Kindelein
Müssen wir etwas kanfen.
315. O mein lieber Bruder,
Nimm das Heu vom Fuder!
Gib dem Ochsen Stroh nnd Heu
Und dem Kind ein Lämmelein.

Hanswirt.

Ach, Weh und Ach,
320. Was hab' ich mir gedacht!
Dass ich so gründlich bei der Nacht
Den zwei armen Lenten die Herberg hab' abgesagt.
Hätt ich mir das gebildet ein,
Dass dieses möcht Josef und Maria sein,
325. Gleich hätt' ich sie lassen kehren ein.
Drum will ich laufen, was ich kann,
Wenn ich sie möcht' treffen an,
Das schönste Zimmer zu der Buss
Will ich vor sie bereiten.
330. Gute Nacht!

Diener.

Da ich Haushalter genennet bin,
Liegt mir ein's noch stets im Sinn
Ihr Eltern allebeid,
Straft Eure Kinder zu gerechter Zeit!

335. Lernet sie fleissig beten und singen,
Damit Ihr sie einst in den Himmel könnt bringen!
Habt Ihr einen Fehler verstanden oder vernommen,
So bitte ich denselben zu verzeihen, bis wir wieder kommen.
Gute Nacht!

Bemerkungen zu dem vorstehenden Weihnachtspiel.

Von **F. Vogt.**

Das hier veröffentlichte Grulicher Spiel wurde „noch im Anfang der sechziger Jahre von Haus zu Haus aufgeführt". Herr Wilhelm Oehl hat es nach mündlicher Ueberlieferung aufgezeichnet. Es gehört zu einer Fassung der Weihnachtspiele, welche im südlichen Teil der Grafschaft Glatz und in den unmittelbar angrenzenden österreichischen Gebieten in verschiedenen Versionen in Umlauf ist oder war. Eine von diesen hat Weinhold in der Zeitschrift für deutsches Altertum 6, 341—349 aus den Mückenhäusern bei Habelschwerdt mitgeteilt (vgl. auch Weinhold, Weihnachtspiele S. 111 fg.), eine andere Aufzeichnung aus Lichtenwalde, die wohl dem Anfang des 19. Jahrhunderts angehört und sich vielfach durch Ursprünglichkeit der Lesarten auszeichnet, hat mir Herr Schulrat Volkmer freundlichst überwiesen, nachdem er sie seiner nicht selten abweichenden Herstellung der Spiele in der Glatzer Vierteljahrsschrift 1, 245 fg. zu Grunde gelegt hatte. Bruchstücke aus Wölfelsgrund hat Fräulein Luitgard Kampe zu unseren Sammlungen beigesteuert; einen vierten Text, aus Mährisch-Altstadt im Gebiet des Glatzer Schneegebirges, findet man bei Wilibald Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren S. 242 fg.; dazu stellt sich als fünfter eine zunächst durch Dr. Jiriczek vermittelte Aufzeichnung aus Batzdorf im Erlitztal und als sechster der vorliegende aus Grulich.

Bei mannigfachen Abweichungen, wie sie die mündliche Ueberlieferung mit sich bringt, zeigen doch alle diese Aufzeichnungen so viel Uebereinstimmendes, dass man sie zweifellos sämtlich als Abkömmlinge ein und desselben Grundtextes ansehen kann. Zu den charakteristischen Eigenschaften desselben, die bei ihnen allen wiederkehren, gehört es besonders, dass das Adventspiel von des Christkindes Einkehr in kurzer Fassung an mehr oder minder unpassender Stelle in das verhältnismässig ausführliche Spiel von Christi Geburt eingeschoben wird, während sonst entweder das Christigeburtsspiel ohne Adventspiel mit dem Herodesspiel verbunden wird oder das Adventspiel das Hauptstück bildet, dem nur einige Lieder und kleine Scenenfragmente aus dem Spiel von Christi Geburt angefügt werden. Von dem Grulicher Texte gehören Vers 67—91, 100—105, 267—282 eigentlich zu dem Spiel von Christkindels Einkehr. Doch ist hier im Gegensatz zu anderen Texten schon etwas mehr Verbindung zwischen den beiden heterogenen Stücken hergestellt, indem in der Rede des Engels, welcher ursprünglich nur das Erscheinen des Christkindes anzukündigen hat, durch V. 69—76 auf Mariä Empfängnis Bezug genommen wird. Diese ist in dem Batzdorfer Spiel als eine selbständige Scene eingelegt; in dem Grulicher Stück sind jene Verse an Stelle solcher Scenen-Einschiebung getreten. Die Verse 100—105 sind den übrigen Texten dieser Gruppe fremd; sie gehören auch gar nicht in die Reden der Hirten hinein, sondern stammen aus der Rolle des Rupprich (Knecht Ruprecht) in der im Riesengebirge bräuchlichen Fassung von „Christkindels Einkehr", vgl. meine Weihnachtspiele S. 16. — Nur in dem Texte aus Mährisch-Altstadt finden sich noch die Verse 131 fg., die dort (Müller S. 248) lauten:

Ihr lieben Hirten lasst euch sagen:
sobald der Hammer hat zwölf geschlagen
ist euch geboren Gottes Sohn
von einer Jungfrau auserkoren
zu Bethlehem im Stalle.

Diese Verse haben die Form eines Nachtwächterliedes nnd gehen auf einen von Peter für die Feier der Christmette iu Oesterreichisch-Schlesien bezeugten Brauch zurück. Man liess die Uhr zwölf schlagen, worauf der Nachtwächter das Horn blies nnd ein Engel das Gloria in excelsis u. s. w. anstimmte, an dessen Gesang sich dann Wechsellieder der Hirten anschlossen.

Ganz unbekaunt ist unserer Gruppe sonst das alphabetische Hirtenlied V. 143 fgg. Doch ist es in Hruschka und Toischers deutschen Volksliedern aus Böhmen Nr. 51 in einer Brannaner Aufzeichnung mitgeteilt, von der ich hier die bemerkenswertesten Abweichungen angebe.

Vers 143 und 146 jetzund.

154—155 D, d, d, Nicht acht den tiefen Schnee,
Lieblich singen ich was hör,
Gott sei in der Höh die Ehr.

163—173 wesentlich anders.

210 S, s, s, gleichwie in einer Press
Liegt in einer Kripp das Kind,
Einpresst wegen unsrer Sünd.

223—225 ist auf W gedichtet und 226—229 fehlen. — 235 f. Drum sei dem Lob, Preis und Ehr, Weil's uns geliebt hat mehr und mehr. 240 Machen meinem Gott ein Streu. 247 fohrtig (sonst fartig) heisst vorjährig.

Das Lied ist auch in den österreichischen Alpenländern nnd in Oberbaiern bekannt. Pailler, Weihnachtslieder aus Oberösterreich Nr. 267 teilt es nach einer Ischler Handschrift vom Jahr 1752 mit. Weitere Nachweise bei Hrnschka-Toischer in der Anm. zu Nr. 51.

Den vollständigsten Text des ganzen Stückes bietet das Batzdorfer Spiel, welches dort und in dem benachbarten preussischen Marienthal noch alljährlich znr Adventszeit von armen Webern und ihren Frauen aufgeführt wird. Ich habe mit einigen anderen Mitgliedern unserer Gesellschaft vor Kurzem einer solchen höchst eigenartigen nnd lehrreichen Darstellung beigewohut. Die Ergebnisse unserer Beobachtnngen werden nebst dem Batzdorfer Texte und den zugehörigen Singweisen, die Herr Dr. Gnsinde zu Papier brachte, in meinen „Weihnachtspielen" mitgeteilt.

Schlesisches Kretschamleben.

Von **Dr. Paul Drechsler**, Beuthen OS.

Ein echtvolkstümliches Bild, das sich in lebendigen Farben eigentlich nur in der Hauptstadt Schlesiens findet, gewähren die alten Brau- und Schankhäuser, die unter dem aus dem Polnischeu eingebürgerten Namen Kretscham, Krâtschm (poln. karczma) jedermann bekaunt sind. Von

Jahr zu Jahr verlieren sie mehr ihre alten Eigentümlichkeiten, nnd das neue Jahrhundert scheint, wie mit so vielem, auch mit ihnen aufräumen zn wollen, sodass nur noch den Alten dieses Bild echten Volkstnms in anheimelnden Farben vorschwebt, während die Jüngeren sich gar keine Vorstellnng zu machen vermögen von diesen alten, rauchgeschwärzten Schenken, die freilich oft wie „Samojedenklüfte" anssahen und doch, besonders des Abends, ehrwürdige, bleibende Erholungsstätten des Bürgers und der untern Volksklassen, die Tummelplätze der Tagesnenigkeiten, die nnversiegbaren Quellen des einheimischen gnten Bieres waren.

Die Kretschame (der Name begegnet als kreczym: taberna schon bei Konrad von Heinrichau) bildeten meist die Strassenecken oder Hänser mit Durchgängen und führten eigene, wohlbekannte Namen. Ein Beispiel hierfür ist das uralte Kretschamhaus Siehdichfür an der Ausmündung der grossen Groschengasse, die früher den vielsagenden Namen Wanzengasse führte, der polnische Herrgott am Neumarkt, der alte Weinstock auf der Ohlauerstrasse, mit vielbenutzten Durchgängen u. v. a.

Wer dem Kretscham naht, verspürt bald den Bierdunst und findet in Hof nnd Hans (= Hausflnr) fest aufgeschrotet die Achtel und Viertel, die oft auch als Reserve im Vordergrunde der Schankstube bereit liegen. Früher trank man meist „einfaches" oder „Fassbier" in Känneln (Kandeln) oder hohen Stampen, später daneben „Doppelbier", die sog. Halben, auch Tinte genannt, zuletzt anch das einheimische sog. Bairische (Baiersche). In hohem Ansehen stehen das Breslauer Weissbier, Braunbier (vgl. die Redensart: jemand sieht ans wie Braunbier und Spncke!), Bitterbier, Weizenbier und auch Märzbier. — „Breslaner Bier ist der Schlesier Malvasier".

Im Lande Schlesien führt Troppan guten Märzen,
In Breslau lässt der Schöps nicht lange mit sich scherzen:
Je jünger er sich schreibt, je minder wartt er lang,
Er setzt sich neben uns so bälder uff die Bank
Als sonst ein ander Gast; lässt man ihn aber alten (alt werden),
Da kann er immerzn fast jeden Stich anshalten.

Scherffer, Grobianus 70.

Wie schon Weinhold, Beiträge zu einem schles. Wörterbuche 1855, S. 9, bemerkt, würde in einer schlesischen Kulturgeschichte das Bier keine geringe Stelle einnehmen. Schon 1224 lässt sich nrkundlich Hopfenbau in Schlesien nachweisen (Stenzel, Geschichte Schlesiens 1,301 f), und Weizen und Gerste gab das Land genug. Die Städte erhielten von den Fürsten die Schankgerechtigkeit und verzapften in den Ratskellern teils das eigene von den branberechtigten Bürgern gebrante Bier, teils fremdes. Unter den Bieren erlangte in unserer Provinz das Schweidnitzer früh die erste Stelle, während sein Nachbar, das Striegauer Bier, in schlechtem Rnfe stand: Striegnisch Bier ist trübe wie (eine) Lehmjauche, Frisch 1, 325; Coler, Oeconomia oder Hansbuch. I. Teil. Wittemberg 1602, 47, ein noch heute ebenso volksbeliebter Vergleich, den sich das zuletzt im „Schweidnitzer" ausgeschenkte (Friebe-) Bier besonders gefallen lassen mnsste. Ausserdem werden zu Colers Zeit sonderlich hoch geachtet Laubnisch (Lauban), Goldbergisch (Goldberg) nnd Sagnisch (Sagan) Bier. Wolawisch (Wohlau) Bier ist anch vor Zeiten ein gut Bier und hochgeachtet gewesen,

allein die Lente legen nicht mehr einen solchen Fleiss anfs Brauen, wie sie vorzeiten gethan haben. Nach Coler ist besonders das Breslauer Weitzenbier ein stark Bier, nnd es werden dicke, fette Leute davon. Wenn mans zu viel trinket, steigets einem gewaltig in Kopf nnd füllet das Heupt (Haupt, mundartlich Häupt: Hêt) also, dass des andern Tages alles mit einem umbgehet". Nach dem ältesten Lobgesang auf Schlesien (1506 verfasst) war das Liegnitzer nnd Hainauer Bier hochberühmt, und nach Hans v. Schweinichens Bericht hat der schlesische Herzog Friedrich vor dem Abscheiden zwo Stunden ein Gläslein mit Hanischem Bier in Händen gehabt nnd ihm (dem Schweinichen) zum öftern zngetrunken; es haben Ihro Fürstlichen Gnaden aber nichts hinderbringen mögen, denn der Flnss war IFG. so stark in den Schlung (= Kehle) und Brust gefallen, und ist IFG. letzter Schlung (= Schluck) Hanisch Bier gewesen (6. April 1596). Merkwürdigkeiten 3, 129. — Dieses gute Bier war später in Hainan nur eine Erinnernng; in den Aktenstücken späterer Zeit liest man häufige Klagen über ein „fast unschmackhaftig, böses Bier" oder „Janche", „ein arges, faules, verbranntes und verfälschtes Gesöff!" Die Wansener nennen das Bier von Grottkau Schächerbier und haben zu dieser Benennung folgende artige Geschichte ersonnen: Ein Wansener, der in Grottkau zum Jahrmarkt nnd zu Biere gewesen, bekam davon Leibschneiden und machte sich auf den Rückweg. Kanm aber war er zur Stadt hinaus, so ward das Schneiden so heftig, dass er sich, um Erleichterung zu finden, mit dem Bauche auf einen Rasenfleck hinwarf. Wimmernd hob er sein Hanpt in die Höhe und sah vor sich drei Kruzifixe, an denen Christus mit den zwei Schächern hieng. Diese drei Gestalten betrachtete er näher, und da fiel ihm das grässlichverzerrte Gesicht des sogenannten verworfenen Schächers auf. „Armer Schelm", rief er aus, „du hast gewiss Grottkauer Bier getrunken!" [1])

Ein znr Fastenzeit beliebtes Getränk, das nach Art der Bowle in einem grossen Gefässe bereitet und in die einzelnen Gläser geschenkt wnrde, war das Baumölbier oder kurz Baumöl, ans Brannbier bestehend, dem man feines Oel, Pfeffer und geröstetes Brot zusetzte. Lebendig ist die Redensart: Ich hau dich, dass du Baumöl sêchst. Vgl. baumölen bei Grimm Wörterb. 1, 1104. — In Bier getanchtes Brot galt als Leckerbissen. Arme Leute tranken statt des Bieres eine Art Bierspülicht, Tischbier, Tischper, Schmalbier, auch Kofent, eine schlechte Lûre, ursprünglich der Nachwein, Tresterwein, mittellatein. lora, mhd. lûre, nach Coler S. 55 auch vom Biere, heute hauptsächlich von Kaffee gebraucht, daneben auch Lurke genannt, wie in der Oberlausitz. — Gern trinkt der Schlesier auch Warmbier, das Sonntags oft das Frühstück bildet und beim Kindtanfschmanse seit alters als Kindelbier (Bier, Milch, Eier mit Rosinen nnd Brot) den Hanptplatz einnimmt. Vgl. Drechsler, Sitte u. s. w.: Taufschmans. — Geläufig ist anch die spöttische Redensart: es ist darnm so gedrange wie ums sanre Bier: man drängt („reisst") sich nicht sehr darum.

Früher durfte jeder Kretschmer (poln. karczmarcz) nnr einigemal, etwa dreimal in der Woche schenken; zum Zeichen steckte der Futter-

[1]) Eine Fülle schlesischer Ortsneckereien bietet des Verfassers demnächst erscheinendes Buch: Sitte, Branch und Volksglauben in Schlesien, IV. Abschnitt.

knecht über der Hansthür das Kegelholz, den roten Bierkegel heraus, wovon mancher Kretscham den Namen **Rotkegel** oder **Rotkretscham** erhielt. Doch gibt es noch mehrere andere Bierzeichen. Den Kegel vertrat ein langes, rundes Holz, das **Langfel**, Lampl, eine Bezeichnung die nach meiner Vermutung Mitteil. VI S. 62 auf das Bier überging: Lampl-, entstellt Lammel-, Lämmelbier. Hierzu stimmt auch der alte Brauch in der Grafschaft Glatz, wo der Ausschank von Schmalbier oder „Tischbr"[1]), eben jenem Lamfl, durch eine lange Stange angedeutet wurde, die dazu vorn einen Kopf aus Hobelspänen trug. In Breslau zeigte ein Kiefernbusch auch Langfel an, nach Senftleben, Breslauischer Schlendrian vom J. 1732. Braunbier kennzeichnete ein sehr langes, wellenförmig ausgeschnittenes, bemaltes Brett, das vorn ein Schild trug und mittels eines Riegels so am Hause befestigt war, dass es von ihm rechtwinklig abstand. Glatzer Vierteljahrsschrift V 39. Wo man Hefen feil bot, steckte man in Breslau ein Büschel Buchsbaum heraus, in der Grafschaft und im deutschen Oberschlesien ein kleines Schaff, das über der Hausthür angebracht wurde. Hing neben der Thür ein Topf, deutete es den Verkauf von Bieressig an, Tille den von Gurken. Hängt an dem Kegel ein reines Tuch, sind Treber zu bekommen. Der Brauch, an sichtbarer Stelle Zeichen anzubringen, um Kunden und Käufer aufmerksam zu machen, geht auf die alte Gewohnheit der verschiedenen Handwerkszeichen zurück.

Neben den schankberechtigten Brauern hatten auch einzelne Hausbesitzer das Recht des Brauens und Ausschrotens; auch sie steckten jenen „langen Arm" heraus. War bei einem das Bier „verschänkt", so hiess es, „der Kegel sei gefallen", und der Folgende war nun an der Reihe, den seinigen auszustecken: Reihenbrauerei. Die Zeit des Aussteckens war früher bestimmt; man vgl. Klose bei Stenzel, Scriptores rer. Siles. 3, 216 f: In den Wein- und Bierhäusern durfte (um 1500) den Gästen am Sonntage nicht eher eingeschenkt werden, als bis man die Kreuze in den beiden Pfarrkirchen getragen, an Feiertagen nicht eher, als die Predigten aus waren. Auch durften sie nicht eher den Kegel ausstecken. Der Wirt wurde, wenn er dagegen handelte, um 12 Groschen und der Gast um 6 Groschen gestraft. Auf dem Dorfe steht der Kretscham gewöhnlich nicht weit von der Kirche. Dass man aus ihr bald in jenen ging, bespöttelt der Spruch: Dona nobis pacem — aus der Kirche ei-a Krätschm.

Von dem Zeichenausstecken schreiben sich einige Redensarten her. Von solchen, denen das Hemd „zum Kaffer heranshängt", sagt man in alter Zeit: sie schenken Bitterbier, heute: Weissbier, in Kreuzburg daneben auch: Buttermilch. Man vgl. Drechsler, Wenzel Scherffer S. 80. Zur Redensart: Bier schenken gehört vielleicht „bierschenklich" in einem Artikel der Bader- und Barbierzeche vom Jahre 1419, der bestimmt, dass um der Ehre des Handwerks willen kein Meister noch Geselle „bierschenklich" (eine Anlehnung an barschenklich ist abzulehnen) gehen solle, bei einem Pfunde Wachs Busse; Klose Breslauer Brief 88, Bd. II 370; vgl. Provinzialbl. 1862, 33.

Treten wir in die Schankstube ein, so fällt uns nahe der Thür das

[1]) Ein adj. **tischber** i. S. v. betippert, betöppert, betimpelt: trunken kommt bei v. Boberthal vor: und wenn ich au a Brickla tischber wire. S. 75.

Oefel in die Augen, eine Art Katheder oder Kirchenstuhl, worin der Kretschmer oder seine Hausehre thront, auf einem kupfernen Zahlbrette das Geld entgegennimmt und auf das Geschäft und die Leute achtet. Die Gäste strömen zu nnd ab, und wer ein unruhiges, lautes Treiben bezeichnen will, wählt mit Recht den Vergleich: Es war wie in einem Kretschamhause, und von einem Vielbeschäftigten heisst es schon in alter Zeit: wie eine Kretschmer(i)n zn thun haben. Fundgrnben 1, 380. Das schäumende, triefende Kännel oder Glas bringt behend der Schenke in weiten, weissen Hemdärmeln, schwarzen Beinkleidern mit blauer geglätteter Leinwandschürze; er füllt den Fidibusbecher mit kurzen Holz- oder Kartenspänen nnd schnäuzt das Licht. — Mit der Brauerei ist meist eine Ausspannnng verbunden. Die Pferde besorgt gegen ein Trinkgeld der Futterknecht. Ihm gehört auch der Bierleim, das Lâger, Lôger, der Bodensatz in den Flaschen, deren Ausspülen sein Amt ist. Dieser „Satz“ wird zu Essig verwertet. Auf die Aborte, in gutem Schlesisch die „Abtritte“, das „Hänsel“, und ihre Reinhaltung hatte früher der Neu-Scholz zu achten; Senftleben a. a. O. Sind die Gäste gegangen, so hat er Bänke und Tische zn säubern, während die Schleissern die Trinkgefässe mit Scheuersand, Schrotkugeln nnd Wischen reinigt. Ihr bleibt das Gespülicht, das wöchentlich der Kräuter (Kräuterer = Krant — oder Gemüsegärtner, der nebenbei Schweine füttert d. h. grosszieht) holen kommt. So sind die Rollen ausgeteilt, und alles wohl bestellt. Wer sich unliebsam macht, wird vom Schenken dem Knecht und von ihm dem Neuscholzen zugeworfen, der den „Stänker“ an die Luft setzt, ihm zeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.

Auf dem Tische steht wohl eine Prise Schnupftabak bereit. Den Dnrst fördern Rettigscheiben, mit Salz wohl eingerieben, und brav gepfefferte „Pregelerbsen“, Knackwürste und Soleier. Den hungrigen Magen befriedigt guter Quarg (Weisskäse), Karbe- oder Kümmelbrot, Karbe- und Salzhörndl oder Salzprezel. „Sauer macht lustig!“ Darum isst man in alter, guter Zeit sauere, mit Zwiebeln gekochte Ochsenleber, Krebse nnd Essig-Nüsse, heutzutage Kaldaunen oder Kuttelflecke, Gallert, Hering n. a. m. — Für Unterhaltung ist bald gesorgt: man tischkerirt (discourir[1]), scherzt nnd lacht; am liebsten jedoch liest man im „Bnch der vier Könige“, wie man das Kartenspiel bezeichnet. Die gewöhnliche Spielkarte des alten Schlesiers war die lange oder Bastan-, Bostonkarte, mit der unter „vieren“ „gerabscht“ wurde, oder man spielte Trappel. Im Breslauer Schlendrian heisst es:

Nun hab ich manches Kretschamhaus in Kurzem frequentieret,
Da hab ich noch viel toller Zeug von Spielen ausgespüret:
Gehlhosen, Peitschen, Gabritschen, Sechsbrüffen, Mariage,
Baurrantzen nnd Karniffel-Spiel spielt man da alle Tage.

Neben diesen Kartenspielen, die in einem späteren Hefte der Mitteilungen besprochen werden sollen, vertreibt Knobeln und Würfeln die Zeit. Ausdrücke dabei sind schon in alter Zeit: Seqnens, Hirten-, Bauern-, Kirchenfenster, Schusterschemel, Geitzerlein, Bettelschreiber, ins Loch, nms Loch, Reiseonkel, Reisetante, Pasch, Brautnacht u. s. w.

[1]) Dazu Tischkürsch m. Unterhaltung.

Auch spielt man das beliebte Domino, dann Schnipp, Schnapp, Schnorum, Apostelorum (Baselorum). Bisweilen ergötzt auch ein Bierfiedler für ein Glas Bier die Gäste. Dazu trinkt man ein Kännel Bier und „immer noch eins", was vom Schenken in Schriften oder Latten (senkrechten Strichen) angekreidet wird. Darum heisst bei Günther „mit Latten laufen" s. v. a. pumpen, ankreiden lassen:

sie ärgert sich genug, dass er mit Latten lauft;
erst neulich machten ihn, da er aufs Dorf geraten,
die Schenk (st. plur.) und das Gelach (Gelage, Convivium f. Gäste) zum Hundstags-Advokaten;

d. h. sagten ihm, warfen ihm Hundsloden i. e. Grobheiten zu, weil er auf Pump zechte; vgl. Lattenhauer, Schmarotzer. Schmeller 2, 512, Weinhold, Beitr. 51. — Jede Latte bedeutet ein Kännel: „vor" einen Böhmen (zwölf Pfennige) schenkt der Wirt 6 Kännel ein, „und gibt er eine Latte zu, so ist's sein guter Wille", singt Senftleben a. a. O. Ueber den Kredit, den der Wirt gewährte, die Uerte, Orte, sowie über das Zutrinken gab es alte Bestimmungen: Jeder musste sein Geld für das, was er trank, vorher zahlen. Kein Weinschenke durfte einem Gaste früh Orte geben, er hatte denn vorher ein Quart Wein bezahlt; ebenso der Kretschmer dem, der nicht vorher vor sechs Heller Bier getrunken und bezahlt. Niemand sollte dem andern zu halben oder vollen Kannen an Wein noch Bier zutrinken. (1524). Stenzel, Scriptores rer. Siles. 3, 217.

Beim Feierabendläuten machte früher der Schenke die vor den Thoren wohnenden aufmerksam:

Die Bete-Glocke ist vorbei, ihr Herren fort nach Hause!
Wer noch will zu dem Thor hinaus, der gehe von dem Schmause.

Freilich hat Mancher „Pech an den Hosen" und bleibt sitzen; darüber kränken sich die Frauen. Darum ist Weiberkränke eine alte volkstümliche Bezeichnung manches Kretschams.

Literatur.

Bruno Arndt, Der Uebergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei. Breslau 1898. VIII u. 118 S. 8°. (A. u. d. T.: Germanistische Abhandlungen, begründet von K. Weinhold, herausgegeben von F. Vogt XV. Heft.)

Diese Abhandlung, eine Erweiterung der gleichnamigen Inaugural-Dissertation des Verfassers, untersucht die einzelnen Phasen in dem Uebergange der Breslauer Kanzleisprache von den mitteldeutschen Dialektformen aus zu der neuhochdeutschen Schriftsprache. Indem Arndt für seine Untersuchung Breslauer Handschriften und Urkunden aus der Zeit von 1352 bis 1560, besonders die Signaturbücher der Breslauer Stadtschreiber benutzt, gibt er im grossen und ganzen ein übersichtliches und klares Bild von der Entwicklung der Breslauer Kanzleisprache bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die neuhochdeutsche Sprachstufe in allen wesentlichen Erscheinungen erreicht ist. Wertvoll ist der aus den Urkunden sorgfältig zusammengetragene Wortschatz. Drechsler.

Nachrichten.

In der am 12. Januar abgehaltenen Generalversammlung gedachte der Vorsitzende zunächst des schmerzlichen Verlustes, den die Gesellschaft durch den Tod des Gymnasialdirektors Professor Dr. Volz erlitten hat. Der Verstorbene hatte sich an der Gründung der Gesellschaft beteiligt, hatte von da an ununterbrochen ihrem Vorstande angehört und

bis zuletzt ihre Entwicklung mit warmem Interesse begleitet. Sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Bezüglich der Tätigkeit der Gesellschaft im Jahr 1899 wurde zunächst eine Uebersicht über die gehaltenen Vorträge gegeben: Im Februar sprach Prof. Vogt über die Geschichte der schlesischen Weihnachtspiele, woran sich die Aufführung des Advent-, Christnacht- und Herodesspiels schloss; im März Oberlehrer Dr. Drechsler über Liebe und Ehe im schlesischen Volksglauben; im Mai Herr Geheimrat Nehring über oberschlesische Erzählungen (dritter Bericht, s. Mitteilungen H. VI, S. 41 fg.); im Juni Herr Privatdocent Dr. Wünsch über antike Fluchtäfelchen. In demselben Monat veranstaltete die Gesellschaft einen Ausflug nach Fürstenstein, bei welchem die Bibliothek und die Sammlungen des Schlosses unter Führung des fürstl. Bibliothekars Herrn Endemann besichtigt wurden. Im November hielt Herr Dr. Wendriner einen Vortrag über das Volk in der altitalienischen Novelle; im Dezember wurde die Aufführung der Weihnachtspiele wiederholt.

Ueber die Vermehrung der Sammlungen ist in den einzelnen Nummern berichtet. Von dem Sammelwerke „Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen" ist der erste Band im Druck. Leider hat die Druckerei den ersten, die Adventspiele umfassenden Teil desselben nicht rechtzeitig fertig gestellt, sodass von der Ausgabe dieses Stückes als Weihnachtsheft abgesehen werden musste und der ganze Band nunmehr ungeteilt um Ostern erscheinen wird. Der Druck des zweiten Bandes (Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien von Dr. Drechsler) wird sich alsbald anschliessen.

Nach diesen Mitteilungen des Vorsitzenden erstattete der Schatzmeister Herr Bankier Albert Holz den Rechnungsbericht. Die Gesammt-Einnahmen des Jahres 1899 beliefen sich auf 1857 Mk. 25 Pf., die Ausgaben auf 1643 Mk. 25 Pf., sodass sich ein Ueberschuss von 213 Mk. 63 Pf. ergab. Einschliesslich des Kassenbestandes von 585 Mk. 99 Pf., mit dem wir in das vergangene Jahr hineingegangen waren, belief sich der Ueberschuss auf 799 Mk. 62 Pf., von welchem 738 Mk. 75 Pf. zur Anschaffung von Wertpapieren verwendet wurden.

Nachdem dem Herrn Schatzmeister für seine Mühewaltung der Dank der Gesellschaft ausgesprochen war, wurden zu Rechnungsprüfern die Herren Prof. Dr. Appel und Rechtsanwalt Pavel gewählt. Sodann erfolgte auf Antrag aus der Versammlung die Wiederwahl des Vorstandes durch Zuruf. Der Vorstand besteht demnach aus den Herren Professor Vogt (Vorsitzender), Geheimrat Professor Dr. Nehring (stellvertretender Vorsitzender), Privatdocent Dr. Jiriczek (Schriftführer), Bankier Albert Holz (Schatzmeister), Bibliothekar Dr. Hippe (Bibliothekar), Professor Dr. Hulwa, Oberlehrer Prof. Dr. Körber, Rechtsanwalt Pavel, Museumsdirektor Dr. Seger.

Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles der Sitzung hielt Herr Professor Dr. Lieblich einen Vortrag über die indische Fabel von den goldgrabenden Ameisen, in dem er folgendes ausführte: Der Kampf um die Goldfelder von Transvaal lenkt den Blick auf die Berichte des Altertums über die Gewinnung dieses von jeher als allgemeiner Wertmesser wichtigsten Edelmetalles. Ausgehend von der Stelle im zweiten Teile des Faust, wo Goethe die Greife und die Ameisen „von der kolossalen Art" auftreten lässt, erläuterte der Vortragende zunächst diese Stelle durch Anführung der zu Grunde liegenden Berichte des Herodot und gab sodann einen Ueberblick über die weiteren Schicksale des Ameisenmythus durch das Altertum und Mittelalter bis zu den Erklärungsversuchen der Neuzeit. Sodann folgte er dem Mythus, im Anschluss an die Untersuchungen von Rawlinson, Schiern und Ball, zu seinen Quellen, von Herodot zu den Persern, von da zu den Indern, von Indien nach Tibet. Der Bericht des Herodot über die Goldgewinnung daselbst und über die Beraubung der als Ameisen bezeichneten Bergleute durch die angrenzenden Völker wird von zwei Griechen, die selbst in Indien waren, Nearch und Megasthenes, und durch eine Stelle des indischen Epos Mahâbhârata bestätigt. Aus der Stelle des Epos ergiebt sich, dass diese Art der Goldgewinnung durch Raub und Erpressung eine alte Einnahmequelle für die Darden im oberen Industhale bildete, und dass der Perserkönig, als er den Nordwesten von Indien eroberte, nur die alte Form der Steuerzahlung für sich beibehielt; auch Megasthenes sagt von den Darden: sie verkaufen den Goldsand um geringen Preis an die Händler, da sie des Schmelzens nicht kundig sind. Andrerseits zeigt die Reisebeschreibung von Moorcroft am Anfang dieses Jahrhunderts und der Bericht indischer Pandits über ihren Besuch von Tibet, dass die nämlichen Verhältnisse bis zum heutigen Tage fortdauern. Der Vortragende zeigte an Karten und Skizzen die genaue örtliche Uebereinstimmung der Angaben von Herodot und Megasthenes mit den heutigen Goldfeldern des Sarthol oder Goldlandes und erklärte die fabelhaften Ausschmückungen in den Berichten der Alten durch die eigenartigen Lebensgewohnheiten der Goldgräber, wie sie durch die klimatischen Verhältnisse bedingt und durch den Bericht der Pandits bezeugt werden.

Eingänge zu den schriftlichen Sammlungen:

28 Lieder aus einem handschriftlichen Liederbuch im Besitz der Frau Aulich in Spandau (früher Schreiberhau); Hirtenlied, Kinderreime, Trampelwalzer (Text und Melodie): von Herrn Hauptmann Cogho in Warmbrunn. — Dialektprobe aus Tschorno, Kr. Sohrau, mundartliche Wörter aus Piltsch OS., die Hofanlage in Piltsch: von Herrn Cand. Gössgen. — Kleine Beiträge, meist aus der Zobtengegend: von Herrn Dr. Gusinde. — 46 Lieder, meist mit Melodien: von Herrn Oberlehrer Dr. Klein in Lissa. — Weihnachtspiele aus Patschkau und Johnsbach, zwei Versionen des Streites zwischen Sommer und Winter: von Herrn Oberlehrer Dr. Kühnau in Patschkau. — 6 schlesische Volkslieder: von Stud. Pradel in Breslau. — Uebersicht über die volkstümlichen Ueberlieferungen in Adelsdorf, Kreis Goldberg, Haynau, im Anschluss an unsere Fragebogen: von Herrn Waldemar Walter daselbst. — Kleine Mitteilungen: von Herrn Direktor Bähnisch, Ohlau. — 4 Lieder mit Melodie aus Piltsch OS.: von Stud. Ullrich.

Fragekasten.

Herr Professor Dr. Kluge in Freiburg i. B. schreibt uns: „In verschiedenen Gegenden Deutschlands zeigen sich eigene Sprechweisen der Hausierer, die sich damit — wie mit einer Art Geheimsprache — den Käufern unverständlich machen wollen. Dieser eigentümliche Wortvorrat bezieht sich dann nicht bloss auf die betreffenden Handelsgegenstände, sondern auf alles Mögliche, wie Essen und Trinken, Münzwesen, häusliches Leben. Meist haben diese Hausierersprachen einen eigenen Namen". Er wünscht bezügliche Mitteilungen aus Schlesien zu erhalten und wir bitten unsere Mitglieder, dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und uns ihre Wahrnehmungen mitzuteilen.

Herr Oberlehrer Dr. Kühnau in Patschkau ersucht die Mitglieder, in ihrer Gegend die gebräuchlichen Brot- und Semmelformen mit kurzer Beschreibung ihrer Gestalt zusammenzustellen. Erwünscht ist es zu erfahren, wie lange etwa diese Brot und Semmelformen im Gebrauch sind, und wann eine Veränderung derselben stattgefunden hat, woher diese gekommen ist. 2. Auch eine Zusammenstellung der Festgebäcke wird gewünscht d. h. der Kuchen, Strietzel, Bretzeln, Kringel, Pfefferkuchenwaaren unter Angabe der Gestalt und besonderen Kennzeichen und der Zeit ihrer Herstellung (ob zu bestimmten Festen, feierlichen Gelegenheiten, Familienereignissen), und ob sich besondere Sitten oder abergläubische Gebräuche daran knüpfen.

Anzeigen.

Nachdem an Stelle der Februarsitzung die Besichtigung des Museums für Schlesische Altertümer unter Führung des Herrn Direktors Dr. Seger am 2. d. Mts. stattgefunden hat, wird die nächste Versammlung am **Freitag, den 9. März**, abends 8 Uhr im Auditorium XIV der Universität stattfinden, bei welcher Herr **Dr. Gusinde** einen Vortrag **über die Leichenbretter** halten wird.

Die auswärtigen Mitglieder werden gebeten, ihren **Jahresbeitrag für 1900** im Betrage von 2 Mark an den Schatzmeister, Herrn **Bankier Albert Holz, Breslau, Ring 18,** einzusenden. Sollte die Zusendung bis zum **1. April** nicht erfolgt sein, so wird angenommen, dass die Einziehung des Betrages durch **Nachnahme** gewünscht wird.

Für neu eintretende Mitglieder sind die bisher erschienenen Bände der Mitteilungen (Jahrg. 1894—1899 in 3 Bänden) zusammen für 12 Mark, Band 2 und 3 zusammen für 9 Mark zu haben. Einzeln kosten Band 1 (Jahrg. 1894/95) 6 Mark, Band 2 und 3 je 5 Mark.

Dieser Nummer liegt eine Anzeige photographischer Abbildungen von Scenen der schlesischen Weihnachtspiele bei.

Schluss der Redaction: 7. Februar 1900.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

F. Vogt.

Jahrgang 1900. **Breslau.** Heft VII. № 2.

Proben aus dem Schlesischen Wörterbuche.

Der Wunsch nach einem grossen Schlesischen Wörterbuche ist von vielen gehegt, seine Erfüllung von nicht wenigen erstrebt. Ich habe seit meinen Studentenjahren, also jetzt über ein halbes Jahrhundert dafür gesammelt, und Beiträge dazu in meinem Buche über deutsche Dialectforschung (Wien 1853) und in dem Anhange zum XIV. Bande der Sitzungsberichte der phil. hist. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften (Wien 1855. Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche) der öffentlichen Benützung übergeben. Ich habe wohl auch das bedeutendste Material dafür zusammengebracht, aus dem lebendigen Munde wie aus alten und neuen Schriftwerken. Aber das Bewusstsein jedes Sammlers, nicht alles Erreichbare zu besitzen, tritt dem Abschlusse und damit dem Entschlusse entgegen, nun die Ausarbeitung zu beginnen. Doch dürfte es der Sache förderlich werden, wenn ich im Nachfolgenden einige Probeartikel den Landsleuten vorlegte, einmal um zu zeigen, wie ich mir die Ausführung denke und sodann, um diejenigen zu Nachträgen und wohl auch zu Berichtigungen aufzufordern, welche an der grossen vaterländischen Aufgabe mitarbeiten wollen. Ich bitte dieselben entweder an den Vorstand der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in Breslau einzusenden, oder an mich unterzeichneten.

Berlin W., Hohenzollernstr. 15, den 4. April 1900.

Prof. Dr. Karl Weinhold.

Abkürzungen: Gl.V. = Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz. **Gr.Wb.** auch **D.Wb.** = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. **Pr.Bl.** = Schlesische Provinzialblätter (die alten und die neuen). **Schl.M.** = Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. **Schmell.** = Bayerisches Wörterbuch von J. A. Schmeller. **W.Z.** = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, herausgegeben von K. Weinhold.

ab

als Präposition erloschen, auch im 17. Jh. bei den schles. Schriftstellern selten: da ich mich klag ab meiner Pein und tiefstem Leide, Opitz 149 (1625).

Beim adverbialen ab ist das abweisende, verneinende zu erwähnen (vgl. Schweizer. Idiot. 1, 29): ab ab! du bleiche Traurigkeit, Scherffer Ged. 49. Ap! mēnte dī, ich hā irr schunt genug, Rössler Ged. 98. In die Bedeutung nicht doch! nein! übergehend: kēn Urden hōt a ni gekrigt; ab! bluss ne Heidenangst vur Heldeutöten, Rössler Schnoken², 168. So kommt es vor u. a. in Schömberg, Strehlen, Leobschütz, Pommerswitz. Es wird bald kurz, ap, bald gedehnt gesprochen. Der bejahende Gegensatz lautet in Leobschütz no.

Abend m. (Ōbnt, Ōmt; Ōwet (Katscher), im schles. Nordböhmen Ōwet Ōet, Ōuwat, Ōuat Knothe 52) — genit. Adv. Ōbnts, s'Ōbenst, z'ōbenst, z'ōwes (Leobschütz); 's ōwest, 's ōstas, z'ōwerst (nordböhm.) s'aubstern (Primkenau). — Der heilige Abend, die Vigilie der grossen Kirchenfeste, vornehmlich der Tag vor Weihnachten; auch zusammengefügt Heiligabend: îwerol gitts grüsse Frēde, wenn der Hēligōbent kimt, Brendel Klänge 25. Johannisabend: Johånstichōmd, 23. Juni.

Dunkelabend m. (Tunklōbnt) Dämmerung: dar kåm mērštentēls im a Tunkelōbent. Rössler Dorfg. 149.

Feierabend m.

F. machen, zu arbeiten aufhören, auch: die Arbeit niederlegen (von Handwerkern): westhalbu hat denn der Geselle Feierabend gemacht? — Nu, 's hatte keine Arbeit beim Meister.

Abenteuer m.

heute kaum in volksmässigem Brauch; doch hörte ich: ich hab ein Abenteuer (eine wunderbare gespenstische Erscheinung) gesehen.

abenteuerlich (uffntīrlich), aufgeregt, zornig (eigentlich wohl gefährlich) Rotkirschdorf b. Schweidnitz (vgl. Schweiz. Idiot. 1, 124).

Das ältere Schlesisch hat das Wort meist in der md. Form ebenteuer (Gr.Wb. 3, 17): ich weiss nicht, wie ich doch diss ebenthewer deute, Opitz 2, 219 (1629).

Der Liebe strenges Ebentheuer: Hoffmannsw. Uebers. u. Ged. 1, 150 (1679).

Besonders in der Bedeutung von Gefahr bei einer Unternehmung auf Gewinn und Verlust: uff der stat eigene czerunge, muhe und ebentewr, Neisser Lagerb. 1458/67. f. 138; dasselbe sol auf sein ebentewer gescheen, 1553, Stenzel Urkundenb. 631.

Dazu: abenteuern Zw. Geld ausleihen auf möglichen Verlust: daz wir desin jůden iren kinden, di kein eygin gelt abintwren, eynen rechten vrede geloben, 1357. Breslau (Archiv f. österr. Gesch. qu. 31, 121.

Ebenteurer m.

aventurier.

auf michaelis quam eyn ebenthewerer mit eynem lewen alhy her kegen der Schweydenicz, wer yn schawen wolde, der muste eyn polichen geben. 1548. Script. 11, 162. — ao 1429 gab sich ein Ebentheur aus für Herr Friedrich von Heldrungen, Kreckwitz Sylv. 562.

aber Adv. Conj.

1) wieder, nur in alten schles. Schriften. Dem lat. iterum entsprechend auch = ferner, weiter: das ist Haynow Bonizlaw Goswinsdorf unde Nuwenburck unde obir der walt und di steine, di wise mit allem

nncze: deutsche Uebersetzung einer lat. Urkunde v. 1294 bei Sommersberg Scr. 1, 889.

2) den Gegensatz bezeichnend, wie hd. aber.

åbr, öbr, åberscht öberscht; mit eingeschobenem Nasal (wie schweiz., vgl. Schw. Idiot. 1, 40 f) amper: ich brechtm garn a schmuck Hasla, amper ich ho ock a Por Ziega-Kasa: Kurze Beschreib. der am 18. Apr. 1716 geschehenen Frendenbezeugungen, in Collectanea unterschiedener Bresl. Illuminationen. Sonst nnbelegt.

3) hervorhebend; Verwunderung, Missfallen, Warnnng ausdrückend: aber ja! — aber nē! Was der Mann is, der is aber reich; was der Jnnge is, der is aber klug. Is das aber schön! Das is aber nich zum aushalten! Doppelt gesetzt: åbr ïbr Ihna åbr ä! Doppelt gesetzt als verstärkte Bejahung: Warst Du gestern fort? — Aber aber (= ja freilich!) Liebauer Gegend.

4) für oder gebraucht, wie umgekehrt oder, ader die Bedeutung von aber annimmt. Ueber das md. aber ober abe obe = oder Sievers Oxforder Benedictinerregel IX. Es kommt indes auch obd. vor: Schmeller 1², 12. — aber = oder: Scr. 11, 162. Z. f. Schl. Gesch. 24, 365. gih ber hēm aber nē? Jüttner P. 2, 24, ēbs nn passte aber nich, Holtei Ged. 2, 12, vor aber ärnt gleich nöch der Mutternacht 1, 63.

äber (äwer äwa auf der böhmischen Seite des Riesengebirges, Knothe Wörterb. 53; auch mit angetretenem n: äbern, äwern) schneefrei.

nöch Ūstarn wenn es äbarn īs, dō werts zur Huxt wul ganz gewīs, Bertermann 212. Das Feld wird äber (Levin); de Falder sein äber on wek is dar Schnī, Oehl Ged. in Grulicher Mundart 22. — a äwer Fleckl, ein schneefreier Fleck an den Bergen, übertr. auch eine Lichtung im Walde (Riesengeb.). Auf der böhm. Seite: a äwa gefriste, Frost ohne Schnee.

Das obd. Wort (Schmeller 1, 13. Schweiz. Idiot. 1, 39) kommt bei nns nur in den schles. böhm. Grenzgegenden u. im Hirschberger Thale vor.

ābich, ābicht Adj. (mhd. ebich ebech, ahd. abuh) abgewendet, verkehrt (Gr. Wb. 1, 58. Schm. 1, 13). das Tischtuch ist äbicht aufgedeckt, Kernkr. 2, 719. weil er den Bart ebicht trägt nach jetzt gewohntem lauff, Scherffer Grob. 94. ich war em amohl enne abichte Tachtel (Ohrfeige mit verkehrter Hand) gan, Robinson Spr. 24. die äbiche Seite (Holtei).

Bei Scherffer Grob. 83. einen äbicht umb auf alle seiten nehmen: einen von allen Seiten, oben und nnten, vornehmen und tadeln.

alābich (Holtei; ēlābich Kolbnitz), durch al verstärktes äbich, verkehrt in übertragenem Sinne: albern, abgeschmackt.

In Mitteldeutschland verbreiteter ist eine andre Ableit. von ab:

äbisch (äbsch, eppsch) Adj. abgeschmackt im Benehmen, vornehm oder spröde thuend, von Frauenzimmern gebraucht. nu doch, nu doch, sēd ok nich a su eppisch, ē Mensch is des andern wärt, A. Gryph. gel. Dornr.

In ganz Schlesien verbreitet (ebenso O.-Laus., Meissen, Thüringen, Hessen). Anch nd.: Kilian verzeichnet in s. Dictionar. aefsch: aversus, inversns, contrarius.

Acht. f.

wie hd. DWb. 1, 165.

Hervorzuheben ist die Bedentnng Wert eines Dinges, die Berndt Versuch zu einem slesischen Idiotikon (Stendal 1787) anführt, wozu das schw. Zw. **ächten**, den Wert bestimmen, schätzen: ich kann diese Ware nicht ächten.

Aufacht, Aufachtunge f. Aufmerksamkeit, sind aus den alten Schlesiern DWb. 1, 617 belegt.

Óbacht f. ist mundartl. noch durchaus lebendig: Ōbacht geben, in Ōbacht nehmen = Acht geben, in Acht nehmen; in Obacht nehmen = erblicken: eh er übern Hügel kam nnd ihr Hans in Obacht nahm: Czepko C. u. Ph. II, 247.

Achtung f. Aufmerksamkeit, hat die mundartl. Form Achtinge achtije, achtje, ochtije, ochtje: Achtje gân, Acht geben. sich ei de Achtje nâma: sich in Acht nehmen.

Ōbachtung f. Steinbach Wörterb. 1, 4. Die geringe O., die er nach Art vieler hurtiger Gemüther auf seine Sachen geschlagen, Vorr. zu Mühlpforths Gedichten. 1686. — Obachthaltung f. in schuldiger Obachthaltung dieses Decreti. 1651. C. d. Sil. 4, 103.

achten schw. Z.

c. g. wer achtet sein, zur Redensart geworden = wer gibt etwas darauf, was thuts?: wer achzen? — ich wil wol Geld bekommen, sprach nach Schwein. 195 Herzog Heinrich XI. v. Liegnitz, als seine Hoffnung auf Borg wieder einmal fehl ging. Robinson Spr. 17 Warachtsen?

nu acht ich sen für mich su gruss nich, ich werde ju ern wu nnderkummn, A Gryph. gel. Dornr. 92, 8. ich schlage das für mich nicht so hoch an, ich werde ja irgendwo unterkommen.

achten nach einem: was acht ich denn nach dehn, so in der Hellen Pein Mit ihrer Gegenwart die Freunde noch betrüben, A Gryph. Sonn. I. 39, 13. — sich achten c. g. worauf achten, es schätzen: Gott acht sich keiner Kleider nicht, Butschky Sen. Fl. 83 (sieht nicht auf das Gewand der Menschen).

Ader f. (Ōder)

wie hd. — Euch hān se de Ōdern asū lār gemacht, dassder ni amōl mē kinnt rüt ālaufa eim Gesichte, Hanptmann Waber 105.

Der Jungfer zu Ader lassen, pissen (vgl. so muss ich vor hingehn, mein Vnglück mit dem Wasser abznschlagen und mein Geselln eyn Ader lassen, Fischart Gargant. c. 41).

Von der Lustbarkeit, zu der das für ein notwendiges Gesundheitmittel gehaltene Aderlassen ausgebildet war, zeugt u. a. H. v. Schweinichen, z. B. 1589 d. 2. Junii haben wir Räthe u. Junkern zum Theil ein Aderlassen bei Adam Neumann gehalten u. I. fürstliche Gnaden dazn eingeladen; ist anf uns so das Aderlassen gehalten zu zahlen kommen 2 Thl., welches zusammen 22 Thl. war, und wir alle lustig nnd guter Dinge gewesen nnd hat gute Ränsche gegeben, Schwein. 352.

Von Zusammensetz. mit ader sind hier zu erwähnen: Farzader, Mastdarm (Fürstenau), vgl. D.Wb. 3, 1334. — Ferchader, Lebensader (ahd. mhd. verh Leben: verchâder, pulsatiles venae Diefenb. Gl. 472c.) hār hot sech di Färchōder verrankt = eine tötliche Verletzung erhalten (Bielitz): Waniek Vokalismus der schlesischen Mundart S. 34. — Knarrader, Rosenader:

Krampfader. — Lichtader, Augennerv. — Tumpader, Ader der Dummheit: däm Kende lott och de Tompöder schlön, die Dummheit austreiben, Peter Volkst. 1, 445.

adern schw. Zw.

geadert sein, Ader oder Nerven haben: do gemeiniclich das polnische volck zu vorvolgunge der narunge und pewd (Ackerbau) nicht geodert ist, 1495 Stenzel Urk. S. 622.

ädern schw. Zw. D.Wb. 1, 180.

(die Adern oder Nerven ausschneiden): quälen, martern: hat der und jener nicht sich genugsam mussen quelen und ädern in den grund, Tscherning Frühl. 21. ich hab ein Kind daheim, ist ein grundböser Range, der plagt, der ädert mich, Veit Sachs (Brieg 1660) A. iij. rm. de Kinger hön mich da ganza Täg geädert; a ädert mich ufn Tüd, Berndt S. 3.

uns ausädern und aussaugen, Lohenstein IB. 1, 529.

Alp m. (àlp, olp) Plur. Älber, Primkenau. Älper, Philo Singv. 97, 98 (= mhd. elber).

1) Der elbische nächtliche Druckgeist, an den der Glaube durch ganz Schlesien noch verbreitet ist. Lebende Menschen männlichen, namentlich aber weiblichen Geschlechts, gehn als Alp drücken, während ihr Leib starr liegt. Sie drücken nicht bloss Menschen, sondern auch Tiere, besonders Pferde und auch Bäume. Schlesische Alpgeschichten: W.Z. VII, 103. Schl.M. I, 7. 8. 46. Am Urquell III, 71. 7. 120. Beschwörungen des Alps: W.Z. VI, 213. Schl.M. II, 25.

Czepko Satir. Ged. V, 17 an einen Ehrenschänder, jetzt Verläumder: Ob sie den Alp gewuscht, der auf dem Miste sitzt, Glaubt mir, sie war zuvor viel reiner weder izt.

2) Scheltwort, als Masc. und als Neutr., Plur. die Elber: ufgedunnert wî di Elber, heisst es von aufgeputzten Frauenzimmern: Pr.Bl. 1870. S. 664. Ueberhaupt werden alberne Mädchen Alp gescholten: Stellen in Günthers Ged. 3. A. S. 217. 429. — Alp wird auch der gescholten, der einem durch lange Gegenwart lästig wird. — Da kommt der Küchen-Alp (Küchenjunge). Scherffer Ged. 607.

Katzalp, wird in Breslau als Schelte gehört. In Oesterr.-Schlesien wird ein gedankenlos, blöde herumgehender Mensch ein Täänälp genannt (Peter 1, 446) wohl Tannalp (Tànàlp), also eigentlich ein Baumgeist.

Von Alp abgeleitet das schw. Z. alben (àlben, olben) ein Alp sein, wie ein Alp handeln. umheralben (glätz. remolwa), abends oder bei Nacht umherwandeln und sich allerlei zu schaffen machen. In Nordböhmen: àlben, àlwern, olwan, olpan (Knothe Wb. 59). — Dazu das Gealbe: zwecklose Geschäftigkeit. — trans. bealben, einen belästigen (wie ein Alp).

Zusammensetzungen mit alb- im ersten Theile: Albkraut, -hanenfuss, -raute, Pflanzennamen (Schwenkfeld).

Alpschoss.

Alpschwanz.

elbisch Adj.

im älteren Schlesisch 1. wie mhd.: elbisch betrucnisse, fantasia, Neujahrsbl. 55, 23. elbesch gesteltnisse, idolum, ebd. 56, 4. — 2. da die Elben den Sinn verwirren = wahnsinnig: dornoch do man sye hot aus dem

stogke glossen, hot sye ungeferlich 14 Tage glebet nnd ist elbisch worden und also in got vorscheiden, Scr. 11, 23. a. 1539.

heute albisch, àlpsch = thöricht, namentlich mit Liebkosungen anfdringlich.

alt (àlt, bei Schwnnd des t Dehnnng: āl, àler)

Adj. wie hd.

wult ar nich alt wären, lusst ich jung hengen, Robins. Spr. 23. roas mit dem alden, dass der noue Roam hot, Gomolcke Heller D. 2. Die alten Deutschen und das alte Gold sind doch die besten, Sprw. (Breslau). Du alte teutsche Haut, fromm recht und schlecht im Wandel, Mühlpforth Ged. 463. so alt wie der Ungrische Wald.

der alte Mann, die letzte Garbe, in der man den Korndämon, den alten Mann, versteckt wähnte: das ist der alte Mann, den wir so lange gesncht han, rnfen oder riefen die Schnitter in Girlachsdorf b. Reichenbach beim Aufladen der letzten Garbe, Schroller 3, 298, vgl. der Alte.

alter Knecht, 1) älterer Junggeselle 2) der Vogel Wachtelkönig. — alte Magd, 1) ältere ledige Weibsperson 2) die Kleidermotte: schles. Nordböhmen, Knothe 59.

Subst. der Alte 1) der Obere in der deutschen Spielkarte. 2) membrum virile, vgl. der ebenalte, v. d. halben bir 277. 3) in manchen schles. Gegenden das letzte Garbengebnnd beim Einfahren des Getreides, vgl. der alte Mann. Schroller 3, 298. Mannhardt, Mythol. Forsch. 326.

die Alte 1) die Grossmutter (de āle). 2) die Hebamme, Oberschles. Monatsschr. 1788. 1, 64, auch genauer die Badealte, Kindelalte. 3) die letzte, geschmückte, puppenartig gebundene Getreidegarbe: de Wèssāle (Weizenalte), Knrnāle (Kornalte), auch Grossmutter, Grūla, Grūlamutter genannt, die recht schwer gemacht wurde. In Hermsdorf bei Goldberg band man die Abraffemagd in diese letzte Garbe. W. Mannhardt, Mytholog. Forschungen 320—326. Schroller 3, 297 f.

die Aeltesten, eldisten, im städtischen Gemeinwesen, frühere Ratmänner und Schöffen (seniores concives), die der Rat in Handels- nnd Gewerbesachen befragte. Auch wurden die Geschworenen (jurati) der Kaufleute und der Innungen oft als Aelteste bezeichnet. In Herz. Wenzels Privileg für Liegnitz v. 1353 werden die mercatores als seniores bezeichnet, im Unterschied von den niedrigeren operarii seu mechanici: Markgraf im C. d. Sil. XI, p. XIV. f. — ritten I. F. Gn. aufs Rathauss, allda der gantze Rat Eltisten Geschworene nnd Schöppen bey einander waren, die ganze Gemeine aber stund in voller Rüstnng auff dem Platz. 1581. Schweinichen in Script. Sil. IV, 97.

Alt vor Ortsnamen bezeichnet die ältere Niederlassung neben der jüngeren, zur Stadt entwickelten: Alt-Janer, Alt-Patschkan, Alt-Grottkau; antiqua Brega ist das heutige Briegischdorf, Regest. 3, 23.

Denselben Sinn hat vorgestelltes Altstadt: das Dorf Altstadt-Nimptsch, am Fusse der Stadt Nimptsch, Altstadt-Strehlen, Altstadt-Neisse; Altstadt-Schweidnitz ward 1336 mit der Stadt Schweidnitz vereinigt, Stenzel Urkdb. 247. Altstadt-Reichenbach begriff bis in neuste Zeit ein grösseres Gut mit zwei Mühlen und Schmiede, deren Inhaber Bürger von Reichenbach waren, aber örtlich in Nieder-Ernsdorf lagen, an der Stelle

des ältesten Reichenbach. — Zuweilen heissen diese älteren Ansiedelungen bloss Altstadt, so bei Lüben, Namslau, Neustadt; es ist eine jüngere Kürzung; vgl. Aldin Namslaw 1387, antiquum Lubbin 1360. — Auch die Stellen längst verschwundener Orte leben im Volksmunde als die alte Stadt fort, so bei Bieskau, Kr. Leobschütz.

alt vor einem Amtstitel bezeichnete wie es scheint auch in Schlesien früher (wie noch in der Schweiz, Schw. Id. 1, 204) einen ehemaligen Inhaber des Amtes: Thomas Fritz alt burgermeister zum Hundsfeld, piscator 1471, Pr.Bl. 1874, 96.

Bach, (bàch), schlesisch wie in ganz Mitteldeutschland weiblich: die Bach (Belege aus den Dichtern des 17. Jh. reichlich bei Grimm Wb. 1, 1058); vulgär mit Endung e: die Bache oder gedehnt die Bäche (entspr. bair. Bäche (bechi), nd. bek, alts. beki). Der schw. Plur. die Bachen, bei Holtei u. Rössler.

Bedeutung wie hd. 1) kleiner Wasserlauf. In den Dörfern wird der durchfliessende Bach gewöhnlich nur die Bäche genannt, höchstens die Dorfbäche.

Bach ist als zweiter Teil in Bach- oder Flussnamen häufig, z. B.: die Katzbach; die Kratzbach, Rehbach, Tschirnitzbach, Nebenflüsse des Bobers. — Schles. Prov. Bl. 1827 S. 4, 7, werden zahlreiche Nebenflüsschen der Glazer Neisse mit -bach aufgeführt, meist weiblich; einzelne unterlaufende männliche gehören gewiss dem Hydrographen.

Von Ortsnamen in -bach gebildete Ableitungen mit -er, zur Bezeichnung der Bewohner, haben nach altmitteldeutscher Art (Mhd.Gr. § 28) den Umlaut: der die (Sg. Pl.) Reichenbächer.

Redensart (Ra): übers Bächlein, bei Czepko C. u. Ph. II 171 von einer eitlen Kirchgängerin: seufzet einen Edelmann Etwan übers Bächlein an, dass die Bänk ihr Leiden fühlen.

2) = Wasser: man soll dass uns der Wein nicht Schaden bringen mag — Bach darunter thun, Opitz, Vielgut; andres bei Grimm Wb. 1, 1059. Vgl. Born, mit der Bedeutung von Wasser.

backen Zw. (bàckn).

die alte obd. Form bachen folgt aus den zugleich das st. Perf. belegenden Perf. Sg.buch Scr. XI, 122. 143. Pl. buchen ebd. 143. Butschky Hungerj. 77. Steinbach 1, 54 giebt als Prt. nur an: buch oder regulariter buck. Heute herrscht schw. backte. Aber das Ptc. ist st. geblieben; in Zusammensetz. ohne Präfix: altbacken, frischbacken, neubacken, hausbacken, weichbacken (= weichlich, ein w. Junge), zwiebacken. Ohne Zus. gebacken.

Ra. die sieben gebacknen Birnen, ärmliche Habe. — Substantivirt: Gebackenes, Backwerk: solt du Gebackenes bringen an diesen Ort heraus, Joh. Heermann (Mützell, Lied. d. 17. Jh. 1, 137). dir wär ich ni eršt wàs gebäckns macha, Peter 1, 447. den altbackneu spielen Heinzel Schl. Puck. 51. Philo Bilderb. 84 von Handwerkern und Geschäftsleuten, die sich halb zur Ruhe setzten.

Wie im hd. (Gr.Wb. 1, 1065) geht neben der Hauptbed. (intr. und trans.) die Nebenbed. kleben, ankleben (ànbàcken). Auf die neugierige Frage: habt ihr gebacken? die schnöde Antwort: ja 's Hemd in'n A. (Beleg aus Frischlin bei Gr.Wb. a. a. O.).

Back m. Steinbach 1, 54 pistura: eines Backs Leute, homines

ejusdem fariuae. — Zs. Einback (ēbȧck): Gebäck in Form des Zwiebacks, aber nur einmal gebacken, daher weich und weiss. — Vorback m. Kuchen aus Brotteig, auch Rauchkuchen genannt (Trautenau: Knothe 74).

Backe f. 1) Handlung des Backens: Obst oder Pilze auf die Backe (zum abbacken) geben oder schneiden. 2) die Menge des zugleich gebackenen: eine Backe Brot. Eine ganze Backe frischen Brots wird in die Betten des Brautfuders gepackt, Schroller 3, 325. — Vorbacke f. Probe des Gebäcks: dár turfte ma öck vũ jedem Gebäcke ne Vůrbacke schicken, Philo Dorfhex. 36.

Gebäcke n. 1) Backwerk. 2) wie Backe die Menge des gleichzeitig gebackeneu; davon abgeleitet eine zusammengehörige Menge: der Förschter hotte a ganz Gebäcke sitte grusse Jȧdlärgen, Philo Hēmte 17. — nameutlich die Verwandt- oder Freundschaft: dėr īs ausm Gebäcke geschlȃn un 's kuuträre Gegentēl vum Vȃtr, Philo Dorfhexe 11. Aus dem vierzehnten Gebäcke seiu: auch vum verzēuten Gebäcke das lezte Klēbrōt (Jüttner Pillen 1, 19): weitläufig verwandt sein. In Oesterreich heisst eine entfernte Verwandtschaft eine schlesische, da die schlesische Vetterschaft weit ausgedehnt wird.

Backsel, Gebacksel n. (nl. baksel) Backwerk. (über die Bildungen mit sal, sel W. Dialectf. 95).

Becke schw. M. Bäcker: wedir becken noch kretzmir, 1336. Stenzel 541. der Becke, Schwein. Merkb. 219. wohin den Becken wies der Traum, Lohenst. Geistl. Ged. 9; in Glaz (Gl.V. 3, 228) in Liebau und im böhm. Riesengeb. (Knothe 29) erhalten.

Mit Apokope: Beck: wo irgend ein beck brot buch, 1540. Script. 11, 143. lieber gīt ma zum Beck ȧls ei de loteinische Kiche, Jüttner Pillen 1, 5. Iu Katscher die allein übliche Form (Drechsler), in Nordböhmen neben Becke. — st. flect. Petrus thn zum Becke laufeu, Weihnachtsl. a. Katscher. In dieser Form in der Zs. Beckknecht: a siht immer a wēssen Hund fer an Beckknecht an, Gomolcke Heller C. 3. — Beckin f. Eya Mutter unsers Gottes, die du reinniste Beckin bist dess erleuchten Himmel-Brodtes, Büttner Quäckbrnnn 184.

Becker, Bäcker m. (als Familienn. mit e geschrieben) landläufige Wortform. — Von „erlöstem“ (sich innen lösendem) Brote: der Bäcker steckt drinne (Breslau). Auf die Bäcker gehn wie auf die Müller und Schneider manche Spottsprüche, z. B. der Bäcker mit der Kratz, der Müller mit der Metz, der Schneider mit der Schnippscheer, wo kommen die drei Diebe her? Pr.Bl. 1862, 569.

Spruch auf einen untüchtigen Bäcker, Pr.Bl. 1871, 603.

Platzbecker m. Bäcker, die nicht in die alten Bänke aufgenommen waren, sondern auf besonderen Plätzen oder Stellen feil hatten. Nach einer Liegnitzer Urk. v. 1318 (Schirrmacher Urk. 1, 40) durften sie nicht in der Stadt backen, scheinen also Dorfbäcker, die mit ihrem Gebäck zur Stadt kommen: damus pistoribus jus tale perpetuo ut nulli pistores, qui vulgariter platzbecker dicuntur, non habeutes stationes deputatas in civitate debent pistare. Später erlangten sie feste Bänke, aber nicht in den zünftigen alteu Brotbänken: was die banckmeyster buchen, das hat man (in Theurungszeit) under den Brotbenken feil; was die placzbecker buchen, hatten sy es auch auf yren bencken feyl. 1540. Script. 11, 143.

Ueber Totenbretter.[1]

Von **Dr. Konrad Gusinde.**

In verschiedenen Teilen Dentschlands, vor allem im Süden, ist es Sitte, den Toten nicht bald in den Sarg zu thun, sondern ihn zunächst auf ein Brett zn legen. Fast immer wird dazn ein neues, noch völlig unbenutztes genommen. Darauf bleibt er meist bis zum Vorabende vor der Beerdigung, manchmal auch bis zum Morgen des Begräbnistages selbst. Dann erst pflegt man ihn anzuziehen nnd in den Sarg zu betten. In Salzburg geschieht das Herabnehmen vom Brette mit den Worten: „So werden wir halt jetzt den ehrsamen Mitbrnder (oder: die ehrsame Mitschwester) vom Brett heben und werden ihn einlegen in die Truhen nnd werden ihn in Gottesnamen auf den Freithof tragen. Wir schliessen ihn ein in die fünf Wunden Christi; Gott erbarme sich seiner armen Seelen! — Ruck auf!“[2]) Dabei wird er emporgehoben. Bei Aermeren muss die an zwei Wänden der Stube hernmlaufende Bank mitunter die Stelle des Brettes vertreten, oder der Tote bleibt gar auf dem Strohsack liegen. Vielfach wird auch die Leiche am Brette festgebunden. Gewöhnlich ist sie in der Wohnstube aufgestellt oder in einer Kammer, bei armen Lenten, wo es an Raum mangelt, bisweilen sogar im Backofen[3]).

Nach dem Begräbnis wird das Brett, das mitunter am Kopfende etwas breiter ist, nur äusserst selten wieder verwandt. Selten wird es samt dem Bettstroh des Toten und dem Stroh- oder Heubündel, das ihm nnter den Kopf gelegt war, verbrannt[4]); gewöhnlich aber wird es zum Denkmal für den Verstorbenen. Auf Kreuzwegen, auf Kirchsteigen, neben Kruzifixen und Bildstöckeln, immer aber auf recht begangenen Wegen wird es an der Seite hingelegt, an Scheunen angenagelt, an Bänmen aufgehängt, über sumpfige, nasse Stellen gelegt oder aufrecht am Wege hingestellt. Selbst wenn der Tote an einer ansteckenden Krankheit gestorben ist, pflegt man keine Ausnahme zu machen[5]).

Da stehn sie nun, nm den Vorübergehenden zum Beten für den Verstorbenen aufzufordern, oft in grosser Anzahl nebeneinander, alte schon ganz vermorschte nnd vom Sturm nmgebrochene neben neu gesetzten, das Brett des Grossvaters manchmal nnmittelbar neben dem des Enkels,

---

[1]) Ueber die Verbreitung und Ausstattung der Totenbretter vergl. W. Hein, Die Todtenbretter im Böhmerwalde, i. d. Mitth. d. anthropologischen Ges. in Wien. Bd. 21, 1891 S. 85 ff. und: Die geographische Verbreitung der Todtenbretter. ebenda Bd. 24, 1894 S. 211 ff., samt den Abbildungen zn beiden Aufsätzen. Ausserdem: O. Rieder, Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt, i. d. Zeitschr. f. Kulturgesch. Bd. 2 Weimar 1895 S. 59 ff. n. 97 ff. — Weitere Litteratur ist bei Hein und Rieder angegeben.

[2]) P. K. Rosegger, Heimgarten 3, 1879 S. 716.

[3]) Das Riesengebirge in Wort und Bild, 8. Jahrg. Trautenau und Marschendorf 1888 S. 73b.

[4]) z. B. in Winterberg im Böhmerwald, wo es nur noch selten angewandt wird (s. Hein S. 87), ganz vereinzelt bei Lenzkirch im Schwarzwalde (s. E. H. Meyer S. 58) und an manchen Orten in der Oberpfalz (s. Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen, Augsburg 1857, S. 253).

[5]) Das Riesengeb. i. W. u. B. 7. Jahrg. Marschendorf 1887 S. 124a.

und sind so selbst ein Bild der Vergänglichkeit. Manchmal findet man in der That ganz eigenartig berührende Stimmungsbilder [1]).

Man kennt die Totenbretter hauptsächlich in Süddeutschland, besonders in katholischen Gegenden. Sie finden sich in der Schweiz, dort „Laden" genannt, in der Gegend um Zürich, wo man sie über Gräben legt, und bei St. Gallen, wo sie als Erinnerungstafel in der Nähe des Gehöftes des Verstorbenen angebracht werden. Auch im Appenzeller Lande sollen sie bekannt sein. Im Schwarzwalde findet man sie fast durchweg auf Wegen und als Steige über Gräben und sumpfige Stellen östlich vom Titi- und Schluchsee [2]). In Tirol sind sie nicht häufig. Hier heissen sie „Rêchbrettel" [3]). — Zahlreicher werden sie schon im Salzburgischen. Ihr Hauptgebiet aber ist Baiern, wo man sie gewöhnlich „Leichbrett", „Leichladen", „Gedenkladen" nennt. Sie erstrecken sich hier von der Oberpfalz südwärts über die Donau bis zu den Alpen, westwärts bis zum Lech. Die alte bairisch-schwäbische Stammesgrenze bildet hier auch die Grenze für manche Eigentümlichkeit im Brauche [4]). Hier sind sie am zahlreichsten und stattlichsten. Je weiter davon entfernt, um so einfacher werden sie. Oestlich finden sie sich bis zum Böhmerwalde, doch auf der böhmischen Seite nicht überall, sondern nur im Gebiet der einst mit der Grenzwacht betrauten künischen (d. i. königlichen) Freibauern. In der Tschechei kommen sie nicht vor. Die Sprachgrenze gilt auch hier zugleich für die Totenbretter. Das geht sogar soweit, dass sie mitunter in deutschen Gemeinden, die mit tschechischen eine Pfarrei bilden, allmählich ausgestorben sind. — In Ober-Oesterreich reichen sie bis etwa zu der Linie Ebensee-Kremsmünster-Linz [5]). In Niederösterreich erscheinen sie vereinzelt bei Traismauer. Auch in West- und Nordböhmen sind sie zuhause. Sie fanden sich vor 40 Jahren noch im Egerlande und finden sich heute noch als Grabenübergänge am südlichen (böhmischen) Fusse des Erzgebirges um Plan und Tepl und im Braunauer Bezirke. Auch im westlichen Ungarn finden sie sich vereinzelt bei den deutschen Bauern Oedenburgs. In der Umgebung Wiens wird das Leichenbrett nur in Redensarten erwähnt. Da heisst „auf dem Laden liegen" soviel als „tot sein" [6]).

Dem süddeutschen Gebrauche der Totenbretter ist eine Sitte in Nord-

[1]) z. B. Illustr. Ztg. 1875 Nr. 1649 S. 97; Globus 59, 1891 S. 185; Hein, Mitth. d. anthrop. Ges. in Wien, Bd. 24, 1894, Tafel 1 und 2.

[2]) E. H. Meyer, Totenbretter im Schwarzwald, i. d. Festschr. z. 50jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds, Strassburg 1896 S. 57f.

[3]) Thomas Hell, Auf einem Bauernhofe im Gsiessthal in Tirol, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 4, 1894 S. 77.

[4]) W. H. Riehl, Land und Leute, 9. Aufl. Stuttgart 1894 S. 229: „Auf dem rechten Lechufer sind bis zur Donau hinab buntbemalte „Totenbretter" an allen Strassen aufgestellt, und überall prangt noch in den Dörfern der altbayrische Maibaum, statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und übermalten Figuren geziert. Auf der linken Lechseite wird man so wenig ein einziges Totenbrett oder einen mit Holzfiguren prangenden Baum finden, als einen Ortsnamen, der auf „ing" statt auf „ingen" auslautete".

[5]) Wenn um Wels und Linz eine Frau im Wochenbett oder jemand an der Wassersucht stirbt, so nimmt man zwei Bretter so, dass ein Zwischenraum bleibt und stellt ein Schaff darunter, damit das Wasser ablaufen kann. Die Bretter verwendet man wieder. Hein 222.

[6]) U. M. R. Felbinger. Leichenbretter. 8. Jahresber. d. geogr. Ges. i. Bern 1885/7. Bern 1888 S. 32.

deutschland sehr ähnlich. Auch in Dithmarschen legt man nämlich die Leiche auf ein Brett, wozu man seltsamerweise gewöhnlich das Unterbrett eines Wagens nimmt, auf dem eine Unterlage von Stroh ausgebreitet ist [1]. Nach dem Begräbnis wird aber dieses Brett wieder verwandt. Von einem Totenbretterkult findet sich also nichts.

Ein zermorschtes und verfaultes Brett wird auffälliger Weise niemals wieder erneuert. Wir werden später sehen, wie der ursprüngliche Brauch der war, die Bretter hinzulegen und liegen zu lassen, bis sie verfault waren. Es ist also eine Neuerung und eine Verblassung der alten Sitte, wenn in Baiern oder St. Gallen die Bretter aufgehängt oder aufgestellt werden, um möglichst lange von dem Toten Zeugnis zu geben, oder wenn man sie wie in Kremsmünster samt den Stühlen auf denen sie lagen, nur 5—6 Wochen lang an einen Baum lehnt [2]. Ebenso liegt es, wenn man wie um Winterberg [3], Wels, Linz und Kremsmünster [4]) oder in Bötzingen am Kaiserstuhl im Breisgau [5]) das Brett nicht weiter beachtet und wieder in der Wirtschaft verwendet, oder wenn, wie im protestantischen Mistelgau [6]), südlich und westlich von Bayreuth, jedes Haus sein Totenbrett hat, auf dem schon Ahn und Urahn gelegen haben.

Abgesehen von Baiern, wo sich der Totenbretterkult am meisten entwickelt, und darum auch am weitesten vom Ursprunge entfernt hat, handelt es sich bei diesen Ausnahmen meist um die äussersten Posten, wie Bötzingen, Gallen und Linz, während Winterberg schon unmittelbar an der deutsch-tschechischen Sprachgrenze liegt.

Die Ausstattung der Leichenbretter ist ganz verschieden. In der Regel werden nur drei Kreuze dareingeschnitzt oder mit schwarzer Farbe drauf gemalt, aufrecht oder Andreaskreuze, neben-, untereinander oder im Dreieck gestellt. Ausserdem wird höchstens der Name, oder nur die Anfangsbuchstaben, und der Todestag angegeben. In Baiern dagegen werden sie nach dem Begräbnis mannigfach bemalt und ausgeschnitzt. So verzierte Bretter haben den Vorrang; wo etwa sich noch alte einfache finden, da werden sie hinter die neuen gelegt oder zu Stössen aufgeschichtet. — Diese stattlich hergerichteten Bretter haben auch in den angrenzenden Gebieten von Baiern aus Eingang gefunden, z. B. in den wohlhabenderen Gemeinden der böhmischen Seite des böhmisch-bairischen Waldes. Am anffallendsten ist es im Salzburgischen. Der nach Süden vorspringende bairische Zipfel des Berchtesgadner Landes trennt zwei streng geschiedene Totenbrettergebiete. Im Westen werden die Bretter stets quer aufgehängt, im Osten meist hingelegt. Im westlichen Teile, wo also der Zusammenhang mit dem oberbairischen Gebiete enger gewesen sein muss [7]), sind sie fast durchweg viel stattlicher als im östlichen [8]).

[1]) H. Carstens, Totengebräuche aus Dithmarschen, Am Ur-Quell 1 S. 10.
[2]) Hein 222.
[3]) Hein 98: hier werden sie aber auch mehrfach verbrannt s. S. 27 Anm. 4.
[4]) Hein 99. 222; Rieder 73; vgl. S. 28 Anm. 5.
[5]) E. H. Meyer, S. 59.
[6]) Bavaria 3. 365; Rieder 73. — Im Böhmerwald fand Hein (S. 98) ein einziges Brett, das nach der Aufschrift zweimal als Leichenbrett benutzt worden war.
[7]) E. H. Meyer vermutet S. 60 f., dass auch die Verwendung der Totenbretter im alemannischen Schwarzwalde (s. S. 28), wo sie übrigens ganz schmucklos sind, von bairischen Einwandrern eingeführt worden sei. Dasselbe nimmt Hein S. 216 auch für Tirol an.
[8]) Vgl. Hein 220 f.

Die bairischen Bretter werden gewöhnlich in gewundenen Linien ausgeschnitzt und bemalt[1]. Die Oberfläche wird durch Linien oder Leisten in mehrere Teile geteilt, zum Schutze gegen den Regen erhalten sie vielfach überragende Dachleisten. Die Mitte des Brettes nimmt gewöhnlich die Inschrift ein. Die anderen Teile werden durch symbolische Darstellungen verziert. Der Dorftischler versieht die Malerarbeit gewöhnlich mit. An manchen Stellen z. B. in Lam im bairischen Walde giebt es dafür eigene Maler. Hier kostet die Zurichtung mehrere Mark. Je nach der Wohlhabenheit der Gemeinden schwanken in Böhmen die Preise von einigen wenigen Kreuzern bis zu vier Gulden[2]. Die Malereien sind fast durchweg immer dieselben, nämlich ein Leuchter mit einem zerbrochenen, verlöschten Lichte, dessen Docht nur noch raucht, und stets damit verbunden, gewöhnlich im untersten Felde, der Totenkopf auf den gekreuzten Knochen. Daneben findet man das Gottesauge oder eine Uhr, deren Zeiger die Sterbestunde angeben, die abgelaufene oder zertrümmert am Boden liegende Sanduhr, oder einen Engel, welcher den bekränzten, die Hände faltenden, stets schwarz gekleideten Verstorbenen (nur Jungfrauen sind meistens weiss gekleidet) aufwärts führt. Vereinzelt ist dagegen der mit Rosen umkränzte Schädel, das Totengerippe, welches eine Jungfrau packt, oder der zum Gericht posaunende Engel. Klassisch mutet uns dagegen der seine Fackel senkende Genius an[3]. Während die sonstigen Schildereien traditionell sind, haben wir hier Erzeugnisse freien, selbständigen Schaffens vor uns.

Selten sind Anspielungen auf den Beruf des Toten. Ein Schneidesägemeisterssohn hat einmal zwei Mühlräder, ein Wagner ein Rad und zwei gekreuzte Beile, eine Bäckersfrau eine Bretzel, ein Geschirrhauer einen Topf[4]. Häufig fand ich dagegen auf Leichenbrettern von Geistlichen das schwarze Barett auf dem Totenschädel. Einmal[5] erscheint es statt dessen allein über den gekreuzten Knochen. Mehrfach sieht man auch die grellbunten Bilder der Namenspatrone einfach aufgeklebt oder angenagelt[4]. Einmal hat man auf dem Brette eines Kindes die Seele in Gestalt eines nackten Kindes dargestellt, mit der Palme in der Hand[6]. Niemals findet sich dagegen der Verstorbene selbst abgemalt. Er ist wohl unter den vom Engel geleiteten Gestalten gedacht, aber eine Aehnlichkeit ist nie auch nur im entferntesten erreicht und wohl auch nicht angestrebt. Ebensowenig sind die Bretter annähernd in menschlicher Gestalt ausge-

---

[1]) Vgl. Hein, Mitth. d. anthrop. Ges. in Wien 21, 1891 Tafel 2 und 3 und die Abbildungen im Text.

[2]) Rieder 100, Anm. 80.

[3]) Rieder 104. Der bekränzte Schädel ist sicherlich von einer in Steiermark, Kärnten, Oberösterreich, Salzburg, an einer Stelle auch in Tirol herrschenden Gewohnheit beeinflusst. Da hier die kleinen Kirchhöfe alle 8—10 Jahre umgegraben werden müssen, so werden die ausgehobenen Schädel in Beinhäusern (Karnern) aufgestellt. Wo es noch möglich ist, werden die Angehörigen davon benachrichtigt, welche den Namen auf den Schädel schreiben und oft vom Ortstischler entweder eine Schlange oder einen Kranz von Rosen darum malen lassen. Weiss man nicht mehr, wem der Schädel gehört, so malt man nur ein schwarzes Kreuz darauf. Z. f. öst. Volksk. 1, 80 f.

[4]) Hein 90; Rieder 102 f.

[5]) In Hammern im Böhmerwalde; s. Felbinger, Leichenbretter, 8. Jahresb. der geogr. Ges. in Bern 1888, S. 34.

[6]) Hein 90 u. Tafel II, 3; Rieder 75.

schnitten. Hein (S. 221) hat ein einziges gesehen, das in Kopfform ausgeschnitzt war. Mitunter bringt man an einem Drahte kleine Kugeln an, und jeder Vorübergehende schiebt soviel Perlen beiseite, als er Vaterunser für den Toten gelobt[1]). Während anderswo höchstens der Name und Sterbetag aufgeschrieben wird, finden wir hier umfangreiche Inschriften von ganz feststehender Form. Die Beiworte kehren immer wieder. Verheiratete heissen „ehrengeachtet“, „ehrbar“, „ehrsam“. Jungfrauen und Jünglinge (d. i. jeder unverheiratete Mann) sind „tugendsam“, „ehr- und tugendreich“, „sehr ehr- und tugendsam“, oder „achtbar“; kleine Kinder heissen „unschuldig“ oder „hoffnungsvoll“. Dabei geschehen ganz lustige Dinge. So heisst ein Junge von 1½ Jahren „tugendreich“, oder neben dem Brette einer „ehrsamen Jungfrau von drei Jahren“ steht das des „ehrengeachteten Jünglings von 60 Jahren“.

Oft findet sich am Ende R I P (requiescat in pace), woraus der Tischler, von seiner mundartlichen Aussprache verleitet, wohl mitunter auch R I B macht, oder I H S (Jesus hominum salvator). Der Anfang ist immer: „Hier ruhte“, „Auf diesem Brette hat geruht“. z. B.[2]):

Denkmall.
Auf diesem Brett
hat geruht die Ern-
geachtete Jungfrau Theresia G'schwendner; welche nach empfangen Sterbesakrament ihres Alters im 18. Jahr 23. August 1873
gottselig im Herrn entschlafen ist.
In meiner schönsten Jugendblüth
Hätte ich es nicht gedacht;
Dass der Tod; der Sensenmann
an meiner Thir klopfet an;
Bin ich bekannt gewesen Dir;
so bitte ein Vaterunser mir.
so bitte ihn mit heller Stimm
weil ich so jung gestorben bin.

Die Aufschrift hat im ganzen die Gestalt eines Kreuzes, die man öfters zu erreichen strebt.

Besonders lehrreich und wichtig sind aber die Reimereien. Wie bei uns der Bauer manchmal zum Geistlichen geht, um für ein Denkmal eines Angehörigen sich „a Värschel“ machen zu lassen, so wird er auch im Böhmerwald mitunter sich an Pfarrer oder Schulmeister gewandt haben. So erscheint denn mehrfach ein Bibelvers, einmal ein Vers aus einem evangelischen Gesangbuche, die jedenfalls auf Angaben des Geistlichen oder Lehrers beruhn, einmal findet sich gar eine Umarbeitung einer Arie aus Méhuls Joseph[3]). Gewöhnlich sind es jedoch Dichtungen des Tischlers oder eines Angehörigen des Verstorbenen. Verse

[1]) Bavaria I 995; Oberbayerisches Arch. f. vaterl. Gesch. 35, 232. Diese Einrichtung findet sich auch auf Marterln. s. K. Gruber, Marterl und Taferl, Zeitschr. d. deutschen u. österr. Alpenvereins Bd. 19, München 1888 S. 129.

[2]) J. Bendel, Die Völker Oesterreich-Ungarns II, Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien, Wien und Teschen 1885, S. 159.

[3]) Hein 212. 214. Auf Marterlinschriften finden sich gar fast wörtliche Anlehnungen an Schillers Tell und Glocke. s. Rieder 106 Anm. 97 nach Hörmann.

von so zwerchfellerschütternder Einfalt wie sie auf den Marterln sich zahlreich finden, sind ziemlich selten[1]). Vieles, ja bei weitem das Meiste, sind Schund und öde Reimereien, es finden sich aber vereinzelt auch wirklich poetische Stücke darunter. — Diese Dichtungen geben samt den Malereien den Totenbrettern einen noch höheren Wert. Diese sind uns nun nicht nur Zeugnisse für Glaube und Sitte des Volkes, sondern sie zeigen uns auch die volkstümliche Dichtung und die Anfänge seiner bildnerischen Kunst. Aus dem bairischen Walde stammt der Vers:

Ob die ganze Welt dich nennt,
Oder blos dein Nachbar kennt;
Ob du arm bist oder reich,
Ob du roth bist oder bleich,
Dieses ist zuletzt ganz gleich.
Jeder Mensch auf Erden
Muss zu Staube werden. (Hörmann 1, 33).

Von rührender Einfachheit ist der eben daher stammende Vers:

Im letzten Jahr da starb mein Mann,
Wie that ich ihn bewein'
Und jetz ach starb mein einzigs Kind —
Nun bin ich ganz allein! (Hörmann 1, 18).

Das ist der schönste Reim, den ich kenne. Mag die Form schmucklos sein, so spricht doch eine innige Gemütstiefe daraus.

Auf einem Kinderbrette heisst es:

Jetzt bin ich noch so jung
Und hab schon den Tod erfahren.
Jetzt lieg ich in dem schönen Rosengarten[2])
Und muss auf meine Eltern warten.
Gedenket mein,
Ich will auch jetzt noch euer Töchterl sein!

Humoristisch wirkt es dagegen, wenn es von einer 75 jährigen Frau heisst:

Kaum als Du die Welt gesehen,
In der schönsten Blütezeit,
Musstest Du von hinnen gehen! (Hein 214).

Es wird wohl mehr der Wunsch des Ueberlebenden als der Toten sein, wenn jemand seiner Frau aufs Leichenbrett schreibt:

Weine nicht, lieber Mann;
Nimm Dir eine andre an! (Hein 214).

Auf dem Brette eines Mädchens aus Padraska hatte der Maler die Angabe der Heimat hinter dem Namen vergessen und setzte sie ohne weiteres ans Ende. Die Inschrift lautet infolgedessen am Schlusse:

Herr gib ihr die Ewige Ruh
und das Ewige Licht leuchte
ihr. aus Padraska. (Hein 96).

---

[1]) Beispiele davon Oberbayerisches Arch. 35, S. 230 f.

[2]) Rosengarten wird der Kirchhof, vor allem, wenn auch nicht ausschliesslich, der Kinderkirchhof oft genannt (Beispiele dafür bei Rieder 110 ff.), merkwürdigerweise fast ausschliesslich in Tirol, in der Heimat der Sagen des Mittelalters von den Kämpfen der Recken in Kriemhilts oder Laurins Rosengarten.

Manche Inschriften kehren mit einigen z. T. absichtlichen, z. T. unabsichtlichen Aenderungen immer wieder. Am häufigsten ist wohl der Spruch, dessen eine Fassung im bairischen Walde lautet:

Ich lieg im Grab und muss verwesen,
Was du jetzt bist, bin ich gewesen!
Was ich jetzt bin, das wirst auch du! —
Drum steh und bett für meine Ruh. (Hörmann 1, 35).

Eindringlicher und schroffer kann man kaum Fürbitte fordern. Auf Leichenbrettern und auf Marterln findet sich dieser Spruch allenthalben [1]. In Baiern sind die Totenbretter wie gesagt zu Denkmälern für den Toten geworden. Vielfach wird da nicht mehr das eigentliche Leichenbrett, sondern ein anderes bemalt und ausgestellt. Dann heisst es natürlich nicht mehr: „Auf diesem Brett hat geruht", sondern „Denkmal des Soundso", „Zum Andenken", „Erinnerung" u. s. w.

Nicht zu verwechseln sind damit die bemalten und beschriebenen Bretter, die sich auf Kirchhöfen auf Gräbern finden. Das sind regelrechte Grabmäler wie steinerne und eiserne auch. Sie fangen an: „Hier ruht", gerade wie jene. Totenbretter stehn dagegen nie auf Kirchhöfen, sondern immer im Freien an begangenen Stellen, höchstens ausnahmsweise einmal an Kirchhofsmauern [2].

Besonders wichtig ist es aber für uns, worauf bisher gar nicht geachtet worden ist, dass auch in Schlesien Totenbretter vorkommen oder vorkamen. Hier sind sie schmucklos und stark im Schwinden begriffen. Zum Teil grenzen hier die Totenbrettergebiete unmittelbar an das Braunauer Ländchen an. Einmal grenzt nämlich daran das Steinethal [3], wo sie sich in Tuntschendorf, Scharfeneck, Ober-, Mittel- und Nieder-Steine in der Grafschaft finden. Anderseits steht damit auch die Heuscheuer in Verbindung. Hier kommen sie heute noch in zwei Gemeinden vor, in Klein-Karlsberg (auf dem Wege von Wünschelburg nach Gross-Karlsberg und nach der Heuscheuer) und in Passendorf ($^1/_2$ Stunde von Gross-Karlsberg auf dem Wege zum Braunauer Stern). Sie liegen unmittelbar am Wege; ältere, vermorschte hatten in Kl.-Karlsberg einem neueren, ebenso einfachen Platz machen müssen und lagen unter Dornen auf einem Steinblock. In Passendorf liegen sie meist in den Gärten, hart an der Strasse. Doch ist es hier auch Sitte, sie in die Feldmark zu tragen und dort an Wegen auszustellen. Nur eins fand ich ebenda vor einer „Kapelle", einer Dreifaltigkeitssäule, wo es schon mehrere Jahre lag, vollständig vom Rasen überwuchert. Es rührte von einem Fremden, Nichtortseingesessenen her. In beiden Ortschaften waren die Bretter höchst einfach, mit drei der Längsrichtung nach nebeneinander geschnitzten Kreuzen. Ein einziges trug in Passendorf darunter die Zahl 1892. Mit Namen und Sterbedatum versehene Bretter fand ich nicht. Dagegen sah ich in Passendorf ein ganz neues, erst 14 Tage vorher gebrauchtes Brett, das noch roh und ohne Kreuze an einem Baume hinter dem Hause lehnte (vgl. S. 29). Der Tote liegt in Kl.-Karlsberg und in Passendorf wie auch sonst bis zum

[1]) Vgl. L. v. Hörmann, Grabschriften und Marterlen, Leipzig 1891, I, 45, 115; II. 5, 46; Hein 94, Rieder 118; Zeitschr. f. österr. Volksk. 1, 179.
[2]) Hein 220.
[3]) Zeitschr. f. österr. Volksk. 1, 64.

Abende vor dem Begräbnis auf dem Brett, dann wird er erst „oagezoin“ (angezogen) und in den Sarg gelegt. Die Bretter jedoch „laen se nimme a sû raus“. Die alte Gewohnheit ist also im Verblassen. Das geht sogar soweit, dass selbst in Nachbargemeinden wie in Gross-Karlsberg und Wünschelburg beinahe kein Mensch mehr etwas von Totenbrettern überhaupt weiss. Er geht an ihnen, wenn er durch jene beiden Nachbardörfer kommt, achtlos vorbei, ohne sie zu kennen. — Auch um Neurode und Frankenstein kennt man Totenbretter. Wenn man sie heute auch nicht mehr anwendet, so ist doch der Glaube noch jetzt lebendig, dass der Tote erst dann volle Ruhe finde, wenn das Brett zertreten ist [1]). — Der um Schlesien hochverdiente verst. Herausgeber der Provinzialblätter, Dr. Th. Oelsner will sogar bemalte Leichenbretter in der Nähe von Striegau auf den Fussstegen liegen gesehen haben. Nach den Mitteln der Hinterbliebenen habe sich die Art der Bemalung gerichtet [2]).

Eigentümlich ist eine Sitte, die etwa bis zur Mitte des 19. Jahrh. in der Gegend zwischen Neisse und Grottkau, besonders um Ottmachau, befolgt werde, und die noch heute um Patschkau geübt werden soll. Es werden nämlich an den Wegen Hobelspähne hingeworfen, womöglich unter einen Strauch, damit sie der Wind nicht fortjage. Das ist ein Zeichen, dass auf dem Gehöfte jemand gestorben ist [3]). — Der von Herrn Oberlehrer Kühnau zu den Sammlungen der Gesellschaft beigesteuerte Bericht aus dem Munde der Mutter Heimann in Patschkau lautet: „Hi ûf a Derfern dô is a sû anne Sitte. Wenn ês stirbt eim Durfe, dô thun de Leite Hubelspähne on a Kreuzweg. Wû zwê Wege zusommakumma und wû de Leute recht viel gîhn, dô nahma se vom Tischler Hubelspähne und thun se ei an Durnbûsch. Wârsch kennt, der bleit stîhn und spricht a Gebâtla, weil a wêss, doss ês gesturba îs“.

Daneben wird das Totenbrett auch in Teilen Schlesiens, welche die Sitte selbst nicht kennen, in Redensarten erwähnt. Wenn man plötzlich ein Krachen hört, als ob ein Brett durch den Schornstein herab oder auf den Boden hinfiele, so kündet das den Tod eines Verwandten oder Freundes an. Man sagt da „Der und der hat das Leichenbrett fallen hören“ [4]).

In Pfaffendorf im Riesengebirge ist „Leichenbrett“ nur als Schimpfwort bekannt. Die Hütejungen verspotten sich da mit Schimpfversen gegenseitig, wobei einer zum andern sagt: „du Leichabrât“! Das sind die letzten Zeugen jener Sitte in Schlesien.

Riehl sagt in „Land und Leute“ S. 230: „Ein roh bemaltes Brett . . . zum Gedächtnis eines Verstorbenen an seinem Acker aufgestellt, könnte ebensowohl auf einer Südseeinsel landesüblich sein als in Altbayern“. Und in der That findet sich ein ganz ähnlicher Brauch bei den Dajaken im südöstlichen Borneo [5]). Vor der grossartigen Feier

---

[1]) Schles. Prov.-Bl. N. F. 12, 1873 S. 34, 455; vgl. N. F. 4, 1865 S. 567. s. S. 39f.

[2]) Schles. Prov.-Bl. N. F. 11, 1872 S. 526.

[3]) Schles. Prov.-Bl. N. F. 12, 1873, S. 141.

[4]) Der Schlesier Paul Winkler, der Neffe des Andreas Gryphius, erzählte in seiner Selbstbiographie, dass er i. J. 1664 zweimal in Wien habe das Totenbrett fallen hören. Beidemal sei unmittelbar darauf ein Hausgenosse zu Tode verunglückt; s. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alterthum Schlesiens, 3 Bd. Breslau 1861, S. 129 Anm. 1.

[5]) F. Grabowsky. Der Tod, das Begräbnis, das Tiwah oder Todtenfest und Ideeen über das Jenseits bei den Dajaken. Internationales Archiv für Ethnographie. Leiden 1889. Bd II, Heft 5 S. 183f. und Tafel 8 Bild 1 und 2.

des Tiwah, des Totenfestes, kommt die Seele des Verstorbenen nicht in die Seelenstadt, sondern wacht am Grabe ihres Leibes, wandert wohl auch herum und schadet oft den Lebenden. Man beruhigt sie durch Speiseopfer und durch die Aufstellung eines Brettes im Hause, das bunte, reichgemalte Abbildungen des Schiffes des Luftgeistes und Totenherrschers Tempon Telon und der Seelenstadt trägt. (Im Berliner Museum für Völkerkunde befindet sich ein solches, 2,21 m lang und 0,51 breit).

Auch bei den Slaven kennt man den Brauch, aber die Ausdehnung und Bedeutung wie in Süddeutschland hat die Sitte nicht gewonnen. Man legt bei den Polen auf dem Lande oft die Leiche aufs Brett oder auf die Bank. Das „Grabbrett“ (deska grabowa) wird ferner mehrfach in Volksliedern und sprüchwörtlichen Redensarten erwähnt [1]. In der südlichen Bukowina [2] wird die Leiche ebenfalls auf ein Brett gelegt. — Auch in Kaukasien legt man den Toten auf ein Brett, bedeckt ihn mit einem wollenen Mantel und legt ihm ein Hufeisen auf die Brust [1].

Die Sitte, Totenbretter zu verwenden, ist alt. Sie wird schon in oberdeutschen Litteraturdenkmalen des Mittelalters erwähnt [3]. Am bekanntesten ist die Stelle im Nibelungenliede, wonach der ermordete Siegfried „ûf den rê“ gelegt wird (967, 3 Lachm.).

Auf Brettern beigesetzte Leichen finden sich aber schon in praehistorischen Gräbern. Bei Reichenhall ist ein Gräberfeld entdeckt worden, unmittelbar an einer alten Römerstrasse, das etwa aus der Zeit der Völkerwanderung und den ersten Jahrhunderten darnach stammt, also etwa vom Anfange des 6. bis zur Wende vom 7. zum 8. Jahrh. Römische und germanische Kultur lag hier nebeneinander. Die Vorfahren der heutigen Baiern sind auf den alten Römerstrassen in die verlassenen Gebiete eingerückt und haben diesen Begräbnisplatz angelegt [4]. In den älteren Gräbern dieses Feldes fanden sich nur bei Kindern Holzreste unter dem Gerippe. In den jüngeren kamen sie teilweise auch bei Erwachsenen vor, doch nicht allgemein, sondern von 200 in 45 Fällen [5]. Ueberall fand man dagegen Spuren von Brettern, die über das Gesicht des Toten gelegt waren [5]. Es war nämlich seit jeher allgemein üblich, den Toten oder wenigstens das Gesicht und auch wohl die Beigaben durch ein Brett gegen das herabfallende Steingeröll zu schützen [6]. Der Grund liegt offenbar in der Scheu vor dem Toten und in dem besonderen Kulte, der sich an ihn, hauptsächlich an den Schädel, allenthalben knüpfte. Die vorgeschichtlichen Gräber geben davon reiches Zeugnis, und diese Gewohnheit war so tief im Volke eingewurzelt, dass die barischen Gesetze

---

[1]) J. Karlowicz, Deska grabowa, Lud 1, 18 f.; vgl. Zeitschr. f. österr. Volksk. 2 S. 96.

[2]) Hein 224.

[3]) s. MhdWB und Lexer unter rê. Gotisch hraiv, althochdeutsch hrêo, mittelhd. rê heisst Leichnam, Tod, Grab, Totenbahre.

[4]) M. v. Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbaiern, Reichenhall 1890, S. 39 u. 41.

[5]) Chlingensperg-Berg S. 68; vgl. S. 66 f.

[6]) Auch die etwa aus dem 6. Jahrhundert stammenden Reihengräber von Gauting haben sämtlich dieses Gesichtsbrett gehabt; s. Graf Hundt: Der Fund von Reihengräbern bei Gauting in seiner Beziehung zu Tit. XIX cap. 8 der Leges Bajuvariorum, Sitzungsber. der kgl. bayerischen Akademie der Wissensch. zu München, Jahrg. 1866, Bd. 2, S. 410. — Vgl. auch Rieder 72.

des 8.—10. Jahrhunderts zu dem „lignum insuper positum" schon Stellung nehmen mussten[1]); ja ihre letzten Spuren haben sich bis heute noch in den Beinhäusern erhalten (s. S. 30 Anm. 3). Auch die Sitte selbst lebt noch fort. Als man um 1800 von dem Begraben auf dem Totenbrett abkam, wurde in den Bezirken Dachau, Bruck[2]) und Weilheim[3]) lange Zeit, bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts, der offene Sarg benutzt, wobei man nur zum Schutze des Gesichtes ein Brett oder Tuch auflegte. In der Jachenau gilt dieser Brauch bis jetzt, und am Tegernsee werden noch heute wenigstens die Kinder so begraben[4]).

Wie in den praehistorischen Gräbern Ober-Baierns, so finden sich auch anderswo in vorgeschichtlichen Begräbnisplätzen Spuren von Gesichtsbrettern, z. B. auf dem Immenstedter Karkhof in Norder-Dithmarschen und auf Sylt[5]).

Dieser uralt-heidnische Brauch hat allerdings nichts mit den Totenbrettern zu thun. Während man aus frommer Scheu das Gesicht vor dem Geröll schützte, bettete man im Gegenteil den Toten in den allermeisten Fällen seit jeher auf die blosse Erde[6]). Es fragt sich nun, wie man die Minderzahl der jüngsten Reichenhaller Gräber mit ihren Bretterspuren unter den Leichen erklären soll. Auch anderswo finden sich derartige Ausnahmefälle. So erwähnt Weinhold, dass unter einer ganzen Anzahl rheinhessischer Gräber ein einziges Spuren eines untergelegten Brettes aufwies. Mehrfach finden sich solche Spuren in böhmischen Gräbern[7]). In Norddeutschland fand man auf dem Immenstedter Karkhof in Norderdithmarschen die Sitte noch ausgebreiteter, die Leiche auf einer Holzunterlage zu begraben und obendrein mit Holz zu bedecken[8]). Auch in Schlesien, bei Tinz, hat man übrigens auf Brettern liegende Leichen gefunden[9]).

Neben der Gewohnheit, den Toten auf dem Brette niederzulegen, um ihn erst kurz vor der Bestattung in den Sarg zu legen, findet sich bis

---

[1]) Leges Bajuvariorum, Pertz, Mon. germ. hist. Legum 3, Hannover 1863, S. 329.

[2]) F. X. Hartmann, Sitten und Gebräuche i. d. Landgerichtsbezirken Dachau und Bruck bei der Geburt, der Hochzeit und dem Tode. Oberbayerisches Arch. f. vaterl. Gesch. Bd. 35, 1875—6, S. 225.

[3]) Rieder 69 f.

[4]) Bavaria 1, 412; Chlingensperg-Berg S. 67; vgl. M. Höfler, Das Sterben in Oberbayern, Am Ur-Quell 2. 102.

[5]) J. Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, S. 22, Nr. 317 und S. 32, Nr. 690.

[6]) L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde I, die Alterthümer der merovingischen Zeit, Braunschweig 1880—89, S. 127.

[7]) K. Weinhold, Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland II, Sitzungsber. d. Kais. Ak. d. Wiss. phil. hist. Cl., Bd. 30, Wien 1859, S. 188, 191, 193; vgl. S. 177.

[8]) J. Mestorf, Vorgesch. Alterth. aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, S. 32, Nr. 690; Chlingensperg-Berg 67; Rieder 71 Anm. 47. — Etwas ganz andres ist es dagegen, wenn der Tote, vor allem in Mooren oder im Sande, in einer mit starken Bohlen ausgelegten Kammer liegt oder in einem Baumsarge oder einem Schiffe beigesetzt ist. Hier vertritt das Holz die schwer zu bewerkstelligenden Steinsetzungen der Steinkammern; bei dem Schiffe und jedenfalls auch bei dem Baumsarge liegt ausserdem eine religiöse Vorstellung zu Grunde. In Fällen, wie der von Weinhold (30, 195 f.) angeführte aus Elzel in Ostfriesland, wo die Leiche im Torfmoore unter starken Eichenpfählen lag, ist es zweifelhaft, ob man sie mit dem lignum insuper positum verbinden darf, oder ob der Versuch einer Holzkammer vorliegt.

[9]) Mitteilung des Herrn Direktor Dr. Seger.

in unsere Zeit vereinzelt auch der Brauch, ihn samt dem Totenbrette zu begraben. In der wohlhabenden Gemeinde Anger bei Berchtesgaden begrub man noch vor etwa 15 Jahren den Toten im offenen Sarge oder auf einem Brette, das an den Seiten aufwärts stehende Längsleisten hatte, um das Herabfallen der Leiche zu verhindern. Nichts anderes wird der offene, deckellose Sarg sein, den man um Dachau, Bruck und Weilheim früher anwandte, und der in der oberbairischen Jachenau [1]) noch heute allgemein, um Tegernsee [2]) nur für Kinder üblich ist (s. o.).

Wie lassen sich nun die praehistorischen Gräber mit Brettern unter dem Gerippe mit denen ohne solche, und dementsprechend in unsern Tagen die Beisetzung mit dem Brett und anderseits seine Zurückbehaltung mit einander vereinigen? Vielleicht lässt sich aus einer anderen Sitte unserer Zeit Licht in diese Frage bringen.

Man band mitunter nämlich auch die Leiche ans Brett fest, stellte dann das Brett schief ins Grab, so dass die Füsse den Boden berührten, löste die Stricke und liess dann die Leiche schräg hinabgleiten, worauf man das Brett herausnahm [3]). Danach nennt man in Oberbaiern noch heute im Volksmunde oft das Sterben „Brettelrutschen“. Bis zum Jahre 1742 wurde diese Bestattungsart auch in der Reichsstadt Ravensberg geübt [4]). Hier und noch viel länger in den ganz armen Gemeinden um Berchtesgaden [5]) hatte man eine gemeinsame Totentruhe, aus der man die in Tücher gewickelte oder eingenähte Leiche erst beim Begräbnis herausnahm und auf einem Brette hinabgleiten liess. Auch in Weilheim [6]) war das der Fall, ehe man den deckellosen Sarg, den Vorläufer des heutigen, einführte, und ebenso im Züricher Lande [7]).

In der That ist das Leichenbrett kaum christlichen Ursprunges [8]), wenn auch die Sitte heute durchaus christlich erscheint. Auffälligerweise hat das Brett nämlich immer nur die bloss wenig veränderte viereckige Gestalt behalten. Die Kreuzesform erscheint so gut wie nie [9]). Ein Kreuz wird höchstens drauf gemalt oder genagelt. Wir haben jedenfalls einen nur ins Christliche angedeuteten Rest aus heidnischer Zeit vor uns [10]). Möglicherweise — es bleibt ja allerdings nur eine Vermutung — war diese Art des „Brettelrutschens“ schon zur Zeit der vorgeschichtlichen Gräber

[1]) Chlingensperg-Berg S. 68; Hein 99.

[2]) Bavaria 1. 412; Chlingensperg-Berg S. 67. — Rechtgläubige Juden begraben übrigens, wie Herr Bankier Holz mir mitteilt, ihre Toten noch heute in ganz ähnlicher Weise, indem sie nur unter und über die Leiche ein Brett legen. Damit will man eine schnellere Verwesung herbeiführen.

[3]) Oberbayerisches Archiv f. vaterl. Geschichte, Bd. 35, München 1875—76, S. 225; Rieder 69.

[4]) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit I, Deutscher Unsterblichkeitsglaube, Berlin 1867, S. 193, Rieder 70.

[5]) Bavaria 1. 412; Chlingensperg-Berg 68; Rieder 70.

[6]) Rieder 69 f.

[7]) Rochholz S. 193; F. Kalbler, Die Leichenbretter, Globus 59, S. 186.

[8]) Vgl. Rieder, S. 67 f.

[9]) Hein S. 92 sagt allerdings, in Depoldowitz schneide man das Brett in Kreuzesform aus. Das steht aber ganz vereinzelt da.

[10]) Wie man in vorchristlicher Zeit die Leichen meist mit dem Gesichte nach Osten begrub, einen Brauch, den man vielfach zähe festgehalten hat, so legte man auch im Schwarzwald früher die Leichenbretter nach Osten (s. E. H. Meyer, S. 59).

im Schwange. Nur in Ausnahmefällen hat man da vielleicht das Brett nicht zurückgehalten, sondern mit beigesetzt. Ueber den Grund dazu können wir natürlich nichts wissen. Die Entwickelung müsste dann in verschiedenen Bahnen weitergegangen sein. Man begrub entweder mit dem Brette, oder man liess den Toten ins Grab, ohne das Brett mitzugeben, nur in Tücher eingewickelt, wofür später die Beisetzung im Sarge trat. Später, vielleicht erst in christlicher Zeit, widmete man den Brettern nach ihrer Verwendung grössere Aufmerksamkeit und eine mit Schen verbundene Verehrung. Wir hätten also eine ununterbrochene Entwickelung vor uns, die wir durch 1¹/₂ Jahrtausende bis ins germanische Heidentum verfolgen könnten.

Es bleibt nun noch die Frage offen, was sich das Volk von heutzutage bei dem Brauche denkt, und warum er sich so lange gehalten hat. Einmal lag dazu äusserer Zwang vor. Der Dorftischler hat natürlich nicht Särge auf Vorrat dastehn. Bis zu deren Anfertigung musste also anderweitig Rat geschafft werden. Deshalb legte man die Leiche derweil auf ein Brett oder auf die Bank. Infolge dessen findet sich die Sitte besonders häufig in abgelegenen Dörfern. Ein lehrreiches Beispiel giebt Braunau. Hier waren sie früher gang und gäbe. Seit man aber zwei Beerdigungsanstalten dort hat, verschwinden sie in der Stadt, während sie in der nächsten Umgebung noch häufig sind[1].

Abgesehen davon, hat sich ein reicher Aberglaube daran geknüpft.

Sie haben zunächst die Aufgabe, dem Menschen in die Augen zu fallen und ihn an den Toten zu gemahnen. Deshalb sind sie teilweise (s. S. 33) geradezu zu Denkmälern geworden. Wo die Bretter beschrieben sind, da bitten sie oft ausdrücklich um ein Vaterunser. Aber auch das einfachste Brett ist als Totenbrett kenntlich an den mindestens darauf geschnitzten oder gemalten drei Kreuzen, sodass sie den Vorübergehenden bescheiden und stumm an das erinnern, was die beschriebenen oft mit langen Reimereien weitläufig und mitunter sogar recht schroff fordern.

Aus dem Böhmerwalde ist ein eigner Gebetvers überliefert[2]:

„Gruiss enk[3] Gott, ös[4] Todtboan[5])!
Hat's[6] gross oder kloan,
Hat's jung oder alt,
Oes Todteng'ripp
Bitt's allzamm für mi
Und i für enk,
Dass enk Gott engere[7] Sünden schenk!"

Bei Kinderleichenbrettern sagt man wohl auch „Bitt für mich", weil man glaubt, dass die gestorbenen Kinder sofort Engel im Himmel werden. Der Glaube an die Wirksamkeit der Fürbitte andrer hat vornehmlich mit zur Erhaltung des Brauches beigetragen. Vereinzelt heisst es, man soll

---

[1]) Zeitschr. f. österr. Volksk. 1, 87.
[2]) Hein 98, Rieder 127.
[3]) enk = euch.
[4]) ös = ihr.
[5]) Totenbeine.
[6]) Hat's = ihr seid.
[7]) engere = eure.

nicht auf das Brett treten, sonst bekommt man Fussweh[1]). Das ist auf keinen Fall ursprünglich. Wichtiger scheint die Ansicht, man soll beim Ueberschreiten eines solchen Brettes für den Toten beten, sonst erscheint die Seele im Traume, weshalb die Buben, denen das eine so wenig recht ist wie das andere, gewöhnlich neben den Brettern über die Gräben springen. Anderwärts, wie im Erzgebirge, heisst es, man soll auf die eingeschnitzten oder aufgemalten Kreuze nicht treten, denn das thut der armen Seele weh, man setzt damit den Fuss aufs Herz der armen Seele[2]). Demnach steht also der Tote noch in enger Beziehung zu seinem Brett, er ist fest damit verbunden. Wenn er als Irrlicht den nächtlichen Wandrer verfolgen muss, findet er erst hinter einem Leichenbrett Ruhe[3]). Dem Jäger, der nach einem solchen Brette schoss, erschien dahinter der Kopf des Toten[4]).

Der Mensch gelangt also beim Tode nicht gleich zur Ruhe. Er steht mit den Hinterbliebenen und der Welt überhaupt noch in engem Zusammenhange und kommt deshalb gern wieder. Man erinnere sich an die vielen auch in Schlesien üblichen Bräuche, welche das Wiederkommen des Toten verhindern und ihm möglichst bald Ruhe schaffen sollen. Man öffnet z. B. bald bei Eintritt des Todes das Fenster, in Baiern deckt man sogar ein paar Dachziegeln ab, damit die Seele hinaus kann; man dreht die Stühle oder Schemel, auf denen der Sarg gestanden hat, oft auch alle Schäffer und Töpfe um, damit die Seele sich nicht drin fange. Der Wöchnerin macht man noch durch 6 Wochen das Bett, da sie noch allnächtlich nach dem Kinde sehen kommt. Derartige Abwendungsmittel giebt es allenthalben in fast unerschöpflicher Fülle. Allen diesen Vorstellungen liegt der Glaube an eine noch fortdauernde Gemeinschaft zu Grunde, der Glaube, dass die Seele, oder wenigstens ein Teil von ihr, noch am Irdischen haften bleibt. Ebenso steht es bei den Totenbrettern. Von ihrem Schicksal ist auch das Schicksal der armen Seele abhängig. Wie lange aber dauert dieser Zustand? Der Tote kann doch nicht für immer an der Erde haften bleiben, denn dann käme er ja nie zur Ruhe und Erlösung. Hierüber erhalten wir aus der Grafschaft Glatz[5]) Auskunft. Da heisst es nämlich, man soll tüchtig auf die Bretter treten, damit sie möglichst schnell zu Grunde gehn (s. S. 34). Mit der Vernichtung des Totenbrettes wird also der Gestorbene erst ganz vom Irdischen befreit und erlöst. Nun verstehn wir es erst, warum man die Bretter mit Vorliebe auf Wege oder ins Gras, als Steige über sumpfige, nasse Stellen und über Gräben legt, also an Orte, wo sie einer besonders schnellen Vernichtung ausgesetzt sind, und warum sie um Braunau und Plan[6]), und auch an andern Orten liegen bleiben, bis sie ganz verfault sind[7]). Im Schwarzwalde heisst es zwar

[1]) Bavaria 2, 323; Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen, Augsburg 1857, S. 252.

[2]) Das Riesengebirge in Wort und Bild, 8. Jahrg., S. 73 b.

[3]) Rieder 129.

[4]) Bavaria 1, 995; Rieder 131.

[5]) Schles. Prov.-Bl., NF. 12, 1873, S. 455.

[6]) Das Riesengebirge in Wort und Bild, 7. Jahrg. 124 a, 8. Jahrg., 73 b.

[7]) Verwandt damit ist der Brauch in Unter-Gramling bei Tepl, auf dem Wege zum Kirchdorfe mit der Leiche anzuhalten und kleine Kreuze aus Holz in den Boden zu stecken, welche bleiben müssen, bis sie verfault sind; s. Das Riesengeb. i. W. u. B., 8. Jahrg., S. 73 b.

nur, in demselben Maasse wie das Brett, verwese auch die Leiche[1]), anderwärts aber wie in Schlesien, Böhmen und der Oberpfalz heisst es ausdrücklich, dass der Tote erst nach der Vernichtung des Brettes seine Ruhe finde.

Eine andre Anschauung mag zu Grunde liegen, wo man die Bretter an alten Bäumen aufhängt oder anlehnt. Hier scheint es sich um einen Rest der Baumkultur[2]) zu handeln. Bäume sind nämlich nach weitverbreitetem Glauben häufig die Wohnung abgeschiedner Seelen. Diesen Brauch findet man z. T. in Salzburg, besonders um St. Gallen und um Kremsmünster (s. S. 29).

Selbst wo das Volk nicht mehr viel von den Brettern hält oder deren alte Bedeutung vergessen hat, da ist es trotzdem unmöglich, ein solches Brett zu bekommen[3]). Manche Geschichten erzählen, wie Leute, die aus Uebermut ein Brett fortschleppen wollten, oder sich darüber lustig machten, auf der Stelle gestorben sind. Und doch werden sie von anderen fortgenommen, ohne dass sich das Volk darüber aufregt. Der Tischler nimmt sie, um einen Sarg daraus zu machen, oder man verwendet sie als Feuerung. Man legt sie auch ins Krautfeld, um die Raupen zu vertreiben[4]). Ich glaube, die Grundidee ist dabei, dass die natürliche Vernichtung nicht aufgehalten wird. Das Verbrennen sofort nach dem Begräbnis ist selten. Man mag das wohl wie einen Eingriff in die Natur ansehen und darum vermeiden. Wenn die Bretter aber durch andere der Vernichtung preisgegeben werden, da hat das Volk nichts dagegen, denn als Sargbretter im Grabe oder als Abwehrmittel im Krautfelde gehn sie schliesslich ebenso schnell wie auf sumpfigen Wiesen und im Grase am Wege oder unter den Tritten des Darüberwegschreitenden zu Grunde. Aber aufs Ungewisse giebt man sie nicht hin. Das hiesse, der Seele gewaltsam die Ruhe vorenthalten[5]), denn erst wenn das Brett auf natürlichem Wege vernichtet ist oder die in Schlesien dafür ausgestreuten Hobelspähne verfault sind, dann erst „hat die liebe Seele Ruh."

Wie man in der Regel den Toten früher auf die blosse Erde legte, so ist es gewiss nicht unwichtig, wenn es im Braunauer Ländchen ausdrücklich heisst, man solle gerade die Seite des Brettes abhobeln und beschreiben, auf der der Tote nicht gelegen hat[6]). Die Seite also, die unmittelbar mit dem Körper des Toten in Berührung gekommen ist, kommt nun auch unmittelbar auf die Erde zu liegen und verwest zuerst. Durch ihren eignen Zersetzungsprozess nimmt die Mutter Erde die am Irdischen noch haftende Seele schliesslich wieder ganz in sich auf.

---

[1]) E. H. Meyer S. 58.

[2]) W. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte I. Berlin 1875, S. 40, Anm. 4; vgl. Hein 220 f., Rieder 123.

[3]) Hein 86 u. 98; Rieder 131.

[4]) Das Riesengeb. i. W. u. B., 8. Jahrg., S. 73b; Rieder 129.

[5]) Wenn man sich scheut, das Brett wieder in der Wirtschaft zu verwenden, so mag vielleicht neben der Scheu vor der einstigen Verwendung auch der Wunsch vorliegen, eine Erhaltung des Brettes zu vermeiden.

[6]) Das Riesengeb. i. W. u. B., 7. Jahrg., S. 123b.

Das Gebote.

Aus Bolkenhain mitgetheilt von **Oskar Scholz** in Herzogswaldau.

Der Schulze im Gerichtskratschm spricht:

Na nu seid a Bissla stille, ich war Euchs Gebote soin. Uff a Sunntig a su wie uff a Sunntig über acht Tage, do hott'r an neunfache Steuer zu gân, o a Herrnzins, 's Spinngeld, 's Ausgedingegeld, de Goarta[1]) und de Viebichzinse[2]). O kinnt'r 's Furstgeld mîtebrenga und is hundertstallige zwê- und dreijährige Joadgeld und uff de Joad warn mer hener salber gîn. Montigs gatt'r a Fursthoaber, Dinstigs im Pforrn a Dezem, Mitwuchs im Stôkmêster 's Kurn, Durnstigs im Kanter und im Glöckner de Gorba und de Läutebrute, Freitigs gatt'r de Fursthühnder und de schuldiga Êer und Sinnobends brengt'r de Sperlichköppe. Wos de Sperlichköppe oabetrifft, do gîts heuer no ar neua Repradition, is gân nämlich ihrer elfe immer acht ganze Köppe und woas de grussa sein, Bruckholma Hous, Bissla Kosper, Gota Schnoabel und de Guckich Micheln, die gân ês allêne drei Köppe, vo a Klenn jedweder zwê Köppe, ausgennmma jedoch Tossaboart, Gossaboart, Winterbenjamin und de Stillpalzlore; uff die jedes blussig a holber Kupp kimmt. Uff de Häuslaleute kumma uff ihrer fünfe immer zwê ganze Köppe und de Hausgenüssa[3]) müssa se bezâhln, is gibt wie bekannt enner fer enn drei oder dritteholb Gröschla.

Na doas wiär allso uff de Wuche zu gân, uff de andre Wuche nimm honn mer no meh eiznnâma und doss'r do olle wieder salber harkummt, doss'r ni durft mit a Hôrn azugezoin warn, do möcht se am Ende Moncher verliern. Hinsichtlich der Hofedienste holber, do is de Eithelung fer de zukummde Wuche a su getroffa: Montigs sulln de Klenn uff der Schlössla-seite Stêne foahrn zum neua Füllastolle, de Grussa sein frei, weil se mit'm Omtmonn wegen senner silberna Huxt vo letzthin obzurecha honn. Dinstigs îs grusse Langhulzfuhre, do müsst'r aber olle foahrn, is sulln wie ma hîrn koan, grusse hülzerne Backüfe gebaut warn. Mitwuchs fiährt Michel Bissla Kosper, Paula Jokel, Schwelzel Jons und de Steckla Schotzka Rese no Flachbrich[4]) fers Bräuhaus und Nickel Tobias, Gänse Heinrich, Jerge Poitscha-Klöppel und de Berna Jonsen, die viere hulln Sand. Wieder vier andre: Knolla Tone, Schnieber Seffe, Satan Fischer und de Uxa Lempelten foahren no Kolke uff Seitendurf. Durnstigs fiährt 's ganze Durf zum Teichvurbrige[5]) do wardt'r wull oagewiesa warn, is sulln'r vermuttlich ihrer Ettliche a Schoffer spoziern foahrn. Der Freitig dar is lar. I nu fällt mirs ei, is müssa gleisewull ihrer ettliche no Malze foahrn, ihr wisst's der Bräuer gibt jedem Fuhrmann a holb Quottierla Branntwein und do dächt ich do könnda wull de Orma foahrn, die ohndem ni viel zu vertrinka honn. Sinnobends fiährt 's holbe Durf uff de Wiemt[6]) no Fadern, de andre Hälfte fiährt zum Fieber Flêscher no Kuhhörnern,

---

[1]) Garten.
[2]) Viehwegzinse.
[3]) Hausgenossen d. i. Mietsleute.
[4]) Flachwerk d. i. Dachziegeln.
[5]) Teichvorwerk.
[6]) Wiedemut.

die sullt'r underm Taubathurme bei der Hundehütte obloada nnd vo do aus werd se de Herrschofft oa de Juda verkefa, gît ock aber im Hunde ni zu nônde, doss a Euch ni besst, denn doas îs a schlechtes Ôst. I ju nu sullt'r o wieder uff de Joad gin, is hôt mich och vergassa welcha Tag, na Ihr wardts wull gewoahr warn, bei Tutagrabers Püschla îs der Oafang, murgens im a viere müssa olle schun jeder uff a Benu und uff'm Plotze sein, domit wenn de Herrn Schützeu im ueune oagelanga, si ni orscht uff Euch zu worta braucha. Ihre sechse sulln Hunde führn und do derzune sein bestimmt: Reisig Franze, Axtholma Hons, Kotza Tofft, Zoppel Jerge, der Kiudla Âle ihr Sûu und Läutemonns Bruder, o sullt'r hübsche Junga schicka zum Gauza[1]) und o hübsche Maidel mîte, do werdt an schîne Joad warn. Der Häusler holber zu gedenka, die honn ihre Hofetage fer de nächste Wuche a su: Ihre Weiber schicka se drei Tage Schofe schârn, sie salber gîu drescha, jedoch werd o an Porte[2]) oagewiesa warn a Dielmist rauszuschoffa und a Korpateich zu schlemma. Ihr de Hausgenüssa hot fer de zukummende Wuche blus zwê Hofetage, nämlich ihr sullt vo der Mitwuche ob Fadern schleissa und Bunn auslêfeln eim Wiedemuthschuppa und do derbeine denk ich, wardt'rs wull ni zu bîse honn, ihr seid ju de schwiäre Arbeit ohndem ni gewohnt.

Und itze hoa ich wieder no oa woas zu gedenka, de gnädige Herrschofft lässt Euch o oabefâln, Ihr sullt besser Wertschofft treiba, uff doss'r zu woas kummt. Erstlich sullt'r eure Aecker besser oabaun, ihr sullt mehr Wicka wie Arbsa siähn, de Gesinde assa se ohndem ui garne, wenn ihr ni wullt Flêsch neithun. Fers zwête sullt'r a Pfârn winger Hoaber gân und im Gesiude wecha Quorg stotts Putter, do dervüre sullt'r se öffter zum Biere lohu gîn, doss se Lust und Kräfte zur Arbeit kriega, der Bräuer lärmt im Omtmann a su immer a Kupp vul, doss a a Pacht ni gut ufbrengt und die fremda Biere und da fremda Branntwein sullt'r ganz und goar vermeida. Ihr viere uff der hucha Seite, ich wil Euch ni mit Noama neuna und Euch nie plamirn, mehr wie zwölf oder dreiza Bîma derlêb ich Euch ni meh oa Hoamanns Branntwein zu vertrinka.

Nu sol ich Euch no doas gude Assa verbîta, obsunderlich de gâle Suppe, de grussa Schüsseln Pflauma und da Hîrschepappe, do dervone asst'r Euch zu grusse Bäuche nnd Ihr seid dernôert uff der Hofearbeit nischt nütze.

Nu sôl ich Euch no de grusse Huffoart ganz und gar verbîta: Ihr sullt ni su grusse weite Hose troan, de Weiber sulln sich ni su stoatlich kleda. Is seiu eis Besundere de weita Aermel oa ihra Jupa nnd die langa Bänder oa ihra Koppa gemênt und bei a Jungfern die o viel zu viel harmacha sôl de Mode mit da hucha Schuhn wieder obkumma, weil se sich do drinne de Knucha zu lechte vertrata. Nu sôl ichs o a Jungfern ganz und goar verbîta, doss se ni immer a su ei der Kerche uff im Kûre rimgoffa wu de Junggesellen sitza und endlich wos de Junggeselln oabelangt, di sulln ni su lange Kercharöcke troan, 's îs schoade ims Tuch nnd se folln o zu lechte, wenn se sich mit a Zinn[3]) druf trata.

---

[1]) Bellen.
[2]) Anzahl.
[3]) Zehen.

Und zunder bîn ich mit dam, wos fer heute bekannt zu macha, fertig, über acht Tage hôt's no meh zn publiziren, do kummt och, wie ich schun gesoit hoa, Olle wieder salber har, ihr wardt under Anderm a neu Potent zu derfoahren kriega. Ich kenne zwar doas Potent salber no ni, es sôl aber der Gôbe holber sein, 's werd jitzt olles andersch eigericht, war viel hôt, dorf winger gân und war wing hôt gibt mehr, is fällt im Grussa a su immer schwiär, wenn a wos gân sôl und wie's mit Euch Klenn îs, ihr hott ni a su viel uff Euern Wertschoffta zu thun, ihr verdient Euch rischer nababei woas. Ich hale doas Potent fer ganz gnt.

Na war nu wil, koan hêmgîn.

Der Zippelpelz.

Von Dr. **Drechsler**, Zabrze.

Im schlesischen „Bauernhimmel", wie ihn ein bekanntes mundartliches Lied schildert, erwartet man neben andern Freuden und Genüssen auch neue Zippelpelze, Pelze von Lämmerzipfeln d. h. Lämmerschwänzen [1]):

Do warm·bersch Geld nôch Pfunda wiega,
Neie Zippelpelza kriega,

Ens, Oppaland 373; Hoffmann-Richter, Schles. Volkslieder S. 314 Anm.

Ein solcher Zippelpelz ist die Lieblingskleidung der ländlichen Bevölkerung, nach Logan (1586) des Zippelpelzordens:

Du Schelme, du Bauer! so zierliche Titel
verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel;
nun Krieger getreten in Zippelpelzorden,
sind dieserlei Titel Besitzer sie worden.

Der Leobschützer Scherffer erwähnt Gedichte S. 588, dass die Bauern „vor die lange Weile mit dem Zipfel des Pelzes zu spielen pflegen". — Auf seinen Zippelpelz ist der Bauer stolz wie auf seine Pelzhosen (vgl. Tûchhôsa — doas sein goar kâ Hôsa, Lâderhôsa — doas sein hålbe Hosa, oabr Pelzhosa — doas sein Hosa, die sein gutt zum Flêtablôsa!) und seine Pudelmütze. Daher ist ein solcher Pelz der Gegenstand seiner Wünsche. Bei Jarisch, Heimatsklänge, Wien 1853, steht S. 59 ff. ein durch unsere Heimat verbreitetes Lied, worin ein Sohn seinen Vater um einen Zippelpelz angeht. Gewiss ist es auch heute noch hier und da bekannt; sind ja doch auch die alten Zippelpelze nicht ausgestorben.

Ich kenne das Lied aus dem deutschen Oberschlesien (Katscher) in folgender Fassung [2]):

O Mutter, kâ^{i}ft-mr ock ân-neia Zëppelpelz! —
„O Joñ(g)^{r}, wennde nĕch de Frass zuhälst,
Dô krĭgste ôv-da âlda Zëppelpelz". — —
Ihr wart-eich wull bedenka,
Ihr wart-mr-an missa schenka,
An-schîna, an-wårma, an-neia Zëppelpelz! —

1) „Âler (alter) Zippel, Schafzippel" beliebte Schelte.

2) Eine von Herrn stud. Bruno Bauch mitgeteilte ausführlichere Fassung desselben Liedes wird in der nächsten Nummer mitgeteilt werden. Red.

Ich sâh-de Jon(g)a ôv-dr Gåsse sti'n,
Dâr Zëppelpelz, dar stit-'n gôr-zu schîn.
's wird eich wnll verdrissa,
Ihr wart-mr-an kâfa missa,
An-schîna, an wårma, an-neia Zëppelpelz! —

Literatur.

Hermann Oderwald, Anne schläsche Paperstunde. Geschichten und Gedichte in schlesischer Mundart. Breslau 1899. Verlag von Hönsch nnd Tiesler. 2 M.

In dem durch eine Reihe recht lesenswerter Aufklärungsschriften zum österreichischen Nationalitätenkampf bekannten Verlage erschien neuerdings ein Band Erzählnngen nnd Dichtnngen in schlesischer Mundart. Mundartliche Erzählungeu haben eigentlich nur mittelbar mit der Volkskunde etwas zu thun nnd doch sind sie für sie äusserst wichtig, denn sie bereiten ihr den Boden und erregen in weiteren Kreisen Teilnahme für die Bevölkerung der Heimatsprovinz, für ihr Wesen, ihre Sprache und Sitte. Schlesien ist in dieser Beziehung seither nicht schlecht bestellt gewesen. Auch der vorliegende Band ist recht beachtenswert. In einer Reihe kleiner Geschichten werden nns Liebe und Hass, kleine Neckereien und lustige Streiche, wie sie auf dem Dorfe sich abspielen, in geschickter und gewandter Schilderung vorgeführt. Auch der in der schlesischen Mundart weniger gewandte Leser findet an den erklärenden Anmerkungen eine willkommene Hülfe. Das Buch mag unsern Mitgliedern empfohlen sein. K. G.

Nachrichten.

Herr Professor Dr. Jiriczek, der sich als Schriftführer wie als Mitherausgeber dieser Zeitschrift nm unsere Gesellschaft von ihrer Begründung an unvergessliche Verdienste erworben hat, ist vom königlichen Kultusministerium mit der Vertretung des beurlaubten Professors der englischen Philologie an der Akademie Münster, Dr. Einenkel, beauftragt worden und dadurch leider genötigt, seine Vereinsämter niederzulegen. Zu Ehren des Scheidenden versammelte sich nach der Sitzung am 9. März eine grosse Anzahl von Mitgliedern nnserer Gesellschaft zu einer Abschiedsfeier, bei welcher der Vorsitzende ihm im Namen des Vereins ein Album mit den Photographien von Scenen der Breslauer nnd der Batzdorfer Weihnachtsaufführungen überreichte.

Das Amt des Schriftführers hat nunmehr Herr **Bibliothekar Dr. Hippe** (Sadowastrasse Nr. 69) übernommen. Die Verwaltung der Vereinsbibliothek ist Herrn Dr. phil. Jantzen übertragen. Ferner hat sich der Vorstand durch die Zuwahl des Herrn Universitätsprofessors Dr. Max Koch verstärkt.

Anzeigen.

Die nächste Versammlung der Gesellschaft findet am Sonntag, den 20. Mai, in Verbindung mit dem Sommerausfluge statt, der voraussichtlich nach Liegnitz gehen wird. Näheres wird seinerzeit den Breslauer Mitgliedern angezeigt werden; auswärtige Teilnehmer erhalten Auskunft auf Anfrage. Prof. Vogt.

Dieser Nummer liegt die neue Mitgliederliste bei.

Schluss der Redaktion: 1. Mai 1900.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

F. Vogt.

Jahrgang 1900. **Breslau.** Heft VII. № 3.

Das Rückwärtszaubern im Volksglauben.

Von **Dr. Paul Drechsler**, Zabrze.

Der Zauber, jenes geheimnisvolle Wirken, wodurch der Mensch scheinbar übermenschliche Kräfte zum Wohl oder Wehe des gesamten Natur- und Menschenlebens anwendet, ist seit den ältesten Zeiten an symbolische Zeichen und das sie begleitende Zauberlied geknüpft. Diesen Glauben hat das Christentum zurückgedrängt, aber bis zur Gegenwart nicht ausgerottet. An Stelle des Zauberliedes ist der Zauberspruch, die Zauberformel getreten, deren geheime Wunderkraft oft durch den Reim erhöht oder bedingt ist. Statt des „Zauberns" kennt das Volk (und zwar hierzulande ausschliesslich) nur das „Hexen". Die Besitzer der Hexenkunst sind die Hexen und Hexenmeister, seltener Hexriche. Von einem, der „hexa kôn", sagt man in abergläubischer Scheu, des Gereizten Macht an sich oder seinem Gute zu erfahren, „a kôn mehr wie Brot assa" [1]), oder: er hat die „schwarze Kunst" erlernt. Hierunter versteht man den sog. Hokuspokus, möglichst fremdklingende und unverständliche Wörter und seltsame Hantierungen. Wie in alter Zeit die Rune das magische Zeichen war, das bald Glück, bald Unglück brachte, so dienten in späterer Zeit zum Bosheits- und Heilzauber geheimnisvolle Wörter, die ursprünglich von Mund zu Mund gingen, nach Erfindung der Buchdruckerkunst aber in den hoch- und geheimgehaltenen Zauberbüchern von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden. Nach dem Siege des Christentums wurde alles Zauberwerk als Teufelswerk in Acht und Bann gethan, und es war ganz folgerichtig, dass man die magischen Zeichen und Wörter, sowie die Zauberbücher auf den Teufel als ihren Ursprung zurückführte. Wer sich ihm zu eigen gab, wer sich ihm mit dem eigenen Blute verschrieb, dem lehrte er die schwarze Kunst, das zauberkräftige Wirken durch Lied (Formel), Spruch, oder einfacher: er übergab ihm ein Zauberbuch. Wer lesen kann, kann zaubern und hexen. Hier spielt die Scheu und geistige Abhängigkeit dessen, der nicht lesen kann, von dem dieser Fertigkeit Kundigen mit

[1]) Er gehört nicht bloss zu den fruges consumere nati!

hinein, wie anderseits auf die Zusammenstellung wunderlicher Wortgebilde die lateinische Sprache des Gottesdienstes eingewirkt haben mag.

Nun war es Bedingung, dass man, um die beabsichtigte Zauberwirkung zu erzielen, den Zaubertext in einer bestimmten Reihenfolge (mit lauter oder leiser Stimme) sang, las oder hersagte. Kehrte man jedoch die Zanberformel um, d. h. sang, las oder sprach man sie rückwärts, so wurde der Zauber rückgängig gemacht und aufgehoben. Von dieser Erwägung aus ist vielleicht die oft besprochene (vgl. Berliner Ethnol. Zeitschrift vom J. 1883 S. 114 ff.) Zauberformel: sator arepo tenet opera rotas zu verstehen: sie lautet vor-, ab- nnd rückwärts gelesen ganz gleich, nm jeder Umkehrung nnd Aufhebnng des Zaubers nach Möglichkeit vorznbengen.

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S

Dass schon eine teilweise andere Anordnung oder Verschiebung der Zauberwörter eine andere Bedeutung und Wirkung hatte, lehrt ein Beispiel, das ich mir aus den Akten des Breslaner Staats-Archivs — Fürstentum Brieg IX, 5a 1581 — aufgezeichnet habe. Es handelt sich um einen Feuersegen, der in dem Büchlein eines Schreibers zu Rndolfsdorf aufgefunden worden war. Andreas Ruth, Pfarrherr zum Eisenberge und Rügersdorf, ist beauftragt, sich darüber zu äussern, und erklärt ihn für „gar zweifelhaftig geschrieben, also dass man ihn wol und nbel, nachdem er gelesen wirdt, deuten könnte. Also ist er geschrieben gewest“:

destrue	Sanctos
Sathanam	Venerare
Effuge	Christum
mala	Quaere.

Je nachdem man diese Formel liest, von oben nach unten oder von links nach rechts, ist der zu bewirkende Zauber ein anderer, sodass diese Worte „wohl oder übel“ angewendet werden können.

Die Vorstellung, dass man durch die Umkehrung der Zauberformel, das Rückwärtszanbern, die erreichte Wirkung aufheben könne, zeigen besonders überall verbreitete Sagen vom zauberhaften Citieren und Vertreiben der Gespenster überhaupt. Aus Ladeburg in der Mark hörte Schwartz eine dahin schlagende Sage, die er im „Indogermanischen Glauben“ (Berlin 1885) S. 259 f. erzählt. Die alten Zaubergeschichten, hiess es, stehen alle im VI. und VII. Buch Mose; das hat einmal einer gehabt und hat es liegen lassen. Ein Knecht kommt darüber, und wie er anfängt zn lesen, füllt sich das ganze Gehöft mit Ratten und, wie er immer weiter liesst, mit Raben, die kamen von allen Seiten geflogen, dann kamen lauter schwarze Männer. Zum Glück sieht es der Gutsherr, der kannte die Geschichte (die besondere Kraft des vor- und rückwärts!) und drängte sich durch und riss dem Knecht das Buch fort. Dann fing er selbst an, rückwärts zn lesen, und wie alles gekommen war, verschwand alles allmählich wieder. Eine ähnliche Sage, nnr mit etwas modificierter Scenerie, berichtet Rochholz aus dem Aargan (Schweizer-

sagen 1856, II, 147) und bemerkt dazu: „Die Geschichte von dem rückwärts gelesenen Zauberbuche wird auch dem Heinr. Corn. Agrippa nacherzählt in Philonis Magiolologia (1675) p. 246". Aus dem Altenburgischen wird Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1899 S. 210 f. erzählt: Ein jugendlicher Kuhhirte hatte ein Zauberbuch erwischt und mit zur Schule genommen. Als er vor Beginn des Unterrichts darin las, füllte sich das Zimmer mit schwarzen Vögeln. Der eintretende Lehrer bemerkte das Unheil und befahl dem Jungen rückwärts zu lesen, und das Getier verschwand nach und nach, wie es gekommen war. Die Sage findet sich auch in Schlesien. In Weiss-Kirschdorf (beim Zobten) lebte ein Schmied, der wegen seiner glücklichen Kuren an Pferden weit und breit berühmt war. Einst kam zu ihm ein Bauersmann, der, während der Meister sich mit dem Pferde beschäftigte, unterdess in die Wohnstube ging. Um sich Unterhaltung zu verschaffen, nahm er aus einem Behältnis ein schwarzes Buch und begann darin zu lesen. Da gab es denn so wundersame Dinge, dass er eifrig weiterlas. Dem Meister aber draussen ward bang zu Mute; er eilt in die Stube, reisst dem Unvorsichtigen das Buch aus der Hand und gibt ihm drei derbe Maulschellen mit den Worten: Siehst du sie nicht sitzen? Es sass aber eine Menge schwarzer Krähen in dem Zimmer. Zu ihnen sprach der Schmied: Gehet hinaus und leset vom „Steinberge" die Steinchen sämtlich ab! (eine bekannte Aufgabe, um Geister an einen Ort zu bannen); betete dann wieder zurück oder rückwärts, und eine Krähe nach der andern flog zum Fenster hinaus. — Die Sage, die noch anderes einmischt, schliesst: Dem Bauern würden die Krähen das Genick gebrochen haben. Schles. Provinzialblatt 1873 S. 28. — Aus Petersdorf bei Warmbrunn erzählen die Provinzialblätter 1871 S. 515: Dort lebte ein Pfuscher, das Babierla. Der hat allerhand Künste und Wissenschaften gekonnt und Bücher gehabt. Einmal ist das Barbierla mit einem andern Herrn auf das Gebirge gegangen. Mit einemmale sagt es: Aufgepasst! Ehe sie heute das Vieh hereintreiben (d. h. vor Sonnenuntergang), muss ich zu Hause sein, sonst gibt es Unheil. — Auf seinem Mantel fuhr es vom hohen Gebirge herunter und war zu Hause, als sie das Vieh eintrieben. Da fand es die Stube ganz voller Dohlen; die sassen auf den Stängeln um den Ofen. Der Lehrling hatte sich nämlich über das Zauberbuch gemacht und die Dohlen nicht wieder los werden können. Barbierla las nun die Schrift rückwärts und verbannte die Dohlen hinaus auf ein Fleckel, wo sie die grossen Felssteine haben herausschaffen müssen. — Auch in der Grafschaft (bei Neurode) ist das Rückwärtszaubern bekannt [1]). Dort hatte sich ein Bauer durch arge Gotteslästerungen dem Teufel in die Hand gegeben und von ihm ein Buch erhalten, worin er, wenn er ihn brauchte, um Mitternacht fleissig lesen sollte. Jedesmal, wenn er es that, erschien ihm Satan in der Gestalt eines mächtig grossen schwarzen Vogels mit feurigen Augen und glühenden Krallen und brachte ihm, was er wünschte. Sein Wohlstand nahm zu, doch auch seine Seelenangst. Da wollte er an einem Fronleichnamstage in die Kirche gehen, verspürte aber innere Unruhe und eilte heim. Kaum sah er sein Gehöft, da wusste er auch, was den Sturm im Innern

[1]) Aehnlichen Stoff hat unser Max Heinzel in einem seiner Gedichte verarbeitet.

so furchtbar erregt hatte: es las jemand in dem Zauberbuche. Hinter der Rispe, d. i. auf dem Tragbalken der Stubendecke, hatten es die Kinder entdeckt und entzifferten in ihrer Neugierde Blatt um Blatt. Beim Wenden eines jeden Blattes flatterte einer der unheimlichen Vögel zum Fenster hinein. Der Vater stürzte in die Stube, entriss den Kindern das Buch, und wie er Blatt um Blatt rückwärts las und zurückwandte, verliess ein Vogel nach dem andern das Zimmer. Dieses Buch hiess der Teufelszwang, denn durch das Lesen darin zwingt man den Teufel herbei, dem seine schwarzen Boten, die Teufelstiere Ratten, Krähen, Dohlen voranerscheinen, um dem Leser dienstbar zu sein; durch das Rückwärtslesen werden sie wieder entfernt. Glatzer Vierteljahrsschrift III 847. — Ich bin dieser Sage in unserm Schlesien weiter nachgegangen und habe sie voriges Jahr im Trebnitzer Kreise getroffen. Hier erzählt man: Die Hexenbücher (also auch dieses Wort ist für Zauberbuch geläufig), die gewisse Leute besitzen, kommen gewöhnlich in keine anderen Hände und verschwinden mit dem Tode der Besitzer, d. h. sie kehren zum Teufel zurück. Einmal jedoch bekam ein Knabe ein solches Buch in die Hand. Er öffnete es und las darin. Plötzlich erschien ein Männlein vor ihm. Da kam aber auch schon die Frau, der das Buch gehörte, von innerer Unruhe getrieben herbei, gab dem Jungen eine Ohrfeige und las geschwind zurück, was er gelesen hatte. Darauf verschwand das Männlein wieder. — Hierbei ist zweierlei anzumerken:

1. Der Zauber ist an bestimmte Worte und bestimmte Personen gebunden. Wie jedes Abweichen von der Wortfolge das Ziel verfehlt und die Zauberwirkung zu schanden macht, so gefährdet das Lesen in dem Zauberbuche jeden Unbefugten: der herbeigerufene Teufel bricht ihm das Genick und rächt sich zugleich für die Verletzung des Vertrages, wonach der Besitzer des Buches allein darin zu bestimmter Zeit — Mitternacht — lesen soll, sodass, falls jemand fremdes über das Buch gerät, der Besitzer, von banger Seelenqual getrieben, herbeieilt, um doppeltes Verderben abzuwenden.

2. Man züchtigt den unbefugten Leser durch Backenstreiche. Das gemahnt an ein ähnliches Verfahren, wenn man einen Gehängten abschneidet: man gibt ihm eine derbe Ohrfeige. Schläge und Streiche vertreiben die Geister.

Auch aus andern Gegenden wird ähnliches beigebracht. So erzählt Voges, Sagen aus Braunschweig S. 78, dass ein Geisterbeschwörer in Gross-Steinum Verstorbene citierte und sie wieder verschwinden liess, indem er in seinem Zauberbuche rückwärts las. Dazu stellt sich ferner, wenn Liebrecht, Gervasius von Tilbury (Hannover 1856) S. 117, wo er von dem süssen, zauberhaften Gesang und Spiel der Elfen und dem dänischen Strömskarlslag, der selbst leblose Dinge tanzend machte, redet, folgendermassen fortfährt: „Dem Zurückspielen des Musikstückes wird nach dänischem Glauben die Kraft beigemessen, die zauberische Wirkung zu brechen, ebenso dem Rückwärtssagen des Paternosters nach schottischem Glauben; s. W. Scott zur Ballade Young Benjie in der Minstrelsy". Es erinnert dies auch an die wunderbare Pfeife (fujarka) im polnischen Glauben und ist ein beliebter märchenhafter Zug; man vgl. Grimm, Kindermärchen 3, 199 (Nr. 110).

Auch bei lateinischen Dichtern tritt uns das Rückwärtszaubern entgegen. Als Odysseus von der Kirke die Aufhebung des über seine

Gefährten verhängten Zaubers fordert, wird diese durch Rückwärtssingen bewirkt:

Verbaque dicuntur dictis contraria verbis.

Ovid. Metam. XIV 301.

Ferner wird bei Valerius Flaccus I 782 die am Himmel heraufbeschworene Unterwelt durch Rückwärtssingen zurückgesungen: obsecrat iam exorabile retro carmen agens.

Andree erzählt in der Braunschweiger Volkskunde (Braunschweig 1896) S. 293 f. nach dem Braunschweiger Tageblatt einen merkwürdigen Vorfall aus dem Jahre 1866, der gleichfalls hierher gehört: In dem Dorfe D. hatte ein Hauswirt, achtbarer Mann, einen schon bejahrten unverheirateten Bruder bei sich, der oft an Schwermut litt und sich in diesem Zustand erhängte. Der Hauswirt verschwieg die Todesart und erlangte ein anständiges Begräbnis mit Glockengeläute. Bald sprach sich jedoch die Sache 'rum. Da liess der Pastor den Hauswirt zu sich kommen, machte ihm Vorwürfe, ein ehrliches Begräbnis für einen Selbstmörder erschlichen zu haben und erklärte, die so verunehrten beiden Glocken dürften nie wieder für gute Christen geläutet werden, und der Hauswirt sei verpflichtet, ein Paar neue, ebenso grosse gute Glocken auf seine Kosten anzuschaffen. Da sich dieser darauf nicht einliess, verordnete der geistliche Herr, damit die missbrauchten Glocken wieder ehrlich gemacht werden sollten, müssten sie zurückgeläutet werden. Der in der Glockenwelle steckende Schwengel, an dem der Strick sitzt, wurde umgesteckt und so beide Glocken nun feierlich, ein eben so langes Schauer zurückgeläutet, was man hier landüblich „rügwas“ nennt.

So hat das „Rückwärts“ auf den verschiedensten Gebieten seine besondere Kraft. Allgemein verbeitet ist in Schlesien wie in den andern deutschen Landen der Glaube: Wenn man über ein Kind, das auf der Erde liegt, hinwegschreitet, so wächst es nicht mehr. Diese Wirkung wird aber sofort wieder aufgehoben, wenn man zurückschreitet. Schon in der ältesten Sammlung volkstümlicher Meinungen, der Alten Weiber-Philosophie aus dem J. 1592, heisst es: So man über ein Kind schreitet, so soll es nimmermehr wachsen, es sei denn, dass man wiederum hinder sich überschreite, also rückwärts, genau so, wie man herübergeschritten ist. Vgl. Mein Bruder schritt auch mit eim Fuss über mich und sprach: Oho, Thömilin, nun wirst nit mehr wachsen! Thomas Platers Leben S. 19. — Aehnlich heisst es: Wenn man ein Kind durch das Fenster hinaushebt und nicht wieder verkehrt (auf gut schlesisch: ärschlich) zurück, so wird es nicht mehr wachsen.

Auch beim Bosheitszauber gilt das Rückwärts. Bekanntlich kann man jemand Ungeziefer, besonders Läuse anzaubern. Vgl. mein Buch: Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien § 637. Der frühere Latschenmacher in Schmiedeberg machte über ein Stückchen Speck drei Kreuze, schnitt dann einen Zettel in der Grösse des Specks und schrieb darauf den Namen dessen, dem er die Läuse „aufsülen“ oder „anflhexen“ wollte. Dann klebte er den Zettel auf den Speck, umwickelte beides mit einem besonderen Leinwandlappen und steckte das Päckchen in einen Ameisenhaufen (Zwickômssenschober). Wenn die Ameisen das Zeug aufgefressen hatten, dann hatte der Betreffende die Läuse auf dem Halse. Gegen Be-

zahlung machte er das Ding auch rückwärts (Eventhal, Kr. Landeshut). Und Bartsch teilt in den Sagen aus Mecklenburg II S. 39 folgenden Glauben mit: Hexen behexen das Butterfass, sodass sich keine Butter bildet, indem sie die Reifen des Fasses von unten auf zählen. Der Zauber wird rückgängig gemacht, wenn man die Reifen am Fasse wieder von oben herabzählt.

Von dem besprochenen Rückwärts ist ein anderes verschieden, von dessen Beachtung nach der Volksmeinung das Gelingen manches Thuns und Lassens abhängt. So muss man, um etwas zu bewirken, rückwärts gehen, rückwärts werfen, rückwärts greifen u. s. w.

Zu vorstehender Betrachtung vergleiche man W. Schwartz a. a. O. II. Anhang: Der Zauber des „rückwärts" Singens und Spielens S. 256 ff., dem ich vielfache Anregung verdanke.

Hierin geht der verdiente, voriges Jahr (16. Mai 1899) verstorbene Sammler und Forscher, seiner prähistorisch-anthropologischen Auffassung der Mythenbildung gemäss, von anderer Grundlage aus und gelangt dementsprechend zu anderem Ergebnis. Er trägt in den Volksglauben tiefpsychologische Anschauungen hinein, die ihm nach meiner Meinung fernliegen.

Die Weihnachtszeit einer deutschen Vorsängerfamilie.

Von **Jos. Stibitz** in Deutsch-Giesshübel bei Iglau.

Ist unser Weihnachten auch ein durchaus christliches Fest, so ist doch sicher, dass auch bereits unsere heidnischen Vorfahren diese Zeit als eine heilige erachtet haben. Es ist die Zeit der 12 Nächte, wo Wodan mit dem wilden Heer durch die Lüfte dahinfährt. Und bis auf die Gegenwart hat sich aus jener Zeit allerlei Aberglaube fortgeerbt. So sprengt noch heute der Hausherr in vielen deutschen Gegenden die Ställe und Wohnräume mit Weihwasser ein, damit alle Leute des Hauses und alles Vieh gegen die Behexung sicher seien. Denn, wie noch andere Tage, gilt auch der Weihnachtsabend insbesondere bei den Bewohnern der Iglauer Sprachinsel für ein „Hexenamt", d. h. für einen Tag, an dem die Hexen grosse Gewalt besitzen. Daneben ist an diesem Tage das Schicksalfragen in ganz Deutschland gebräuchlich. Durch Bleigiessen, Nüsse schwemmen, Pantoffel werfen und Hühnerstallklopfen werden Fragen an das Schicksal gestellt und durch die Art des Ausganges hierbei gedeutet.

Die jetzt gebräuchliche Feier des Christfestes in Deutschland mit der Verteilung von Geschenken und dem „Tannenbaume" ist neueren Ursprungs. So wird auch in den Dörfern der Iglauer Sprachinsel noch jetzt das Weihnachtsfest zumeist ohne „Lichterbaum" gefeiert. Dieser ist erst durch Lehrer hier hin und wieder in Gebrauch gebracht worden.

Im Ganzen ist hier der Weihnachtstag nur wenig unterschieden von den übrigen; nur zu Mittag werden Aepfel und Nüsse aufgetragen, von welchen dann die Schalen unter den besten Obstbaum gelegt werden, auf dass er recht reichliche Ernte gebe. Die Hausfrau rührt sich das ganze Mittagessen nicht von ihrem Platze, denn die Hühner und Gänse würden sonst schlecht brüten.

Will der Hausvater seinen Kindern etwas einbescheren, so geht er zum Nachbar und ersucht ihn, dass er das „guldni Wägele“ mache. Der kommt dann am Abend — einen umgekehrten Pelz, dass die Wolle herausschaut, übergeworfen und eine Strohkappe auf dem Kopfe, von welcher Zöpfe aus Stroh herabhängen, mit dem Geschenkspacket unterm Arme und einer Rute in der Hand — in die Stube, und mit dem Rufe: „Willst batn? willst batn?“ droht er den Kindern und legt seine Geschenke ab.

Das ist hier das gebräuchliche Weihnachtsfest.

In meiner Vorbeterfamilie [1]) aber setzte sich dann der Vater nach altem Brauch an den Tisch und begann als erstes Weihnachtslied jenes, das bei den frühern „Wiegenfesten“ in der Kirche gesungen wurde und von Herzogenberg in sein Weihnachtsoratorium übernommen worden ist:

:,: O Joseph mein :,:
Schau mir um ein klein Oertelein.
Es wird nicht lang mehr währen,
Ein Kind werd ich gebären.
:,: O Joseph mein. :,:

Von diesem Lied [2]) wurden alle 17 „Gesetzeln“ gesungen, daran reihte sich eins mit 12 Gesetzeln:

„Ein grosse Freud verkünd ich euch
Und allen Völkern auf Erdenreich.
O Christ wach auf, steh auf und lauf.
Zum Kindlein, zum Kripplein,
Zum Mütterlein lauf“.

Und zum Beschluss dieses Tages wurde dann noch gesungen

„So steh ich auf und lauf zur Kripp“,

welches Lied 13 „Gesetzeln“ hat.

Unterdessen war die Zeit herangekommen, wo man sich zur Metten aufmachen musste. Und nun ging es auf beschneiten und oft verwehten Wegen bis zum nächsten Dorfkirchlein. Dort waren bereits die Lichter angezündet worden, und da der neue Lehrer während der Mette ganz neue Lieder und Bräuche eingeführt hatte, so hub der Vorbeter mit dem bereits versammelten Volke das alte Lied vor der Mette an zu singen:

„Was muss es bedeuten, es taget sich schon,
Ich glaub ja, es bricht erst die Mitternacht an.
Schauts nur daher, schauts nur daher,
Wie feuert das Sterndl je länger je mehr“ [2]).

Mit der Mette um Mitternacht findet der hl. Abend den Abschluss. Aber in der Vorsängerfamilie werden bis zu dem hl. Dreikönigstage jeden Abend drei alte Weihnachtslieder gesungen. — Nachdem man sie aus der Kirche hinaus gestossen hat, haben diese Lieder hier eine letzte Zufluchtsstätte gefunden. Mit dem Aussterben der Alten aber werden auch sie in „Verlur“ kommen; denn der junge Vorsänger ist gezwungen, sich nach der neuen Zeit einzurichten.

Unter diesen alten Weihnachtsliedern, die ich alle kurz anführen

---

[1]) Ueber das Amt des Vorbeters s. u. S. 54 f.

[2]) Ueber Geschichte und Verbreitung des Liedes s. meine „Weihnachtspiele“ Kap. 3.
Vogt.

will, ist besonders eines, das ich hier ganz bringe, weil es so recht zeigt, wie sinnig sich unser Volk die Geburt Christi vorstellte und wie es alles so schön und poetisch in deutsche Verhältnisse umzusetzen wusste. Man kann daher in diesem Liede ein Stück deutscher Volksseele in seiner Gemütstiefe, sinnigen Freude und Beschaulichkeit belauschen, wie selten in einem andern.

Altes Weihnachtslied[1]).

Auf, auf ihr Hirten,
Euch nicht verweilet,
Laufet mit Freud,
Da werd't ihr sehen.
Thut alle gehen
Gross und klein,
Insgemein
Zum Krippelein.

Da werdt ihr finden,
Thut doch anzünden
Die Lichtelein,
Die Sternlein glanzen,
Die Englein tanzen.
Ja, ja, ja
Hopsasa
Zum Kind in Stall.

Laufet geschwinde
Gleich wie die Winde
Nach Betlehem.
Gloria singet,
Hüpfet und springet,
Gloria
Gloria,
Zum Kind in Stall.

Ihr Menscher laufet,
Leinwand erkaufet,
Und bringt sie daher.
Die Gänse rupfet,
Die Bette stupfet.
Bringt sie bereit,
Damit Freud
Das Kindlein hat.

Ich will mir bauen
Auf grüner Auen
Ein Hüttelein.
Ein Feuer machen,
Das Kind wird lachen.
Schlaf auch ein
Jesulein
Zarts Kindelein.

Weib ich Dir sage,
Mich nicht lang frage,
Brings Wieglein her;
Ein Milch und Eier,
Gries auch dabeier,
Brock auch ein
Hübsch und fein
Fürs Kindelein.

Zum Tischler gehe,
Nicht lang da stehe,
Hurtig und g'schwind.
Ein Wieg bestelle,
Dass sie mir g'fälle.
Hübsch und fein
Soll sie sein
Fürs Kindelein.

Fein schön bewogen,
Mit schönen Bogen,
Lieblich und schön —
Blaurote Farbe.
Das Kind erwarme.
Schlaf auch ein
Kindelein,
Zarts Jesulein.

Oexlein bestelle,
Eselein nicht brölle,
Dass das Kind schlaft.
Ihr Vögel singet,
Ihr Glöcklein klinget:
Vogelsang
Lerchenklang
Guckuck stimmt an.

Ihr Musikanten —
Auf ihr Trabanten,
Macht euch bereit.
Nehmet die Pfeifen,

[1]) Ueber die Verbreitung s. meine „Weihnachtsspiele" Kap. 3. V.

Den Bass thut streichen,
Spielet auf,
Immer drauf,
Dem Kindlein auf.

Die Leyer nehmet,
Thut euch nicht schämen,
Den Dudlsack auch.
Auch nehmt die Pfeifen,
Den Bass thut streichen,
Ja, ja, ja

Hopsasa,
Bein Kind im Stall.

Gut' Nacht jetz schlaf ein,
Herzliebstes Jesulein.
Munter und froh
Fröhlich einschlafe —
Munter aufwache.
Schlaf auch ein
Kindelein
Zarts Jesulein.

Des Weitern wurden noch gesungen:

Auf ihr Hirten von dem Schlaf[1])
Bei so schönen Zeiten.

— — — — —

Das bekanntere:

„Still o Erden, still o Himmel —“[2])

Das sinnige: „O Jesulein zart, das Kripplein ist hart —“ und das allbekannte: „Ein Kind geboren zu Betlehem —“. Das nächste ist besonders durch schöne Melodie ausgezeichnet:

Als ich bei meinen Schafen wacht,
Ein Engel mir gut Zeitung bracht,
Des bin ich froh, bin ich froh, froh —
O, o, o benedicamus domino[3]).

Das interessanteste aber aller der Weihnachtslieder, die ich hier angeführt habe, ist das, das ich hier an letzter Stelle ganz vorführen will. Wenn ich nicht irre, scheint es überhaupt noch nicht gekannt zu sein, oder doch wenigstens vielen Sammlungen von Weihnachtsliedern zu fehlen. Ueberaus interessant ist es dadurch, dass es fast ganz im Dialekte gesungen wurde. F. M. Böhme führt 3 Gesetzeln von den 8 Gesetzeln in etwas veränderter und hochdeutscher Form in seinem Buche „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel“ S. 322 unter dem Titel „Kinderlied zu Weihnachten“ an.

Er hat es dem „Wunderhorne“ entnommen und dort beginnt es:

„Gotts Wunder lieber Bu —“.

Böhme fügt als Notiz hinzu: „Als Ingolstädter Weihnachtslied vom Jahre 1758 (?!) mit Melodie in dem „Liederbuch für Comtesse Reuss . . . Anno 1741“ (Bibliothek zu Rossla) gefunden von Dr. Eskuche“.

Zu diesem Liede bemerke ich, dass es vor 60 bis 70 Jahren noch in Deutsch-Giesshübl zu Weihnachten gesungen wurde.

„Di Musikantn hobn olle von Fuchsnhaut brate Handschü ghobt und hobn dabei aufghaut, doss derschöllt is in der ganzn Kirchn . . .“

Ein anderer alter Weihnachtsgesang.

Potz hundert liaba Bua,
Wos sogst denn du dazua!
Ich wüj der wos derzölln,
Wos heint in oller Früh

Geschegn iss af der Heid,
Gleich wie ich d Schof hob g'weidt;
Do ihs ju gleich a Bot hergrennt,
Ich hobm oll mei Tog nit kennt.

[1]) Vgl. Pailler, Weihnachtslieder aus Ober-Oesterreich Nr. 193. V.
[2]) Vgl. Pailler a. a. O. Nr. 356. Hartmann, Volkslieder 1, 83 fg. V.
[3]) Vgl. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort Nr. 1949.

Potz hundert liaba Bua,
Ei luss[1]) ma a wenig zua.

Er hot a Botschoft brocht,
Dos am dös Herz hot glocht,
Doss unser Herrgott scholl (soll)
Erst heint um Mittarnocht
A kleina Bua sein worn
Auf diese Welt geborn.
Do sein ma holt grod hingalnffa,
Und hobma zu Betlehem angetroffa.
Potz hundert liaba Bua,
Ei luss ma a wenig zua.

Ma suchna uberoll,
Ma find na in kein Sol,
Wies um und nm ihs kumma,
So find' marn in am Schtoll
Auf einem Schübala Hei,
Es fürcht sich sehr dabei
Der kleine Bua, der grosse Gott
Liegt dort im Stall, siss schier a Gschpott.
Potz hnndert liaba Bua,
Ei luss ma a wenig zua.

Dort knieens auf der Streu,
Zwei Tier seind a dabei.
Den Oxen, den kenn i wol,
Weiss nicht, wos das andre seiu soll,
Siss schöner ols mei Ross,
Ober nit gor so gross.
Es steht dort, wo die Mutta sitzt,
Und hot zwei lange Ohren gschpitz.
Potz hundert liaba Bua,
Ei luss ma a wenig zua.

Den oltn Zimmermon,
Den schau mer olle on;
Er hot dem kleinen Kindala
Ueberaus sehr schön gethan.
Er hots a so zepnsst,
Siss grod a rechte Lust.
Er schafft das Brot, isst selber nit,
Iss doch kein rechter Vater nicht.
Potz hundert liaba Bua,
Ei luss ma a wenig zua.

Und wärs nur nicht so weit,
So lief ich hin noch heint,
Und wärd i nit hingluffa,
So hätts mi wohl gereut.
Uud hätt i e dron denkt,
So hätt i na Kindla wos geschenkt —
Schöne Aeppln hätt i mit gebrocht,
Dös Kind, dös hätt af mich gelocht.
Potz hundert liaba Bua,
Ei luss ma a wenig zua.

Es iss a grosses Fest
Anheit im Himml gwest,
O Bua es iss ka Gschpass,
Wärd erscht a Sola passt (??!)
Ich thu enk nit vexiern,
Hobs gsegn am Himmelsgschtirn
Ein schöuen und grausamen Stern,
Der hat geleicht wie zwa Lotern.
Potz hundert liaba Bua,
Ei luss ma a wenig zua.

Und willst noch etwas gsegn,
So geh nach Betlehem,
Frage nur um und um,
Um unseres Herrgotts Suhn.
Wannst eini gehst, su gsigst es gleich
Das Kind, und Muttar iss dabei.
Potz hundert liaba Bua,
Ei luss ma a wenig zua.

Vorbeter oder Vorsänger gibts hier fast auf jedem Dorfe. Sie stehen dem Volke in seinem religiös-poetischen Leben viel näher als der Pfarrer und Lehrer, und da sich das Amt, das sie versorgen, oft durch eine ganze Ahnenreihe in einer Familie verfolgen lässt, sind sie die vorzüglichen Träger alter Ueberlieferungen von Volksbrauch und Sitte in kirchlich-poetischer Beziehung und stehen auch darin dem Volke viel näher, dass sie eines Stammes mit ihm sind, während Geistliche und Lehrer sehr oft der čechischen Nation angehören und schon deswegen dem Volke

[1]) luss (losen = horchen).

kein Verständnis in ihren überlieferten volkstümlichen Bräuchen entgegenbringen können.

In Gemeinden, die keinen Pfarrer im Orte haben, ist der Vorbeter sein Stellvertreter in allen den Handlungen, die nicht rein kirchlichen Charakter an sich tragen. Er führt die Wallfahrer, stimmt unterwegs die Gebete und Lieder an, er leitet die Begräbnisse und geht durch Wetter und Schnee hinter dem Sarge her, oft für paar Kreuzer oder ein „Vergelts Gott". Bei Umzügen in den Bittagen führt er die Gemeinde und hebt die gebräuchlichen Lieder und Gebete an.

In dem Pfarrorte selber aber greift der Vorbeter immer dort ein, wo der Pfarrer und Lehrer den poetisch-abergläubisch-religiösen Bedürfnissen des Volkes keine Rechnung tragen, und nimmt sich in alter Anhänglichkeit der Lieder an, die wegen ihrer „zu weltlichen Richtung" von Pfarrer und Lehrer aus dem Gottesdienste ausgeschaltet wurden. So kommt es, dass vor der Metten, wenn Pfarrer und Lehrer noch gut daheim sitzen, der Vorbeter mit seiner Gemeine bereits ein altes Weihnachtslied angestimmt haben, das sie nicht missen wollen.

Dass der Vorbeter zumeist auch den „Glockendienst" zu besorgen hat, ergibt sich, wenn ich anführe, dass mein Gewährsmann, der Vorbeter von Irschings, Franz Paul, im Volksmunde nur der „Glöckelweber" heisst, da er im Winter auch die Weberei betreibt.

Die Fenixmannla.

Von **Dr. Kühnau** in Patschkau.

Diese kleinen Wesen sind in Schlesien noch an vielen Orten bekannt. Sie leben namentlich in gebirgiger oder hügeliger Gegend unter der Erde. In der Patschkauer Gegend ist ihre Heimat Liebenau, ein grosses Dorf im Münsterberger Kreise, welches rings von Hügeln umgeben ist. Zu meinen früheren Mitteilungen Heft 2 S. 106 füge ich noch folgende hinzu.

1. Die Fenixmannla als Bäcker. Bei Liebenau sôl amôl a Knecht gepflügt hoan, nu dô horta ei em Barge a heilloses Spektakel. A bissla druf koam a Zwerg zum un froata, ob a ne mächte a Stickla Kucha hoan. „O ja", soate dr Knecht, „wenn mer ang gibst, miega thu ich a". Ne lange nôchhâr dô koam dr Zwarg mît em Kucha un brucht am Knechte gebrôcht un soate: „Dân musste uf em eisarna Tische schneida, snst gieht dersch im a Kroga". Nu krigte doch dr Knecht ne ferchterliche Angst, denn ar wusste ne, wu a jitz enn eisarna Tiesch harnahma sôl. Dô fiel'm woas ei, a drähte a Pflug im un schniet a Kucha uf'm Schôre. No enner bestinmta Zeit koam dr Zwarg wieder nn frôte, wie a's gemacht hätte. Do erzahlt's dr Knecht un der Zwarg verschwônd ei a Berg, wu jitz wieder a forchtbores Gehaue und Grêfe lusging. (Mitteilung von Tertianer Halm aus Zinkwitz bei Tepliwoda.)

Die Sonntags-Unterhaltungsbeilage zu Nr. 319 der Schlesischen Volkszeitung vom 16. Juli 1899 enthält einen Anfsatz von Robert Sabel: Vom schlesischen Streuselkuchen oder die Fenismännchen, nach einer alten oberschlesischen Sage erzählt. Der Inhalt, soweit er volkskundlich von Bedeutung ist, ist folgender.

Vor unendlich vielen Jahren, als das ganze Land noch ein einziger grosser Wald war, lebten in der Gegend des heutigen Grottkauer Oberkreises die Fenismännchen. Sie waren zahlreicher als die Bäume des Waldes. Die Männlein hatten grosse Köpfe und lange, weisse Bärte, aber sie waren so klein, dass sie den Menschen kaum bis an die Knie reichten. Sie galten für grosse Meister in der Kochkunst. Von allen Menschen liebten sie am meisten schöne Jungfrauen. Kam eine solche in ihren Bereich, so thaten sie ihr alles Liebe und Gute an und brachten ihr gar vieles von ihrer Küchenwissenschaft bei. Sie lehrten sie, die giftigen von den essbaren Pilzen zu unterscheiden und aus letzteren wohlschmeckende Speisen zu kochen, sie zeigten ihr, wie man aus verschiedenen Beeren ein würzhaftes Mus bereitet und aus mancherlei Blättern und Blüten heilkräftige Träuklein braut. Ein grosser Hexenmeister aber kam ins Land und verbannte sämtliche Fenismännchen in einen Berg, welcher bis auf den heutigen Tag der Fenismännchenberg heisst und unweit der Landstrasse liegt, die die beiden Dörfer Koschpendorf und Kamnig mit einander verbindet. Noch vor wenigen Jahren zeigte man auf der einen Seite des Berges eine Oeffnung, die aussah, wie der Eingang zu einem Fuchs- oder Dachsbau. Dies war das Thor, durch das die Fenismännchen in den Berg hineinspazieren mussten. Auch heute noch leben sie im Berge, und nur während der „Zwölf Nächte“ dürfen sie ihr unterirdisches Heim verlassen, aber sich nicht über die Bannmeile hinaus entfernen.

Mit der Zeit wurde die ganze Gegend und auch der Berg seines herrlichen Buchenwaldes entkleidet und mit Weizen bebaut. Die Fenismännchen machten sich diese Veränderung zu nutze und lernten den prächtigen Weizen zu einem gar herrlichen Kuchen verarbeiten, der so mürbe und wohlschmeckend ist, wie ihn kein königlicher Hofbäcker herstellen kann.

Eine junge Magd, die um Pfingsten auf dem Weizenacker das Unkraut ausjätete, hörte ganz deutlich im Berge ein Geklapper, das nur von aufeinander geworfenen Kuchenblechen herrühren konnte.

Diese Magd liebte von Herzen einen schmucken Burschen, aber er war der einzige Sohn des reichsten Grossbauern im Dorfe, sie aber nur eine arme, dienende Magd. Als sie jetzt den Lärm im Berge hörte, war ihr Plan fertig. Sie ging zur Zeit der Zwölfnächte in den Bereich der Bannmeile, wo alsbald die Fenismännlein erschienen und sie nach ihrem Berge einluden. Aber es war ihr nur darum zu thun, den Männchen ihre Kniffe abzugucken, welche zu einem richtigen Kuchenbacken gehören, und als sie ihren Zweck erreicht hatte, liess sie die gefoppten Männchen im Stich. Bei dem nächsten Faschingsfeste buk die Magd einen so ausgezeichneten Kuchen, dass sich der Ruf davon im ganzen Dorfe Kamnig verbreitete. Auch der reiche Grossbauer und seine Frau waren davon so bezaubert, dass sie die arme Magd gern als Schwiegertochter annahmen. Das Rezept des Streuselkuchens verbreitete sich aber von da immer weiter und wurde im Laufe der Jahrhunderte Gemeingut des Schlesierlandes.

Ueber den Charakter der Fenismännchen teilt derselbe Aufsatz mit, dass die Menschen verschieden über sie urteilen. Die einen sagen: Es waren böse Höllengeister, die andern, es seien liebe, engelsgute Geschöpfe gewesen. Die dritten endlich halten sie weder für gut noch für

böse, sondern mehr für schabernäckische Kobolde. Welche Ansicht nun die richtige sei, darüber hätte die Grossmutter des Verfassers folgenden Bescheid gegeben.

Der Bauersmann, dem das Gelände am Fenismännchenberge gehörte, schickte einst seinen Knecht hinaus, den Weizenstoppel umzupflügen. Der Knecht aber war sehr faul. Er arbeitete lieber mit der Gabel als mit der Pflugschar. Kaum hatte er am Morgen die erste Furche gezogen, so seufzte er: Ach, es will heute gar nicht Mittag werden. Endlich war die Mittagstunde da. Er spannte die Pferde aus, den Pflug selbst aber liess er auf dem Felde stehen, um nachmittags die Arbeit fortzusetzen. Eben wollte er mit den Tieren den Acker verlassen, da ertönte aus dem Eingange des Berges ein Geräusch, als ob jemand den Backtrog auskratze. „Na, ihr dummen Fenismännchen, wenn ihr Kuchen backt, so backt für mich einen mit!“ So spottete der Knecht, dann zog er ab. Als er aber nachmittags wieder auf das Feld kam, lag quer über die gebogenen Handgriffe des Pfluges ein prächtiger, neubackener Streuselkuchen. Aber der Knecht höhnte: „O ihr schlechten Gesellen! Wollt ihr mich vergiften? Denkt ihr, ich werde euer kleistriges Zeug essen?“ Damit stiess er den Kuchen herab, dass er vor die Pflugschar in die Furche fiel. Nun liess er die Pferde anziehn, um die Backware zu zermalmen und zu vergraben. Aber als die Pflugschar an das Gebäck kam, gab es einen plötzlichen Ruck. Der Kuchen war zu einem grossen Stein geworden, der nicht von der Stelle zu bringen war. Der Knecht fing an zu fluchen und zu schimpfen, wütend schlug er mit der Peitsche auf die armen Tiere ein, so dass schliesslich die Pflugschar zerbrach und die Ziehblätter der Pferde zerrissen. Der Herr aber entliess nach diesem Vorkommnisse den Knecht, und der Taugenichts ging nach Oberschlesien an die russische Grenze, wo er durch die Kosaken ums Leben gekommen sein soll. Immer aber, wenn das Gespräch auf die Fenismännchen kam, soll er ausgerufen haben: „O, das sind böse Höllengeister!“

Der Bauersmann mietete einen neuen Knecht und schickte ihn hinaus auf das Stoppelfeld. Fiel diesem auch das Fleissigsein sauer genug, so hielt er doch wacker aus, denn er dachte: „Wenn man will trinken und essen, darf man das Arbeiten nicht vergessen“. Zur Mittagszeit vernahm er dasselbe Geräusch des Trogauskratzens wie der erste Knecht, und er sprach: „Ihr kleinen Wichte, wenn ihr Kuchen backt, so backt mir einen mit!“ Nachmittags fand er auch auf seinem Pfluge einen grossen, lieblich duftenden Kuchen vor. „Herrlich!“ rief er, „Der wird mir zur Vesper prächtig schmecken!“ Und so geschah es. Zur Vesperzeit verzehrte der Knecht den ganzen Kuchen. Aber o weh! Ganz krank kam der Knecht zu Hause an. Der Bader des Dorfes musste herbeigeholt werden, und als dieser gehört hatte, was geschehen war, sprach er: „Die grosse Menge neubackenen Kuchens hat sich im Magen in Blei verwandelt! Trinkt fleissig den Thee, den ich Euch verordnen werde, damit sich das Blei wieder auflöse!“ Der Thee that seine Schuldigkeit und der Knecht wurde wieder gesund, aber er mochte nicht länger in dieser Gegend bleiben. Von den Fenismännchen aber hatte er die Meinung, dass sie gar schabernäckische Kobolde seien.

Es blieb dem Bauersmann nichts übrig, als einen dritten Knecht zu

mieten und hinaus auf seinen Acker zu schicken, um dort die Arbeit zu Ende zu führen. Frisch und fröhlich ging der neue Knecht ans Werk, und ehe er sich's versah, war es Mittag. Da hörte auch er, wie die Fenismännchen im Berge den Trog auskratzten. Er horchte ein Weilchen hin und sagte dann: „Ihr lieben Männlein, wenn ihr etwa Kuchen backt, so vergesst nicht auf mich!" Nach der Mittagspause fand auch er auf seinem Pfluge einen prächtigen Kuchen, der eben erst den Backofen verlassen haben musste. Erst war er freudig erschrocken, dann aber rief er: „Habt schönen Dank, ihr lieben Männlein! Doch was fange ich mit der Herrlichkeit an? Halt, ich hab's, den bringe ich heut nach dem Feierabende meinem Mütterchen!" Der Knecht konnte den heutigen Abend kaum erwarten. Alle Arbeit fiel ihm viel leichter als sonst und bei Sonnenuntergang war das ganze Feld umgepflügt. Wie freute sich das Mütterchen, als der Sohn nach dem Feierabende ins Zimmer trat und den Leckerbissen auf den Tisch legte. Und als der Sohn selbst das Messer nahm, um den Kuchen anzuschneiden — der Mutter war's schier zu schade drum — da klirrte es ganz eigentümlich, und als sie genauer hinsahen, da war der ganze Streuselkuchen zu purem Golde geworden. Da war die Freude über alle Massen gross. Der Sohn aber behauptete, wenn an den langen Winterabenden von den Fenismännchen erzählt wurde, diese seien gar liebe, engelsgute Geschöpfe.

Das Backen der Fenixmännchen ist der mythologische Ausdruck des frucht- und segenschaffenden Gewitters, wie die Männchen selbst den fruchterzeugenden Wind- und Wetterdämonen verwandt sind. Darüber ist ausführlich gehandelt in meiner Programmabhandlung: Die Bedeutung des Backens und des Brotes im Dämonenglauben des deutschen Volkes, Patschkau 1900, S. 29 ff. Das Werfen mit Kuchenblechen, das Auskratzen des Troges zur Mittagszeit sind Spuren einer Vorstellung, die in der Gewitterbildung das Backen[1]) atmosphärischer Wesen erkannte.

Mit dem Backen auf gleicher Stufe steht das Kochen. So erzählt man mir von den Fenskedingern am Hessberge bei Jauer: Bei Herrmannsdorf am Hessberge giebt es einige grosse Felsen, welche das Volk die „Kaffeemühlen" nennt, auf denen die Fenskeweibel mahlen; auch tragen sie hier Holz zusammen, um zu kochen.

2. Ganz anderer Art ist folgende Eigenschaft, die den Fenixmännchen zugeschrieben wird: Das Kinderstehlen und Einlegen von Wechselbälgen. Das hatte schon Mutter Heimann (Heft 2 S. 106) berichtet. Hier schliesse ich noch den Bericht des Tertianers Halm aus Zinkwitz bei Tepliwoda (Kreis Münsterberg) an.

Früher woarn bei Liebenau (Kreis Münsterberg) Fenixmannla, un de silla êm Pauer, da uf'm Felde woar, 's Kind genumma hoan. Wullde nu dr Pauer 's Kind wiederhoan, do musst-a mît em schworza Fâde (Pferde) ver de Hehle foahrn. Dann musst-a ober no enn Knopp un a Strahnla Gorn bei sich hoan. Mit dam Zenke fuhr nu der Pauer werklich ver de

[1]) Nichts anderes bedeutet es, wenn das Volk sagt: Bei Liebenau liegt ein Berg, in dem die Venusmänndel tanzen. Das ist das Spiel des Windes bei der Gewitterbildung, wie oben das Gehaue und Geraufe, das im Berge mit einemmal losgeht.

Hehle. Wie a dat woar, hullt a's Kind raus un schmiess a Knopp ei de Hehle. De Zwarge, die 'm olle anôch kumma woarn, liefa olle zu dam Knoppe, dann koama se ober wieder olle dam Pauer anôch. Dô schmiess dr Pauer 's Strahnla Gorn undr se. Weil se nu olle wieder dathien liefa, trieb dr Paner sei Fad schnell oan un dô kunndan de Zwerge dann nimmeh anôch.

's Lied vum Zippelpelz.[1]

Mitgeteilt von **Bruno Bauch.**

Sohn: Voater, keeft mer ock ĕn Zippelpelz,
Voater, keeft mer ock ĕn Zippelpelz
Vu em âla Stähr,
Dar recht woarme wär'.
Voater, keeft mer ock ĕn Zippelpelz.

Vater: Junge, wu de nich de Frasse hältst,
Schläge krigste un kĕn Zippelpelz,
Ich war dich zerschloan,
Du sullst denka droan;
Schläge krigste un kĕn Zippelpelz.

Sohn: Voater, satt ock mēne Klunker oan,
Nee, ich koan se länger nimme troan,
Macht ock bâle a Mittel,
Keeft mer ock ĕn Kittel
Oder anen dicka Zippelpelz.

Vater: Junge, ma muss Geld ŭf Steuern hoan,
Brauch's nich ei de Stoadt zum Kerschner troan,
Wenn de fur a Frust
En woarma Brustlatz hust
Brauchste heuer nō kĕn Zippelpelz.

Sohn: Voater, satt ock Nuppers Steffen giehn,
Och, däm stieht dar Pelz goar schrecklich schien;
Lusst euch ock derboarma,
Keeft mer ock en woarma
Schiena, dicka Zippelpelz.

Vater: Junge, du bist doch a Noarr,
Gieh un red ock mit'm Pfoarr,
Där ward dir's schun soan,
Doass ma itzt muss spoarn,
Dar ward dir schun die Planeten las'n.

Sohu: Nu, woas giehn mich Pfoarrs Planeten oan,
Ich will blussig anen Zippelpelz hoan.

---

[1]) Im Anschluss an die Bemerkungen des Herrn Dr. Drechsler, Mitt. VII, lasse ich dies soeben zu unseren Sammlungen eingegangene Lied folgen. Es steht dem bei Peter, Volkstümliches aus Oesterreichisch-Schlesien 1, 337 fg. mitgeteilten Texte sehr nahe und lässt sich mehrfach aus demselben berichtigen. V.

Schlacht a ala Buck,
Keeft mer ock en Ruck
Oder anen dicka Zippelpelz.

Vater: Nee 's is' doch a rechter Schwefelsjunge,
A ganza Tag gieht a rim un brumme,
Du warst's aber sahn,
's ward doch nich geschahn,
Du krigst heuer no kěn Zippelpelz.

Sohn: Wenn ihr mir kěn Zippelpelz thut keefa,
Ward ich mir die Loada nich ausreefa,
Wenn ihr's nich wullt thnn,
Kinnt ihr's bleiba luhn,
Und ich ploamp' euch ŭf a Zippelpelz.

Nachrichten.

Am 27. Mai beging die Gesellschaft ihr sechstes Stiftungsfest durch einen mit einer Festsitzung verbundenen Ausflug nach Neisse. Die Breslauer Teilnehmer wurden auf dem Neisser Bahnhofe von den Herren Oberbürgermeister Warmbrunn, Stadtsyndicus Hellmann und Oberlehrer Christoph empfangen und begaben sich unter der liebenswürdigen Führung dieser sowie noch mehrerer anderer Herren nach dem im herrlichsten Frühlingsschmucke prangenden Stadtparke, wo man beim Frühstück noch eine Anzahl auswärtiger Mitglieder aus Glatz, Gleiwitz, Oppeln und Patschkau erwartete. Nach deren Ankunft wurde das reichhaltige „Museum für Kunst und Altertümer" besichtigt und dann gegen 12 Uhr in dem von der Stadt zur Verfügung gestellten grossen Saale des Stadthauses unter sehr reger Beteiligung der Neisser Bürgerschaft die Festsitzung abgehalten. Nachdem Prof. Vogt sie eröffnet, hiess Oberbürgermeister Warmbrunn mit herzlichen Worten die Gäste willkommen und gab der Hoffnung Ausdruck, dass die Gesellschaft auch im Neisser Lande festen Fuss fassen und gute Früchte einheimsen möge.

Prof. Vogt dankte ihm und der Stadt Neisse, wie auch der „Philomathie" und dem „Verein für Kunst und Altertum" nebst ihren Vertretern, den Herren Syndicus Hellmann und Oberlehrer Christoph, für die freundliche Aufnahme, die sie alle zum Zeichen ihrer warmen Sympathie dem jüngsten der Breslauer wissenschaftlichen Vereine gewährt hätten. Daran schloss sich alsbald sein Vortrag über „Die Aufgaben der Volkskunde". Er gab darin einen Ueberblick über die Geschichte und Entwicklung dieser Wissenschaft im allgemeinen sowie über Zwecke, Absichten, die bisherigen Leistungen und nächsten Ziele unserer Gesellschaft im besonderen. — Der zweite Redner, Prof. Koch, stellte des Neisser Dichters Joseph von Eichendorff Beziehungen zum deutschen Volksliede dar. — An dritter Stelle gab der beliebte Sänger unserer heimischen Mundart, Philo vom Walde, der sich auch um die eigentliche Volkskunde durch sein auf Weinholds Anregung geschriebenes Buch „Schlesien in Sage und Brauch" (1883) schon wohl verdient gemacht hat, eine knappe, allgemeine Schilderung schlesischer Pfingsthräuche mit einigen Andeutungen über ihren Ursprung. — Zuletzt sprach noch, wegen der vorgerückten Zeit in aller Kürze, Prof. Skutsch über Fremdwörter im schlesischen Volksmunde.

Nach der Festsitzung wurde noch die alte, erst jüngst glänzend wiederhergestellte, an Kunstschätzen und -schönheiten so reiche katholische Pfarrkirche unter kundiger Führung besucht, dann vereinigte man sich abermals in den gastlichen Räumen des Stadthauses beim Festmahle, das Anlass zu manch ernster und launiger Rede in Versen und schlichter Prosa bot. Ein gemeinsamer Ausflug nach der anmutigen Davidshöhe, zu welchem die gastfreie Stadt die Wagen gestellt hatte, beschloss das schöne Fest. Es hat unsrer Gesellschaft viele neue Freunde und Mitglieder gewonnen, und allen Breslauer Teilnehmern wird es besonders wegen der ausserordentlich liebenswürdigen Aufnahme, die ihnen die Vertreter der Stadt Neisse und ihrer wissenschaftlichen Vereine bereiteten, dauernd in angenehmer und dankbarer Erinnerung bleiben. H. J.

Schluss der Redaktion: 20. Juni 1900.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.

herausgegeben

von

F. Vogt.

Jahrgang 1900. **Breslau.** Heft VII. № 4.

Inhalt: Dr. Drechsler, Beiträge zum Schlesischen Wörterbuche. — Dr. Kühnau, Der „Dumlichherte“ bei Ober-Gostiz. — Literatur.

Beiträge zum Schlesischen Wörterbuche.

Als Schüler Weinholds trage ich beinahe schon zwei Jahrzehnte alles zusammen, was dem Auf- und Ausbau eines Wörterbuchs unserer heimatlichen Mundart dienlich sein könnte. Einen Teil meiner Sammlungen habe ich im Jahre 1895 in der Abhandlung: Wencel Scherffer und die Sprache der Schlesier. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache. Breslau, Koeber, (282 Seiten) verwertet, indem ich den Wortschatz dieses wackeren Leobschützers in seinem Fortleben bis zur Gegenwart verfolgte und die sprachlichen Erscheinungen in den Werken der andern Schlesier zum Vergleiche heranzog. Doch war die Anfgabe immer nur eine begrenzte. Es galt, weiter zu forschen, weiter zu sammeln. Ich habe Schlesien durchwandert nnd manch liebes, altes Sprachgut angetroffen. Immer war Weinhold Führer und Berater. Auch jetzt geht er mit seinen Proben ans dem Schlesischen Wörterbuche (Heft VII Nr. 2 S. 19—26) voran und fordert zur Nachfolge, zur Mitarbeit anf. Freilich ist dazu nicht jeder berufen, und nur zaghaft naht sich der Schüler dem Meister, nm ihm aus seinem Zettelkasten einige Proben zur Benrteilung vorzulegen.

Zabrze OS. Dr. Drechsler.

Aalraupe f. Fisch, der sich aalähnlich windet, Gadus lota L., Ôlröp (Katscher), Ôlruppe (Ohlauer Gegend); auch beliebte Schelte für zudringliche Kinder. — Die Form Olruppe findet sich schlesisch schon im 14. Jhd. Hoffmann, Mtschrift von und für Schlesien 1829 S. 71; man vgl. dazu aus des Schlesiers Caspar Schwenckfeld Theriotropheum Silesiae. Vratisl. 1603 p. 437: Mustela fluviatilis, Ein Ohlrupp, Aalrup, Aalraup, Trusche (s. d.); vgl. Kluge, Wb. 6, 1.

Asche f. 1) wie hd., 2) scherzhaft für Geld gebraucht: hast noch Asche? — wie's itze is, do wulln se ock olle Geld hân, Osche, und do wird spicklirt. Heinzel, Vägerle 9 — und allgemeiner für Zeugungskraft: er hat keine Asche mehr, er ist ausgebrannt. — Ungebrannte Asche umschreibt den Rohrstock, Prügel, DWb. 1, 581.

Anm. Alles, was Weinholds Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche (Wien 1855) und meine Abhandlung: Wencel Scherffer (Breslau 1895) zu diesem oder jenem Stichwort schon beigebracht haben, ist ausser acht gelassen.

A hielt ôch viel uf ungebrannte Asche,
Die a mitunder appliziert. Jüttner 2, 38.

Aschtag m. nnl. aschdag begegnet neben Aschmittwoch m. f. in alten schles. Urkunden, z. B. Anno 1494 12. Febr. anf den Aschtag. Scriptores rer. Siles. 4, 20. — Ascherbrot n. Gryphius. Sonntags-Sonn. (1639) 23[2] neben Ascherknchen, in warmer Asche gebacken und nngesäuert; anderwärts Aschenbrot, Aschenkuchen, DWb. 1, 582. — ascherfarb adj. aschgrau, noch heute im Mnnde alter Leute: ein Paar ascherfarbener seidener Strümpfe. Allert, Tagebuch (hrsg. von Krebs, Breslau 1887) S. 83, sonst aschenfarb oder ascherfarbig, DWb. 1, 584.

allein, gewöhnlich in schwacher Form alleine, sehr geläufig in der Bedeutnng: für sich allein, selbst, ohne Zuthun anderer: er wusst' es alleine, er dachte alleine daran; in steigerudem Sinne: 's fraet mich allaene, dåss er's zn woas gebrôcht hôt!

ander adj. — Es hat volksmässig seine alte Bedeutung als Ordinalzahl (= zweit) bewahrt (DWb. 1, 307) in Zeitangaben: die andre Woche nüm d. h. die dritte Woche, Rössler, Wie der Schnoabel gewaxen S. 122; ich kumm uf a andern Tâg = übermorgen, allgemein. — Andergeschwisterkind, nächster Grad nach Rechtgeschwisterkind (Vetter nnd Muhme = Cousine): ich bin Andergeschwisterkind mit ihm; wir sind Andergeschwisterkind mitsammen, in der Frankensteiner Gegend: Recht-Andergeschwisterkind. Pr. Bl. 1870, 603. — Ander = der andere, übrige in Ra.: er und andere haben viel Geld, von einem, der sich reich stellt, aber nichts hat; vgl. griech. οἱ ἄλλοι. Euphemistisch: die Frau ist in andern Umständen f. schwanger. DWb. 1, 310. — Verbindungen: anderweit adv. entstellt aus mhd. anderweide, ein ander Mal, öfters bei Scherffer, Grob. 15, 71, Ged. 292. — In andern Verbindnngen mit Präpositionen steht volkstümlich 'nander für einander: 1) anander, anânder (Katscher), eigentlich aneinander, schweiz. anenànd: sie kleben a-nánder, geläufig: mitanander, ein mit dem andern d. h. zusammen: wuas saulda wul ag dar Plundr guar mit anânder (alles znsammen) wârt sên? Trag.-Com. F. v.; 2) ausnander, ein aus dem andern: ich kund' mer'sch wull ausnander divedieren. Heinzel, Richel 52; ich dôcht', dr Kôp giñ-mr ansnâudr (Katscher); 3) beinander, beisammen, der Gegensatz zu 2); noch gut beinander sein: kräftig, jugendstark sein. Heinzel, Richel 51; 4) inander, ineinander, öfters schon bei Scherffer; 5) mitnander, mitsammen; 6) übernander i. S. v. zu einander: und soaten übernander, Heinzel, lnst. Bruder 128; 7) vonander, sehr gebräuchlich, auch mhd., vgl. Scherffer, Ged. 162, 582; 8) widernander, zu einander: wer welle widrnander: half's Gôt! sain (segne) Gôt! sprecha. Schönig 52.

ander, anders, anderst conj. aber: âuder kümpt mir ag a sitta Galgavaugl. Trag.-Com. ander, verkürzt and, an conj. oder: a Johr ander etliche, ein Jahr oder mehrere, sehr gewöhnlich.

Ballast m. Belastung, schles. bållast, pållast. Hierzu stellt sich wohl Pállastkuh f. eine schwerwiegende, fette Kuh, Prachtkuh Whd. 67. — pallóstig adj. schwer, von der Leibesfülle: a pallostiger Kerle woar a, grûss und lang. Heinzel, Ock ni trüb. 70; übertr. schwerfällig, stolz: sie schmiss sich pallostig immer vu em Schemmel uf a andern. Lichter, Muttersp. 93.

Ball m. pila, globus. — ballen vb. bolln, 1) Ball spielen (Schönau bei Leobschütz), 2) Bälle machen, werfen in Schneeballen, Schneebälle machen, werfen. — erbällen, der-, verbällen, rund machen wie einen Ball, geschwellen machen, bes. von einem „dicken" Fuss, einer „dicken" Hand, vgl. Stalder 1, 127 erballt für dick und fett, das heisst aufgetrieben, angeschwollen, DWb. 1, 1276; ich hab' mir'n Fuss derbällt, die Fisse sein derbällt; allgemein: der Magen wär' halt rosnich sihr derbällt. Jüttner 1, 55.

Balle, Ballen m. Ründung, Erhöhung an Hand und Fuss der Menschen und Tiere. Dazu einbällig, zweibällig, z. B. zweibällige Stiefeln, mit je einer Ausweitung an der Seite, sodass sie an beliebigem Fusse zu tragen sind.

ballern, bällern vb. laut, knallend schlagen: der bällert was (d. h. ordentlich, sehr) mit den Thüren, nd. ballern; Drohung: komm ock! ich wêr(de) dich bällern, fortjagen.

bêfern, bêvern vb. vor Kälte zitternd mit den Zähnen klappern (Katscher, Leobschütz), frequentativ zu baffen, beffen, die Lippe, Beffe, Befze, bewegen, von der beim Frieren eigentümlichen Lippenbewegung. Darauf geht auch baffen, beffen, bellen zurück, DWb. 1, 1075. — Gleichbedeutend mit bêfern ist schles. zêfern, zîfern; s. das.

boese, bîse, bîsz (Katscher) adj. 1) schmerzend, wehethuend: böser Finger, böser Bauch, böse Hände, in letzter Verbindung auch = schweissig, 2) beissend, bissig: ach, die hat ein böses Maul! übertr. a bîser Morgen, beissend kalt, Heinzel Richel 57; 3) böse Menschen, böse Geister, die unhold sind; der Böse, Bîse: der Teufel, 4) zornig: mach mich erst nicht böse! — sei nicht gleich böse! 5) schlecht, gering, verdorben: böses Geld: Bîse Geld un an' Jungfer muss ma sich a poarmôl ôsahn (Görlitz), Pr. Bl. 1862, 290; böse Kartoffeln (Hirschberg), böse (rûrige) Eier, böse Nuss, leer, taub; böse Kräuter, giftige; Rauch, Tageb. 100 klagt über das böse Bier in Polen. ich hoa bîse Zeit: kann zu etwas die nötige Zeit schwer (= boese) gewinnen (Grafsch.). — bitterböse, bodenböse: ei da bodembisa Zeita. Schönig 24. DWb. 2, 214. — sich böse zurichten: sich tüchtig betrinken. — sich bösten: sich ärgern (Katscher); sich über etwas er-, der-, verbôsten, — bûsten, sich ärgern; verbôst sein, zornig sein.

Bôstnickl, Bûstneckl m. jähzorniger Mensch, Schelte (Grafschaft). GV. 3, 229. — Hauptbûst f. die grösste Wut. Oderwald, Sauerbissen (1900) 21.

Brummer m. brommer 1) grosse brummende Fliege, Schmeissfliege, auch Fliegebrummer. Heinzel lust. Bruder 70; Honigbrummer: Hummel (Katscher), 2) die brummende Weiderindepfeife (Ohlau), 2) Bauchwind. Scherffer, Grob. 41, 239 ö.; 4) brummende, zänkische Mannsperson; 5) neben Brummerbentel (Falkenberg): Brummochs, Zuchtstier, 6) alter Zweigröschler im Werte von sechs Pfennigen, nur auf der poln. Seite Schlesiens gebräuchlich, vgl. DWb. 2, 430; 7) Knoten bei der Haartracht der Frauenspersonen: zum Brummer eigedräht de Hôre. Rössler Schnoka 41, allg.- brummen vb. 1) wie hd. DWb. 1, 428 brummen wie a Zeidelbâr. Schönig 15; 2) murren: wider Gôt zu brummen. Jüttner 2, 63; 3) schimpfen, keifen; dazu Brummeisen, Brummeisel n. von zänkischen Weibspersonen; vgl. Scherffer. — jemand anbrummen: scheltend anfahren. —

Einen zänkischen Menschen nennt man scherzhaft Quargschaffer vom Brummhofe (Katscher). — Da wird der Lenz schön brummen! (von grosser Hitze) (Zobten.) — brummeln, brümmeln, unterdrückt brummen: a brümmelte woas fur sich hie. Heinzel Richel 90; lust. Bruder 12: Bertermann 156. — Gebrummel n.: 's wurd a grûss Gebrummel under der Feuerwehr, denn jedes hotte asu seine Gedanken, derfür und derwider. Vogt 16. — Gebrümmele n. Heinzel lust. Bruder 74. — Die Brümmelei und Brummelei hîrt goar ni uf (Katscher): das Gerede. — Brummsuppe f. Suppe mit Vorwürfen. Oderwald, Pauerb. 61.

Colatsche f. Kuchen: George Heinrich von Reder erneuerte 1655 den Bäckern (zu Krappitz) ihr Privilegium und verordnete, dass niemand in der Stadt und auf eine Meile davon, ausser den Bäckern, Brot, Semmeln und Kolatzen zum Verkauf backen sollte. Zimmermann, Beitr. 3, 62. — Kolatschke f. kleiner runder Kuchen, pl. Kolatschken, Breslauer Erzähler 1801, 382; heute Klatsche f. in Quargklatsche, pl.-n. Kuchen aus Quarg, Eiern und Rosinen (Liebenthal).

Colatzie, Collotzje, Kallotznige f. Gelage, Festmahl, überh. Versammlung, poln. colacya: doch biste öch (büsste ich) bê dar Collotzge de Håndska und die Mütze ên. Hoffmann, Mtschr. 228; Pr. Bl. 1873, 561; übertr.: wenn sich deine verpuchta Tauba-Kalloatznige noch amôl ei mem Hôwe sahn lässt, do derschiss' ich se. Lichter 82; vgl. DWb. 2, 629.

Daumen m. — Jemanden, bevor er etwas unternimmt, den Daumen drücken, ihm Glück zuwenden. DWb. 2, 848. — mit dem (rechten) Daumen wackeln heisst, da man mit der rechten Hand Geld aufzählt, im Besitze von Geld sein, dann überhaupt: zahlen: er kund halt goar nich mit'm rechten Daumen wackeln. Vogt 10; wer gutt mit'm Daume wackeln koan, der hot immer'sch Maul vurne vür, êb a tump aber gescheut is. Heinzel lust. Bruder 164. — Er hat einen kranken Daumen, daher kann er nicht damit wackeln d. h. zahlen. — Du musst êmôl bis under a Dauma trinka d. h. austrinken. Lichter 65; — übern Daumen essen: aus der Hand, ohne Besteck: haben wir auf'm Wagen und auf der Gasse Brot und kalt Gebratenes (wie es Herr Dobschütz nennt) übern Daumen gessen. Allert, Tageb. 82. Wer müssig dasitzt und die Daumen übereinander dreht, spielt mit dem Teufel. — Vgl. DWb. 2, 845 ff.

Ditschker m. 1) kleines, dickes Kind, 2) kleine, dicke Bohne (Katscher, Ohlau), in Leobschütz Bitschker, in beiden Bedeutungen; vgl. schweiz. bitschen, bitscheln einwindeln, bitschelekind Wickelkind DWb. 2, 51.

drehen vb. — drehnig, draenig adj. verdreht, verrückt, berauscht; ebenso drehend: ein drehnder Michel. — Drehe f. Wendepunkt, von Ort und Zeit: es woar üm de Drehe; Lasterdrehe: Sündenstrudel, Scherffer. — Drehding n. ein sich drehendes Ding, ein Kreisel. — Drehlade f. Schelte für dumme Weibsperson. — Drehdichrüm m. Tanz: a su a Drehdichrüm. — Drehnigkeit f. Verrücktheit, Irrtum.

andrehen vb. 1) intr.: es drehte bei mir an, ich wurde schwindlig. Oberschles. Mtschr. 164, 2) tr. anspinnen, anzetteln: er hat ihr ein Kind angedreht, allg. — verdrehen vb. Das Brieger Ordnungsbuch von 1553 bestimmt 42) Zu den Hochzeiten nicht mehr gesellen bitten denn zue einem Tisch zween und sich nicht verdrehen bey der Peen 12 gr. Diplomat. Beitr. 4, 110. — sich zerdrehen: ma muss söch (sich) bicka

und zedrehn. Hoffmann, Mtschr. 227. — drähnern vb. unentschlossen, zwecklos sich hin und her drehen, bewegen: zwê Stunda muchta se ent asu rümgedrähnert sein, do — Drähner m. verdrehter Mensch. Rössler, Schnoken 38. — Drähnerei f. zweckloses, verdrehtes Beginnen: anne sitte Drähnerei.

Dreiocker m. einfältiger Schwätzer; auch beliebte Schelte (Leobschütz); franz. triacleur, Theriakshändler, Marktschreier, Schwätzer. DWb. 2, 1373; — dreiockern vb. einfältig, zusammenhanglos reden.

eilig adj. stumpf, von Zähnen: die Zähne sind mir eilig geworden, von Säuren, DWb. 3, 110; Nebenf. einig (Leobschütz, Katscher), einlich, aiulich (Frankenstein), Pr. Bl. 1870, 603.

Enkel m. in Katscher Ahnenkel, ônenkel, ônhenkel, ônhenkerle, erinnert an die Grundform ahd. ano = Ahn, vgl. Kluge Wb. [6]95.

erne, irgend, etwa, entstellt aus iergen, in zahlreichen Formen: ern, ärnt, ärnte, irnt, irnst, arne, arn, arnt, arnte, ante, ant, ent, int, inde; Weiterbildung: arntig êner, arntig ês (Hirschberg), irgend einer, etwas.

Erpel m. heisst in Schlesien der abgeschlossene, vergitterte Raum in den Schänkstuben, hinter welchem der Ausschank von Bier und Branntwein stattfindet. Pr. Bl. 1871, 187.

Esel m. — Zu der Menge althergebrachter Redensarten bei Grimm, DWb. 3, 1145ff. gehört: a wort't mit'm Heiroata, bis der Aesel schunt rausguckt (Nimptsch), bis sein Haar grau wird; gew.: der Esel kommt durch. — Auf den dummen Esel zielt:

Du hust halt Aeselmilch gesuppt,
A Kupp mit Siede ausgestuppt. Lichter 72.

Wir wallna (wollen ihn) ey dar Haut begraba, duas wîderfîrt kêm Esel. Trag.-Com.

Fach, Fâch n. Abteilung in Schrein und Kasten, DWb. 3, 1221, verstärkt Gefach plur. Gefacher: eim öbern Gefâche. Jüttner 1, 129; ei a Gefachern, sehr geläufig (Katscher). — -fächtig, -fechtich = -fach, in Zahlwörtern: êfächtig u. s. w.; ein eigentlich vierfächtig Echo. Allert, Tageb. 56.

Famperle n. kosende Bezeichnung kleiner Kinder: du bluudköppiges Famperle. Heinzel, lust. Bruder 92; doas Fâmperle, doas Magdel vum Pittersilge Pauer. Heinzel, Ock ni trüb. 60.

Faum, Faim, Fâm, Fêm m. mir nur in der alten Bedeutung Schaum und Geifer am Munde bekannt (Katscher); Bertermann 182.

Feuer n. — Feueresse f. Schornstein; in die Feueresse schreiben müssen, Lohn, Gewinn, Geld verlieren. — Feuerkalb u. Kuhhorn, mit dessen Blasen Feuer gemeldet wird; er plaekt, schreit wie ein Feuerkalb; Schelte: ein tummes Feierkâlb! — Feuermauer, Feuermäuer, feiermêr f. Feueresse, Schornstein (Glogau, Sprottau), Fîrmêr (Waltersdorf): 's fîrmêr is verstoppt. — Feuermauerkehrer, Förmrkehrer m. Schornsteinfeger (Bernstadt); Furmerkehrjunge m. Kretschmer, Unse Pauern 29. — Feuertafel, Feuertuffel f. Tafel, auf welcher verzeichnet steht, wer zum Feuer muss (Katscher).

feuern vb. 1) feurig sein, von Getränken, z. B. Wein: na prost — uf die âle Hacke — hm! der feuert. Heinzel, Jahrb. 2, 62. 2) glühen: die Backen, die Ohren feuern; allgemein.

fispeln vb. zupfen, zausen, Fäden ziehen (Katscher, Landeshut): se fispelte a der Schürze rüm. Heinzel Richel 32; und dô müss se fispeln, knispeln, oan am Strumpe. ebd. 55. Vgl. bair. faseln, DWb. 3, 1338, und fisseln 3, 1691 in ähnlicher Bedeutung.

gîpern vb. heftig verlangen, gehört wohl zu gîben, atmen, nach Luft schnappen. — Gîper, Gipper, Kipper m. heftiger Wunsch, sehnsüchtiges Verlangen (Katscher): die junge Welt, doas Grünzeng, hot halt überoal an höll'schen Gîper uf su a Drehdichrüm. Heinzel Richel 51; de Gundel hot halt an übernattürlichen Gîper, dass a (der Allewis) a Pfårr warn sol. Heinzel, lust. Bruder 72. — gîprig, gipprich, kipprich (Leobschütz): Su uf a sisses, wårmes Guschel Hätt' ich an gîprigen Begähr. Heinzel Richel 14; a gîpriges Kåtel: ein neugieriger Mensch. Heinzel, Ock ni trüb. 29.

gleifen, glêfen vb. — zergleifen sich: sich dehnen, ziehen (Leobschütz):

A (der Hund) hot sich zerglêft,
Am Hulze (am Hundestalle) gerêft.

Jüttner 1, 34; ahd. gleifan obliquare; GV. 4, 153.

Gunke f. 1) Unke (Grafschaft); gunken vb. vom schreien des Tieres (Zobten); 2) dumme Frauensperson (Grafschaft).

Gunke f. flackerndes, daher schlechtbrennendes Licht, allgemeiner: trübe brennende Lampe. — gunken vb. vom brennen der Gunke. Heinzel, lust. Bruder 58. — Dazu stelle ich gunkeln, goukeln, gôkeln (vgl. Brunken: Brocken, Brinkel: Brickel), mit Lichte hin und her fahren: wer gonkelt (sonst: gôkelt), schullt sich ei (Katscher). Wenn eine Feuersbrunst durch Fahrlässigkeit entstanden ist, sagen die Leute: se hatten's vergôkelt. Pr. Bl. 1868, 358. Leicht konnte gôkeln mit gaukeln zusammenfallen. — Gôklicht n. flackerndes Licht: weil noch das Gôklicht meines Lebens den Ehrentag erlebet hat. Stoppe Parnass 188.

gutzen vb. in sich begutzen mit einem: sich mit jemand einlassen, vertraut machen: und wie a sich uf die Oart mit'r begutzt hot. Heinzel, lust. Bruder 46; vgl. oberpfälz. bekätzen, bekutzen sich um einen, sich mit ihm befassen.

halart adj. heiter, aufgeräumt, halât, halârd, halarde: frisch und halârd Jüttner 1, 134; halârt und munter 2, 44; munter un halat Zeh 137; doas ging oll's su flink, su halarde bei'm — ripps rapps. Richel 176; halad (Grafschaft) GV. 3, 152; franz. alerte. — Halåtte m. munterer, frischer Junge (Katscher). Eine Mutter sagte: ich hô a ganze Heck: fëmv sëtte Halotte, fünf Jungen; dann allgemein für Kinder.

Hâhâr, Hajâr m. im poln. Oberschlesien Bezeichnung für einen groben, rohen Menschen; aus dem Slavischen. Vgl. A stieht do wie a grusser Höjar. Mich. Robinson 1726.

Hand f. — Handschke, Hânschke m. Handschuh, DWb. 4, 416. Soaschr Håndschka scherzhafte Bezeichnung der Bewohner von Sabschütz (Saosch) im Kreise Leobschütz. — Fusshandschke: Stiefel, Gamasche, Heinzel Richel 46. — Klôtzhanschka pl. Fausthandschuhe (Nimptsch) = Kletzerhantschka. Schles. Volkskalender 1898, 38. Handgeld n. 1) Angeld, 2) der erste Erlös des Verkäufers, allg.; vgl. DWb. 4, 389. — Handpatsch m. Handpatschel n. Handschlag: a Handpatschl vom Lehrer

mit'm Stocke kriegen; dafür in Leobschütz Handfêr'l, pl. Handfêrlan; vgl. die Handfeste, auch in schles. Urkunden; DWb. 4, 388. — Handpferd n. allgemein das rechts an der Deichsel gehende Pferd im Gegensatz zum Sattelpferd; a hôt a schlecht Handfârd, von einem, der sich mit seinem Weibe nicht sonderlich verträgt. — Handsweile f. kurze Spanne Zeit, mhd. einer hende wîle: a kôm ibr handsweile(n): nach kurzen Zwischenräumen, ziemlich häufig; noch kürzeres Zeitmass bezeichnet: im handumdrehen, DWb. 4, 421. — ze hands: allsogleich, sofort. Scherffer, Ged. 581.

Hans, glazisch Hannes, Hâns. — Hâns med-a Nësse (mit den Nüssen) hat sehr viele Spottreime.

Hansle säzt-am Lâdle. flëckt-sich sei Schuh,
Kemmt a wacklich Mâdle, sitt'm Hansle zu.
Hansle, wirscht bâl heiern, heirôt ock mîch,
Ich hô-en schîne Kreizer, doas waer-sen woas-fr dîch.
Hätt' ich tausend Toaler, dô kâvt-wr-ons a Haus,
Ond dô kugt-wr ôwe zom Fansterguckle naus (Katscher).

Man vergleiche dazu im Niedersächsischen:

As Hänsken in den Schostên sat
Und flikde sine Scho,
Da kêm en wakker Mäken her,
Dat kêk so nippe to.
Hör, Hänsken, wenn du frên wult,
So frê dn na mi;
Ik hebb' en blanken Daler (nog),
Den will ik geven di. —
Hans nimm se nig, Hans nimm se nig,
Se het en scheven Fot.
Smêr Salven up, smêr Salven up,
De ward wol wedder gôd. Am Urquell VI, 116, wo noch [andre Literatur verzeichnet steht.
Hans, blei dô, blei dô!
Du wâst-je nech, wie's Wâtr ês. —

erinnert an:

Ducke dich, Hensel,
Dnck dich, lass fürüber gân,
Das Wetter wil sein Willen hân. Liederbuch aus dem [16. Jhrd. I, 52.

Hans mei Sûn, Hans mei Sûn,
Wirscht-wul bâl heiern!
Wâ't nôch-a Jôr, wâ't nôch-a Jôr,
Geh med-r Leier.
Denkste denn, denkste denn,
Mädlen sein teier:
Fufz'n vîr'n Flâdrwêsch,
Sechz'n vîr'n Dreier (Katscher).

Hans bënd a Hond ôn,
Vetter Îgnâz wird-a lûslôn.

Hans, Hans Leberwurst,
Lebet deine Frau noch? —
Ja, ja, sie lebet noch,
Liegt im Bett und zappelt noch. — —

Hans Taps: ich ging wie Hans Taps. — Hans Tripps: mutlos, verzagt. Hans Tulpe, wohl für Hans Tölpel: woas a itze asu gimplich und timplich tutt wie Hans Tulpe. Heinzel, lnst. Bruder 42; auch kurz: tnn wie Tulpe. — Mancher fällt ungeschickt mit der Rede ein wie Håns eis Thor. GV. 5, 41.

Hansepampelüsche m. verächtliche Bezeichnnng für alberne Person: ach, das ist so ein Hansepampeluscbe (Kreuzbnrg); vgl. franz. fanfrelnche.

i = ei in 1) inne, s. das. 2); 2) in dem abweisenden Ausrnf: i-wûhårock, ei woher denn: denkst du, a hôt's getôn? — Iwuhårock (Katscher).

inne beliebtes Füllwort 1) für nein, dem es gern zur Verstärkung vorgesetzt wird, aus ichne = ich nicht zusammengezogen: Kemst met? Inne; inne nae (nâ) = durchaus nicht. 2) = i nu für ein nnn, gibt etwas zu, macht aber doch einen Einwand, z. B. das hättest du nicht thun sollen! — Inne jêdert (entstellt aus Jesus), du host recht, aber — (Leobschütz, Katscher).

Iseln, îseln pl. Brandasche aus dem Backofen, bes. beim Flachsrösten (Katscher); bair. üssel, issel, westfäl. oesel tote Asche, Hoffmann, Findlinge 1, 161.

Jandar m. Bezeichnung für den Teufel, aus der Grafschaft Glatz in das Nachbargebiet eingedrungen: hout der Jandar mîch beschessa, dôsz ich erscht gehoiert hô! klagt in Schönigs gläzischen Gedichten S. 47 ein unglücklicher Ehemann. — Der Jandar wedelt met am Schwanz ebd. 38. In der Frankensteiner Gegend heisst man (nach Knötel Pr. Bl. 1871, 76) de bîsa Hnnde: Jandar. — jandarsch adj. vertenfelt, tenflisch: Du tausend jandarscher Kärl! Jüttner 1, 133. — Der Ursprung des Wortes ist dunkel.

jauchzen vb. Jauche aufs Feld fahren (Sprottau).

käcken, gäcken vb. 1) keuchend husten: se käkten und kutzten. Heinzel, lust. Bruder 129; Weiterbildung kächzen, käckzen; 2) Schleim aushnsten, sich erbrechen: er hat alles ausgekäckt, ausgegäckt (Leobschütz). — Käcks m. Keuchhusten: er krigte a (deu) Käks, êne Schtaupe. Jüttner 1, 134; Gekächze n. Gehuste. Heinzel Richel 155. Vgl. mhd. kîchen, mndl. kuchen kenchen, hnsten. DWb. 5, 434: keichen.

Kalender m. — Kalender machen: grübeln, sinnen, nachdenken; ebenso kalendern, kolländern vb.: uffte hoa ich schunn kolländert. Brendel 68; sehr geläufig.

Kamille, Kumille f. chamomilla vulgaris. — Redensart: merk dir die Kamille, merke dir die Sache; berieche dir die Kamille, überlege dir die Sache: verschachern thu' ich meine Madel nich. Die Kamille merk dir! Heinzel, Jahrb. 2, 61; die Knmille kinnt'r euch merken! Heinzel, lust. Brnder 72; bericht' euch amoal die Kamille, überlegt euch 'mal die Sache! ebd. 131.

Krûshl (sh weich wie im schles. Lûshe) f. 1) die Spitze des Rockenstöckels, nm die der Flachs beim Spinnen gewunden ist, 2) eine alte Flöte (Katscher), zu kräuseln, nnd. krüseln, böhm. kroužiti, DWb. 5, 2098.

lichte adj., in substantiver Verwendung: geh mir ans dem lichten!

DWb. 6, 860; steh mir nicht im lichten, dein Vater ist kein Glaser gewesen (dn bist nicht von Glas, so dass ich durchsehen könnte), sehr gebräuchlich. — Licht n. Kerzenlicht, Lampenlicht; Lichtsel n. Licht, Oel, überhaupt, was man zum leuchten braucht (Katscher). — Lichtschnnr f. Wenn die Gesellen im Herbste anfangen des Abends bei Licht zu arbeiten, halten sie Znsammenkunft, Schmauserei nnd Tanz ab: sie haben Lichtschnur (Katscher).

Zur Redensart: solang ein Gröschellicht, gewöhnlich Krenzerlicht brennt: Der Tanz in Kretschamen auf den Dörfern soll Sommers länger nicht denn bis zum Eintrieb des Viehes, im Winter aber nur so lange, als ein Gröschlein-Licht, welches ihnen die Kretschmer schaffen sollen, brennet, gestattet werden. Oelsznische Kirchen-Constitution 1664. Vgl. wurden früher Häuser den Meistbietenden verkauft, so musste das Geschäft, bevor ein Licht abbrannte, vollendet sein oder die Fortsetzung verlegt werden. Görlich, Geschichte der Stadt Strehlen S. 377.

lichtern adj. nüchtern (Leobschütz, Katscher, Grafschaft); — auslichtern vb. nüchtern werden, nrspr. licht d. h. klar, hell werden, nach einem Rausche.

Lôde f. Zotte, Haar. — keine Lode: durchaus nicht. — es stimmt nf de Lode: aufs Haar. Bertermann 158. — 's wird Hundsloden setzen: Schelte, Vorwürfe. — verlödt, verlott adj. verzanst, zerzaust, aus: verlodet (Katscher).

lösen, lêsen vb. Geld einnehmen, sehr gebräuchlich: er hat heute nicht viel gelöst; sie lêste monchen Bihmen. Jüttner 2, 7; DWb. 6, 1194, 10); dazu Lösung, Losung f. das eingenommene Geld. — erlöst, vom Brote, dessen Krume (das Weiche) sich von der Kruste löst.

machen vb. 1) eine Speise, mit Butter oder Fett abschmalzen, anmachen; auch übertragen, Scherffer, Grob. 77; 2) erzeugen, schaffen, in dem derben Ausdruck: er hat ihr ein Kind gemacht, sie beschwängert, dn machst ock tumm Zoig = du scherzest GV. 3, 156; 3) = sich beeilen: mach ock, mach! — beliebt: mach nnd — mit folgendem Imperativ; 4) überhaupt: wohin gehen, reisen, gewöhnlich machen auf (= nach): er macht auf Breslan, er macht hin, fort; 5) er hat ins Bett gemacht, Umschreibung für concacare; s. einmachen. — Von Witterungserscheinungen: es macht nass (Grafsch.), vgl. franz. il fait froid; refl. es macht sich: es geht an. — sich etwas machen: sich einen Schaden zufügen, z. B. hast dir 'was gemacht? fragt man einen, der gefallen ist. — Er wird das viele Geld schon kleine machen = durchbringen. — jemand zur Eule, znr Funze n. s. w. machen: ihn dem allgemeinen Spotte aussetzen. — aufmachen, in die Höhe stecken: die Gardinen aufmachen, das Kleid (he)ranfmachen. — ausmachen, 1) beim Spiel, es zu Ende bringen; 2) es ausmachen: sterben; es wird mit ihm ausmachen, er wird sterben (Grafsch.) GV. 3, 156; 3) beschliessen, festsetzen: wir haben ausgemacht, dass — oder inf. 4) schelten: er hat ihn hübsch ausgemacht. — bemachen, besudeln: olles befrassen und olles bemacht. Jüttner 2, 37; besonders sich bemachen vom Kinde: sich besudeln, concacare; auch a bemachtes Kind. Vgl. DWb. 1, 1704: bethun, was im Schlesischen unbekannt ist; aber vgl. Schweinichen 1, 96: sie thäte alle Nacht ins Bette. — durchmachen, zu Ende bringen. Scherffer; übertr.: der Kranke wird's schon durchmachen,

er wird die Krankheit überstehen. — einmachen 1) einlegen, Früchte u. s. w.; 2) vom Kinde Euphemismus für cacare: 's hat eingemacht, sich (dat.) eingemacht. Zu Neugierigen, die da fragen: Nuppern, woas wirst'n (denn) eimacha? 's Hemd ei a Oarsch! (Katscher). — ermachen, dermachen, vermögen, zu stande bringen: er wird's dermachen, schon bei Stieler, DWb. 3, 909; ich kann den Weg nicht mehr ermachen, meine Kraft oder Zeit reicht nicht mehr aus. — hermachen (viel, wenig, nichts), vom Aufwand, auch vom ruhigen oder nicht ruhigen Verhalten, bescheidenen oder unbescheidenen Wesen eines Menschen gebraucht: er macht viel (wing, nischte) hâr. — Mache f. einen in der Mache haben, ihm zusetzen, ihn verfolgen (Frankenstein, Leobschütz).

Wenn doss se dich hôn ei der Mache,
Vergieht derr wohrhoftich de Lache. Jüttner 2, 48.

Einmache f. Mächsel. — Macherlohn n. Lohn des Handwerkers, bes. des Schneiders. — Maulmacher m. Prahler, Aufschneider (Frankenstein), Prbl. 1871, 177, DWb. 6, 1807. — Gemache n. sehr beliebt: das Gerenne und Gemache. — Gemächte n. 1) Machwerk, Gestalt: Fitzner Karle, das lange, sterdlige Gemächte. Heinzel lust. Brud. 137, 's hot'r nu, die sein fur'sch Geschlanke, do koan a Madel a Gemächte hoan wie'ne Stachete, ebd. 123; 2) Genitalia Scherffer; dafür heute lieber: das Geschäfte; vgl. oben machen = erzengen, schaffen.

Melder m. Meiler, schles. Form des vielleicht doch ursprünglich slavischen Wortes, poln. mielerz; vgl. mielerz, das heisst einen Kohlenhaufen oder Melder. Sinapius Olsnographia (1707) 2; noch älterer Beleg bei Rausch Tageb. (1653) 124: Leute, die ihn (den Kohlbrenner) bey dem Melder gesehen. — meldern vb. wie ein Melder qualmen, stark rauchen, allg.: ich soatzt' de Pfeife wieder ei Brand und melderte wieder de Bûst ei de weite Natur nei. Heinzel lust. Brud. 69. — Gemelder, Gemölder n. Geqnalme, starkes Rauchen: nu fängt das Gemölder oan. Rössler, Wie der Schnabel gewaxen, 132. — Melder ist im Frankensteinschen auch der Mehlstaub in den Mühlen, dichter Staub auffliegend wie die Rauchwolke des Meilers; 's meldrt: es staubt sehr. Przbl. 1871, 177.

mênigen, maenigen vb., vielgebrauchte Weiterbildung aus mhd. menen, das Vieh antreiben, Stieler 1208: mänen, in: sich übermênigen, sich überanstrengen, überarbeiten: er hat sich übermênigt; vgl. DWb. 6, 1464: mähnen.

mucken vb. gebraucht vom kurzen ausstossen eines Brumm- oder Murrlautes: ja nicht mucken! — er hat auch nicht gemuckt; dann murren, widersprechen, grollen:

Und thun, nur was der Junker wil,
Ja nicht dawider dörffen mucken. Calagius Rebecca Cij,

Dasselbe bedeutet das iterative mucksen, muckschen, muchsen, muxen. — jemand abmucken, vermucken, nd. affmucken, jd. tüchtig ausschelten, vgl. DWb. 6, 2609. — Mucks m. kurzer Laut des Widerspruchs: hab ich schon einen Mucks gesagt? DWb. 6, 2615. — Eine andere Iterativbildung ist muckern 1) heimlich, unterdrückt murren, grollen, verhalten zürnen, 2) vom leise sich regenden Schmerze kranker Zähne, wofür auch grollen: schun a ganzen Tag hoatt' a (der Zahn) tuse gemuckert; uf êmoal fung a zu reissen a. Heinzel, lust. Brud. 138.

ausmuckern, aufhören zu zürnen: hôt se ausgemuckert, is se wêder gutt. — Mucker m. der da heimlich grollt; im Muckerwinkel sitzen. — mucksnig, muchsnig adj. der leicht muckst, muckrig, der anhaltend muckert: dâr ies goar leicht muchsnig. Zeh 46.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Dumlichherte" bei Ober-Gostitz.

Von **Dr. Kühnau.**

Wenn man von Patschkau aus über Dorf Gostitz nach der Heidelkoppe aufsteigt, so kommt man auf halbem Wege zur Höhe auf eine wenig geneigte Fläche, auf welcher Waldbestände verschiedenen Alters abwechseln und verschiedene Wege sich kreuzen. Das ist das Dumloch, vom Volke Dumlich genannt. Von dieser Gegend weiss das Volk verschiedene wunderbare Vorkommnisse zu erzählen, in denen der Name „Dumlichherte" oder „Kuhherte" genannt wird, ohne dass jedoch diese Gestalt in festen Umrissen hervorträte.

Alles, was ich erfahren habe, stelle ich hier zusammen.

Der alte Schuhmacher Langnickel aus Ober-Gostitz erzählte am 16. Juni 1897: Im Dumlich hätte einmal ein verwunschenes Schloss gestanden, und da könne man bisweilen in der Mittagstunde den Kuhhirten hören, wenn er austreibt; denn in einem fort ruft er: Doredriô, Doredriô. Nicht weit vom Dumlich erhebt sich das Gebirge zu einer Felsenkuppe, dem hohen Stein. Dort herum habe es öfter die Leute irregeführt und immer um die Mittagszeit. Ihm selbst sei es einmal geschehen, dass er stundenlang sich nicht zurechtfand. (Ganz dasselbe wird auch vom Jauersberg bei Reichenstein berichtet.) Es war da hohes Gras, das ihm bis zur Brust ging — und vom Herumlaufen habe er zuletzt so geschwitzt, dass er ganz durchnässt war. Man könne da auch bisweilen Waldweibel sehen. Oft lägen an den Bäumen kleine Haufen von trockenem Holze, aber niemand möge sie aufheben, denn das sei nicht ratsam, weil sie den Waldweibeln gehörten. Einmal hätten die Leute dreie gesehen, die waren ganz grau und wären gleich in den Wald gehuscht.

Joseph Becker aus Ober-Gostitz, Schuhmacher, der uns Aepfel gebracht hat und recht gesprächig ist, erzählt, als ich aufs „Dumlich" anspielte: Ja, sahn se, do koam ich amôl mîd-em Woane (er war hinaufgefahren in den Wald, um Holz zu holen), und wie ich ûba bîn, do stiht a klênes Mannla vîr mer, doas sitt mich immer ei êner Storre oan und ich kunnde de Auga ni verwenda, a su sâg mersch eis Gesichte. Dernôchert driäht sich's im und ich wâr'm auôch gihn, und wie ich driber unnder kumme (der Weg senkt sich etwas nach dem Dumlich hinunter), dû woarsch wie Wulka zengsrim und wie a Sumpf und ich wäre bâle versunka. Dô bî ich rim geganga und woar schunt ganz tulleroasetierig (= böse), weil ich mich goar ni meh zurechtfung. Und uf emôl do schliät's, geroade wie wenn drei Bême folla, a su hôts geschloau und dô woar doas Mannla weg und ich woar wieder bei memm Woane. Dô woarsch doch der Dumlichherte. A giht geroade eim Mittige im, aber under Tausenda

is erscht immer enner, dar doas sitt. Ich bîn asu geschêchig (geeignet Wunderbares zu sehen). Dann erzählt er weiter: Am Hohenstein dô hot amôl a verwunschenes Schluss gestanda; wenn ma rechts vorbei giht, dô sitt ma noch su wie Mauern und wenn ma uftritt, dô pumpert's under-a Fissen. Durte possiert immer woas. Neilich hot durte der Neumann 's Bên gebrocha.

Die Pilzfrau Beitz aus Ober-Gostitz erzählt folgendes: Dô war ich Ihna wos vum Dumliche verzähln, 's îs aber dos Gostitzer Dumlich, nich dos preische (preussische) bei Weisswosser (Dumloch und Ober-Gostitz liegen schon im Oesterreichischen). Und wos ich Ihna jitz verzähle, doas is werklich wohr, dos hoa ich salber derlabt. Dô is doch anne Bâche, die runderkummt, asu a Gefälle. Dô sitt ma an Stên, a su an Felsen, uba rund und unda a Lôch, geroade asu wie a Backufa. Es sôl hî amôl anne Mühle gestanda hoan. Ma sitt noch a holba Mühlstên dôliega. Ich woar nu geroade ei a Pilzen und 's woar ei der zwelften Stunde, dô gibt's asu an Krach und a Rauscha und Prosseln wie Hagelkörner und a Wind giht dorch de Bême. Und 's kimmt eim Wosser ruffgetroppst wie a richtiger Zwêschlâg vo em Pfarde. Irschte kunnd ich nischt sahn, weil's hinger der Ecke woar, und ich denke, 's îs der Pûschmoan. Aber wie's nu nähnder und nähnder kummt, doss ich's sahn musste, do hîr ich doas Schlôn mit a Hufa und sah de Stêne rechts und links fliega, aber ke Pfard ni, 's woar ock a su wie a grauer Hanfa. Und nu krieg ich's mit der Angst und ich lôfe und lôfe ausser Oden und meine Pilze, die hoa ich olle verlorn. Ich hîr's bluss noch hinger mer sansa und links ei a Wald nei gihn und 's woar verschwunda. — Der Pûschmoan hot's ô schunt gehîrt. Und dô soagen se, hîr îs amôl ei frühern Zeiten a Fuhrmoan dorch dos Gesümpfe gefoahrn — 's îs doch dô asu a Gesümpfe — und wie der Woagen nich hott furt gekunnt, dô hott a a Brût under a Woagen gelät, und seit der Zeit giht dos durt um.

Mei Moan, der Beitz, îs ôch amôl nuffgeganga zum Dumliche, weil a Hulz macha wullde. Nu woar a su a wing arbeitmüde gewâst, der Schädel hott-n gebrummt, weil a a voriga Ômd woar spät hem kumma und a hott a wing viel getrunka gehoat — und dô lät a sich ei de Hütte; 's is dô anne Hütte, wu de Jäger immer undertrata, wenn schlechtes Watter îs. Und wie a dô schläft, uff emôl kloppt's on der Bande. A denkt sich, 's werd wull der Pûschmoan sein, na dô werd a wull reikumma. Aber a kummt ni. Ei ner Weile do pucht's halt und hämmert immerzu. Dô werd a ganz wilde und denkt: Doas sein doch wieder die verdunnerta Pilzjunga aus Weissbach. Und a giht naus, aber a sitt niemanda. Nu honn se sich ernt verstackt? denkt a und gîht hinger de Baude, aber 's woar kein Mensch dô. Nu verflucht, denkt a, wos îs denn doas? Und dô fängt's ei der Bande oan zu kreissa „hä, hä", ganz tief und dernôchert heult's, ni wie a Hund und ni wie a Mensch, 's woar wie wenn's aus weiter Ferne käme. Ei der Baude hotte-s oagefanga und drîba om Pusche hîrte-s uff. Doas woar der „Kuhherte" gewâst. — Ei der zwelfta Stunde dô honn a ufte de Leute gehîrt, wie a de Kühe zusommarufft.

Die verschiedenen Erzählungen lassen sich zu keiner einheitlichen Anschauung über den „Dumlichherten" vereinigen. In Person wird er nur einmal gesehen, als Mannla. Um so öfter wird er gehört: man vernimmt

seinen Ruf in der Mittagstunde beim Viehaustreiben, er erregt den Mittagsspuk mit dem im Bache aufwärts trapsenden Pferde, er kreisst und heult in der Jägerhütte. Um eines grossen Frevels willen ist er hier zum Umgehen verbannt: er soll ein Fuhrmann gewesen sein, der durch's Gesümpfe fuhr und beim Steckenbleiben ein Brot vom Wagen nahm und unter die Räder legte. (Derselbe und ähnliche Züge kehren oft durch ganz Deutschland wieder, besonders zahlreich in Oesterreich-Schlesien. Peter berichtet denselben vom Fuhrmannstein, 2 S. 87, von den Salzsümpfen bei Sörgsdorf, 2 S. 61, vom verhängnisvollen Hemmschuh, 2 S. 62.) Warum der Fuhrmann aber als Hirt umgeht, ob die Mühle (es handelt sich hier um Felsbildungen, nicht um Mauerreste) bez. das Schloss zu ihm in Beziehung steht, das ist nicht ohne weiteres zu erkennen und wird erst durch Zusammenstellung aller gleichartigen Sagen seine Erklärung finden.

Literatur.

Schlesische Ortsnamenforschung. 1. Konstantin Damroth, Königl. Seminardirektor †, Die älteren Ortsnamen Schlesiens, ihre Entstehung und Bedeutung. Mit einem Anhange über die schlesisch-polnischen Personennamen. Beiträge zur schlesischen Geschichte und Volkskunde. Beuthen O.-Schl. 1896. Verlag von F. Kasprzyk. 254 S. 8°.

Ich habe über die schlesische Ortsnamenforschung seit ihren Anfängen aus Anlass der Abhandlung von K. Weinhold „Zur Entwickelungsgeschichte der Ortsnamen im deutschen Schlesien“ (Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, Bd. XXI) im Archiv für slavische Philologie, Bd. XI vom J. 1887, gehandelt. Seit jener Zeit sind auf diesem Gebiete nennenswerte Arbeiten nicht erschienen ausser der in der Ueberschrift genannten und einer noch unter 2. zu nennenden, welche beide eine Besprechung in unseren Mitteilungen um so mehr erheischen, als der Verfasser der erst genannten ausgesprochenermassen Beiträge zur schlesischen Geschichte und Volkskunde zu liefern unternahm, der zweite Verfasser, Herr Professor Drzażdżynski, unser verehrtes Mitglied, ebenfalls dieselbe Absicht verfolgte.

Bei weitem umfassender und reichhaltiger ist die Arbeit von Damroth, denn sie bezieht sich auf ganz Schlesien, während die zweite nur einen Kreis umfasst. Das Büchlein von Adamy „Die schlesischen Ortsnamen“, zunächst im J. 1887 erschienen, entsprach offenbar einem allgemein gefühlten Bedürfnis, weil bald darauf, im J. 1889, die „zweite vermehrte und verbesserte Auflage“ erschien. Leider konnte die fleissige und mühevolle Arbeit nicht befriedigen, weil der Verfasser keine der slavischen Sprachen kannte und auch mit der Methode der schwierigen Forschung nicht vertraut war. Dieser Umstand machte die systematisch angelegten und stets sich erweiternden und vertiefenden Untersuchungen von Damroth nicht überflüssig, und obgleich der vorzeitige Tod ihm anscheinend nicht gestattet hat, die Materialien zum Abschluss zu bringen, so hinterliess er doch ein Werk, welches in planmässiger Sichtung des Materials einen Einblick in die mühe- und verdienstvolle Arbeit ermöglicht und eine freudige und gewinnreiche Benutzung gestattet; der Herausgeber, unser verehrtes Mitglied, Pfarrer Gregor in Tworkau, dem der literarische Nachlass zufiel, konnte getrost das Werk veröffentlichen, wie er es überkommen hat; sein Vorwort (S. 1—7) ist für den Verfasser ein ehrendes Denkmal der Pietät, für uns ein willkommener und zuverlässiger Kommentar über die Quellen und Absichten des Verfassers. Darüber äussert sich in schlichten Worten auch der Verfasser selbst in der Einleitung (S. 8—11). Das Buch zerfällt dann in die folgenden Abschnitte: der Name Schlesiens und dessen Grenzen; Berge; Flüsse; zuletzt Ortschaften. Hier finden wir zwei Gruppen: aus Personennamen entstandene Ortsnamen, darunter auch Ortsnamen, hergenommen von Namen derjenigen Heiligen, denen bestimmte Kirchen geweiht sind; sodann Ortsnamen aus Gemeinnamen. Hier sind mehrere Unterabteilungen: Ortsnamen, hergenommen von der Beschäftigung der Einwohner und dem Verhältnis derselben zu den Besitzern (Fürsten); ferner Namen, abgeleitet von der Beschaffenheit der Anlage; Namen von der Beschaffenheit der Bodenverhältnisse, von Wald, Pflanzen und Tieren; zuletzt folgt als dankenswerter Anhang ein Verzeichnis der ältesten schlesischen Personennamen; alle Verzeichnisse sind mit einleitenden und orientierenden Fingerzeigen versehen. Die Namen selbst in den

verschiedenen Gruppen sind alphabetisch geordnet und zwar so, dass der erschlossene ursprüngliche Name an der Spitze steht, es folgen dann Namensformen aus Urkunden oder geschichtlichen Werken, zuletzt wird die etymologische Erklärung gegeben.

Nach dem Vorworte des Herausgebers benutzte Damroth in seinen Ortsnamenstudien, die er neben der priesterlichen Amtsthätigkeit und seiner Amtsthätigkeit als Seminarlehrer, zuletzt als Leiter des Seminars in Oppeln, und neben seiner umfangreichen schriftstellerischen Beschäftigung in polnischer und deutscher Sprache, zahlreiche grundlegende Werke und recht viele von den vorhandenen Hilfsmitteln; diese Werke und Hilfsmittel verstand er aber auch als studierter Philologe umsichtig zu verwerthen (er hatte auf der Universität Breslau Theologie und Philologie studiert). Unter den Quellen standen ihm obenan Verzeichnisse von schlesischen Ortsnamen von unzweifelhafter Zuverlässigkeit: Knie's alphabetisch-statistische etc. Uebersicht der Dörfer, Städte u. s. w. Schlesiens, zweite Aufl. von 1845; Grünhagens vortreffliche Regesten, Heyne's, Häuslers u. a. Spezialwerke; ob der Schematismus des Bistums Breslau benutzt wurde, finde ich nicht erwähnt, möchte es aber als selbstverständlich um so mehr voraussetzen, als der Name Weltzels, des Herausgebers, genannt ist. In der Deutung der Namen stützte sich Damroth nur auf zuverlässige wissenschaftliche Arbeiten, freilich nicht ohne Prüfung, so dass er nur Geläutertes und Verlässliches bieten konnte; in erster Reihe benutzte er die beiden grundlegenden Abhandlungen Miklosichs, die ich wohl zuerst genannt und als unerlässlich bezeichnet habe in meiner Abhandlung „Ueber Ortsnamen auf — witz“ in „Schlesiens Vorzeit“ vom J. 1884; ferner die obengenannte Abhandlung von Weinhold, meine Abhandlung u. a. Wenn von dem Herausgeber gesagt wird, dass Damroth alles prüfte und das Beste wählte, so mag man vermuthen, dass er gegen Zaranski und Adamy besonders misstrauisch war.

Diese Vorzüge sichern dem Buche von Damroth bleibenden Wert und empfehlen es als Nachschlagebuch und treuen Berater für weite Kreise. Die natürliche Neugierde nach dem Ursprunge und der Bedeutung der heimatlichen Orte findet hier Belehrung oder Anregung zur weiteren Forschung; es ist auch zu wünschen, dass das besprochene Buch Damroth-Gregor trotz so mancher Mängel die weiteste Verbreitung finde; den reichlichen Vorzügen stehen nämlich leider auch Schwächen gegenüber, die in der Kränklichkeit und nachlassenden Schaffenskraft des Verfassers ihre Erklärung finden mögen. Einige von ihnen will ich erwähnen, als Zeichen des grossen Interesses für die anerkennenswerte Leistung.

Zunächst kann ich das Vorgehen nicht für richtig halten, dass in den Ortsverzeichnissen der reconstruierte, vorausgesetzte ursprüngliche Name an die Spitze gestellt wird, woranf dann die urkundlich vorkommenden Namensformen und die Erläuterungen folgen; richtiger wäre es gewesen, von dem Bekannten zu dem Gesuchten, von der jetzigen Namensform auszugehen und durch urkundlich überlieferte frühere Formen zu der ursprünglichen fortzuschreiten; der als ursprünglich vorausgesetzte Name beruht oft auf Vermuthung, warum damit beginnen? Dass innerhalb der einzelnen Gruppen die alphabetische Reihenfolge beliebt wurde, ist mehr als billig; zum Nachschlagen kann das allgemeine Register der jetzt üblichen Namen gute Dienste leisten. Unter den benutzten Hilfsmitteln fehlen einige, welche in Fällen des Zweifels die erwünschte Aufklärung hätten fördern können. So ist dem Verfasser anscheinend fremd geblieben das Buch von Baudouin de Courtenay „O drevne-polskom jàzykè do XIV stolětija“ 1871, wo in zwei Registern die polnischen Orts- und Personennamen bis 1300 aus lateinischen Texten, also auch aus schlesischen Urkunden alphabetisch zusammengestellt sind; die an der Spitze stehenden Namensformen sind die Erklärung der darauf citierten Formen, wie sie in den lateinischen Texten angetroffen werden, mit Jahresdaten und Angabe der Quellen. Freilich ist das Buch russisch geschrieben und nicht Jedermann zugänglich; polnisch aber ist geschrieben das Buch von Wojciechowski „Chrobacya“ 1873, worin zwar nur von dem Krakauer Lande in der ältesten Zeit und nicht von Schlesien gehandelt wird, aber die Methode der Behandlung alter Ortsnamen nach der Bedeutung der Suffixe hätte benutzt werden können. Auch das Archiv für slavische Philologie mit den darin enthaltenen Abhandlungen über slavische Ortsnamen scheint unbeachtet geblieben zu sein; andere ähnliche Hilfsmittel, deren es jetzt eine ansehnliche Anzahl giebt, sind in meinen **Altpolnischen Sprachdenkmälern**, Berlin 1886, S. 12, aufgezählt; sie hätten auch zur Vergleichung bei so manchen Namen mit Nutzen herangezogen werden können.

Für die Wertschätzung und Benutzung des Buches von Damroth ist von einiger Wichtigkeit zu ermitteln, ob das Verzeichnis der alten schlesischen Ortsnamen in den verschiedenen Gruppen vollständig ist? Das ist nun nicht der Fall: es fehlen manche Namen, insbesondere gerade solche, welche schwer zu deuten sind, wie Ingramsdorf, Oltaschin,

Schebitz, Schmolz bei Breslau, Tworkan u. a.; es fehlen aber auch Namen, deren Deutung schon in Knie 1845[2] gefunden werden kann, wie z. B. Lobetinz, welches in Knie als Lovetice mit Beifügung der Jahreszahl 1221 richtig angesetzt ist, Lovetice kann aber nicht anders gelesen werden, als Lowencice, d. h. Jagdleute; dabei sei erwähnt, dass Lowositz in Böhmen, obgleich anders lautend, denselben Ursprung und dieselbe Bedeutung hat. Ingramsdorf ist aus Emmeramsdorf geworden, Oitaschin ist wohl die deutsche Form für Oltarzin (dem Altar geweihtes Dorf), Schebitz ist Żabice, Schmolz = Smoiec, fetthaltiges Holz, Tworkau ist aus Tworkowo hervorgegangen, abzuleiten von Tworko oder Tworek, Kosename für Tworzyjau, polonisiert aus Florian.

Die Deutung der Namen ist leider oft nicht richtig. Es ist ja ein landläufiges aber gefährliches Vorurteil, dass die slavischen Ortsnamen sich mit der Zeit wenig geändert haben und deshalb leicht zu deuten sind; sie bieten vielmehr, insbesondere solche, welche abgeschliffen sind, der Deutung nicht geringe Schwierigkeiten. Das nicht genug zu schätzende Hilfsmittel, nämlich Miklosichs slavische Ortsnamen a) aus Personennamen, b) aus Appellativen, versagt leider oft, weil Miklosich seine Theorieen mehr auf unverändert gebliebene Namen in nicht germanisierten Gebieten construiert hat; nur in den Vorreden zu beiden Abhandlungen sind wertvolle Fingerzeige für schwierige Fälle gegeben. Ortsnamen der meisten slavischen Länder sind nicht so gründlich durchforscht, dass sie in zweifelhaften Fällen zur Vergleichung dienen könnten; besser liegt die Sache mit den Ortsnamen der ehemals slavischen, germanisierten Gebiete: Mecklenburg, Brandenburg, Lausitz, Schlesien. Unter solchen Umständen ist Damroth die Anerkennung nicht zu versagen, dass er in den meisten Fällen das Richtige getroffen, in vielen anderen eine wahrscheinliche Deutung versucht hat, selbst auf die Gefahr eines möglichen Irrtums hin, und Irrtümer sind auch nicht ausgeblieben. Es ist doch z. B. fraglich, ob Knjau = Knjawy (Kreis Neustadt) der Name einer Sippe war, da im Posenschen das ganze nordöstliche Land Kujawy heisst, der Name ist freilich schwer zu deuten. Der Name des Städtchens Lewin in der Grafschaft Glatz ist gewiss unzutreffend von lew Löwe abgeleitet, dann müsste er Lwow oder Lwin heissen; so ungewöhnlich es klingt, so weist der Name auf den urkundlich vorkommenden Personennamen Lewa hin (Adiec. lewy links). Luba Lubatow S. 70 ist nicht richtig angesetzt, es soll heissen Lubiatów, vgl. Codex min. Pol. II, 67. Leschwitz = Leswitz (Görlitz), S. 70, ist von Lestek abzuleiten. Ratibor hat mit rad nichts zu thun: rat' Kampf, bor Krieger (die übliche Deutung von Rad (rota) ist selbstverständlich abzuweisen). Jakter u. ä. hängt nicht mit Ekhard oder Otkar zusammen, sondern mit dem altpoln. Personennamen Jaktor, d. h. Hektor, vgl. Jaktorowo im Posenschen, vgl. auch Jadwiga, d. h. Hedwig. Schreibendorf (S. 80) von Sarb abzuleiten ist verfehlt. Da dieser Name ohne alle Daten steht, so wird das Deuten erschwert: die Namen Sarbia, Sarbinow etc. sind nicht vom Volksnamen Serbien abzuleiten, sondern nach meinem Dafürhalten von serbina, poln. Sarb = Hagebutte, wäre also nicht unter die Ortsnamen der I. Gruppe zu stellen. Zessel bedeutet wohl nicht Ceslans, sondern ciesie, Zimmerleute, Zesselwitz = Cieslewic. Zauche ist nicht Czechowo, sondern Suche. Osieczna (S. 109), auch im Posenschen, ist nicht von einem verbum osieć trocknen herzuleiten, weil ein solches nicht vorkommt (auch wohl nicht im Oberschlesischen) sondern mit Osiek (deutsch Ossig) zusammenzustellen = pasieka Ausbau. Bielawa (126) ist Weide, auf welcher das Kraut biele wächst. Konary = Kunern ist nicht zu übersetzen Aeste, sondern = Koniary Pferdehüter. Bricow villa Brictii ist wohl mit Treuenbrietzen im Brand. zusammenzustellen und durch brêza Birke zu deuten. Tscheppine, ehemaliger Vorort von Breslau, ist durch Czempin im Posenschen zu erklären (verwachsener Sumpfort).

Der Anhang mit den ältesten schlesischen Personennamen (960—1300), wie sie in lateinischen Texten sich finden, ist höchst interessant und bietet zu Zweifeln und Ausstellungen sehr wenig Anlass. Der Verf. hat nämlich die Grundsätze Miklosichs für Namengebung sich ganz angeeignet und überdies waren die überlieferten Namen in den meisten Fällen nur einfach zu verzeichnen, seltener zu erklären. Der Verf. hat auch eigene Betrachtungen hinzugefügt, die sehr beachtenswert sind, z. B. das Zurücktreten der christlichen Kalendernamen (Maria, Joseph) gegen die volkstümlichen; auf diese Weise bieten die Namen recht interessante Beiträge zur Volkskunde. Es sei nur bemerkt, dass Jacko = Jacek auf Hiacynth, Jarek (Jarosz) auf Hieronymus zurückzuführen sind; Smil ist wohl Samuel, Tworek ist Tworzyjan, Florian (s. oben); in vielen Fällen hat der Verf. mit Recht zu einigen ungewöhnlichen Namen die heutigen davon gebildeten Familiennamen beigefügt.

Das Buch ist vom Herrn Pfarrer Gregor auf das Sorgfältigste herausgegeben; dafür sei ihm der aufrichtigste Dank ausgesprochen. Auch äusserlich macht das Werkchen einen recht angenehmen Eindruck.

2. Die slavischen Ortsnamen des Kreises Leobschütz, erklärt von dem Oberlehrer **Stanislaus Drzażdżynski** (Selbstverlag). Leobschütz 1896. SS. XIX Q.

Die einleitenden Ausführungen über die Quellen und den Standpunkt des Verfassers werfen auf diese Arbeit schon im voraus ein günstiges Licht. Philologe vom Fach, hat er sich in die Werke und die Methode Miklosichs und anderer slavischer Gelehrten auch über die Namensforschung hinaus gründlich und mit Verständnis hineingearbeitet; auch mit verwandten Arbeiten anderer deutschen Gelehrten und mit den Regesten für die schlesische und böhmische Geschichte hat er sich vertraut gemacht und benutzte sie mit Fleiss und Geschick. Die Beschränkung auf einen Kreis und der Umstand, dass ihm die oben citierte Abhandlung Weinholds über schlesische Ortsnamen entgangen ist, schränken zwar den Gesichtskreis des Verfassers ein, lassen ihn aber andererseits ein um so intensiveres Interesse seiner Aufgabe zuwenden; man erkennt leicht in der Abhandlung die Frucht mehrjährigen Studiums und Nachdenkens. Einige vom Verf. erklärte Suffixe sind für das richtige Verständnis der Namensformen allerdings bei weitem nicht ausreichend. Es sollen nun ein paar Bemerkungen folgen, wie sie beim Lesen als Randglossen sich bieten.

Vor allem seien Bemerkungen an den Ortsnamen Comeise, böhm. Chomlz, geknüpft. Da der Name „urkundlich nicht belegt ist“, so hat der Verf. in der richtigen Erkenntnis des Zusammenhanges die urkundlichen Namensformen des Neumarkter Camöse beigefügt und diese zur Richtschnur der Erklärung gemacht. Er gelangt zu der vorauszusetzenden ursprünglichen Namensform Chomiąża, also genau dem Namen, der bei Mogilno schon seit 1136 vorkommt und etwa hügeligen Ort, „coupiertes Terrain“ bedeutet. Man wird daher das Zurückführen des Namens auf den Stamm chom-, der auch in chomąto Kummet enthalten ist, billigen können: kummetartig gebildetes Gelände; die zur Vergleichung beigefügten Ortsnamen, die noch durch Chomątowo, Chomęcice u. a. vermehrt werden können, unterstützen diese Ableitung. Der Name Dobersdorf wird durch eine Reihe von anderen gleichen Stammes richtig commentiert; der Stamm ist gewiss dob-, nur kommt hier nicht die Erweiterung durch das r-, sondern durch das j-Suffix in Betracht, aber bei Doberschau ist als Stamm dobr' gut anzusetzen. Durch Kürzungen entstandene Namen Jernau, Leisnitz, Knispel u. a. werden wohl so zu deuten sein, wie der Verf. vorschlägt. Ueber den Namen Leobschütz ist schon oft etymologisiert worden; man wird den Ausführungen des Verf. getrost folgen können, dass Glubczice die Grundform ist, wenn man erwägt, dass die älteste böhmische urkundliche Form na Hlubčicich ist (1107), dass das Schwinden des anlautenden h in Leobschütz ganz gewöhnlich ist und dass die deutsche Umlautung des u in eo möglich und auch zu belegen ist (Leoben). Mit der Erklärung des Ortsnamens Rösnitz durch Rozum kann ich mich nicht einverstanden erklären; die Endung -nica weist auf ein fliessendes Wasser hin, freilich lautet der böhmische Name (vielleicht auf dem Wege der Volksetymologie) Rozumice. Also non liquet. Bei Sabschütz (Žabczice) noch auf Zawisza hinzuweisen, erscheint mir nicht ratsam.

Da der allgemeine Titel der schon von anderen Seiten gut aufgenommenen Abhandlung lautet „Die slavischen Ortsnamen Schlesiens. Teil I. Kreis Leobschütz“, so ist zu hoffen, dass der Verf. uns noch mit weiteren Abhandlungen aus dem Gebiete der schlesischen Ortsnamenforschung beschenkt. Nehring.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausg. von F. Vogt. Band I a. u. d. T. **Die Schlesischen Weihnachtspiele** Von F. Vogt. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus sowie 4 Gruppenbildern der Batzdorfer Weihnachtspiele. Leipzig (B. G. Teubner) 1901. XVI u. 500 S. 8°.

Schon zum vorigen Weihnachtsfeste sollte das 1. Heft dieses Bandes, welches die Adventspiele umfasst, ausgegeben werden. Da sich seinem rechtzeitigen Erscheinen unerwartete Hindernisse entgegenstellten, so wurde jener Teil bis zur Vollendung des Ganzen zurückgehalten. Nunmehr liegt der Band vollständig gedruckt vor. Er behandelt, ausser den Adventspielen (Christkindels Einkehr), die Spiele von Christi Geburt und Herodes. Durch nachträglichen Zugang neuen und wichtigen Materials ist sein Umfang erheblich über den ursprünglichen Anschlag hinausgewachsen. Der Preis des nach Inhalt und Ausstattung besonders als Weihnachtsgeschenk geeigneten Werkes beträgt für Mitglieder unsrer Gesellschaft 3 Mk. 90 Pf., gebunden 4 Mk. 50 Pf. (Im Buchhandel 5,20 bezw. 6 Mk.)

Schluss der Redaktion: 30. Oktober 1900.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

F. Vogt.

Jahrgang 1900. **Breslau.** Heft VII. № 5.

Inhalt: Rehme, Beiträge zur Geschichte des deutschen Volksschauspiels in Schlesien. — Eingänge. — Nachrichten und Anzeigen.

Beiträge zur Geschichte des deutschen Volksschauspiels in Schlesien.

Nach Mitteilungen des Herrn Steuerrat **Rehme** aus den Akten der Breslauer Regierung.

Zur Zeit Friedrichs des Grossen wurde in Schlesien das Kunstdrama durch privilegierte Theatergesellschaften gepflegt und zwar seit 1743 durch die Schönemann'sche, seit 1750 durch die Schuch'sche, seit 1772 durch die Wäser'sche. Da diese auch ausserhalb Schlesiens wirkenden Gesellschaften innerhalb unserer Provinz meist nur in Breslau und auch da nur im Winter spielten, so war neben ihnen für kleinere Truppen Raum genug, und namentlich in den Garnisonstädten waren diese gern gesehene Gäste. Aber die Regierung war ihnen wenig günstig gesinnt; ihre Gesuche um Concession wurden mit Hinweis auf die privilegirten Gesellschaften rundweg abgelehnt, oder es wurden ihnen doch allerlei Schwierigkeiten gemacht; nur wenigen gelang es sich längere Zeit hindurch zu halten. Am besten glückte dies der Vogt'schen Truppe, die von 1756 bis 1787 trotz vieler Kämpfe besonders durch die Protektion hoher Offiziere und Beamten neben der Schuch'schen und Wäser'schen Gesellschaft das Feld behauptete, nachdem sie mit diesen ein Abkommen getroffen hatte.

Aber auch das Volksschauspiel hat zur Friedericianischen Zeit und noch bis in die dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein in Schlesien einen Umfang gehabt, den man bisher nicht ahnte und von dem uns erst Auszüge aus den Akten der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer ein rechtes Bild geben, welche Herr Steuerrat Rehme seinerzeit für eine Studie zur Geschichte des schlesischen Theaterwesens zu Friedrichs des Grossen Zeit gemacht und uns jetzt freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Wir ersehen aus ihnen, wie das Volksschauspiel vor allem in der Grafschaft Glatz und ihren nächsten Nachbargebieten gepflegt wurde, und wie die ländliche Bevölkerung bis herab zum Gutsuntertanen, die städtische vom gutsituierten Bürger bis zum ärmsten Handwerker an seiner Ausübung beteiligt war. Dass gerade die Grafschaft in dieser Richtung besonders hervortritt, entspricht durchaus der Beobachtung, die wir bezüglich der Weihnachtspiele gemacht haben und wird durch eine Notiz bei Klöber,

Von Schlesien vor nnd seit dem Jahre II S. 521 Anm. bestätigt. Unter günstigeren Verhältnissen hätte sich hier das Volksschauspiel vermutlich ebenso gedeihlich fortentwickelt wie in Baiern und Oesterreich. Aber leider fehlte es den Provinzialbehörden, die damals über Sein und Nichtsein dieser Aufführnngen in Schlesien zunächst zu entscheiden hatten, völlig an Verständniss für diese Bestrebnngen. Man erkannte nicht, dass für die Bewertung solcher Leistungen unmöglich der Geschmack der Vornehmen massgebend sein könne, dass hier ein sehr beachtenswerter Kunsttrieb des Volkes nach Betätigung dränge, dass das Bedürfnis geselliger Erholung nach getaner Arbeit ein allgemein menschliches sei und dass mit dessen Einschränkung auf Schnapskneipe nnd Tanzboden unmöglich dem Volkswohl gedient sein könne. Die Akten reden leider eine Sprache, die jeden weiteren Kommentar in dieser Richtung überflüssig machen. — Die alten Volksschauspiele sind ausgerottet, bis auf die Reste der Weihnachtspiele, die in den Akten nirgend erwähnt werden, weil sie augenscheinlich schon damals bei uns nicht öffentlich, sondern nur in Privathäusern aufgeführt wurden. Wenn sich nun aber von den Weihnachtspielen jetzt noch Texte gefunden haben, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen, sollte sich da von allen jenen anderen Volksschauspielen, die teilweise mindestens bis weit in die erste Hälfte des 19. Jahrhnnderts hinein noch aufgeführt worden sind, nicht eine einzige Aufzeichnung mehr auftreiben lassen? Das müsste doch mit wunderlichen Dingen zugehen! An alle Mitglieder unserer Gesellschaft ergeht hiermit die dringende Bitte, den Texten unserer alten Volksschauspiele nachzuspüren. Bei eifrigem Nachforschen wird sich ganz gewiss noch manches interessante und wichtige Stück finden. Wir geben die Hoffnnng nicht auf, dass „Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen“ neben den Weihnachtspielen auch von den übrigen Volksschauspielen der Schlesier, den geistlichen wie den weltlichen, einst ein zuverlässiges Bild bieten können.

Ich lasse nun zunächst die Aktenanszüge des Herrn Rehme bis auf einige Kürzungen unverändert folgen. F. V.

I. Wünschelburg.

Der Kriegsrat Schröder in Glatz war sichtlich ein grundsätzlicher Gegner der Theatervorstellungen durch Bürgergesellschaften, denn er trat ihnen überall hindernd nnd meist schroff entgegen.

Am 27. April 1774 richteten einige „städtische Inwohner“ von Wünschelburg an die Breslau'sche Kammer die Bitte nm Concession zur Aufführung einiger theatralischen Stücke. Sie stellten vor, dass sie die nämlichen beiden Stücke, welche sie aufführen wollten, bereits vor drei Jahren ohne Widerspruch des Magistrates und des Commissarins Loci aufgeführt hätten, dass ihnen aber jetzt auf Ordre des jetzigen Commissarii Loci, Kriegs- nnd Steuerrates Schröder, von Seiten des Magistrats dergleichen verboten worden sei; sie hätten sich schon 40 Rthr. Kosten gemacht, die sie nicht einbüssen wollten, und dies wäre der Hauptgrund warum sie die zur Ausführung ihres unschuldigen Vorhabens nötige Erlaubnis nachsuchen müssten; ansserdem hätten sie sich mehrenteils auf Zureden ihrer böhmischen Brannauer Grenznachbarn zu dieser wieder-

holten Aufführung entschlossen, denen vor 3 Jahren die Sache gefallen hätte, und welche auch diesmal die meisten Zuschauer abgeben würden, was doch für die Stadt und für die Bierhäuser von Vorteil wäre. Die Aufführungen erfolgten auch nur an Sonntagen gegen Abend, es würde also Niemand von seinen Geschäften abgehalten, und obgleich im Orte, so schreiben sie, „keiu Commercium floriret, so haben wir dennoch keine Tuch- und andere Fabrikanten zu denen Acteurs admittiret, sondern wir, die wir uns hierzu aufgeworfen, sind einige Fleischer und Becker, die übrigen und mehresten hingegen annoch junge und ledige Personen, und wovon erstere, als wir, bey den jetzigen nahrlosen Zeiten leider in der Woche, geschweige denn des Sonntags, wenig oder nichts zu thun und Verdienst haben, letztere hingegen durch dergleichen Uebungen noch etwas geschickter werden, zumalen einer von den hiesigen Herren Capellänen die Direktion hierbei über sich genommen." Unterschrieben ist das Gesuch von 2 Fleischern, 5 Bäckern und einem Schneider. Da ein Kaplan die Direktion übernommen hat, so wird es wohl eine Art geistlicher Komödien gewesen sein. Der an den „bürgerlichen Fleischer Joseph Teuber und Consorten" erlassene Bescheid ging dahin, dass die Kammer zwar nichts dawider habe, wenn Supplikanten zu ihrem Vergnügen ein oder höchstens ein par Mal ein theatralisches Stück umsonst aufführen wollten, die Erlaubnis dieses Stück für Geld zu produciren könne aber nicht gegeben werden, weil dies gegen das Privileg des Schauspielers Wäser wäre, und es wurden im übrigen die Bittsteller angewiesen sich mit einem dem Staate nützlicheren und ihren Professionen angemesseneren Gewerbe zu beschäftigen. Wünschelburg erscheint erst wieder im Winter 1814/15 mit Bitten für Theateraufführungen. Bis dahin hatten sich die Wünschelburger mit musikalischen Aufführungen an Sonntagen in einer im Stadthause dazu eingerichteten Stube begnügt, und die Gesellschaft bat nun darum, ein kleines Haustheater aufstellen zu dürfen und ohne Entree unter sich spielen zu dürfen; der Kriegsrat Müller hatte nichts dagegen und die Regierung gab die Erlaubnis — verlangte aber alle 2 Monate eine Anzeige von den aufgeführten Stücken.

Im Laufe der Zeit scheint das Theaterspielen nachgelassen oder aufgehört zu haben, denn erst im April 1833 kommt der Coffetier und Bürger Hasler mit dem Antrage in seiner Stube ein kleines Theater errichten zu dürfen, dessen Ertrag nach Abzug der Kosten der Ortsarmenkasse überwiesen werden sollte. Wiewohl anfänglich der Magistrat dafür war, lehnte die Regierung die Bewilligung doch ab.

II. Neurode.

Die von der Bürgerschaft zu Neurode in der Fastenzeit 1775 ins Werk gesetzten Aufführungen geistlicher Schauspiele, gaben zu einem regelrechten Kriege zwischen dem Lehnsherrn von Neurode Michel Freiherrn von Stillfried und dem Kriegs- und Steuerrat Schröder in Glatz Anlass. Beide Herren scheinen auf keinem besonders guten Fuss gestanden zu haben. Bis dahin hatte die Bürgerschaft Neurode alljährlich Schauspiele in der Fastenzeit mit Genehmigung der Lehnsherrschaft Neurode im Neuroder Rathause aufgeführt, und auch am 22. Februar 1775 diese Erlaubnis nachgesucht und erhalten. Der Kriegsrat Schröder

nntersagte diese Aufführungen, wovon der Magistrat den Freiherrn von Stillfried iu Kenntnis setzte, der aber den Magistrat trotz wiederholter, allerdings wie der Magistrat bemerkt, „bescheidener Widersetzung" nötigte, den Schlüssel zu der unteren grossen Stube im Rathause zn übergeben nnd das Theater herzustellen. Schröder hatte bereits unterm 25. Februar 1775 der Kammer angezeigt, dass er die beabsichtigten Theateraufführungen inhibirt habe, darauf aber den Bescheid erhalten, dass, wenn die Bürgerschaft von Neurode ihre Vorstellungen nicht zu oft wiederhole und keine Bezahlnng dafür nähme, keine Ursache wäre, diesen von jeher üblichen Gebrauch zu verbieten. Das Verfahren des Baron Stillfried gab aber dem Kriegsrat Anlass zu einem erneuten Bericht vom 6. März 1775, in dem er sich über den Baron Stillfried lebhaft beschwert und ihn der Uebergriffe in das Stadtpolizeiwesen beschuldigt. Er sagt, dass er nicht im Stande sei, Ordnung im Rathäuslichen- nnd Polizeiwesen zu Neurode zu erhalten, wenn er nicht in seinen Amtsverfügungen geschützt würde, und bittet ganz besonders, dem Baron Stillfried bei einer namhaften Geldstrafe seine Einmischung in das Rathäusliche- und Polizeiwesen streng zu untersagen, und den Magistrat unter Androhung der Kassation zur Befolgung der ihm von seiner vorgesetzten Instanz zukommenden Befehle anzuweisen. Die Kammer erteilte darauf dem Baron Stillfried einen scharfen Verweis.

Dem Kriegsrat Schröder wurde dies mitgeteilt, ihm aber gleichzeitig empfohlen, sich dafür zu hüten, dass nicht persönliche Animositäten den Beweggrund zu seinen Anklagen gäben. Noch bevor dieser Bescheid in Schröders Hände kam, hatte dieser am 16. März 1775 wiederum berichtet, dass die Schauspiele wöchentlich 2mal, Sonnabends und Sonntags, und zwar für Geld, im Rathause aufgeführt würden. Ueber die Aufführungen selbst nnd die dabei Mitwirkenden urteilt er höchst wegwerfend. Er schreibt: „Da die Bande aus lauter Pfuschern bestehet, die wild ohne gehörige Direction agiren, leidet bei diesen Schauspielen offenbar die Tuch- Mannfactur, da sowohl die Acteurs als die Zuschauer grösstenteils Tuchmacher sind, die eines Teils durch den Geldbeitrag enerviret, andern Teils durch dergleichen Gaukeleien von ihren Berufsgeschäften abgezogen werden, und die Feuersicherheit des Rathauses, weilen bei solchen Gaukeleien leicht Feuer auskommen, nnd das Rathäusl. Archiv mit verbrennen kann. Euer Königl. Majestät haben die Aufführung dergl. Schauspiele bereits bei Wünschelburg Allerhöchst inhibiret und auf Grund dieses Inhibitarialis habe ich auch die zu Neurode, da solche offenbar zum Verderben des moralischen Charakters der Einwohner, zum Nachteil des Nahrungsstandes, Feuergefährlichkeit des Rathauses und znr Schande der Religion gereichett, untersaget, und Euer Königl. Majestät bitte ich allerunterthänigst, diese meine Veranlassnng Allerhöchst zu bestätigen geruhen". Die Kammer verfügte darauf an ihn unterm 4. April 1775, sie hoffe, dass, da nun die Fastenzeit bald zu Ende gehe, auch diese Schauspiele nunmehr aufhören werden, ohne dass deren Einstellung noch besonders verordnet werden dürfe. Die Kammer wollte offenbar mit diesen ihr lästigen Erörterungen verschont bleiben. Der Freiherr von Stillfried bernhigte sich übrigens nicht bei der ihm gewordenen Zurechtweisnng. Er liess unterm 31. März 1775 eine geharnischte Beschwerde los. Er

sagt, dass der Commissarius loci die Sache mit ihren gesamten Umständen anders vorgestellt habe, als sie in der That gewesen, und dass er sich gegen die ungerechten Beschuldigungen desselben defendiren müsse. Er erklärt, dass es seit undenklichen Zeiten zu Neurode eine hergebrachte Gewohnheit gewesen, dass die Bürger znr Passionszeit uuter sich selbst Sonntags geistliche Schauspiele aufgeführt, welche, da deren Gebrauch so alt geworden, von den Bürgern für einen Teil ihrer Religionsübung angesehen werden; dass zur Aufführung derselben alljährlich bei der Grundherrschaft die Erlaubnis erbeten werden müsse, und dass niemals jemand gegen solche unschuldige und gewissermassen christliche Beschäftigung etwas eingewendet und am allerwenigsten jemals ein Commissarius loci dieselben den Komödiantenbeschäftigungen beigezählt habe; dass die Bürgerschaft ihm das Verbot gemeldet und er sich unmittelbar an den Minister von Hoym gewendet habe, dessen Entscheidung für den alten Gebrauch ausgefallen sei, und dass er also nicht absehe, wie der Commissarius loci es für seine Amtspflicht angesehen habe, gegen ihn unverdiente Verweisungs- und Warnungs-Verordnungen zu extrahiren. Er müsse bitten, künftig, wenn der Commissarius loci gegen ihn denuncire, ihn vor Erteilung der Rüge zu hören, weil er schon verschiedene Male auf dessen ungegründete Angaben mit unverdienten Verweisen gekränkt worden sei, da er sich sonst unmittelbar bei Seiner Majestät beschweren müsse. Diese Beschwerde wurde mit dem Bemerken zu den Akten geschrieben, dass bei zu Ende gehender Fastenzeit hierauf etwas zu verfügen nicht für nötig erachtet werde.

Die Stube, in welcher die Theatervorstellungen stattfanden, wurde dann dazu bestimmt zur Spinnschulstube zu dienen, und es wurden aus diesem Grunde die Schauspiele mehrere Jahre eingestellt. Im Februar 1783 wurde der Tischler Gesier und der Tuchmacher Hoffmann wieder vorstellig; sie erklärten für eine anderweite Unterbringung der Spinnschnle sorgen zu wollen und baten um die Erlaubnis, in der Fastenzeit Trauer- und Schauspiele aufführen zu dürfen, deren Stoff aus der Leidensgeschichte Jesu oder aus anderen biblischen Geschichten entnommen, und die von katholischen Geistlichen verfertigt worden. Sie hoben die der Stadt und der Accise aus solchem Anlass durch den Besuch fremder Leute aus Böhmen erwachsenden Vorteile hervor und brachten auch ein Attest des Pfarrers Joseph Moschner zu Neurode vom 19. Februar 1783 bei, nach welchem von geistlichen Amts wegen gegen das Vorhaben, das Leiden unseres Erlösers in einem anmuthigen Trauerspiele vorzustellen, nichts einzuwenden sei. Die Kriegs- und Domänenkammer war aber auf den Bericht des Kriegsrats Schröder vom 11. März 1783 anderer Meinnng. Sie erklärt in ihrem Erlass vom 27. März 1783 an die Bittsteller, dass es sehr unschicklich sei, einen so wichtigen Gegenstand der christlichen Religion auf solche Art zu behandeln. Der Herr Pfarrer kommt dabei besonders schlecht weg; es heisst: „Da der Geistliche durch sein ausgestelltes Attest hiezu die Hand zu bieten scheint, so giebt solches der Köuigl. Kriegs- und Domänenkammer von seiner Einsicht, Frömmigkeit und Beurteiluugskraft nicht den vorteilhaftesten Begriff. Des Geistlichen Pflicht ist es, seinen Pfarrkindern die Wichtigkeit dieser Leidensgeschichte herzrührend zu erklären,

und sie dadurch auf diese Lehre aufmerksam zu machen und zum gottseligen Wandel und Tugend zu führen, anstatt dass die sinnliche Vorstellung dieser Geschichte Tumult und Unanständigkeiten nach sich ziehen dürfte". Es wird ferner erklärt, dass die hervorgehobenen pekuniären Vorteile den Schaden nicht überwiegen würden, den die Bürger haben würden, wenn sie ihre Profession und Arbeiten verabsäumten, und schliesslich wird bemerkt, dass es weit nützlicher für das allgemeine Beste sein würde, wenn jede Familie das, was der Geistliche ihnen gepredigt hat, in ruhiger Abendstunde wiederhole und die Passionsgeschichte zur Erbauung nachläse.

Es muss übrigens noch bemerkt werden, dass der Kriegsrat Schröder vor seiner Berichterstattung sich an den Dekan Winter in Mittelwalde gewendet hatte, und dass dieser im Gegensatz zu der Ansicht des Pfarrers Moschner die Darstellung der Leidensgeschichte Jesu auf einer Schaubühne für unschicklich erklärte; diese Auslassung hatte Schröder seinem Berichte beigefügt, und auf sie gründete sich hauptsächlich die scharfe Abweisung der Bittsteller durch die Kriegs- und Domänenkammer. Damit war aber der Kampf um das Theaterspielen noch nicht beendet.

Unterm 3. Januar 1787 berichtet der p. Schröder, dass ihm angezeigt sei, der Magistrat wolle in einem Immediatgesuche um die Erlaubnis bitten, in der Spinnstube im Rathause Komödien aufführen zu lassen; er beantragt Abweisung auf Grund der Entscheidung vom 27. März 1783 und weil die Aufführung von Komödien auf dem Rathause für die Königlichen Accise- und Zollkassen, die städtischen Kassen und das Archiv feuergefährlich sei. Dem Magistrat wurde darauf unterm 15. Januar 1787 das Missfallen der Kammer ausgedrückt und ihm jede Duldung oder Zulassung von Theatervorstellungen auf dem Rathause streng untersagt. Magistrat verwahrt sich unterm 29. Januar 1787 sehr energisch gegen die ihm zugeschriebene Absicht und auch dagegen, dass seinerseits Leute aus der Bürgerschaft zur Aufführung von Komödien animirt würden; er glaubt aber doch, dass die Erlaubnis dazu den Bürgern, namentlich bei den schlechten Zeiten, ohne jeden Nachteil wohl gewährt werden könnte. Die Kammer versagte aber die Erlaubnis, und die Bürger und Tuchmacher Joseph Bencke, Augustin Langer und Joseph Hoffmann, welche inzwischen am 18. Januar 1787 für ihre Person besonders vorstellig geworden waren, erhielten den Bescheid, „dass sie bei Vermeidung der nachdrücklichsten Ahndung sich nicht unterstehen sollten, dergleichen ihre Profession störende und Zeit und Geld splitternde öffentliche Komödien zu spielen".

Bis zum Jahre 1808 scheint die Bürgerschaft von Neurode keine weiteren Versuche gemacht zu haben, um die Erlaubnis zu Theatervorstellungen zu erlangen. Im November dieses Jahres sollte nun in Neurode ein Liebhaber-Theater errichtet werden, und der Magistrat hatte sich bereit erklärt, den Platz am Rathause über den Fleischbänken gegen einen Mietszins dazu herzugeben. Der Kriegs- und Steuerrat Müller in Glatz sprach sich in seinem Berichte indess dagegen aus, weil der geringe Nutzen, den die Kämmereikasse aus der Miete gewönne, nicht in Betracht komme und die Feuersicherheit gefährdet werden könnte, auch der Hang zu Unordnungen und Extravaganzen in Neurode, woselbst eine grosse Anzahl Ausländer als Fabrikarbeiter ab- und zuströmen, nicht zu verkennen sei. Die Kriegs- und Domänenkammer beauftragte den p. Müller aus den

von ihm vorgetragenen Gründen die Bürgerschaft in Neurode auf eine gute Art von ihrem Vorhaben abzubringen; jedenfalls dürfe der genannte Platz nicht eingeräumt, auch dürfe für die Vorstellungen wegen des Vogtschen Privilegiums Legegeld nicht genommen werden.

Die Neuroder scheinen später aber doch ihren Neigungen für das Theaterspielen gefolgt zu sein. Die Akten ergeben, dass sich 1812 eine Gesellschaft angesehener Bürger zusammengethan hatte und Vorstellungen zu wohlthätigen Zwecken gab; im Oktober 1815 kam die Sache zur Kenntnis der Regierung in Breslau, welche den Magistrat anwies sich darüber zu verantworten, wie er diese Schauspielanfführungen bisher habe dulden können, da auch wirkliche Schauspieler von der Gesellschaft engagiret und besoldet seien. Magistrat wies das als unbegründet nach und trat für die Gesellschaft ein, worauf die Polizeideputation den Magistrat dahin beschied „wie er seinerseits darin gefehlt hat, dass er ohne landespolizeiliche Genehmigung diese Schauspiel-Aufführungen gestattet hat, welches demselben hiermit ernstlich verhoben wird". Magistrat untersagte nun die Vorstellungen. Im Winter 1816 bildete sich aus der Klasse der gebildeten Einwohner eine Privatgesellschaft, welcher, nachdem Magistrat berichtet, dass kein Legegeld genommen werde, von der Polizeideputation die Genehmigung zur Fortsetzung der Vorstellungen des Liebhaber-Theaters erteilt wurde; es musste aber alle Monate eine Nachweisung der aufgeführten Stücke eingereicht werden. Diese Nachweisungen ergeben, dass hauptsächlich Stücke von Kotzebue gespielt wurden, daneben auch solche von Körner, Zschokke und Costenoble.

III. Reinerz.

Auch in Reinerz war von alter Zeit her Komödie gespielt worden, und es hatten sich stets viele böhmische Einwohner als Zuschauer eingefunden. Es muss eine längere Pause in diesen Theatervorstellungen in Reinerz eingetreten sein, denn es wurden eine zeitlang in dem böhmischen Grenzstädtchen Gishübel Lustspiele aufgeführt, zu denen sich die preussischen Unterthanen zahlreich als Zuschauer einfanden. Nun wollten die Reinerzer Bürger die früheren Vorstellungen wieder aufnehmen, um ihrer Stadt und den Bewohnern die Vorteile des Besuches der diesseitigen wie der jenseitigen Grenzbewohner zu sichern, und es wandten sich im Nov. 1782 der Bürger und Fleischhacker Carl Bernatzky, der Bürger und Schuhmacher Pancratius Sandmann und der Bürger und Tuchfabrikant Hyronimus Welzel im Namen mehrerer anderer in einer Vorstellung an den Magistrat mit der Bitte, ihnen von der Kriegs- und Domänenkammer die Erlaubnis zu erwirken, dass sie frei und ungehindert wie ihre Vorfahren es gethan.Lustspiele in loco aufführen dürften, und zwar nur an Sonn- und Feiertagen, wo Niemand in seinem Nahrungsbetriebe gehindert werde. Sie beriefen sich dabei auf die im Jahre 1756 für derartige Aufführungen gewährte Accisefreiheit. Bürgermeister, Syndikus und Rat von Reinerz befürworten diese Vorstellung, weil durch die Vorstellungen in Reinerz das Ueberlaufen über die Grenze nach Gishübel, wodurch Geld pflichtwidrig ausser Landes geschleppt werde, gehindert und die städtische Consumtion bei der ohnedies nahrlosen Zeit vermehrt, auch das Königliche Interesse befördert werden dürfte, indem die böhmischen

Einwohner ins Land gelockt und von ihnen viel Esswaren und Getränke verzehrt würden. Der Kriegsrat Schröder in Glatz, hierüber zur Aeusserung aufgefordert, berichtet unterm 3. Februar 1783, dass 2 Komödien des Sonntags Abends aufgeführt werden sollten, und zwar der sächsische Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen und Romeo und Julia. Er sagt: „In solchen Komödien in kleinen Orten, wo lauter ungezogenes Volk zusammenlauft, wird das Gute, welches der Pfarrer in der Kirche gestiftet, wieder niedergerissen, und die Sittenlosigkeit allgemein gemacht, zu dem verbotenen blauen Montag, sowohl in Ansehung derer Acteurs als derer Zuschauer, der Grund geleget, die Nahrungen negligiret, die zum Zuschauen erscheinenden Landleute von ihren Wirtschaften abgezogen; bei einem starken Zusammenlauf von mutwilligen, zum Teil zügellosen Menschen im Stadthause leicht Feuer entstehen, und dadurch die völlig hölzerne Stadt mit ihrer schönen Tuchmanufaktur in die Asche gelegt werden könnte. Ich bin daher der so pflichtmässigen als allerunterthänigsten Meinung, dass Magistratus zu Reinerz und die drei Bürger, welche die in Originali anbei zurückerfolgende Supplique unterschrieben, die eigentlich die Directeurs des Spectacles zu Reinerz sein wollen, wovon die zwei ersteren leichtsinnige Stadt-Vorredner, und der letzte der wegen geleisteter feindlicher Accise-Einnehmerdienste im letzten Kriege dimittirte Tuchmacher-Oberälteste ist, mit ihrem unstatthaften Gesuche völlig abgewiesen werden". Die Kriegs- und Domänenkammer erwidert ihm jedoch unterm 14. Februar 1783 u. a.: „Da wir aber die schrecklichen Folgen, die Ihr vorbilden wollet, nicht abzusehen vermögen, auch dergl. Folgen ohnehin, wo selbst zu Reinerz und in mehreren anderen Städten der Grafschaft von der Bürgerschaft Schauspiele aufgeführt worden, daraus nicht entstanden sind, und selbst in den besten Dingen der Missbrauch schädlich ist, dem indessen bei dieser der Bürgerschaft zum Vergnügen gereichen sollenden Handlung möglichst vorgebeugt werden muss, so haben wir dato dem Magistrat zu Reinerz die Erlaubnis, jedoch nur auf sechs Monate hindurch im Jahre erteilen lassen". Der Magistrat wurde demgemäss beschieden, ihm jedoch zur besonderen Pflicht gemacht dafür zu sorgen, dass allem Unfug und Unheil vorgebeugt werde, da bei dem geringsten unangenehmen Vorfall die Theilnehmer bestraft werden sollten und die Concession verloren ginge.

Im April 1834 traten wieder mehrere Bürger mit der Bitte hervor, ein kleines Privattheater errichten zu dürfen, die Regierung untersagte dasselbe aber, weil Beiträge zu dem Zwecke erhoben würden und dies dem Sinne des Verbotes in der Amtsblattverfügung vom 26. März 1821 zuwiderliefe.

Im Oktober desselben Jahres wurden mehrere Bürger nochmals vorstellig, das von ihren Vorfahren ererbte kleine Theater zur Unterhaltung benutzen zu dürfen, weil „es in der Natur eines jeden Menschen liege, dass er sich zu etwas hingezogen fühle und Erholung von den Berufsgeschäften ebenfalls ein Bedürfnis sei wie die tägliche Nahrung". Unter der Voraussetzung genauer Beachtung der Amtsblattverfügung vom 26. März 1821 wurde jetzt die Genehmigung von der Regierung erteilt.

IV. Lewin.

Habelschwerdt, 22. Januar 1756: Der Kriegs- und Steuerrat von Unruh berichtet, dass die jungen Bürger zu Lewin auf künftige Fasten ein oder zweimal Commödie spielen wollen, und fragt an, wie es mit der Acciseabgabe zu halten sei.

„Es pflegen dann und wann in der Fastenzeit geistliche Commödien von denen jungen Bürgern produciret zu werden; man hat diese Leute nicht als Commödianten, weil sie davon keine Profession machen, angesehen und folglich keine Accise gefordert: zu Lewin soll künftige Fasten in der Taberne eine dergleichen Commödie ein oder zweimal gespielet werden, das Acciseamt aber daselbst dubitirt, ob die Personen von der Accise gänzlich zu verschonen. Mein Vorfahr hat solche nicht fordern lassen, indem durch Zuziehung derer Dorfleute mehr Bier, Branntwein und Semmel als sonsten consumiret wird. ich frage demnach allerunterthänigst an, ob diese Leute, welche eben keinen sonderlichen Nutzen von diesen Spiel haben, ferner von der Accise verschont bleiben sollen".

Antwort. Breslau, 26. Januar 1756: „Unseren pp. Wir ertheilen Euch auf Euren allerunterth. Bericht und Anfrage wegen der geistlichen Commödien so einige bürgerliche Personen zu Lewin unter sich spielen wollen in Gnaden zur Resolution, dass von dergl. Commödien welche die Bürgerschaft unter sich repräsentirt, keine Accisse entrichtet werden dürfe".

Der Bürger und Schuhmacher Vincenz Weiss und einige Mitbürger richten unterm 9. März 1803 an die breslausche Kammer ein Gesuch um Erlaubnis „den Hamlet und mehr moralische zur Bildung guter Sitte und Menschlichkeit in Druck und Kenntnis gebrachte Comödien in Lewin und in dem benachbarten Badeorte Cudowa aufführen zu dürfen" unter Berufung namentlich auch darauf, dass die Mitbürger nach Giesshübel in Böhmen gingen, wo die dortigen Einwohner Theater spielten, und damit das Geld ausser Landes gebracht würde. Der darauf an p. Weiss ergangene Bescheid der Kammer vom 21. März 1803 lautet wörtlich: „Es ist ein altes bekanntes Sprüchwort, dass der Schuster bei seinem Leisten bleiben soll, welches sagen will, dass ein jeder das Gewerbe und Nahrung, welches er erlernt hat, fleissig treiben und sich dadurch redlich nähren, nicht aber sich mit Dingen befassen soll, wozu er weder Beruf noch Geschick besitzt. Dies findet volle Anwendung, wenn der Schuhmacher Weiss zu Lewin nebst einigen anderen dasigen Bürgern mittelst ihrer Eingabe vom 9. dieses um Erlaubniss bitten, Theaterstücke öffentlich aufführen zu dürfen; als worauf einem jeden von ihnen hiermit pro resoluto angerathen wird, sein erlerntes Handwerk als gute Bürger emsig zu betreiben, und sich mit dahin nicht gehörigen Nebendingen nicht abzugeben, zumal überdies öffentliche Vorstellungen gegen Legegeld dem Privilegio der Vogt'schen Gesellschaft entgegen und deshalb nicht zu gestatten sind".

Ein ferneres Gesuch, wenigstens des Sonntags Comödien spielen zu dürfen, wurde unterm 26. Juli 1803 ebenfalls ablehnend beschieden.

V. Glatz.

Okt. 1791. Auch der Nachfolger des Kriegsrates Schröder in Glatz, der Kriegs- und Steuerrat Müller, war kein Freund solcher Theater-Vor-

stellungen. Als mehrere Glatzer Bürger bei ihm mit der Bitte vorstellig wurden, ihnen bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau die Erlaubnis zur Aufführung von Comödien auszuwirken, berichtete er wörtlich: „Meinem Dafürhalten nach ist es nicht nützlich sondern schädlich, wenn dem Bürger durch Aufführung dergleichen den guten Geschmack und Sitten zerstörenden Comedien die Gelegenheit gegeben wird, die Zeit zu verderben, sich zum Müssiggange zu gewöhnen, und durch dergleichen Kopf und Herz verrückenden Unsinn zu divertiren". Die Kammer verfügte Ablehnung des Gesuchs.

Die in der Eingabe der Glatzer genannten „Agenten" sind: Johann Gottwald, ein beurlaubter Soldat, Franz Höcker, ein Maurer, Joseph Schorn, ein Maurer, Franz Weniger, ein Maurer, Bernhard Dorner, ein Maler, Franz Franke, ein Schneider, Anton Büttner, ein Büttner, Joseph Hauck, ein Schuhmacher, des Franz Höckers Tochter Anna Barbara, Johanna Brannerin, eines Stadtunterthan Tochter, des Anton Wache Tochter Magdalena. Die „Comödien sind betitult":

von der Pfalz-Gräfin Genofefa in 8 Aufzügen,
von Don Eschang eine spanische Geschichte in 4 Aufzügen,
von Susanna und Daniel ein Singspiel, 4 Aufzüge,
von Kaiser Octavianns in 6 Aufzügen,
von Deutschland in 8 Aufzügen,
von Mauritius in 6 Aufzügen.

Der „bürgerliche Maner Geselle" Franz Höcker wurde unterm 14. Febr. 1792 nochmals vorstellig um Erlaubnis, mit einer Gesellschaft von 14 inländischen Personen in der souveränen Grafschaft Glatz die Arabische Geschichte aufführen zu dürfen. Näheres über die Arabische Geschichte ist nicht angegeben. Es waren Personen derselben Gesellschaftsklasse, zum Teil die vorhin genannten, welche beteiligt waren. Der Kriegsrat Müller, zum Bericht aufgefordert, schreibt u. a.: „Meinem allerunterthänigsten Dafürhalten nach können sich alle diese Personen besser und zweckmässiger durch Handhabung ihres Gewerbes und Profession, als durch Aufführung dergleichen elender theatralischer Stücke beschäftigen, durch die die übrigen überdies zum Theil zur Trägheit und Unfleisse geneigten Einwohner hiesiger Städte zugleich von nützlichen Beschäftigungen abgezogen und zum Besuche dieser Commedien, bei welchen die Moralität in vieler Rücksicht verlieren muss, verleitet werden". Höcker und Genossen wurden darauf unterm 19. März 1792 ernstlich ermahnt, sich durch Fleiss und Wahrnehmung ihres eigentlichen Gewerbes und Profession ihren Unterhalt zu erwerben.

Nach dem Ableben des Franz Höcker wurde dessen Sohn August Höcker, ebenfalls ein Maurer, im Februar 1810 wiederum um eine Concession zum Theaterspielen in der Grafschaft Glatz und in Oberschlesien vorstellig; er führt namentlich an, dass seine Mitspieler aus guten gesitteten Maurergesellen bestehen, welche sich hiermit die Wintermonate erleichtern können. Dies Gesuch wurde unterm 22. März 1810 von der Geistlichen und Schulendeputation der Königl. Regierung zu Breslau — welche letztere an die Stelle der Kriegs- und Domänenkammer getreten war — als dem Privilegium der Vogt'schen Schauspieler-Gesellschaft entgegenstehend abgelehnt.

Später hatte sich in Glatz aber doch ein Liebhabertheater gebildet, von dessen Bestehen die Regierung aus dem Zeitungsberichte des Kriegs- und Steuerrats Müller für Dezember 1812 Kenntnis erhielt; dieser wurde daher unterm 26. Dezember aufgefordert anzuzeigen, ob für Geld gespielt würde, wer die Direction führe, und ob es unter Censur und Aufsicht der Polizei stehe. Müller berichtet, dass sich mehrere Dilettanten und zwei Directoren, Tischlermeister Howada und Nadlermeister Hirschfeld, vereinigt, von denen der eine Teil spiele, der andere die Unkosten durch monatliche Beiträge aufbringe; seit November 1812 fänden Vorstellungen in dem Tabernen-Gebäude unter polizeilicher Aufsicht statt, mit Ende Januar hörten sie auf. Aus dem beigegebenen Verzeichnis der aufgeführten Stücke ersehen wir, dass überwiegend die Lustspiele von Kotzebue, einige von Molière und auch ein Iffland'sches Stück, die Aussteuer, zur Darstellung kamen.

Im Juli 1814 befürwortete der Magistrat das Gesuch einer bürgerlichen Gesellschaft — deren Vorsteher der Schneidermeister Franz Döhn war — ein Liebhabertheater zum Besten der „von denen im heiligen Kampfe für das Vaterland getödteten Männer hinterlassenen Witwen und Waisen errichten zu dürfen“. Der Steuerrat Müller legte das Gesuch der Polizeideputation der Regierung in Breslau zur Entscheidung vor, die indes die Zurückweisung des Antrags anordnete mit der Begründung wie stets, dass stehende Liebhabertheater aus der Bürgerklasse für Moralität und Häuslichkeit zu nachteilig seien, als dass dazu Concessionen erteilt werden könnten, auch wenn der Ertrag des Ueberschusses zu einem so wohlthätigen Zwecke, wie angegeben, verwandt werde. Eine nochmalige Vorstellung des Döhn im August 1814 wurde aus denselben Gründen — die in der Natur der Sache lägen und durch die Erfahrung bekräftigt seien — abgelehnt.

Uebrigens wurde die „Ressourcen-Gesellschaft“, welche sich aus den mittleren Ständen gebildet hatte, in der Aufführung von Theaterstücken unter sich nicht gehindert, obgleich auch hier der Kriegs- und Steuerrat Müller in seinem Berichte sich dagegen aussprach.

Im Dezember 1817 bildete sich noch eine zweite Liebhabertheater-Gesellschaft und zwar aus den Offizieren der Garnison (Militär-Ressource) unter Leitung des pensionierten Generals v. Carnall, welcher ebenfalls keine Hindernisse bereitet wurden.

VI. Oberhannsdorf bei Glatz.

Febr. 1835. Ein gewisser Anton Gänsjäger, der nach seiner Angabe schon in den Jahren 1800, 1801, 1807, 1808 gelungene Versuche mit Theater spielen gemacht hatte, sucht um die Erlaubnis nach, mit einer Gesellschaft Dorfbewohner (Häusler, Gärtner, Zimmerer, Maurer) in einigen Dorfschaften des Glatzer und Habelschwerdter Kreises theatralische Vorstellungen geben zu dürfen. Er wollte Stücke mit folgenden Titeln aufführen: Boas, der siebenjährige Prinz und König in Juda; der Brudermörder Kain; die heldenmütige Judith; der Syron; die Konstantia; das falsche Vertrauen; die Matrone von Ephesus; die geschickte Kammerjungfer; die verlorene Unschuld;

der Instinkt, oder wer ist Vater zu dem Kinde; die Werbung für Engelland.

Die Erlaubnis wurde versagt, da die Darstellung biblischer Geschichten nach der Amtsblattverf. vom 23. Sept. 1817 S. 432 verboten und das Herumziehen mit Personen, wie sie Gänsjäger als Mitdarsteller genannt hatte, polizeilich unzulässig sei.

VII. Reichenstein.

Eine ebenfalls trübe Erfahrung machten die Reichensteiner Bürger mit ihrem Liebhabertheater. Der dortige Pfarr-Curatus Wogkittel wollte das Theaterspielen, von dem er behauptete, dass es verderblich sei, abgeschafft wissen, und wandte sich im Februar 1812 an den Ratmann Häusser als damaligen Polizeiinspektor mit dem Antrage, die theatralischen Aufführungen zu untersagen. Häusser lehnte dies in seinem Antwortschreiben an Wogkittel ab und begründete seine Ablehnung mit dem Nutzen, den diese Vorstellungen für das Volk hätten, welches dadurch zu Anstand und Sitte herangezogen würde. Häusser hatte in Wölfelsdorf die gute Wirkung zweckentsprechender Theatervorstellungen, die dort unter Leitung des Pfarrers Seeliger und seiner Kapläne stattfanden, kennen gelernt, und sich so für die Sache begeistert, dass er diese Förderung der Bildung auch in Reichenstein einführte. Wogkittel, der augenscheinlich mit Magistrat und Bürgerschaft auf schlechtem Fusse stand, gab sich indes nicht zufrieden; er richtet am 26. Oktober 1812 eine Beschwerde an die Polizeideputation der Regierung zu Breslau und schreibt: „Da hier unter der niedrigen Volksklasse und besonders unter der Jugend und bei sämmtlichen Dienstboten das Sittenverderbnis und die Ruchlosigkeit zum Eckel und Schrecken täglich zunimmt und gar bald ein krebsartiges Uebel werden dürfte, so fordert mich meine Amts- und Gewissenspflicht auf einem abscheulichen Unheil entgegen zu arbeiten. Gegen 6 viertel Jahre wird hier von einem Trupp zusammengeraffter Menschen bald wöchentlich bald in 14 Tagen Comedie gespielt. Um das Spektakel lebhafter zu machen, darf alles Gesindel von Knechten, Dienstjungen und Mägden mit Darreichung einiger Pfennige erscheinen. Die Einschränkung oder die Censur wegen Sittlichkeit darf da wohl nicht gesucht werden. Der junge Pöbel und das leichtsinnige Dienstvolk wird da zur Ausgelassenheit aufgeweckt und zu schändlichen Dingen angefeuert. Sobald die sogenannte Komödie geendigt ist, dann läuft das vermischte Dienstpersonal ins Wirths- oder Schankhaus, wo nach Lüsten gezechet und nebst den Säufereien oft einige Stunden nach Mitternacht getanzet und zur Kränkung der guten Bürger gelärmt wird usw.“ Die Regierung in Breslau erliess darauf am 29. Oktober an den Magistrat in Reichenstein eine scharfe Verfügung und wies ihn bei strenger Rüge an, die Schauspielaufführungen nicht mehr zu gestatten. Der Magistrat remonstrierte hiergegen unterm 2. November 1812 und verwahrte sich ernstlich dagegen, dass seine Mitbürger und Bürgerskinder als ein Trupp zusammengeraffter Menschen bezeichnet würden; er bat schliesslich dem Liebhabertheater einen Gewerbeschein zu verleihen.

Die Regierung blieb aber in ihrem Erlasse vom 9. November dabei, dass die Aufführungen zu untersagen seien, unter Hinweis darauf, dass sie

leicht Unordnnng, Versäumnis des Gewerbes und Gelegenheit zur Immoralität herbeiführen, für die Bildung zweifelhaften Nntzen haben, zu Zerstreunngen und Geldversplitternngen verleiten, welche zn jetziger Zeit, wo Fleiss und Ersparnis so nötige Bürgertugenden sind, möglichst vermieden werden müssten.

Darauf bat die Liebhabertheatergesellschaft selbst unterm 25. November nm die Erlaubnis zur Fortsetznng ihrer Theatervorstellnngen unter Darstellnng der obwaltenden Verhältnisse. Anch hieranf erging an den Magistrat kurze Verfügung, welche die früheren aufrecht erhielt nnd die Erlaubnis versagte.

Der Magistrat wurde nun unterm 21. Dezember 1812 nochmals vorstellig. Er berief sich darauf, dass auch an anderen Orten Liebhabertheater beständen, dass kein Gesetz solche verbiete, dass der Mensch doch einer Zerstreuung bedürfe, und dass, wenn die Bürger sie nicht am Orte fänden, sie über die Grenze liefen nnd dort das Geld verthäten; er bemerkte auch, dass im Dorfe Frankenberg bei Wartha und an anderen Orten mit Zustimmung der katholischen Ortsgeistlichen Stücke, wie die Erschaffung der Welt, Die Magdalena u. dergl. aufgeführt würden, und bat nochmals der Theaterliebhabergesellschaft zu erlauben, alle 14 Tage oder 3 Wochen durch den Winter ihr Spiel fortsetzen zu dürfen, bei welchem unter steter polizeilicher Kontrole hübsche Iffland'sche nnd Kotzebne'sche Stücke aufgeführt werden sollten. Nun endlich wnrde die Regierung milde; sie schreibt dem Magistrat unterm 29. Dezember 1812, dass sie weit entfernt sei den frohen Lebensgenuss durch Untersagung der theatralischen Vorstellungen den dortigen Theaterliebhabern zn beschränken; sie meint aber doch, die Erfahrnng habe gelehrt, dass die Wirkung solcher Schauspielaufführungen für die Sitten immer nachteilig gewesen, besonders bei Liebhabertheatern wo die Mitglieder ans der Klasse gewerbetreibender Personen bestanden haben; sie wolle gegen die Aufführnng von ein par Schauspielen während der Wintermonate nach vorgängiger Censnr der Stücke durch die Polizeibehörde nichts einwenden, aber eine besondere Privatgesellschaft die alle Monate oder alle 14 Tage theatralische Vorstellungen geben will, könne nicht geduldet werden.

Die Reichensteiner Theaterfreunde beruhigten sich dabei aber nicht; sie wurden bei dem Fürsten zu Wittgenstein nnterm 13. Dezember 1812 mit einer Beschwerde vorstellig, welche namentlich die Dennnciation des Pfarrers Wogkittel angriff, und neben Mitteilung der Denunciation zum Zwecke der Verteidigung die Anfhebnng des Spielverbots verlangte. Nach eingefordertem Berichte von der Regierung erging dann an diese der Bescheid und zwar von dem Geheimen Staatsrat und Chef des Departements der Allgemeinen Polizei im Ministerium des Innern von Schuckmann, dass die Abweisung und die Gründe derselben nicht ganz gebilligt werden könnten. Es heisst: „Eine so positive Einwirknng auf gute Sitten und gute Zeitanwendung als dabei in der That zu Grunde liegt, stehet der Polizei gar nicht zu, sondern es muss der Königl. Regierung genügen, dass nnr nicht eine öffentliche Schädigung der guten Sitten stattfindet, oder nnter dem Titel von Privatvergnügen nicht etwas Oeffentliches, woran das ganze Pnblikum und wer da will Teil nehmen kann, nnd welches also Auflänfe, Unordnnngen und Missbräuche wenigstens ver-

anlassen kann, vorgenommen werde". Die Bittsteller wnrden stark verclausuliert beschieden. In Breslau wurde der Erlass zu den Akten geschrieben, „bis das Liebhabertheater in Reichenstein sich wieder melden wird", obgleich inzwischen anch die Honoratioren von Reichenstein in einer besonderen Vorstellung gebeten hatten, das Liebhabertheater zu gestatten. Es bestand eben keine Neigung den Reichensteinern dies Vergnügen zu gewähren. Im November 1813 wurde sogar Anlass genommen, die Sache nochmals in Berlin, nnter Beifügung eines erneuten Wogkittelschen Schreibens vorzutragen, um die Aufrechterhaltung der abweisenden Regierungsverfügung zu erreichen. Der Geheime Staatsrat von Scbnckmann gab der Regierung anheim, sich doch erst davon die Ueberzeugung zn verschaffen, ob die Wogkittelschen Angaben auch zutreffend seien, und ob nicht einseitiger Eifer nnd Vorurteil Anteil au dieser Darstellung hätten. Darauf wurde das Landratsamt der Grafschaft Glatz beauftragt, in geeigneter Weise Nachforschnngen anzustellen und darüber zu berichten.

VIII. Peterwitz bei Frankenstein.

Der Unterthan Franz Bnhl aus Peterwitz bei Frankenstein bittet unterm 20. Februar 1804 „nm Concession znr Aufführung eines bekannten Volkstrauerspieles: Die Bekehrung oder Magdalena genannt". In dem Gesnch wird angeführt, dass der Landrat von Gellhorn, weil das Stück der Religion nnd den guten Sitten nicht nachteilig sei, seinen obrigkeitlichen Consens zugesagt, der Pfarrer und Kreis-Schulen-Inspektor Dittrich in Peterwitz aber gegen die Aufführnng protestirt habe. Der Bittsteller wurde, obgleich er noch eine Empfehlung des Herrn Lndwig von Salis anf Schloss Peterwitz beibrachte, ohne Weiteres abgewiesen.

IX. Hermsdorf Kr. Frankenstein.

Februar 1835. Der Häusler Bonaventura Breiter nnd mehrere Genossen suchten die Erlaubnis nach, dnrch die bestehenden Wintermonate in den im Frankensteiner Kreise gelegenen Ortschaften ein biblisches Spiel, betitelt „Magdalena", aufführen zu dürfen.

Die Erlaubnis wnrde verweigert, weil nach der Amtsblattverfügung vom 23. September 1817 Gegenstände aus der Bibel oder aus der Leidensgeschichte Christi nicht dargestellt werden dürfen.

Darauf wurden die Bittsteller nochmals vorstellig, bloss weltliche Theaterstücke aufführen zu dürfen, namentlich ein Persisches Geschichts-Spiel: „Die wahre geprüfte kindliche Reue".

Hieranf erfolgte wiederum Abweisung auf Grund der Amtsblattverfügung vom 26. März 1821, weil Privat Commödien gegen Einlassgeld überhaupt nicht aufgeführt, und solche auch insbesondere Personen geringen Standes und der dienenden Klasse nicht gestattet werden können.

X. Alt-Altmannsdorf bei Frankenstein.

Im Dezember 1818 wurde auf die Vorstellung des Gärtners Stöhr in Alt-Altmannsdorf von der Königl. Regierung zu Reichenbach diesem gestattet, mit einigen Mitgliedern der Gemeinde einmal das Singspiel „Der Eremit von Formentera" von Kotzebue aufzuführen mit dem Hinzufügen, dass eine Wiederholnng dieses Vergnügens nicht erlaubt würde, „in-

dem alsdann angenommen werden muss, dass die Unternehmer mehr vergnügungssüchtig als arbeitslustig sind".

XI. Frankenstein.

In Frankenstein suchte im April 1811 der Buchdruckergeselle Müller bei dem Magistrat um einen Gewerbeschein nach, um mit einer aus Handwerkern bestehenden Gesellschaft öffentliche Schauspiele geben zu können. Magistrat trug die Sache der Königl. Regierung in Breslau vor, und sprach sich dabei gegen die Erteilung des Gewerbescheins aus, weil hinsichtlich der Schauspieler die Sache verderblich sei je niedriger die Stufe ihrer aesthetischen und moralischen Bildung sei, und je näher sie der arbeitenden Klasse angehören, der sie durch das Theater gänzlich entzogen werden, und weil die Zuschauer durch die Darstellungen solcher Leute nicht befriedigt werden könnten, also benachteiligt würden. Das Polizeidepartement trat dieser Auffassung bei und betonte noch besonders, dass diese Beschränkung der Gewerbefreiheit dem Geiste des Edikts vom 2. November 1810 nicht zuwider, sondern vielmehr in dem § 18 desselben ausdrücklich geboten sei, „indem die polizeilichen Anordnungen aller Art nicht aufgehoben und überhaupt solche Beschränkungen vorbehalten worden sind, welche zu Vermeidung von Gefahren in physischer und moralischer Hinsicht dem Zeitbedürfnisse angemessen sind". Der nachgesuchte Gewerbeschein wurde also versagt.

XII. Langenbielau.

März 1827. Schuhmacher Hornig und Webergeselle Benjamin Riedel wollten ein Theaterstück Judith und Holofernes aufführen. Obgleich der Landrat des Reichenbacher Kreises dies untersagte, weil die Aufführung von Comödien und Puppenspielen, wozu der Stoff aus einer biblischen Geschichte genommen, durch Ministerialerlass vom 29. Juli 1817 verboten war, fanden doch 2 Aufführungen am 17. und 22. April 1827 bei den Kretschmern Bleicher und Scholz statt. Der Landrat trug dies der Regierung vor, welche Geldstrafen gegen die Unternehmer und gegen die Gastwirte anordnete.

XIII. Striegau.

Die dort seit Januar 1827 bestehende Liebhabertheatergesellschaft wollte im Mai 1827 Räume des dort aufgehobenen Jungfrauen-Klosters von der Regierung mieten, um dort zur Beschaffung von Strassenlaternen und zur Unterhaltung der Beleuchtung Vorstellungen zu geben, wurde aber abgewiesen, einmal da die Räume bereits für das Land- und Stadtgericht bestimmt waren, ausserdem weil Vorstellungen für Geld, zu welchem Zwecke auch, nicht erlaubt seien nach der Amtsblattverfügung vom 26. März 1821 (Stück XIII Nr. 57 S. 97).

Indes wurde in Striegau mit Genehmigung des Magistrates Theater gespielt, worüber sich der Magistrat 1828 bei der Regierung zu verantworten hatte, welcher angezeigt war, dass die theatralischen Vorstellungen gegen Legegeld gegeben wurden. Auf den langatmigen und gewundenen Bericht des Magistrates erhielt derselbe von der Regierung eine ganz

angehörige Zurechtweisung und wurde verpflichtet, die Verordnung vom 26. März 1821 gehörig zu beachten. Die Regierung war garnicht erbaut von der ganzen Sache, denn in dem Erlass führt sie dem Magistrat auf seine Lobpreisung des Theaterspielens besonders zu Gemüt, „dass Gedächtnisübung, angebildeter Geschmack, angenehme Sitten und feine Manieren nicht für Fleiss, Hänslichkeit, Frugalität und andere Bürgertugenden Ersatz gewähren können". Aufgeführt wurden nach den vorliegenden gedruckten Theaterzetteln:

Der vermeinte Räuberhauptmann oder der wiedergefnndene Bruder als Hauptmann in der Armee, Lustspiel in 1 Aufznge.

Theodor Körners Tod oder das Gefecht bei Gadebnsch, dramatisches Gedicht in 1 Aufznge.

Das Kind der Liebe, Schauspiel in 5 Akten von Kotzebue.

Die Scheintodten, Schwank in 2 Aufzügen von J. H. Friedrich.

Männertreue, Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue.

Das Erntefest, Schanspiel in 1 Akt von Kotzebue.

Der grade Weg der beste, Lustspiel in 1 Akt von dems.

Schinderhannes oder die Mühle an der Mosel, Lustspiel in 2 Akten von Zentfeld.

Der Tabakspinner oder Auf Ehre so gehts, Lnstspiel in 2 Anfzügen von J. v. Voss.

Die Preise der Plätze waren 1. 5 Sgr., 2. 2 Sgr. 6 Pf. Auf einem Zettel findet sich die Mahnung: „Es wird ergebenst gebeten von dem zweiten Platz nicht überzusteigen, oder sich in den ersten Platz einzudräugen".

XIV. Brieg.

In Brieg hatten sich Anfang Herbst 1801 50 Mitglieder ans der Bürgerschaft zu einer Privattheatergesellschaft zusammengethan nnd einige Schauspiele nach vorher eingeholter Erlaubnis des Magistrates nnd des Königlichen Commissarii Loci, Kriegs- und Steuerrats Berger aufgeführt. Dem Letzteren waren aber hinterher Bedenken gekommen und er hatte die ferneren Aufführnngen untersagt. Hiergegen richteten die Beteiligten eine vom Hof- und Criminalrat und Justizkommissarius Müller abgefasste geharnischte Beschwerde an die Breslau'sche Kammer. Müller stützte sich dabei auf das (inzwischen ins Leben getretene) Allg. Landrecht (§ 186 Tit. XX P. II); er führte aus, dass Liebhabertheater weder verboten wären noch einer besonderen landesherrlichen Conzession bedürften, dass dazu vielmehr nur die Erlaubniss der Polizeiobrigkeit des Ortes nachzusuchen sei, und bemerkt noch besonders, dass der Staat nnr Minderjährige, Verschwender und Wahnsinnige bevormunde; dass allen übrigen Staatsbürgern die Disposition über ihr Eigentum, ihre Zeit nnd ihre Kräfte so lange in freie Willkür gestellt sei als sie nicht in eine der obigen drei Klassen einfallen. Er fährt dann fort: „So wenig sich daher der Staat das Recht beigelegt hat darüber zu wachen, was jeder seiner Unterthanen mit seinem Gelde mache, ob er es der Leidenschaft zum Putze, zum Trunke, zum Reisen, znm Spiel u. a. m. aufopfere, oder aber auf der Mittelstrasse der Wirthlichkeit wandle, oder jenseits derselben die Kartoffeln und das frische Wasser vertheure, ebensowenig ist und kann es

der Fall sein bei der Belustigung durchs Theater, wenn man nicht etwa annehmen will, dass die Leidenschaft dafür alle übrigen Leidenschaften des Menschen so weit hinter sich zurücklasse, dass dadurch Maassregeln gerechtfertigt würden, die man bis jetzt noch gegen keine andere dieser Leidenschaften im Allgemeinen für nöthig oder auch nur für zulässig geachtet hat".

Darauf hin bekam der Kriegs- und Steuerrat Berger — obgleich die Kammer in ihrem Erlass an ihn aussprach, dass sie im allgemeinen für die Pflege dergleichen Privattheater nicht portirt sei, weil der Nutzen den sie allenfalls haben können bei weitem durch die Nachtheile die sie unausbleiblich mit sich führen überwogen wird — die Weisung, die Erlaubnis zu ferneren Vorstellungen zu erteilen, wenn nicht für Geld gespielt würde und wenn keine Feuersgefahr zu besorgen sei. Die Verfügung schliesst aber: „Könnet Ihr übrigens diese Leute von dieser Geld und Zeit versplitternden Zerstreuung, die nachtheiligen Einfluss auf Berufsarbeiten hat, auf eine gute Art abbringen, so wird uns dies recht lieb sein".

Auch im März 1818, als in Brieg nach dem Berichte der dortigen Polizeidirektion ein Liebhabertheater unter der Direktion des Mechanicus Hoy errichtet wurde, und die Polizeidirektion sich dafür aussprach, missbilligte die Regierung zu Breslau die Sache und bemerkte der Polizeidirektion ausdrücklich: „Wir sehen die Liebhabertheater als eine viel Geld und Zeit versplitternde und, was noch schlimmer ist, die Moralität eher gefährdende als befördernde Unternehmung an, daher sie uns nicht den oben geäusserten Wunsch der Fortdauer zu verdienen scheint. Sehr leicht geht bei jungen Leuten diese Art Zeitvertreib in Leidenschaft über und tödtet den Trieb zu ernsthaften mühsamen Arbeiten".

Die übrigen Akten betreffen Liebhabertheater in Laudeck (1821), Wartha (1817—33), Strehlen (1810—16), Reichenbach (1793—1820), Ohlau (1834), Breslau (1811—29), Schweidnitz (1812—14), ferner das vergebliche Bemühen eines Soldaten in Hertwigswalde Kreis Münsterberg i. J. 1825 ein kleines Theater für Aufführungen zu wohltätigen Zwecken errichten zu dürfen und zwei ebenfalls gescheiterte Gesuche aus den Jahren 1815—17 in Olbersdorf eine Theatergesellschaft zu bilden. Der Verlauf der betreffenden Verhandlungen und deren Wortlaut sind nicht geeignet dem aus den obigen Mitteilungen hervortretenden Bilde neue Züge hinzuzufügen.

F. V.

Anm. zu S. 78. Klöbers Angabe lautet: „Der Gefallen an Schauspielen ist in Schlesien gemein. Ausser der Truppe zu Breslau, welche vom König privilegiert ist (gegenwärtig die Wäsersche), ziehen in den anderen Städten kleine Banden Komödianten herum und in einigen Orten der Grafschaft Glatz führen die jungen Bürger und Gesellen Schauspiele auf. Als man es ihnen verbieten wollte, stellten sie vor, dass der Pfarrer an ihren Stücken nichts auszusetzen fände, und dass die Accise und städtische Nahrung dadurch gewinnen würde, indem viele Böhmen bewogen würden als Zuschauer herüber zu kommen und etwas zu verzehren.

Eingänge.

Zu den schriftlichen Sammlungen. Mundartliche Dichtungen, Volkslieder mit Melodien, Hochzeitseinladung, Brautwerbung etc., kleine Beiträge zur Gaunersprache, von Hauptmann Cogho in Warmbrunn. — 2 Märchen, Sagen und Volksglauben, von Oberlehrer Eichner in Lauban. — Adventspiel aus Gross-Zöllnig Kr. Oels, Mundartliches, Volksglauben, Sprüche aus der Gegend von Oels, Kinderlieder aus der Zobtengegend, von Dr. Gusinde in Breslau. — Volksglauben und Auszählreime aus der Gegend von Trebnitz, von Prof. Jiriczek in Münster i. W. — Mundartliche Ausdrücke, Redensarten, Namen, Streit zwischen Sommer und Winter, vom faulen Knecht, 2 Märchen vom Herrgott und Petrus, ein Schwank, Rätsel, von Fräulein L. Kampe in Wölfelsgrund. — Die Weihnachtszeit, Hellsehen der Pferde, Liebe und Ehe, Schlesischer Volkswitz und Volksscherz, Gebräuche beim Säen und Ernten, von Oberlehrer Dr. Kühnau in Patschkau. — 4 Gedichte von Holtei (zum 7. Oktober 1867, zu Königs Geburtstag 1868 und 1869, zum 2. April 1869) durch Prof. Koch in Breslau. — 6 Volkslieder aus Heidau, Kr. Neisse, Volksglauben aus Oberschlesien, von Oberlehrer A. Meier in Gleiwitz. — Adventspiel, von Dr. Nentwig aus Warmbrunn. — Kinderreime und Spiele nebst Redensarten der Grulicher Bewohner, von Wilhelm Oehl in Grulich i. B. — Streit zwischen Sommer und Winter, Kinderreime, der Hochzeits-Anwalt, Geistliche Lieder mit Melodien (teilweise aus Schrollers Nachlass), von stud. Pautsch in Breslau. — Kinderreime und Volkslieder aus der Gegend von Goldberg, von stud. Pradel in Breslau. — Das „Neujahransingen" in Wittichenau, Rätsel, Sprüche, Lieder und Dialektgedichte, Volksglauben, von Oskar Scholz in Herzogswaldau. — Mundartliche Ausdrücke aus Piltsch in Oberschlesien, von stud. Ulhrich in Breslau. — Ein Lustspiel in Glätzischer Mundart, von Schulrat Dr. Volkmer in Habelschwerdt. — Besenbinderlied aus dem Namslauer Kreise, von Dr. Weyrauch in Breslau.

Zur Bibliothek. 12 Bänkelsängerlieder vom Tallsackmarkt in Warmbrunn, von Hauptmann Cogho. — Plant, St. Kummernus: 3 schöne neue Lieder, Hochzeits-Büchlein (Neisse), Hochzeits-Regel gebräuchlich in der löblichen Bauerschaft (1829), von Oberlehrer Meier in Gleiwitz. — Der Glätzer in Berlin, Lustspiel von Jos. Thamm, von Herrn Schulrat Dr. Volkmer.

Nachrichten und Anzeigen.

In der Sitzung vom 9. November sprach Professor Dr. Vogt über das Oberammergauer Passionspiel und sein Verhältnis zum Volksdrama des Mittelalters, in der Sitzung vom 14. Dezember Professor Dr. Hoffmann über die Brautwerbung bei den Indogermanen.

Die nächste Sitzung findet am Freitag, den 11. Januar, im Auditorium XIV der Universität statt. Herr Oberlehrer Dr. Drechsler aus Zabrze wird „Ueber Tiere und Pflanzen in ihren Beziehungen zum Gemütsleben des schlesischen Volkes" sprechen.

Es wird dringend gebeten, alle auf den Schriftenaustausch sowie auf die äusseren Vereinsangelegenheiten bezüglichen Zuschriften an den Schriftführer unserer Gesellschaft, Herrn Bibliothekar Dr. Hippe Opitzstr. 3, Beiträge zu den Sammlungen dagegen an den Vorsitzenden zu richten. Bestellungen auf „Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen", bezw. auf die „Weihnachtspiele" sind an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststrasse 3, zu richten. Der Betrag des 1. Bandes ist zugleich mit dem Jahresbeitrag für 1901 an den Schatzmeister der Gesellschaft Herrn Bankier Albert Holz, Ring 18, einzusenden.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst der Jahrgang 1900. Wir geben gleichzeitig mit derselben als selbständiges Beiheft heraus: Oskar Scholz, Der Spinnabend zu Herzogswaldau i. J. 1899. Das Heft, welches eine neue Zusammenstellung von Volkstraditionen und Liedern für die aus den Mitteilungen Heft IV und V bekannten Aufführungen enthält, ist auf Bestellung beim Herrn Schriftführer zum Preise von 80 Pf., die am besten der Zahlung des Jahresbeitrages für 1901 beigefügt werden, zu erhalten.

Schluss der Redaction: 20. Dezember 1900.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben
von

F. Vogt.

Jahrgang 1901. **Breslau.** Heft VIII. № 1.

Aal und Schlange.

(Nachtrag zu den „Deutschen Schlangensagen", Mitteilungen V, 39.)

Von **Dr. Olbrich.**

Als ich vor zwei Jahren auf einer Chaussee in der Nähe Ohlaus wanderte, erblickte ich einen Handwerksburschen, der mit seinem Knotenstock unter seltsamen Kreuz- und Quersprüngen auf ein im Staube rollendes Wesen einhieb. Auf meine verwunderte Frage erzählte er, die grosse schwarze Schlange sei plötzlich auf ihn losgefahren und habe ihn „stechen" wollen. Bei näherem Zusehen aber entpuppte sich zu meinem Erstaunen die mit dicker Staubkruste bedeckte, verzweifelnd sich krümmende Gestalt nicht als die erwartete Ringelnatter, sondern als ein stattlicher — Aal! Der Handwerksbursche wies zwar diese Behauptung entrüstet zurück — deutlich habe er das Zischen gehört, wie käme auch ein Aal auf die Landstrasse! —, musste sich aber schliesslich doch überzeugen lassen, als ein kleines Mädchen gelaufen kam und den Aal als sein Eigentum reklamierte, der ihr unvermerkt aus der Blechkanne entschlüpft sei!

An dieses harmlose Erlebnis wurde ich erinnert, als ich beim Durchblättern alter Zoologien auf der Stadtbibliothek in des Naturforschers Konrad Gesner „historia animalium" (Tiguri 1587; liber V: de serpentibus p. 4b. Z. 40.) folgendes Geschichtchen fand: „Wunderdinge berichtet man von den Aalen, wie sie von den Schlangen gehört und befreit werden. Ein Mönch erzählte folgende Geschichte: Als ich ein Knabe war, wollt ich einst einen grossen Aal an einen Ort tragen. Wie ich aber in einen Wald kam, zischte der Aal und alsbald eilten, durch das Zischen herbeigerufen, eine Anzahl Schlangen herbei. Ich geriet in Furcht, setzte den Korb, in dem der Aal war, hin und entfloh; als ich bald darauf zurückkehrte und den Korb wieder wegnehmen wollte, fand sich der Aal nicht mehr vor, und doch war der Korb noch verschnürt und verschlossen. Dies hat uns oft erzählt D. Rodolphus a Vuil monachus Capellensis." Der kritische Naturforscher fügt allerdings zweifelnd hinzu: „ob die Aale zischen, weiss ich nicht, da doch die Fische stumm sind; vielleicht hatte er nur die Schlangen zischen hören. Ungefähr ähnliche Geschichten oder

Fabeln habe ich viele gehört". Der Knabe mag wohl aus Angst vor Strafe, weil er ähnlich wie das Mädchen in obigem Erlebnis die fette Fastenspeise leichtsinnig entwischen liess, das wunderliche Märlein ersonnen haben. Möglicherweise erschrak er aber auch thatsächlich vor einer Schlange; der geschmeidige Aal zwängte sich durch das Korbgeflecht, das elastisch sich von selbst wieder hinter ihm schloss und die lebhafte Phantasie des Kindes kombinierte das seltsame Erlebnis mit ihm bekannten Schlangengeschichten. Denn die Erzählung ist offenbar beeinflusst von jenen Sagen vom Otternkönig, der, seiner Krone beraubt, sein Schlangenvolk durch einen „Pfiff" zu Hilfe ruft, damit es dem Diebe seinen Raub wieder abjagt[1]).

Zu gleicher Zeit aber zeigt die Geschichte, wie die äusserliche Aehnlichkeit der Gestalt des Aals mit der der Schlange die Veranlassung war, eine Art Sympathiebündnis zwischen beiden Tieren anzunehmen oder auch sie direkt zu identifizieren. Was selbst für den Laien dagegen zu sprechen scheint, die Gebundenheit des Aales an das Wasser, bietet dem Volksglauben kein Hindernis. Glauben doch selbst Gebildetere fest daran, dass der Aal sich auch ausserhalb des Wassers gern aufhalte; ja, man erzählt sogar von grossen Wanderungen, die er unternehme, um die „Erbsenfelder" zu plündern. Ein Baumeister versicherte mir in vollem Ernste, die Raubfischer an der Weser fingen die meisten Aale, indem sie die feuchten Pfade mit Asche bestreuten, auf denen die Aale nachts in die Felder kröchen; auf der trockenen Schicht könnten die Tiere dann nicht weiter. (!)

Da so der Aal vielfach als Schlange gilt, ist auf ihn manches übertragen worden, was der Aberglaube von den Schlangen erzählte. Er ist wie diese ein Seelentier, die körperliche Erscheinung eines geisterhaften Wesens[2]). Unterstützt wurde dieser Glaube sicher durch die fast unglaubliche Lebenszähigkeit des Tieres, die schon manche Köchin entsetzte, wenn sie „die Stücke noch in der prasselnden Pfanne zucken und springen sah". Wie das Erscheinen jedes Seelentieres, auch der Schlangen, etwas Besonderes, Glück oder Unglück, bedeutet[3]), so auch das des Aales, namentlich wenn es unter absonderlichen Umständen geschieht. In der Sage von den untergegangenen sieben Kirchspielen bei Heppens an der Jahde erkennt der Pastor (!) an dem „aus dem Feuer des Herdes hervorkriechenden Aale", dass sich Ungeheures begebe[4]). Bei Strakerjan[5]) droht der Untergang der Stadt, wenn „ein frischer, glatter Aal aus dem glühenden Backofen kriechen wird"[6]). Wie man sich der Schlangen bemächtigte, um durch Genuss ihres Fleisches ihre geheimen Kräfte sich anzueignen[7]), so

---

[1]) Mitteilungen 1898. V, 4, 46f.

[2]) Eb. S. 40f. Vielleicht deutet auf dieses Geisterhafte auch die ihm angedichtete seltsame Vorliebe für grüne Erbsen hin. Auch die Unterirdischen, die Zwerge, plündern bekanntlich gern die Erbsenfelder!

[3]) Mogk.: Mythologie (Pauls Grundriss) 1010; Mitteilungen a. O. 41.

[4]) Kuhn u. Schwartz 293.

[5]) Strakerjan I, 40.

[6]) Ob der Aal „aus dem Herdfeuer, glühenden Ofen" hervorkriecht, weil ihm wie dem Feuersalamander angeblich das Feuer nichts schaden kann, oder ob er hier mit der am Herd wohnenden Hausschlange (Hausgenius) identifiziert wird, mag unentschieden bleiben.

[7]) Mitteilungen a. O. 46.

wurde auch der Aal zu allerlei Zauber- und Heilkünsten verwendet. Dem „Aalfett" wurden und werden — wie mancher Apotheker bezeugen kann — sonderliche arzneiliche Tugenden beigelegt.

Eine Art Lebensgemeinschaft zwischen Aal und Schlange, die sich in der That nicht abstreiten lässt, hat in Verbindung mit obigen Anschauungen Veranlassung zu anderen Sagen gegeben. Die Ringelnatter, an deren Treiben fast alle Schlangensagen anknüpfen, ist eine vorzügliche Schwimmerin, die stundenlang unter dem Wasser bleiben kann. In alten Zoologien heisst sie „Wasserschlange". In fischreichen Gegenden trifft man fast immer auch die der Fischbrut eifrig nachstellende Natter. So mag es auch heute noch manchmal vorkommen, dass der Fischer eine schwimmende Ringelnatter in seinem Netze fängt, sie vielleicht auch anfangs für einen hell gefärbten Aal hält. Haupt erzählt aus der Lausitz, wie einst ein Fischer in einem alten mit Weiden bewachsenen Graben eine grosse Schlange mit etwas Weissem am Kopfe (die gelben, beim Weibchen weissen Flecken der Ringelnatter, das Krönlein der Sage!) im Netze herauszog. Als er sie töten will, pfeift sie; sofort erscheinen die Schlangen u. s. w.[1]). Die Annahme, dass derart eine Schlange aus Versehen anstatt eines Aales in die Küche geliefert wird, ist der Ausgangspunkt einer Reihe weit ausgesponnener Sagen. In dem Schlesierthal bei Schweidnitz soll auf einer Wiesentrift unfern der Silberhütte früher auf stattlichem Hügel die Laurichenburg gestanden haben. Dort hauste einst Junker Hans mit Raub, Mord und anderen Frevelthaten. Als er aber einst eine Nonne aus dem Kloster entführte und vergewaltigte, ohne zu ahnen, dass es seine eigene Schwester war, brach die Vergeltung über ihn herein. Ein Knappe hatte im Burggraben einen grossen, seltsam schillernden Aal gefangen. Trotz seines wunderlichen Aussehens liess der Herr ihn zurichten und verzehrte ihn. Da verstand er plötzlich die Sprache der Tiere[2]) und hörte, wie der krähende Hahn den baldigen Untergang der Burg verkündete. Aber auch der Koch hatte von dem Aale gegessen, und als der Ritter voll Entsetzen aus dem Thore jagte, hielt er sich an ihm fest mit der flehentlichen Bitte, ihn mitzunehmen. Doch der Ritter hieb ihm den Arm ab und entfloh, und hinter ihm versank alles[3]). Mit dieser Sage stimmt in allen wesentlichen Zügen die Erzählung vom Seeburger See bei Göttingen und dem Grafen Isang überein[4]). Nur wird hier unverhüllt gesagt, dass der Fischmeister dem Diener des Grafen statt des Aales eine silberweisse Schlange gab, „und der Graf war damit wohl zufrieden; denn er wusste, dass, wer von einer solchen Schlange isst, zu allen Geheimnissen der Tiersprache gelangt".

---

[1]) Sagenbuch der Lausitz. 76.

[2]) Mitteilungen a. O. S. 46. vgl. den vom Drachenblut kostenden und durch die Vöglein gewarnten Siegfried!

[3]) Goedsche 811.

[4]) Grimm, Deutsche Sagen 201; Bechstein, Sagenbuch 328; Schambach-Müller 50.

Ein Besuch vor 40 Jahren

bei den Grosseltern in einem Freibauergute des Deichsathales.

Von **Waldemar Walter.**

I. Blumen.

Verfolgt ein Wanderer den Flusslauf der schnellen Deichsa, die bekanntlich aus dem sogenannten Klingelborn zwischen Probsthain und Süssenbach in einem Erlenwäldchen entspringt, so wird er nie in die Verlegenheit kommen, sich sehnsüchtig nach einem Dorfe umzusehen, er wird getrost Dorf an Dorf gereiht die sogenannte „lange Gasse" bis Haynau an stattlichen Rittergütern, Freigütern, schönen Kirchen, grünen Wiesen und anmutigen Höhen vorbeipilgern können und kaum wissen, in welchen Gasthof er zuerst — oder sagen wir wieder einmal — seine Schritte lenken soll. — Grösstenteils trifft er moderne, massive Gebäude; nur hie und da, in Obstgärten versteckt, blickt noch so ein echt altschlesisches Gehöft schüchtern hervor, gleichsam als wollte es sagen: „in die heutige Welt passe ich nicht mehr". — In ein solches Gehöft wollen wir eintreten. — Wie vor hunderten von Jahren ist der Hof noch von vier Gebäuden eingeschlossen, die alle noch mit Stroh gedeckt, von Fachwerk erbaut sind und unweit der schnell eilenden, glitzernden Deichsa auf einem grünen Wiesenteppich, der grösstenteils mit guten Obstbäumen bepflanzt ist, liegen. Am Giebel des zweistöckigen Wohngebäudes liegt das „Gärtel", worin Frau Grossmutter neben Gurken und Salatbeeteln auch einige Blumen pflegt. — Viel ja nicht! denn erstens ist, wie Grossvater spricht, zu damm Getaare keine Zeit, zweitens müsse der Garten etwas bringen, — — aber Blumen und wohlriechende Kräuter müssen sein, — wo sollte sonst das notwendige „Kirchenrichel" herkommen? Also auf den beiden mit Buxbaum eingefassten Rabatten pflegt sie die gute Centifolien-Rose, die schon ihre Grossmutter eingepflanzt hatte, ebenso die weisse Rose; Nelken dürfen natürlich auch nicht fehlen, und ein Stock „Brennende Liebe" und Jelängerjelieber wechselt mit Glatt- und Rauchsalbei ab. — In der Ecke an der Mauer steht der Liebstückstrauch und „Garteel", wo im Frühjahr die Kaiserkrone hervorbricht; dass die Himmelschlüssel und Leberblümchen und Aurikel nicht fehlen, versteht sich von selbst, da sie ja im Frühjahr die ersten Blüten abgeben zu einem wunderhübschen, mit Narzissen und Märzbechern sowie Springauf einseitig gebundenen Strausse, wie er dann in der Kirche, bei der nicht endenwollenden Predigt des Herrn Pastors, von Hand zu Hand die Kirchenbänke auf- und abwandert und von Muhme und „Nuppern" tüchtig um die Nase gezogen wird, damit er die Lebensgeister durch seinen Geruch wieder ermuntert, derweil die Mannsleute die Schnupftabakdose weitergeben. —

Die Mannsleute! — ja, die sind überhaupt nicht sehr für Blumen eingenommen, höchstens wenn der junge Bursche an die Heirat fährt, ja da dürfen die Richel mit bunten Bändern an den Pferdeköpfen, an der Peitsche und im Knopfloch oder am Hut nicht fehlen; und wird der Grossvater oder der Grosspaner, respektive Rus'ma Wilhelms Gootfriede, der mit „Ihr!" angesprochen wird — sowie auch Grossmutter

streng darauf hält, dass wir Enkel immer „Ihr" sagen müssen — in der Ernte gebunden und mit folgendem Verse „angesungen":

Wir binden Grafen und Fürsten,
Wir trinken, wenn wir dürsten,
Und mögen Bier und mögen Wein,
Drimm sollt ihr auch gebunden sein —

dann muss er sich die Blumen, oder duas „Blumazeuke", gefallen lassen und sich der Grossenmagd sogar — denn nobel ist er — mit einem Thaler loslösen. Meist ist es von Ringelrosen und Astern mit Getreide-Aehren durch ein oder zwei auch vielfarbige Bänder, „Maschen" genannt, verbunden, oft auch ist es aus künstlichen Rosen und Papierblumen von der Kränzelhanne im Dorfe angefertigt, die zeitweise die Bauerfrauen an Geburtstagen, Hochzeiten, Kindtaufen oder beim Brautfuderfahren, „Sterz" genannt, mit Kränzen beschenkt, wofür sie natürlich mit Kuchen oder sonstigen Geschenken abgefunden wird.

Kränze! zu Geburtstagen? — jawohl! zu Begräbnissen gab es keine Kränze, das wäre auch ein grosser Verstoss gegen alle gute Sitte, gegen alle Trauer gewesen. Eine Unschicklichkeit sondergleichen, wie jetzt so die Särge mit Blumen überdeckt sind, nein! das hätte Grossmutter nie gelitten, das trauert ja nicht; schwarz muss der Sarg sein, mit Silberbeschlägen; und wer's nicht hatte, — nun, da kommt das schwarze Leichentuch mit dem weissen Kreuz drauf. Aber ohne jeglichen grünen Zweig geht es nicht ab: jeder Träger — und bei grossen Begräbnissen sind deren bis 12 — hat einen Rosmarinzweig am rechten Aermel des schwarzen Rockes, — das ist ehrbar! — auch hat die Leiche, falls es eine Jungfrau oder ein Junggesell ist, einen Rosmarinzweig in den erkalteten Händen. Der Rosmarinzweig ist der eigentlich schlesische Palmenzweig; noch heut wird er in der Umgegend von Löwenberg in dieser Art verwendet. —

Rosmarinsträucher finden sich deshalb auch in Grossmutters Blumengärtel und werden im Herbst ausgehoben, in Töpfe gepflanzt und zu den „Sträucheln" am Fenster der grossen „Billarn" — Bohlenstube — gestellt, wo jahraus, jahrein Katzenkraut (Merum ferum), Muskatenblätter, Rosenkraut und Aloe sehnsüchtig durch die Scheiben der Schiebefenster in das Freie schauen. — Doch halt, eine Blume steht noch in einem Napfe — die Monatsrose; sie wird extra gut gepflegt, ist sie doch die einzige Blume, die im Winter in der Stube blüht — ausser der gemalten auf Schränken, Laden, Topfbrett, der Almer, dem Himmelbett, der Wiege in verschiedener Fasson und Art — vereint mit Nelken, Tulpen, wie sie der kunstgewandte Tischler anno 1801 auf die Ausstattungsmöbel gemalt hat, gewiss in Gedanken den schönen Reim sich vorsagend:

Rosen, Tulpen, Nelken,
Diese Drei verwelken;
Stahl und Eisen bricht,
Aber uns're Freundschaft nicht —

oder hat er an seine Kindheit gedacht, wo er singend von Haus zu Haus, von Gut zu Gut zog, immer den Vers wiederholend:

Rute Rusen, rute Rusen
Blühen off'm Stengel,
Der Herr is schien, die Frau is schien,
Sie is ols wie a Engel — —?

Wir wissen's nicht — kurz und gut, noch heut freuen wir uns seiner Malerei auf den Möbeln der guten Grosseltern. Eben wollen wir an dem dicken Lehmbirnbaum vorüber, der so dick ist, dass ihn zwei Männer gerade umklaftern können, und schon manche Generation gesehen hat, durch das Hofthor oder die Durchfahrt gehen, als uns der Grossvater schon freundlich entgegenkommt und uns lachend zuruft: Nu ihr Räkel! satt ja im Gesicht aus wie die Pumpelrusen! wu sett ihr denn rimgebuckt? Ueber sein glattrasiertes Gesicht huscht dabei ein Lächeln, so dass er unwillkürlich einen Augenblick seine kurze Tabakpfeife, die einen von uns immer bewunderten Porzellankopf hat, aus dem Munde nehmen muss, um uns, die wir vergnügt in seine Arme springen, wenigstens mit dem einen Arm an sich drücken zu können. Gerade komme ich mit dem Gesicht an seine mit vielen schweren, echt silbernen Knöpfen, die in der Mitte noch je einen Granatstein tragen, besetzte Weste zu liegen und bewundere die prächtig in Seide gestickten Teile der Weste. Da ist ein ganzer Blumengarten mit Ranken, Blättern und seh' ich recht! — ja sogar unten, wo sich die Stickerei in einem rechten Winkel nach den Seiten zu abzweigt — ein wunderhübsches Vögelchen, das eine rote Beere im Schnabel hat — o welche Pracht für unsere Augen. — Da sind Blauveilchen, Velken genannt, Vergissmeinnicht, Hyacinthen, Rosen — kurz, was alles nur an Blumen in Gärten wächst. Georginen? — nein, die kennt man noch nicht.

Und wie ich noch mit meinen Fingern an den schönen Knöpfen und der schweren Uhrkette mit dem Petschaft daran, welches über den Latz der schwarzen Lederhosen baumelt, dahinfahre, fällt der schöne, angestaunte Pfeifenkopf zur Erde — schnell bücke ich mich — Gott sei Dank! er ist nicht entzwei — und als ich ihn dem Grossvater wieder überreiche, kann ich nicht umhin, ihn zu besehen. Da ist ein junges Mädchen oben mit so schönen roten Backen und blauen Augen, gerade wie sie meine Schwester hat, ganz umgeben von schönen bunten Blumen mit dem Spruche ringsum:

Die Rose riecht,
Die Dorne sticht.
Die Liebe spricht
Vergiss mein nicht. —

In dieser Weise musste also mein Grossvater doch Gefallen an den Blumen haben, wenn er sonst auch immer sagte, sollte er den Blumenstaat im Garten oder an der prachtvollen Seidenstickerei, die Grossmutter an Tüchern, Schürzen etc. besass, bewundern: „A Gewende Weesse is mir lieber!“ — —

Aber wir! heut noch freuen wir uns der prachtvollen Stickereien, die uns Grossmutter nach ihrem Tode hinterlassen hat. Da sind die grün-, schwarz- und blauseidenen Umschlagtücher! die in der einen Ecke, welche auf den Rücken zu liegen kam, bestickt und mit seidenen Franzen be-

setzt sind — Blumen! ach! von welchem Reiz und welcher Fantasie. Manche sind mit feinem, weissem, seidenem Tüll aufgelegt, manche von echt goldenen Borten, „Tressen" genannt, zusammengesetzt, besonders auf den Kappen, der Braut- oder Goldkappe die seinerzeit 50 Thaler gekostet hatte. Ach ja! die schönen Mützen, die Bartmützen, wo das sogenannte „Fleckel" von schwerer, geblümter Seide war, mit Bändern breit mit Blumenguirlanden abwechselnd wieder mit Goldplättchen belegt — das war eine Freude! Und dennoch war die Bartmütze mit dem schwarzen, breiten, gepressten, gesteiften Bart nur die zweite Garnitur: Sonntag-Nachmittag- oder Besuchstoilette. Zu Hochzeiten, hohen Festtagen etc. trug die wohlhabende Bäuerin die Drahtmütze, eben jene vorerwähnte Gold- oder Sammtkappe, mit dem weissen, steifen Drahtkranz nm das Gesicht, sodass kein Haar darans hervorgucken dnrfte. — —

Doch zu den Blumen! Richtig, oben im Oberstock des Wohnhauses neben dem hervorstehenden Käsekorbe sind Blumenbretter an den Kammerfenstern angebracht, und darauf blühen in Kästen Grossmutters Lieblinge — die Balsemiendel. Beinahe hätten wir nicht darauf geachtet; doch eben werden sie von Grossmutter begossen, wobei sie uns durch ihre Blumen freundlich, lieblich zulächelt und nickt, vielleicht mit dem Gedanken, dass die Menschenknospen au der Hand des Grossvaters doch noch mehr Anspruch auf ihre Liebe und ihr Herz haben! —

Ganz gewiss — denn lässt sie doch alles im Stich, um uns sofort in Beschlag zu nehmen und nns mit vielen Schmatzeln zu begrüssen! —

Jahre waren vergangen! ich stand am schwarzen ausgekehlten, mit Silber beschlagenen Sarge der Grossmutter, wie sie ihn gewünscht hatte. Immer wieder kam mir das Bild der Grossmutter zwischen den Balsaminen in den Sinn; ich wollte einen Kranz spenden — — von ihren Blnmen! Aber nein! Was würde sie sagen, — der trauert nicht! — nein, trauern wollte ich nnd trauerte auch von Herzen, tief ehrlich, wie sie es verdient hatte. — Die Träger hatten — ich sah mich nm — keine Rosmarinzweige; es war nnmodern, sie hatten Citronen. Ich ging ins Gärtel. Da fiel mir ein: halt! Grossmntter hatte keine Blnmen in der Hand und liegt eingebettet, als ginge sie znr Kirche im schönsten schlesischen Trachtenschmucke. Aber ein Schmuck fehlt ihr — das Kirchenrichel. Still pflückte ich, wie ich es als Kind oft gesehn, die noch blühenden Blumen des Gartens und legte sie ihr in die Hände als letzten Grnss, eingedenk ihrer Worte:

Blumen sind des Höchsten Gabe,
Blumen sind der Menschen Lust,
Dran ich meine Freude habe
Und nun trag an meiner Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zum Schlesischen Wörterbuche.

Von Dr. Drechsler.

(Fortsetzung.)

Nacht f. ist braun, dunkelbraun, stockfinster, stockgerieben, tiefgeschlagen d. i. sehr vorgerückt (Scherffer), dumm, D.Wb. 7, 151, daher beliebte Ra.: dumm wie die Nacht, su klugg wie a Weib, glêbt a do(ch) schun ei der Nacht zu sein. Heinzel, Richel 29. — nachten, nächten, neichten (dat. plur.) adverbial gebraucht, zunächst: in vergangener Nacht, gestern abends, dann allg.: gestern; näher bestimmt: nächten ôbend; mit genet. s.: nächtens: nu troaf a se nächtens. Waldenburg 15. — von nächten von gestern Abend an:

Du wisst's ju doch, dosz ünse Jette
Noch uf'm Bolle is vo nächten. Rössler, Schnok. 35.

Nachtwächter m. — 1) wie hd. 2) Bier vom gestrigen Tage, das über Nacht gestanden hat, fade, abgestanden: das ist wohl Nachtwächter? Frage an den Kellner. Es ist schon mancher Nachtwächter am Tage gestorben: es ist schon mancher Kluge übertölpelt worden. — nachtwächtern vb. wie ein Nachtwächter auf- und abgehen.

Naudel m. Schelte 1) für unruhige Kinder, die viel zu schaffen machen (Frankenstein) Pr. Bl. 1871, 178, 2) für männliche Personen (Katscher, Grafschaft). GV. 3, 229; zu grunde liegt ahd. hnuttên vibrare, mhd. notten, sich hin und her bewegen, iterativ nütteln, notteln, D.Wb. 7, 965 f.

nehmen vb., nahmen, nâmn, prt. nôm, pt. pf. genomma, genumma. Volksanschauung vom Messen des Weges: ênen grîszern Fetzn Wäges torrscht (durfte) se nich schwischer ihre Bêne nâmn. Jüttner 2, 7. — nimm ock de Bêne ei de Hand, uf a Puckl: zu einem Langsamen, der sich beeilen soll. abnehmen trs. 1) beim Stricken durch Zusammenstricken zweier Schlingen die Gesamtzahl der Schlingen verringern und dadurch den Gegenstand enger machen: strick noch einmal 'rum, dann fang an abzunehmen. Dieses Zusammenstricken heisst Abgenehme.

Hust Du's Abgenähme vergessen,
Wie Du mit Dei'm Strumpe eim Gärtel gesessen?
Heinzel, Jahrb. 2, 53.

2) beliebtes Spiel mit Fäden, die auf die Finger beider Hände gespannt und von einem andern nach gewissen Regeln abgenommen (oder abgehoben) werden, sodass verschiedenene Figuren, Schere, Wiege u. a., sich bilden; allgemein bekannt; 3) jemandes Bild abnehmen, ihn photographieren („portegráfiern"): ber wulln ons amôl lussa âbnâma, allgem. — herausnehmen, 'rausnehmen, einen Zahn: ziehen. — sich etwas benehmen, sich vorstellen: wenn ich mer ock blus da grussen Tempel benähme. Heinzel, Inst. Brud. 73. Benehmung f. 1) zu: benehmen, entziehen, rauben: Abriss (Entreissung) und Benehmung (Entführung) meines Töchterleins. Schwein. 2, 223 D.Wb. 1, 1469; 2) zu: sich benehmen, sich betragen: auf die Benehmige gehen, in Pension gehen, um feineres Benehmen zu lernen. — Ausbenehmung f. Ausnahme: mit Ausbenähmung vu a'm Êchhörndel. Heinzel, lust. Brud. 85, Richel 73. — übelnehmisch, îbelnâmsch adj. leicht verletzt, sehr empfindlich, allgem.

oben, ûben, ûba; ua (Brendel) adv. oben, Gegensatz von unten: nach ua zu. Brendel 94. Spricht der Obenstehende nach unten, so sagt er: hûba s. v. a. hier oben, vgl. hüben, hinne, haussen, hunda (hier unten). — obendroben, ûbadrûba, ûbadûba, oben darüber; Kinderreim:

Ôba drôba henda draussa wohnt de Mutter Pietschen,
Wennse nischt zu frassa hôt, feñt-se ôn zu quietschen. (Leobschütz.)

ûbadruf obendrauf: se thoat zwoar immer noch awing eppsch, de Jumfer Jettel, aber doas muchte wull blûss ubadruffe sein. Lichter, Mutterspr. 117. Zum Scheine, blosses Gethue; vgl. D.Wb. 7, 1071. — ubenein, obenein, obendrein. Jüttner 1, 45; nach D.Wb. 7, 1071 besonders norddeutsch.

ôber, oeber, æber, 1) praep.: æber der Kerche; 2) adj. in Aeberkrâtschm, Aebermühle, Aeberschenke, Aeberstibl, auch s. v. a. Gehirnschale, Kopf; uf äberschter Stuffe. Jüttner 2, 44, zu öberscht, zu oberst.

Ôfen, Ûfn, ôwn, ûwa m., plur. richtig unumgelautet Ofen — Auf die alte Verehrung des Ofens als Stätte der Hausgeister weist auch das Tanzen um den Ofen:

Kumm, tanz' ber üm a Ufen, dreimal rum und num,
Ock sturzt mer kêne Kachel, kêne Kachel um. Jahrbuch 3, 65.

Ofengucke f. 1) weibliche Form zu Ofengucker m. D.Wb. 7, 1160, 2) überh. Mädchen: Do oder (aber) dar verflischte Junge durchaus ni kumma wullde, do goab a klên zu, und a mênte, a wellde ju o mit enuer Uwagucke zufriede sein. Lichter, Mutterspr. 8.

Ofenkrücke f. Ofengabel, Feuerhaken: und nu packt se de Ufenkricke und wulld i'n stracks zur Thüre nausprügeln. Rössler, Schuoken 94; D.Wb. 7, 1161. — Ofenloch n. Ra.: etwas ins Ufalôch schreiben müssen, d. h. eine Rechnung nicht bezahlt erhalten, allg.; eis Ufeluch neiräden: umsonst, vergebens reden. Heinzel, Pnk. 48. — Ofenröhr, Uferiehr n. 1) Ofenrohr, 2) oberste Platte: den Kaffee, damit er warm bleibt, ins Ofenröhr stellen, 3) scherzhaft für einen hohen, schwarzen Hut; ebenso Ofenröhre f. — Ofentopf m. Ûfetupp: glühen wie a Ufetupp, allgem.; se glühte, unda ins gesoat, wie a rût Ufetippel. Heinzel, Richel 49.

Ohrwurm m. ûrwurm, Ohrwürmel n. ûrwirml, ûrwermla 1) vermis auricularius, nach dem Volksglauben kriecht er gern ins Ohr; in Leobschütz und Katscher dafür Oehrling m. îrling, îrlich, D.Wb. 7, 1265, 2) vergleichend und bildlich: flink und gefirre wie ein Ohrwurm, sehr beliebt: a is glei, wie a Uhrwürmel, üm se rüm. Heinzel, Richel 46; vgl. D.Wb. 7, 1268.

pæken vb. schreien, namentlich von kleinen Kindern (Neurode); horrock a Wella! (harr nur ein Weilchen) päkte der Schulze. Vogt 15; 35. Paeker m. Schelte für Vieh und Mensch, Piækrich (Sprottau).

pampen vb. stopfen, sich vollessen, D.Wb. 7, 1421. Dazu Pampek m. 1) in der Kindersprache: Bauch (Katscher), 2) kleiner Junge in Hosen mit dickem Bäuchel, Hosenpampek (Kreuzburg).

pampern vb. 1) weichlich, verzärtelt sein, aufpampern, ufpampern trs. verzärteln (Frankenstein) Pr. Bl. 1871, 233; vgl. aufpappeln; 2) zwecklos geschäftig sein (Katscher); vgl. fampern; 3) eine Arbeit schlecht, ungeschickt verrichten: schlechte Näharbeit ist nicht genäht, sondern bloss

gepåmpert. GV. 4, 154; a hotte anne brête schworze Binde quär drîber weg gepampert, ungeschickt gebunden. Oderwald, Paperstunde 10.

Prätzel f. 1) kleine Pfote, Hand, Pratze; 2) Schlag mit der Hand, Backpfeife: do koam's amôl vür, doss se 'm Klêknechte 'n' Pratzel runderhub. Lichter, Mutterspr. 8.

Prôtzel f. 1) alte Kracke, schlechtes Pferd, Kuh, Ziege:

Kimmst du der Prôtzel ver de Muppe (Maul),
Die frisst der glei dei Struh aus'm Kuppe. Lichter 72.

2) verächtlich für eine Weibsperson: Soat amoal salber, ihr Leute, is doas a Wêb vur'n Zwanzigtausendthoalermoan, a su 'ne Prôtzel! Kretschmer, Uense Pauern 90; 3) von kleinen, gesunden Kindern, die den Müttern viel zu schaffen machen, gebraucht, um sie nicht zu berufen (Grafsch.). GV. 3, 230.

Vgl. **Gepraetze, Gepraetze** n. schlechte, unnütze Sache von geringer, verdorbener Beschaffenheit: doas is ock bluss Geprätze, Schund. Heinzel, Jahrb. 1, 33; ollerhand blühniges Geprätze, Blumenzeug, Jahrb. 4, 54; doas siebalistige Geprätze, ein Taugenichts. Lichter, Durfpum'ranza 129; do liess a glei doas Weibs-Geprätze kummen. Rath 19. Man vgl Prass, Prast, nd. Brass, Brast.

Quarg, Quark, Quork, 1) weicher, weisser Käse, zum Bestreichen des Brotes, Schmerquarg, Schmarquorg. Heinzel, lust. Brud. 44; 2) kleiner, runder Käse, pl. Quärge. Demin, Quärgel; 3) im bildlichen Sinne: da liegt meine ganze Hoffnung auf einmal im Quarge. Stoppe Parnass 500; 4) im verächtlichen Sinne: was soll mir der Quark? — Behalt dir den ganzen Quarg! Darnach als Negation, nicht das mindeste, gar nichts: ich schêr mîch 'n quårk drim; verstärkt: doas kimmert die an âlen Quorg. — Als Massbezeichnung: er ist drei Quärge hoch;

Vurm Bette stiehn recht trist und traurig —
An Quorg ês hücher bluss wie's andre,
Drei ollerliebste klêne Kinder.
Rössler, Wie der Schnoabel gew. 72.

Daher bezeichnet Quärger auch kleine Kinder.

Quargklatsche f. — Quargquetsche f. Sack, in dem der Quarg ausgequetscht wird. Bertermann 159, in Katscher Quargquetschlich m., allgemeiner Quargsack m.; er fehlt in keiner Bauernwirtschaft. Ra.: schwitzen wie ein Quargsack. — Quarkschnitte f. mit Quark bestrichene Brotschnitte, allgem.; von einer Bleichsüchtigen: sie sieht wie 'ne Quargschnitte, wie Wêchquork aus. — Quargspitze f. wie Quarg 4): keine Quargspitze, nicht das mindeste. Quargspitzen! beliebter Ausruf, der andeuten soll, dass etwas Erwartetes nicht zutrifft: ach Quargspitzen! lehnt verächtlich ab.

quarren, quorrn vb. den Laut quar von sich geben, nd.: die Thüre quarrt (Katscher, Leobschütz), de Frösche quorrn. Bertermann 131; Ungenoiszchen (Unersättlichen) quorrts nu sihr ei a Eigeweiden (Neisse, der lustige Kirmesbruder); der Schnie under a Woanrädern quoarrt. Heinzel, lust. Brud. 113. — quarrig, quarnig adj. quarrend: quårrige Stiefel, Heinzel, lust. Brud. 21, ênc quîtschnige, quornige Râdber (Katscher). — Auch in Schlesien lebt das Sprichwort: Erst die Pfarre, dann die Quarre (quarrende Frau, quarrende Kinder). D.Wb. 7, 2318. — Gequarre,

Gequerre n. nnter dem Gezitsche und Gequerre der Hemmel (Heimchen). Albert, Tageb. 75, heute verbreitet. Ableitung quarksen, quorksa vb. in derselben Bedeutung (Frankenstein). Pr. Bl. 1871, 395; dazu auch Quergelwind m. Wirbelwind (Hirschberg) oder zu schles. quergeln: quer rollen, hin- und herdrehen?

Quîtsche, Quîtsche (Katscher) f. 1) Eberesche, 2) bitterer Saft: 's zieht mersch Maul zusåmme wie Quîtsch: quîtschebitter, sehr bitter. Vgl. Quitze, Quitsche f. Vogelbeerbaum und seine Frucht, D.Wb. 7, 2384.

quatschen vb. 1) schwatzen, 2) dick nnd fett, weich und saftig sein: die Gans quatscht vor Fett (Leobschütz). Davon ablautende Bildnng Quütscherlich f. Wolfsmilch (Katscher und Umgegend).

Räkel m. nngezogen dasitzender Mensch, Flegel; de schelmischen Räkl, Jüttner 2, 52; Räkelei f. Flegelhaftigkeit, ungezogenes Sitzen, Betragen (Leobschütz, Katscher, Ohlau); räkeln vb. ungezogen dasitzen, übermütig sein:

Wie sihr a eim Härbste geräkelt,
Dos Frihjohr, es gräbt'm dos Grob. Jüttner 1, 127; —

sich räkeln, sich flegelhaft benehmen.

raten vb. volkstümlich mit schwachen Formen; auf etwas, auf einen raten, durch Nachdenken anf etwas zu kommen suchen, es durch Nachdenken finden; — ausraten, bei Kinder- und Knabenspielen bestimmen, „wer sen ist", allgem. — geraten, mit schwacher Flexion: a gerutt'te, er gedieh, Heinzel, Richel 72; man freut sich, wenn etwas, z. B. der Kuchen, 's Schweinla, das man füttert, gerått (geratet) (nnd gerôta) is. — Ungeråte n. Ungerôt, was das Geraten, Gedeihen verhindert: dosz nnd 's käm kê Ungerôt drüber (übers Vieh), Lichter 16; vgl. Ungedeih.

Rinne f. Haarscheitel (Katscher), daneben Krinne, ahd. chrinna, mhd. krinne.

rühren, ruhren vb. in Bewegnng setzen; die (gekochten) Kartoffeln rühren, umrühren, daher Rührkartoffeln; meist in unumgelauteter Form: den Acker, das Feld ruhren; vgl. Mitteil. Bd. 3, 59, Ruhre f. ebd.

rührsam adj. innerlich bewegend, rührend: Rührsamkeit f. Rührung. Oderwald, Paperst. 121; — anrühren 1) in der beliebten Wendung: nicht rühr an, durchaus nicht; o ni mê rîhr oan! dûcht' ich; 2) er ist gleich angerührt (glei oageruhrt), sehr empfindlich, schnell verletzt (Grafschaft). GV. 4, 158. — berührsam adj. rührig: immer fleissig noch und noch berührscham. Oderwald, Pauerbissen 112; a berührscham Frôvnlk îs se. Paperstunde 133.

Sakrament 1) wie hd.; 2) scherzhaft von einer Person: ist das ein langes Sakrament (Katscher), D.Wb. 8, 1673; 3) als Ausruf und Verwünschung in scheuvoll verhüllter Entstellnng: sapperment, sappermichel, klotz tausend sappermichel. Tschampel 154; sapperlot noch amôl! — Die Verkürzung sacker — in Götz socker Gottes Sakrament. Tschampel 187; Sackerzeug n. Schelte für unruhige Kinder, allgem. — Sakramenter, Sackermenter m. heilloser, verwünschter Mensch, Heinzel, Inst. Brud. 24; wärr'n doch de Sackermenter ei a Kasern'n gebliebn! Jüttner 2, 46; vgl. D.Wb. 8, 1675; sakramentsch, sackermentsch adj. aus sakramentisch, heillos, verwünscht: die sackermenschte Bande; vgl. Indermensch; das tausendsackermentsche Weib, Jüttner 2, 23; in ähnlicher Bedeutung

sackerlotsch adj.: a sapperlotschta Schlag, Brendel, Kobolde 3; er war sackerlotsch wilde: Sapper-, Sackerloter m. wie Sakramenter.

schockeln vb. sich hin und bewegeln, schaukeln, mnd. schocken, D.Wb. 8, 2345; dazu schacken, schecka vb. in wackelndem Schritte gehen, gemächlich wandern: îch wâr amoul ei de Stôt schecka (Frankenstein). Pr. Bl. 1871, 395; — schackern Iterativbildung, geschäftig gehen, herumstreichen:

Do koamen recht zu guder Zeit
Vo Glatz Suldoaten oangeschackert.
Rössler, wie der Schnoabel gew. 24;

de Kinder schakern schon, doas Frihjohr quillt mit Macht, Jüttner 2, 57; vgl. schappern.

Schwamm, Schwåmm, Schwomp m. 1) Schwamm, Pilz; Gelbschwämmel, Gâlschwammla, gelber Pilz; 2) Bezeichnung der weichen, nachgiebigen Mütze, entsprechend der vermuteten, ursprünglichen Bedeutung, D.Wb. 9, 2195: damit zusammengesetzt Schwammkappe f., Schwammklappe, Schwåmmkloppe f., besonders die fettige, zusammenklappende Mütze, allgem. — Fangschwamm m. Zündschwamm (zum fangen der Funken, oder gleich Fankschwamm? vgl. D.Wb. 3, 1317): do woar a frum und wêch wie Fangeschwomp. Tschampel 56.

talken vb. 1) eine Arbeit ungeschickt verrichten: 2) tändeln (Grafsch.). — Talks m. Talke f. ungeschickte Person. GV. 3, 228. — Frequentativbildung:

talkern vb. 1) tastend drücken, kneten, rollen (Sprottau), Oderwald, Pap. 53; 2) vom verliebten Getändel: die talkern woas zusommen! — sich talkern sich würgen, aus Liebe, aus Bosheit (Nimptsch). — Getalker n. kindisches, verliebtes Thun: doas Gemare und doas Getolker ver (vor) a Leuta leid ich nimme länger. Lichter, Mutterspr. 14; verbreitet.

täsch, täsch! Lockrufen an Enten (Jauer).

trampeln, trompeln, trempeln (Grafsch.) vb. schwer auftretend sich bewegen; dazu trampsen, tromssen: a tromste derzu miet'm Fusse uf. Oderwald, Pauerb. 29. — Trampel, Trempel m. n. ungeschickter Mensch beiderlei Geschlechts: wär'sche (das Mädchen) a' Trampel vo' Onsahn. Jüttner 1, 11. — Der Stamm tramp — steckt wohl auch in Trompterle n. Trompterlomb m. ungeschickte Frauensperson (Frankenstein). — Trampeltier n. 1) schwerfällig sich bewegender Mensch, 2) Dromedar; vgl. Kluge, Wbch. 6, 397. — trappsen, troppsen vb. aufstapfen, Bertermann 243; a kimmt ruff getroppst (Katscher, Grafsch.).

Unflat, Unflôt, Unflnot m. n, beliebte Schelte an unsaubere, überhaupt widerwärtige Personen (Sprottau, Frankenstein, Katscher, Grafsch.); day Herr mag wul a raichter Unflôt sên. Trag. Com.; doas stirdliche Unflôt. Heinzel, Jahrb. 4, 56. Unfläter m. unleidlicher Mensch, der unsaubere Reden führt (Leobschütz). Schwein. 2, 40. — Unflatmaschine f. scherzhaft für Kamm. Lichter, Dorfpum'ranza 41. — „Den (Wolf) pflegen die Bauren aus einem abergläubischen Wahn (aus Furcht, er möchte ein lupus in fabula werden) nicht mit dem Namen Wolf, sondern den Unflat zu nennen". Scherffer, S. 2737.

unflätig, unflätig adj. 1) unsauber, 2) ausserordentlich gross, in verstärkendem Sinne: finster is 's, nu doas unflatig! Brendel 28; Hansla

hotte sulch unflatiges Geschicke zum Duktern. Lichter 10; der Ale hot ju ock immer gekråtzt (geizig gesammelt) und geschorrt uf dam unflätigen Gutte. Jahrb. 2, 60.

unmäre, unmâr adj. 1) gleichgültig, wertlos: das Obst ist heuer unmâr (in Katscher sehr lebendig); 2) entbehrlich: alte Leute sind unmare (Grafsch., Frankenstein). GV. 4, 248, Pr. Bl. 1871, 177; vgl. D.Wb. 6, 1617: mär.

Ulm n. verfaultes Baummark, besonders der Weide (Masselwitz). — ulmig adj. schwammig, vom Holze (Leobschütz), ahd. olmoht, mhd. ulmic. Die Kinder gebrauchen es zum Rauchen; daher nennen sie es auch Fummelholz, fumare, zu fummeln rauchen, frz. fumer.

Ulmer m. (ursprünglich aus Ulm stammende) kurze Tabakspfeife des Schlesiers: derhême rôcht' a wieder sein' Ulmer. Heinzel, lust. Brud. 54; a kloppte a Ulmer ei a Winkel. Ock ni trübet. 9:

Zieht dann der Ale aus der Jacke
Sen Ulmer somst'm Tabaksacke.
Rössler, Wie der Schnoabel gew. 132;

Ulmerkopf m. Pfeifenkopf: a Ulmerkopp anbrennen, oaleuchta, die Pfeife anstecken.

urbarn, urbern, orbern vb. 1) urbar machen, bearbeiten, Scherffer, S. 266; 2) abgeleitet: angestrengt, lärmend arbeiten, poltern, schimpfen: ma urbert, macht sich Schmärzen. Jüttner 1, 117; nu, do hust De's, urberte Fernand uf Seine nei. Heinzel, Jahrb. 2, 61. — hinausurbern, geräuschvoll hinausgehen: bezoahlte und urberte zur Stube 'naus. Heinzel, lust. Brud. 21. — plutze urberte a Gewitter lus, lust. Brud. 96. — remurbern, mit Lärm thätig sein. — Geurber n. Lärm, geräuschvolles Hantieren.

Vater, Voater m. 1) wie hd.; 2) gewöhnlich für Gatte, Ehemann. — Väterei f. väterliches Erbgut (Reichenbach, Strehlen, Nimptsch). — Vetter m. heisst jeder Verwandte im allgemeinen und jeder Bekannte, in Katscher auch für „Herr" gebraucht wie Base (s. O.) für „Frau": Vetter Ulrich, Herr Ulrich. — sich bei jemand einvettern, sich beliebt und vertraut machen (wie einen Vetter), gewöhnlich mit leisem Anflug von Missbilligung gesagt. — Fressgevatter m. der nicht Gevatter steht, sondern nur zum Taufschmause geladen ist, allgemein; vgl. Schüsseljäger. Gevatterlein, Gevatterle n. Bezeichnung des Wiesels (Katscher, Leobschütz, Brieg, Grafschaft); behend, gefirre wie a Gevatterle. — Das Wiesel gilt geradezu als giftig (Schweidnitz); wen es anfaucht, „anpustet", dem schwillt das Gesicht auf. Darum geht man ihm aus dem Wege, sieht es nicht an und nennt es: Gevatterle. Hierunter birgt sich wohl eine Sage oder märchenhafte Vorstellung; man vergl. die verschiedenen Bezeichnungen: span. comadreja (aus commatercula) Gevatterin, slav. nevěstuka; nevěsta Braut, junge Frau, Schwiegertochter, altpreuss. mosuka Mühmchen, lit. mosza Mannesschwester. Vgl. des Verf. Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien § 609.

Valentin, Faltîn, Falten, Falta, Felta 1) nom. propr., gern zum Ausdruck der Ueberraschung, des Erstaunens verwandt: potz Velta! was is das für ä Stuss! Kober (1607); butz fälten. Hallmann, Urania 58. — 2) St. Valten bezeichnet auch die schwere Krankheit, die Krämpfe, weil

der hl. Valentin dabei als Helfer angerufen wurde: 1569 wurden zu Reichenbach Mann und Weib mit zwei Söhnen und einem Eidam geköpft; hatten auf St. Valten oder die schwere Krankheit gebettelt. Hoffmann, Mtschr. 249. — Ey nu laig (lüg), doss dich ju Safelta rühr! Trag.-Com. — Daher 3) bedauernswerter Mensch: uns arme St. Velten. Allert, Tageb. 98; wir Burschen und arme St. Velten. ebd. 105.

voll, vull, vûl adj. wie a Wâsserkübel, âllevul (Schönig 35), ânevull, gedrommelt vûl, geschwnppert voll, geschwêbert vull, stickevull, sticke-wickevoll (Gryph. Horribil.); in Zusammensetzungen: -v'l, -fl, z. B. Armvl, Armfl (Armvoll), Brâtvl (ein Brett voll), Hampfel f. Handvoll, Masserspitzvl (Messerspitze), Maulvl, Tallfl (Teller) neben an'n Tallfels Flêsch, Vogt 39, a poar Trögvel (Tröge), Tittvl (Tütte: Düte); in verkleinernder Form: a Flaschverla Truppa (ein Fläschchen voll Tropfen) Zeh 13, Tschampel 264, a Muppverla (Muppe f. für Mund, Maul) = Maulvl. Lichter 146. — Vgl. schon Tscherning: des Uebels ein ganzes Landvoll. Frühling 11. — völlig, vüllig adj. voll, von Leibesfülle: itze bin ich asn vüllig, su kurpelent. Heinzel, Richel 44; dazu Vülligkeit f.

vollkommen adj. 1) beleibt, rund: der August woar a vullkummner Moan, denn a hoatte seine 180 Pfund. Heinzel, lust. Brud. 40; 2) der Rock ist ein bissel vollkommen, ein wenig zu weit, allgemein.

vollends adv. volgens, vulgens (Rössler), volt, vult; vulnd, vuut: mit zumal verbunden: vulzemôl (Grafsch.).

Wansen, Städtchen bei Ohlau, wegen des Tabaks bekannt. — Einem kümmerlich Gekleideten rufen die Kinder nach:

Habt ihr nicht Hansen von Wansen gekannt?
Der hat sich die Hosen vom Hintern verbrannt.
Wollt ihr es nicht glauben, so satt ihm doch nôch:
Es hangen die Zumpeln (Zotteln) ihm halt noch ums Lôch.

Zu Neugierigen, die einen fragten; Wu hie denn? sagte man früher: Ey zu dem Matz Pompl (vgl. Pümpel n. feminale), Bartmacher von Wansen. Trag.-Com. Vgl. dazu Gomolke, Wegweiser 22: Wansen ist bekannt wegen des Tabakes und der alten Frau, welche denen unbärtigen kann Bärte machen, wie man im Sprichwort sagt, und Weinholds Bemerkung, Wörterb. 103. — Wansener Tabak dreimal nm 'n Leib 'rum für'n Groschen; auch von schlechter, billiger Wurst.

Wanze f. 1) wie hd., 2) zudringlicher Mensch: er ist frech wie eine Wanze, doch auch freundlich: die liebe, neckscke Wanze. Tschampel 31. — verwanzt adj. voll Wanzen: eine verwanzte Wohnung. — Die Ra.: wenn das nicht gut für die Wanzen ist, dann weiss ich nicht, was besser ist, soll von einem herrühren, der sein verwanztes Haus angezündet hat; vgl. auch GV. 5, 113.

Wechsel m. Stelle, wo die Enden der Stubendielen mit der Querdiele zusammenstossen, spielt im Volksglauben eine Rolle, z. B. um einem Todkranken das Sterben zu erleichtern, bettet man ihn auf Stroh auf dem Wechsel (Bunzlau).

weit adj. geräumig, ausgedehnt: ein weites Kleid; Weitlinge pl. Hosen. — comp. weiter, wetter adv. 1) (nicht) weiter, mehr (als ich gesagt habe), bei Verlegenheit, Ratlosigkeit oder kluger Zurückhaltung in den Wendungen: och wâeisz mr nemme wetter (Grafsch.) GV. 3, 159;

ich wæsz wetter ni (Ottendorf, Waltersdorf bei Sprottan); beliebt: wegen wetter nischte, aus keinem Grunde weiter, mehr; — ich sage nichts weiter, weiter sag' ich nichts, non (nihil) dico amplins; 2) absolut: weiter, länger, ferner, mehr: ich macht' mir dodrüm wetter kêne Schmerzen. Rössler, Krieg u. Fried. 28; wetter krigt mich kaine o, in Zukunft soll mich keine ankriegen (sie zu heiern). Schönig 49.

zahlen, zoaln vb. wie hd.; Zahlige, Zâlge, Zaolje f. Zahlung, Rechnung. — Zahlaus m. meist Vergeltung, Strafe: der Zoalans (für: fer) kimmt —; — zählen, zêln (mit geschlossenem e) vb. wie hd.; — verzählen vb. erzählen; Verzählsl n. Erzählung. — auszählen, einzählen, bei Kinderspielen durch Zählen (in die Hand) einen aus der Reihe der Mitspielenden bestimmen, meist mittels beliebter Auszählreime oder Auszählsprüchel.

Ziege, Zêj; Zicke f. ist dumm und genäschig; daher gelüstige oder versehnte (Grafsch., GV. 3, 230) Ziege, Schelte für genäschige Mädchen; verbreitet. — Na, a poar Wuchen parirt'a immer, adder derno (aber darnach) liesz a die Ziege amoal meckern und hub glei urndlich über a Strang. Heinzel, Jahrb. 2, 44; vgl. das Kalb austreiben: ausgelassen sein, tollen; Scherffer S. 144; in gleicher Bedeutnng: wu ich immer derbeine bin, wenn se a Ziegenbuck meckeru lnssen. — Ziegenbein, Ziegabæn, Zichabên, Zêchabâin n. Kornblume (Janer, Grafsch.); Bertermaun 204; ans Cyane entstellt? — Zickel, Zickle, Zickla, Zickerle n. junge Ziege; — zickeln vb. vom Gebären der Ziege; — zick! zick! Lockruf für Ziegen.

ziehen vb. 1) das Messer ziehen; Messerzüge verbietet die Fürstent. Oelsznische Landschaftsordnnng 5, 2; 2) die Sonne zieht Wasser: wenn eine vor der Sonne stehende Wolke hier und da die Sonnenstrahlen durchlässt, so entsteht das sog. Wasserziehen der Sonne. Wenn die Sonne Wasser zieht, wird es regnen. 3) fortziehen: am Sterztage zieht das Gesinde; Drohung: zieh Draht! zieh Leine! — ein Langsamer zieht wie die Fliegen aus der Puttermilch. Jüttner 1, 20. 4) von Schmerzen, reissen: es zieht mir im Knie, in allen Gliedern; 5) vom Luftzuge: das zieht hier — wie der Teufel! — überziehen 1) jemandem ein paar, näml. Streiche, Schläge: ich wâr-dr glei a paore überziehn! droht man einem nichtsnutzigen Jungen; 2) das Bett weiss überziehen; — über etwas ziehen, herziehen, z. B. über Speise und Trank, sich daran machen, es zu verzehren: wir wenscha, doss de uftroist Wein on Bier, on Schnops on Flaisch on Kucha: wir wella drüber ziehn. Schönig 18. über jemanden (meist abwesenden) herziehen, näml. mit Worten, ihn verkleinern, schlecht machen. — Abzug m. Abfluss: 's hôt êne Rinne do, wu's Obzug nimmt. Jüttner 1, 139; — Anzucht, Oazocht f. (Grafsch.) der das Kellerwasser nach aussen abführende Abzugskanal. GV. 3, 315; pl. Anzuchten; so nennt man in Brieg die äusserst schmalen Ableitungswege zwischen den gegeneinandergekehrten Rückseiten gleichlaufender Gassen und Strassen (etwa wie in Breslau das frühere sog. Arschkerbegässchen oder den ehemals ganz schmalen Durchweg zwischen der Karlsgasse und dem Ohlegebiet). Pr. Bl. 1875, 130; vgl. D.Wb. 1, 530. — zücken, zicken vb. wie hd. zucken, schnell ziehen, Scherffer S. 280; Frequentativableitungen zickeln und zickseln: 's Pallindl hoatt'm a Kurb wegzickseln wull'n. Heinzel, Inst. Brnd. 38

Kinderreime aus Grulich.

Gesammelt von **W. Oehl.**

Dos is dr Dauma,
Dar schüttlt die Pflauma,
Dar klaubt se,
Dar esst se,
Dar gieht zur Muttr on sät 's'r,
On kriecht salbr Prüchl.

Meinr Muttr Gruhla schlocht a Maus,
Sieba lange Werschtla macht se draus;
Mir seinr ochte, ich kriech kees,
Meinr Muttr Gruhla schlocht noch Ees!

Fussbraatla,
Knieknerla,
Bauchwampla,
Herzgrübla,
Maultaschla,
Roozfassla,
Gucklichtla,
Sternblümla,
Läusepuusch!

's kömmt a Mäusla,
's kreucht eis Häusla,
Wos wardt's sucha,
Pfaffrkucha,
Do nei, do nei, do nei!

Schloof Seffla feste,
's komma fremde Gäste,
Die komma henda on vorne rei,
On schmeissa gebacka Berna rei,
Wos war'n denn dos für Gäste sein?
's war'n wull Seffla's Potha sein!

Ich hoo mr Honnslann schloofa geleet,
On homr die Wieche mit Bluma bosträt;
Ruthe Rusa, griehna Kliee,
Honnsla wardt schloofa bis morne früh!

Schloof Jusla, schloof!
Ei'm Gorta gieht a Schoof,
Ei'm Gorta gieht a Ziechla,
On Jusla schläft ei'm Wiechla.

Schloof Kendla, schloof,
Der Vootr schlocht a Schoof,
A trät dos Faal off Wiesabarg,
On brengt dam Kendla a Wiechaband!

Schloof Kendla, schloof,
Ei'm Gorta gieht a Schoof,
Ei'm Goarta gieht a Lämmelein,
Dos wardt memm .... Pothe sein.

Schloof Kendla, schloof,
Dei Vootr is a Groof,
Die Muttr hütt' die Lämmelein,
Die wardt wull nemme lange sein.

Eia popeia, wos roschlt ei'm Struh,
Die Gänsla sein nackich, die röschln a su!

Eia popeia, wos roschlt ei'm Struh,
Die Mäusla sein drenne, die roschln a su!

Trutrause, trutrause,
Dr Tud stieht hendr'm Hause,
A hot a lemmta Jüpla oo,
On schmeisst gebacka Berna roo!

Trutschüre, trutschüre,
Dr Tud stieht vür dr Thüre,
Macht ok uff on lott a rein,
A kon wull a bei ons sein!

Schloof Liesla, süsse,
Die Engrla lohn dich grüssa,
Die lohn dich schiehn grüssa on lohn dr wull sän,
Die warn dich nuff ei's Himmrla trän,
Ei dos Himmrla metta nein,
Wu die hübscha Lislann sein!

So reiten die Herren, so reiten die Herren,
So wacklt der Baur, so wacklt der Baur;
On macht halt dann bumm!

Reit Schimmrla reit, morgen wem'mr Hafr dreschen,
Hennt kriecht dr Schimmel nichts zu fressen, reit Schimmrla reit!

Potschanrla, potschanrla,
Wos wardt dr Votr brenga,
A poor Schuchrla on Stremprla,
Do wardt mei .... sprenga.

Trittam, trittam,
Löfflstiel,
Zahnmohl assa is
zu viel.

Sächo, sächo!
Mir a Klötzla,
Dir a Klötzla
On 'm .... die Schworte!

Annemarie, gieh mit mr ei's Dorf,
Dort senga de Vöchl, dort kloppt dr Storch,
Dort tanzt die Laus,
Dort hoppt dr Flug zum Fanstr 'naus.
A hoppt off 'n Stän,
On broch a Bän,
A ging zum Bodr on liess sich's hähla,
A hott kee Gald,
A rannt off's Fald,
Dr Bodr anoch,
Husch, husch ei's Loch!

Stomp, stomp, Stillamoon,
Reiss dr Muttr 's Kapla ro!

Heiola, trutrula,
Maxla zrbeisst die Schuhla,
Wardt a nee dos Beissa lohn,
Wam'rn ei doas Guschla schloon!

Drutschiere, drutschiere,
Dr Vootr gieht zum Biere,
Die Mutter gieht zum kühla Wein,
Die wardt wull nemme lange sein.

Ziechabook wu giehst 'n hie? —
Ei die Stoadt noch süsse Bier.
Dos süsse Bier sol saur wa'n,
Dr Schenke sol a Paur wa'n!

Summrkalwla fliech ok aus,
Ei dr Muttr steena Haus!
Summerkalwla fliech ok hie,
Wu ich war hieziehn!

Koko-koko-kähla,
's Hühnla leet a Ähla!

'S wor amohl a Hühnla on a Hahnla,
Die ginga mitnandr off's Planla,
's Hühnla fondt a Krappakernla,
's Hahnla fondt a Hirschekernla.
Do sproch 's Hühnla zum Hahnla:
Dos wam m'r 'm Möllr gahn;
Dr Möllr wardt ons Mahl gahn.
's Mahl wam m'r Bäcka gahn,
Dr Bäcke wardt ons Sammln gahn;
Die Sammln wam m'r 'm Schuster gahn,
Dr Schuster wardt ons Schue gahn;
Die Schue wam m'r dr Braut gahn;
Die Braut wardt ons 's Kränzla gahn;
's Kränzla wam m'r 'm Bräut'chm gahn,
Dr Bräut'chm wardt ons die Riche gahn,
Die Riche wam m'r 'm Maadr gahn,
Dr Maadr wardt ons Groos gahn,
's Groos wam m'r 'm Kühla gahn,
's Kühla wardt ons Melch gahn,
Die Melch wam m'r 'm Katzla gahn,
's Katzla schreit Miau, miau,
Meine liebe gude Frau!

Ruth on grien is wunderschiehn,
Dr Gandrhohn muss battl'n giehn!

Schnecke, podecke, reck olle vier Hörner 'naus,
Ich gah' dr Zuckr on Honich 'raus.

Hons, schlocht de Gons,
Schlocht se gutt, doss se blutt,
Schmeiss se ei a Teich,
Doss sie geicht,
Schmeiss se off a Mest,
Doss se fresst,
Schmeiss se off a Weg,
Doss se päkt,
Schmeiss se off a Reng,
Doss se klengt!

Leir, leir Tudlsook,
Morne is a Feiertoog,
On do wa mr Kucha backa,
On a Schiete Struh neihacka.

'S tröpplt, 's tröpplt,
's kömmt a Moon mit Äppln.

Sauerlomp,
Mei Weib is tomp.

Wossrmoon, reiss mich nei,
Ich gah dr a Glasla .... nei!

Isak, Jakob, Abraham,
Host 'n Bessa gieb's ok dahm!

Wendelin, die Hosa briehn,
Morne wam'r löscha giehn!

Fritze, Schnitze,
Hofrgretze,
Best 'm Paur gohr nischt netze,
Konnst ne drascha,
Konnst ne schloon,
Musst a Fleechl folla lohn!

Scherzfragen:

Was?
Alt Fooss mit 'm gahla Räfa.

Wos höt's 'n do drenne?
'n jonga Wundrlich mit gahla Schwänzlann.

Dr Monda schennt, dr Monda schennt,
Wos rumpelt off dr Brecke?
's kömmt dr Nanna Schotz gerieta,
Off dr Uhfakrecke!

Ich war dr woos drzähla,
Vo sieba langa Ehla: —
Dr Vootr hot a Schwein geschlocht;
Ich kriech a Speck,
On du 'n ahla Dreck!

Jusla nimms Tusla raus,
Los amohl schnuppa draus!

Schustr, puhu,
Flick m'r die Schuh!

Vettr Mechl is daussa,
Lott a rei, 's Hemde hängt'm haussa;
Stoppts 'm nei!
War de wil Vettr Mecheln sahn,
Muss 'n Kreuzr off Tobak gahn!

Annrle, Fannrle, ging in' Laden,
Wollt um'n Dreier Knackwurst haben,
Aber Knackwurst krigt sie nicht,
Annrle, Fannrle, ärchrt sich.

O mei liebe Liese,
Bis m'r ok ne biese!
Gieh off Scholza Wiese,
Dort fendst 'n ahla Hutt,
On do best mr wiedr gutt!

Dr Vettr hot a
Wiesla grien,
A hot a Fraula
Die wor schiehn;
A Schiehne on a Reiche,
Die wor keener Andrn gleiche!

Jomfr Peppla heess ich,
Schiehn bin ihch,
Dos weess ich,
Ruthe Schuhla hoo ich,
Griene Maschla trää ich;
Wie sol ich mich denn stella
Zu da Jonggesella? —
A gude Wert'n wil ich sein,
Olle Tooche a Seidla Wein!

Mädla mach's Terrla zu,
's komma die Soldota,
Ich wess ne seins Grenadier,
Odr gor Krowota!

Hopsa Liesla rübr on nübr,
Gie m'r a Guschla, ich gah dr's
wiedr!

Adam on Eva
Ginga mitsomma emm Heefa;
Adam hot a Krug zrschlän,
Eva muss die Scherbe trähn,
Adam kroch ei's Mäuseloch,
Eva schmiess'm die Scherbe anoch.

Franz, Schwanz, Rübezohl,
Der Geir sucht dich übrohl;
A sucht dich off olla Barcha,
A wardt dich noch drwarcha!

Eduatla,
Quorkfleckla!

Klingkrlingkling,
Hot immer Geld,
Wenn a's 'm zusommahält.

Erstrklassr Puzaneckl,
Zweetrklassr Floschasteppl,
Drettrklassr grobr Flechl!

{Schneider
{Schuster meck, meck,
Die Hoosa vuhl Dreck,
Die Hoosa vuhl Wanza,
Dr Schustr muss tanza!

Saurkraut on Lebrwurst
Die haben mich vertrieben,
Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,
Wär' ich bei ihr geblieben!

Sinkababrla,
Sinkababrla,
's Gänsla wardt dich beissa,
Nim 'n Stecka,
Schloos off's Schnabrla,
's wardt dich ne zrreissa!

Weberlied.

O, du geliebte Weberei,
Du bringst halt gohr nix, gohr nix mehr ein! –
's Stück gilt bei'm Juden drei Gulden,
Wolle kost vier, man macht Schulden.
Wir treten, wackeln, schlagen immerzu,
Hunger, Durst und Kälte gibt kein' Ruh'!
O, du geliebte Weberei,
Du bringst halt gohr nix, gohr nix mehr ein!

Meiner Muttr Schwiechrmuttr
Mit da kromma Füssa,
Sieba Johr ei'm Himml gewast,
Rondr hoot se müssa.
Is dos ne a Schwaflsweib,
Doss se ne eim Himml bleit!
Ei daam Himml is a Laaba,
Backa se Rosinkabaaba,
Honichschnieta, doss se klecka,
Doss ma möcht de Fengr lecka;
Is dos ne a Schwaflsweib,
Doss se ne ei'm Himmel bleit!

'S ging a Mädla Groos haan,
Wull off da griena Klie,
's koom a Reiter gerieta,
A sotzt sich zu n'r hie.

„Ich tor ne lange setza,
Mei Kühla honn ke Grohs,
Ich hoa a sella alt Müttrla,
Die schelt mich olle Toog".

„Wenn se dich wardt schalda,
Bend dr ok zwee Fengrla zu,
On spriech, du host dich geschnieta,
Gestocha ei dam Klie!"

„Ich tor meinr Muttr kee Lücha sän,
Ich käm gohr übl oon,
Viel lieber wil ich sprecha,
Dr Reiter wil mich hoon!"

Ich grief dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick off die Hörnr,
Ich docht 's wärn a Poor Stiefl odr a Poor Spernr,
's worn wull kee Stiefl on a kee Spernr,
's worn vo dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick die Hörnr!

Ich grief dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick off's Röckla,
Ich docht 's wär a Stächla odr a Breckla,
's wor wull kee Stächla on a kee Breckla,
's wor dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick ihr Röckla!

Ich grief dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick offs Bäuchla,
Ich docht 's wär a Riesla odr a Sträuchla,
's wor wull kee Riesla on a kee Sträuchla,
's wor dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick ihr Bäuchla!

Ich grief dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick offs Ettr,
Ich docht 's wär a Muhme odr a Vettr,

's wor wull kee Muhme on a kee Vettr,
's wor dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick ihr Ettr!

Ich grief dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick off's Schwänzla,
Ich docht 's wär a Riesla odr a Kränzla,
's wor wull kee Riesla on a kee Kränzla,
's wor dr ahla Zick-Zick, Mick-Mick ihr Schwänzla!

O Fräda übr Fräda,
Ihr Nockwrn kommt ok har,
On satt wos off dar Häde
Für Wondrdeng geschahn!
's koom a Engl geflocha
Bei huhr Mettrnocht,
Dar song a schiehn Gesängla,
Doss mir mei Herze lacht.
A song: o frät euch Olle,
Dr Heiland is geborn
Zu Bethlaheem ei'm Stolle,
Do wardt'r dos Kendla sahn!
Ich thot ne lange säuma
On liess de Schäfla stiehn

On krohch bis hendr die Zäume,
Do soh ich a klee Hetla stiehn.
Ich lät mich off die Seite
On tschuckt a bessla nei,
Do soch ich zwee ahle Leute
On a wondrschiehn Kendla drbei.
A quitschich quatschich Leibla,
Viel wessr olls dr Schnie,
A Köppla wie a Täubla,
Gekreuselt wie dr Klie.
Do docht ich bei menn Senna,
Dos Kendla stend mr oo,
Wenn ich's on könnt gewenna,
A Lammla woocht ich droo.

Litteratur.

Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. Aus Universitäts-Vorlesungen von Rudolf Hildebrand. 1. Teil: Das ältere Volkslied. Herausgegeben von G. Berlit. Zugleich Ergänzungsheft zum 14. Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Der Ergänzungshefte fünftes. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. VIII. u. 439 S. M. 4,00.

„Das ältere Volkslied in seiner kultur- und litterargeschichtlichen Bedeutung" ist der Titel, den R. Hildebrand seinen Vorlesungen über das Volkslied des 16. Jahrhunderts zu geben pflegte. In diesem Wortlaut bereits ist das ausgesprochen, was dieses Gelehrten Arbeiten vor vielen andern so glänzend auszeichnet, das Bestreben, schriftlich überlieferte Denkmäler vergangener Zeiten in engstem Zusammenhange mit dem wirklichen Leben jener Epoche — mit dem äusseren und dem inneren geistigen — zu betrachten und darzustellen, ein Verfahren, das gerade auf dem Gebiete volkstümlicher Dichtung ungemein reizvoll und dankbar, aber auch sehr schwierig ist. Dass er es trefflich verstand, diese Absicht zu verwirklichen, das zeigt wiederum die vorliegende neue Veröffentlichung aus seinem Nachlass. Zwar fand sich keine vollständige, druckfertige Ausarbeitung dessen vor, was Hildebrand in den Vorlesungen darbot, sondern nur eine Reihe von Texten und mehr oder weniger ausgeführten Einzelbemerkungen, die ihm beim freien Vortrage als Anhaltspunkte dienten; aber selbst diese Mitteilungen, die zudem glücklicher Weise mehrfach aus Kollegheften früherer Hörer ergänzt werden konnten, geben schon ein ganz ausgezeichnetes Bild von Hildebrands lebensvoller Vortragsart, und der Herausgeber ist sicher zu bescheiden, wenn er das Buch nur als ein Skelett bezeichnet, das der Bekleidung mit Fleisch und Blut noch entbehre. Es darf vielmehr einer festen und sehr schätzenswerten Grundmauer verglichen werden, auf der der künftige Geschichtsschreiber des deutschen Volksliedes gern und dankbar weiter bauen wird. Denn wenn in der That auch nur eine Auswahl aus der überaus grossen Stoffmasse vorgeführt wird, so ist sie doch so reich und so geschickt getroffen, dass der Leser eine Fülle von richtigen und inhaltsvollen Vorstellungen nicht bloss von Charakter und Wesen des Volksliedes im 16. Jahrhundert, sondern auch von der Kultur und dem Seelenleben jener Zeit erhält. Dass bei einem Werke wie dem vorliegenden Einzelheiten nicht immer dem gegenwärtigen Stande der Forschung entsprechen, dass manches, z. B. in den Litteraturangaben, unvollständig, veraltet oder nicht mehr notwendig

ist, ist selbstverständlich, aber nicht zu tadeln. Denn diese Dinge sind nicht das Wesentliche, sondern die Methode der Behandlung und der grosse, geistvolle Zug, der durch das ganze hindurchgeht.

Zum Schlusse sei noch ein kurzer Ueberblick über den Inhalt des Buches, das den weitesten Leserkreis verdient, gegeben. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit dem Begriff „Volkslied" und erläutert die Unterschiede und Zusammenhänge, die zwischen diesem und dem Kunstliede bestehen. Wie Kunstlieder zu Volksliedern werden können, welche Umwandlungen und aus welchen Gründen sie solche dabei erfahren, wird an mehreren Beispielen, auch an Gedichten Schillers und Goethes („Sehnsucht" „An dem reinsten Frühlingsmorgen") klar gemacht. Das zweite Kapitel zeigt in lehrreicher Weise den Zusammenhang neuerer, noch gegenwärtig üblicher Volkslieder mit der früheren Vergangenheit an Texten von Weihnachtsspielen, ein Thema, das jetzt Vogt im ersten Bande von „Schlesiens volkstümlichen Ueberlieferungen" erschöpfend behandelt hat, und an volksmässigen Umdichtungen ursprünglich geistlicher Lieder, wobei besonders die derbe, mitunter auch frivole Seite des Volkshumors zu ihrem Rechte kommt. Mit einer kleinen Litteraturübersicht schliesst dieser erste, allgemeine Teil. Der zweite, besondere, charakterisiert ganz vorzüglich in aller Knappheit zwar, aber stets treffend und leicht verständlich, mit gleicher Berücksichtigung des philologischen und ästhetischen, des geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und psychologischen Elements eine Reihe verschiedener Typen von Volksliedern wie das Kranzsingen, den Streit zwischen Sommer und Winter (vgl. Mittlgn. V, 13), das Mädchen und die Hasel, die Rose im Volksliede; dieser Abschnitt ist ganz besonders liebevoll und eingehend ausgeführt. Es folgen dann Proben und Besprechungen von Martinsliedern, in denen die Gans die Hauptrolle spielt, von Schlemmer- und Zecherliedern, Fastnacht- und Landsknechtliedern. Der folgende Absatz „Altepisches" beleuchtet hauptsächlich das jüngere Hildebrandslied und sein Verhältnis zur alten Sage. Das 14. Kapitel ist den historischen Volksliedern gewidmet, die innerhalb der ganzen Gruppe insofern eine besondere Stellung einnehmen, als sie Gelegenheitsdichtung im engsten Sinne sind, Lieder, die dem Augenblick ihr Dasein verdanken und für den Augenblick bestimmt sind. Der Schlussabschnitt „Kinderlied" konnte sich auf ein paar kurze Notizen beschränken, da Hildebrands eingehende Aufsätze hierüber jetzt in seinen „Beiträgen zum deutschen Unterricht", seine eigenen Sammlungen in O. Dähnhardts Büchlein „Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen II" zu finden sind. — Auch die Beilagen am Schlusse des Bandes sind wertvoll; sie enthalten einige Aphorismen aus Hildebrands „Gedankenheften" und drei ausführliche Recensionen (von Böhmes Altdeutschem Liederbuch, von des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von Birlinger und Crecelius und von Liliencrons Historischen Volksliedern).

Hoffentlich erfreut uns der Herr Herausgeber recht bald mit dem in Aussicht gestellten 2. Teile, der das Volkslied im 18. Jahrhundert behandeln soll. H. Jantzen.

Nachrichten.

In der am 11. Januar abgehaltenen Generalversammlung erstattete zunächst der Schatzmeister Herr Bankier Albert Holz den Rechnungsbericht. Der Baarbestand der Vereinskasse belief sich am 1. Januar 1900 auf 63 Mk. 41 Pf. Hierzu kamen an Mitgliederbeiträgen 1333 Mk. 35 Pf.; als Beitrag der Provinz und der Stadt je 300 (zusammen 600) Mk.; durch Verkauf älterer Jahrgänge der Mitteilungen 33 Mk. 40 Pf.; Zinsen des Vereinsvermögens 57 Mk. 50 Pf.: also zusammen 2087 Mk. 66 Pf. — Dem gegenüber standen an Ausgaben insgesammt 1685 Mk. 07 Pf., sodass sich ein Ueberschuss von 402 Mk. 59 Pf. ergab. Doch ist zu bemerken, dass noch Ausgaben für Druckkosten bevorstehen.

Ueber die wissenschaftliche Thätigkeit der Gesellschaft im Jahr 1900 berichtete der Vorsitzende Prof. Vogt. Am 12. Januar hielt Herr Prof. Dr. Liebich einen Vortrag über die indische Fabel von den goldgrabenden Ameisen (s. Mitteilungen VII, 17). Am 2. Februar besichtigte die Gesellschaft unter Führung des Herrn Direktors Dr. Seger das neue Museum für Schlesische Altertümer, welches jetzt durch die „Schlesische Bauernstube" noch ein erhöhtes Interesse für die schlesische Volkskunde gewonnen hat. In der Sitzung vom 9. März sprach Herr Dr. Gusinde über Totenbretter (s. Mitteilungen VII S. 27). Am 27. Mai unternahm die Gesellschaft ihren Sommerausflug nach Neisse. Bei der Festsitzung wurden Vorträge von den Herren Prof. Vogt, Prof. Koch, Philo vom Walde und Prof. Sutsch gehalten (s. Mitteilungen VII S. 60). — Die Reihe der Wintersitzungen wurde am 9. November durch den Vortrag des Prof. Vogt über das

Oberammergauer Passionsspiel und sein Verhältnis zum Volksdrama des Mittelalters eröffnet, worauf am 14. Dezember der Vortrag des Prof. Hoffmann über die Brautwerbung bei den Indogermanen folgte.

An Publikationen der Gesellschaft erschienen im Jahr 1900 ausser den 5 Nummern der Mitteilungen der erste Band des Sammelwerkes „Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen“ und das Heft von Oskar Scholz: Der Spinnabend zu Herzogswaldau im Jahr 1899.

Nachdem der Vorsitzende hierauf noch über die während des verflossenen Vereinsjahres erfolgten Veränderungen im Vorstande berichtet hatte, wurden zunächst die bisherigen Rechnungsprüfer und sodann der Vorstand durch Zuruf wiedergewählt.

Es folgte ein Vortrag des Herrn Dr. Drechsler, Direktors des Progymnasiums zu Zabrze, über Tiere und Bäume in ihren Beziehungen zum Gemütsleben des schlesischen Volkes. Eine gemütliche Vereinigung, deren Teilnehmer Herr Dr. Drechsler durch den Vortrag schlesischer Dialektdichtungen erfreute, beschloss den Abend.

Anzeigen.

Der Vorstand der Gesellschaft setzt sich für das Jahr 1901 wie folgt zusammen:

Vorsitzender: Dr. Friedrich Vogt, Universitätsprofessor, Breslau-Grüneiche.
Stellv. des Vorsitzenden: Dr. W. Nehring, Geh. Regierungsrat, Universitätsprofessor, Sternstrasse 22.
Schriftführer: Dr. Max Hippe, Bibliothekar, Opitzstrasse 3.
Schatzmeister: Albert Holz, Bankier, Ring 18.
Bibliothekar: Dr. Hermann Jantzen, Michaelisstrasse 3a.
Professor Dr. Hulwa, Tanentzienstrasse 68.
Professor Dr. Körber, Palmstrasse 10.
Universitätsprofessor Dr. Max Koch, Museumsplatz 10.
Rechtsanwalt Pavel, Junkernstrasse 32.
Direktor Dr. Seger (stellv. Schriftführer), Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister richten; von Auswärtigen ist der Jahresbeitrag von 2 Mark der Anmeldung beizufügen; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 8 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen“ nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer anzuzeigen.

Von den bisher erschienenen Veröffentlichungen der Gesellschaft sind für die Mitglieder durch Vermittelung des Herrn Schriftführers erhältlich:

Die „Mitteilungen“ Jahrgang 1894—1900 (Heft I—VII) zum Preise von 14 Mark (Heft VII einzeln 2 Mark).

O. Scholz, Der Spinnabend zu Herzogswaldau im Jahre 1899, zum Preise von 80 Pf.

Auf Bestellung bei der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststrasse 3, erhalten die Mitglieder:

Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Band I: F. Vogt, Die Schlesischen Weihnachtsspiele. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus sowie 4 Gruppenbildern. XVI u. 500 Seiten. Preis für Mitglieder 3,90 M., gebunden 4,50 M. (dazu 30 Pf. Portokosten). Im Buchhandel kostet das Werk 5,20, geb. 6 M.

Die auswärtigen Mitglieder werden gebeten, ihren **Jahresbeitrag für 1901** im Betrage von 2 Mark an den Schatzmeister, **Herrn Bankier Albert Holz, Breslau, Ring 18,** einzusenden. Sollte die Zusendung bis zum **1. April** nicht erfolgt sein, so wird angenommen, dass die Einziehung des Betrages durch **Nachnahme** gewünscht wird.

Die **nächste Sitzung** der Gesellschaft findet **Freitag, den 8. Februar,** abends 8 Uhr im Auditorium XIV der Universität statt. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Sarrazin über altenglische Volksfeste.

Schluss der Redaction: 31. Januar 1901.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.



Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

F. Vogt.

Jahrgang 1901. **Breslau.** Heft VIII. № 2.

Inhalt: Kühnau, Die Bedeutung des Brotes in Haus und Familie. — Anzeige.

Die Bedeutung des Brotes in Haus und Familie.

Von **Dr. Kühnau** in Patschkau.

A. Die Bedeutung des Brotes für das Haus.

1. An das Brot ist der Segen des Hauses gebunden.

Wenn jemand eine neue Wohnung bezieht, so muss er, um in derselben Glück zu haben, Brot hinübertragen. Brot und Salz gehören zu den ersten Gegenständen, die im neuen Hause vorhanden sein müssen. Rockenphil. (Grimm M. 3 S. 442): Bei zunehmendem Monde soll man in eine neue Wohnung ziehen oder beim Vollmond; auch Brot und Salz hineintragen, so wird darin alles voll sein und an nichts mangeln. Bartsch II S. 129: In eine neue Wohnung muss man zuerst Brot und Salz hineinbringen. Ein Bericht vom Jahre 1668 bei Grimm M. 3 S. 477 sagt: Wenn man Salz und Brot zuerst in ein Haus bringet, das man beziehet, so hat man drin keinen Lebensmangel. Mündlich aus Patschkau: Wenn Leute in eine neue Wohnung ziehen, so wird zuerst ein Tisch in die leere Stube gestellt, ein Brotränftel drauf gelegt, rechts und links davon ein Licht und dahinter ein Crucifix. Zu Brot und Salz wird auch wohl noch ein anderer Gegenstand hinzugefügt, in Thüringen, Erzgebirge, Böhmen ein Besen [1]) oder Holz. Dann hat man immer das tägliche Brot [2]) (Wuttke § 608). Oder Brot, ein Feuerzeug und ein Gesangbuch (Wuttke ebenda).

2. Mit dem Uebertragen des Brotes in die neue Wohnung ist der Zusammenhang mit der alten abgeschnitten: man bekommt kein Heimweh.

Handschr. Samml. der schles. Ges. f. Volksk. aus Herzogswaldau bei Jauer: Wenn man seine Heimat verlässt, um sich an einem andern Orte niederzulassen, soll man eine Schnitte Brot einstecken und bei Ankunft in dem neuen Orte bald essen; man wird dann nicht das Heimweh bekommen. Gegen Heimweh schützt man sich, wenn man das Hemd ver-

---

[1]) Aus Schlesien berichten es die Sammlungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde als sehr verbreitet.

[2]) Aehnlich Bartsch aus Mecklenburg (II S. 163): Wer drei reife Kornähren im Namen des dreieinigen Gottes über den Spiegel steckt, hat reichen Kornsegen zu erwarten.

kehrt anzieht oder ein Stück Brot in die Tasche steckt (Wuttke § 631). Das gilt anch vom *Gesinde*. Wenn eine Magd neu anzieht, mnss sie ans ihrer Heimat ein Stück Brot mitbringen, dann bekommt sie nicht Heimweh (Thüringen, Wuttke § 623).

3. Wie die Menschen werden anch die *Haustiere* durch Brot an den nenen Ort gefesselt.

Wenn man einen Hnnd, eine Katze oder ein anderes Stück Vieh in ein neucs Haus bringt, so soll der Hausherr ein wenig Brot zerkauen nnd das dem Vieh zn fressen geben, dann gewöhnt es sich leicht an nnd bekommt kein Heimweh (Schwaben, Meier II S. 498). Wenn das Geflügel zum ersten Male aus dem Stalle gelassen wird, verbeisst man ihm Brot und lässt es über das Strumpfband hinauslanfen, dann findet es stets den Weg gut wieder heim (Schwaben, Meier II S. 514). Panzer teilt aus einer Sammlnng von Hansmitteln n. a. vom Jahre 1825 mit, man soll einer neuen Kuh beim Einbringen in den Stall ein Stücklein Brot geben, dann werde sie leicht angcwohnen (Baiern, Panzer I S. 257). Aehnliches aus Schwaben (Birlinger I S. 403).

Häufig spielt das Brot nur eine *vermittelnde* Rolle und dient dazu, Snbstanzen vom Körper des Herrn (z. B. Schweiss, Haare) oder Gegenstände seines Besitzes durch Vermittelung des Brotes in den Leib des Tieres gelangen zn lassen, so dass hier ein dem Liebeszauber ähnlicher Vorgang sich abspielt. Solche Fälle stellt Wnttke § 679 zusammen.

Wenn am *Christabende* die Tiere im Stalle nnd der Hofhund mit Brot gefüttert werden, so ist dies eine Angewöhnnngskur fürs nächste Jahr. Soll ein junger Haushund recht böse, also ein gnter Wächter werden, so giebt man ihm am Christabend drei Bissen Brot mit Knoblauch oder Salz bestreut (Schlesien, Wnttke § 680).

An Stelle des Brotes tritt der *Tisch*. Aus Pforzheim berichtet das Journal von nnd für Deutschland 1787 (Grimm M. 3 S. 455): Ein gekauft Hnhn wird dreimal nm den Tisch gejagt, ihm Holz von drei Tischdecken unterm Brot gegeben, so bleibt's daheim. Aus Gernsbach im Speierschen (ebenda S. 454): Gekauftes Geflügel führe man dreimal um den Tischfuss, schneide von jedem Tischeck ein Stückchen und gebe es dem Tiere zu fressen, so bleibt es.

4. Ist das Brot für den Segen im Hause notwendig, so *bringt sein Verlnst Unglück*.

Wer beim Umzug in eine andere Stadt oder Wohnung unterwegs Brot *verliert*, wird hinfort alle Nahrung einbüssen (Rockenphil. bei Grimm M. 3 S. 446). Ebendasselbe in Baiern (Wnttke § 295). Insbesondere ist das erste Brot, das in der neuen Wohnung angeschnitten wird, wichtig für den künftigen Unterhalt der Familie. Man packt daher das erste Brotränftel in Seide nnd hebt es anf (Laugenbielau mündlich). Vom Brauträuftel später. — Beim *Verleihen* nnd *Verschenken* des Brotes mnss man vorsichtig sein. Man muss vorher ein kleines Stück abschneiden, weil man sonst den Segen mit fortgiebt (Brandenbnrg, Ostprenssen, Erzgebirge) oder man muss es einwickeln (Schlesien); Wuttke § 625. Einem Bettler darf man weder das Oberste noch das Unterste von einem Brote geben, sonst giebt man sein Brot weg, d. h. man muss selbst betteln

gehen (Ostpreussen); Wuttke § 625. Dasselbe berichtet aus Mecklenburg Bartsch II S. 135. Ja der Knust darf überhaupt nicht aus dem Hause gegeben werden. „Kein Knust ut 'n Hus'!" Er darf weder verschenkt noch weggeworfen werden, es hängt Glück an ihm. Hausfrauen, die in der Lage sind, ihn weggeben zu müssen, schneiden zuvor ein kleines Stück aus ihm kreuzweise heraus und nehmen es in den Mund, wenn sie ihn weggeben (allgemein in Mecklenburg, Bartsch II S. 135). Ebenda heisst es vom Brote „Vergif nich den Knust, sü gifst du 'n Segen ut 't Hus". — Erwähnt ist oben das Einhüllen des Brotes, wenn man es verborgt. Ich finde diesen Aberglauben vorläufig nur aus Schlesien gesammelt, so bei Schroller aus der Strieganer Gegend (III S. 324), handschriftlich aus Herzogswaldau bei Jauer. Immer heisst es, dass sonst der Segen aus dem Hause gegeben wird. — Auch frischbackenes Brot giebt man nicht gern aus dem Hause, weil dadurch der Segen aus dem Hause geht[1]) (Mecklenburg, Bartsch II S. 135). Ja wenn Brot warm aus dem Hause getragen wird, muss bald jemand sterben (Oldenburg, Strackerjan I S. 34). Wer solches Brot isst, dem wächst der Roggen im Magen aus (Schwaben, Birlinger, Volkstüml. I S. 494). — Viele glauben, wenn sie Teig im Backofen stehen haben, so sollen sie die Stube nicht eher auskehren lassen, bis der Teig aus der Stube ist; man bekomme sonst ein Brot weniger oder kehre ein Brot mit hinweg (Birlinger, Aus Schwaben I S. 414). Desgleichen in Rockenphil. bei Grimm M. 3 S. 435: Wer Teig im Troge hat, kehre die Stube nicht aus, bis der Teig hinausgetragen ist, sonst kehrt er ein Brot mit hinaus.

5. Ein Brot vom ganzen Gebäcke wird abgesondert.

Man bildet aus dem letzten Teige, der noch im Backtroge sich befindet, ein Brot, gewöhnlich ist es kleiner als die andern und heisst in Schlesien „Klêbrûtel". In Schwaben heisst es „Scherrlaib", und den soll man solange aufbewahren, bis man von der neuen „Bachet" wieder einen neuen „Scherrlaib" hat (Birlinger, Volkstüml. I S. 494). In Christian Weises drei Erznarren (1704) heisst es: Das Brot, welches zuletzt in den Ofen geschoben wird, zeichnen sie und nennen es den Wirt; so lange der Wirt im Hause sei, mangle es nicht an Brot, werde es vor der Zeit angeschnitten, so erfolge Teuerung (Grimm M. 3, S. 469). Am Anfange des 19. Jahrhunderts kam in Tirol der Gebrauch vor, dass die Hausmutter aus dem letzten vom Brotteig zusammengescharrten Teig eine unbestimmte Figur bildete, welche der „Gott" hiess und mit gebacken wurde (Wuttke § 435). Diese letzte Bemerkung lässt vermuten, dass ursprünglich beim Brotbacken aus dem Rest des Teiges ein Götterbild geformt wurde, welches als Hüter des häuslichen Segens bis zur nächsten Backzeit aufbewahrt wurde.

---

[1]) Hiermit steht in Beziehung die Warnung der Rockenphilosophie (Grimm M. 3 S. 437): Es ist nicht gut, Feuer und Licht durch einen Fremden aus dem Hause tragen zu lassen, die Nahrung wird dadurch aus dem Hause getragen. Offenbar gebietet eine nahrungspendende Gottheit im Feuer, das zum Backen nicht entbehrt werden kann, eine Hausgottheit, die mit dem Feuer das Haus verlässt und ihre segnende Macht mit fortnimmt.

B. Die Bedeutung des Brotes für die Familie.

An das Brot ist nicht nur der Segen (Wohlstand) des Hauses, sondern auch der Segen der Familie (Glück und Fruchtbarkeit der Ehe) gebunden, und beide vereinigen sich zu einem Ganzen von Glück nach aussen und innen.

1. Schon in der Zeit der Liebe vor der Ehe tritt das Brot bedeutsam hervor.

Es soll hier abgesehen werden vom sog. Liebeszauber, bei dem das Brot nur eine Vermittlerrolle einnimmt, indem Substanzen des Körpers in Brot verborgen einer Person entgegengesetzten Geschlechts eingegeben werden, um sie zur unwiderstehlichen Liebe zu veranlassen.

Symbolisch bedeutet Brot so viel als Zustimmung in folgendem Falle. Ist eine Bekanntschaft in der Kunkelstube angezettelt, so wird sie beim nächsten Tanz im Wirtshause weitergesponnen. Da sitzen die Mädchen in langer Reihe an der Wand, des Winkes der Burschen gewärtig. Kommt der Rechte, so führt er die auserwählte Dirne an seinen Tisch, stellt ihr Bier hin und bricht ihr Semmeln vor. Sie tanzen und plaudern mit einander, und wenn nun schliesslich die Dirne zum Heimgange sich anschickt, die Stückchen Weissbrot, die ihr der Bursche vorgebrochen, zu sich steckt und sich das Geleite geben lässt, so weiss dieser, woran er ist. Die Bekanntschaft ist fertig, und er darf zum Kammerfenster kommen (Baiern, Bavaria II, 1 S. 268). Zaubermittel ist das Brot in diesem Falle: Wenn Mädchen allemal die „Knauzen“ vom Brote essen, so bleibt ihnen der Schatz treu (Birlinger, Aus Schwaben I S. 415). Vorbedeutend in diesem: Wer beim Brotbacken das Brot mit Borsten macht, kriegt einen rauhen Mann, wer den Teig glatt macht, kriegt einen „schiren“ (Mecklenburg, Bartsch II S. 134). Liebende dürfen, wenn sie zusammen sind, nicht Brot oder Butter anschneiden, sonst entsteht Zank unter ihnen (Erzgebirge, Vogtland, Wuttke § 553). Sehr verbreitet ist der Aberglaube, dass eine ledige Person bei Tisch Butter, Käse, Brot nicht anschneiden darf, sonst muss sie noch sieben Jahre warten (Schlesien, Thüringen, Erzgebirge, Brandenburg, Waldeck, Vogtland, Oldenburg, Wuttke § 547). Das Anschneiden des Brotes kommt nur verheirateten Leuten zu, thut es der Ledige, so vergeht er sich gegen die göttliche Ordnung und muss die Strafe des Wartens oder der Trübung seines Verhältnisses über sich ergehen lassen. Auch wenn ein Lediger das „Ramftla“ vom Brote erhält, muss er noch sieben Jahre ledig bleiben (Schlesien, Schroller III S. 324); denn das Ränftel, der Knust gehört nur Verheirateten zu.

2. Bei der Hochzeit knüpft sich mancher Gebrauch, manche Meinung an das Brot.

a. Einladung zur Hochzeit. Auf dem Welzheimer Walde (Schwaben) kommt der Bräutigam samt dem Hochzeitslader, in den Thalorten dagegen die Braut mit einer Brautjungfer, um zur Hochzeit einzuladen. In jedem Hause, in das sie treten, wird ihnen der Brotlaib dargeboten von dem sie eine Schnitte nehmen. Von dem so gesammelten Brote bereiten sie hernach eine Suppe, welche die Brautleute mit ihren nächsten Angehörigen verzehren. — Im Remsthale holt die Hausfrau nach

der Einladung ein Brot und reicht es nebst einem Messer der Braut, die sich ein Stückchen abschneidet und mitnimmt. Früher trugen die Einlader Körbe und sammelten darin diese Brotschnitzel, von denen das junge Ehepaar die erste Morgensuppe miteinander isst. In manchen Dörfern wird dies Brot erst nach der Hochzeit eingesammelt und verzehrt[1]) (Meier II S. 477). In Mecklenburg wird von den Eingeladenen ein Brutstuten geschenkt (Bartsch II S. 71: Grosse Bauernhochzeit in Teschow).

b. Erste Bewirtung der Eingeladenen vor der Trauung. Wenn sich die Eingeladenen im Hause der Braut versammelt haben, so wird ihnen eine kleine Bewirtung vor der Trauung geboten. In der Kalwer Gegend isst man die sog. Morgensuppe, bestehend aus Fastnachtsküchlein, die man öfters in Wannen ausstellt, nebst Kaffee, Wein, Schnaps u. a. (Birlinger, Aus Schwaben II S. 274). In Schlesien nennt man diese vorläufige Bewirtung „das Zichten". Früh am Hochzeitstage sammeln sich die Eingeladenen bei der Braut. Grosse Stücken Butter und Brote stehen auf dem Tische, daneben grosse Teller mit Zucker (sog. Dômszucker). Nun werden Schnitten ums ganze Brot geschnitten, dick mit Butter gestrichen und mit Zucker bestreut. Hierbei kommt's auf die Masse an, jeder kann soviel nehmen als er will, und mancher nimmt wohl an die 10 bis 12 solcher Zuckerschnitten, isst so viel ihm beliebt und bindet die übrigen in ein buntes Tuch, um sie nach Hause mitzunehmen oder tragen zu lassen, damit die zu Hause Gebliebenen, selbst Knechte und Mägde, auch ihr Teil bekommen. Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. Heft 3 S. 54. Auch aus Baiern teilt Bavaria II, 1 S. 281 mit: Vor dem Gange zur Kirche erhalten die Gäste noch eine kleine Collation, häufig bloss Bier und Brot (Sulzburg, Velburg, Vockey), bisweilen Wein und ein gebackenes Huhn (Oberpfälzer Wald), das sog. Kranzlmahl.

c. Anziehen der Braut (des Bräutigams). Will eine Braut über ihren Mann die Herrschaft haben, so ziehe sie sich in einem Backtroge an und klopfe an die Kirchthür (Rockenphilos., Grimm M. 3 S. 441), In Mecklenburg schliessen sich die Hochzeiten gewöhnlich an das Erntefest an. Mit Musik geht es zur Pfarre, wo die Braut bekränzt und aufgeputzt wird. Wein und Kuchen bringen die Beteiligten mit zur Pfarre und verzehren beides während des Aufputzens, und natürlich darf der Pastor und seine Familie nicht verschmähen, was davon angeboten wird (Bartsch II S. 304). In den Brautkranz (die „Krone") müssen Kornähren, besonders aber Lein, gebunden werden, und der Bräutigam muss dergleichen in die Tasche stecken, dann giebt es eine glückliche Ehe. Oder auch: Bi de Tru möt de Brut von all Kurn wat in de Kron hebben,

---

[1]) Das Essen von geschenktem Brot bringt Segen, also bei dem neuvermählten Paare Wohlstand und Kindersegen. Einen ähnlichen Sinn hat es wohl, wenn das Brautpaar mit allerlei nützlichen Gegenständen beschenkt wird, insbesondere mit Lebensmitteln — man meint, es werde dann an diesen Dingen nie Mangel leiden. In der Kalwer Gegend (Schwaben) beschenken nicht nur die Eingeladenen, sondern jede Familie des Ortes, aus dem die Braut stammt, das Brautpaar. Die Weiber oder Mädchen bringen diese Geschenke: Butter, Schmalz, Mehl, Milch u. a. am Tage vor der Hochzeit ins Haus (Birlinger, Aus Schwaben II S. 274). In Gechingen und Deckenpfronn werden Mehl, Linsen, Erbsen und Lebensmittel aller Art am Tage nach der Hochzeit gespendet (Birlinger ebenda II S. 275). Hiervon können die Neuvermählten oft ein ganzes Jahr lang leben.

denn hett s' gaud'n Deg (Gedeihen) dormit. Oder: Dem Bräutigam wird vor der Trauung von jeder Art der Haustiere ein Haar und eine Feder, auch etwas Brot und Fleisch in sein Zeug gesteckt, denn dann wird er hieran keinen Mangel leiden (Bartsch II S. 60). In Thüringen wird der Braut Flachs in die Schuhe gethan, damit sie nicht Mangel hat. In Brandenburg thun Braut und Bräutigam Getreide in die Schuhe. In Waldeck thut man der Braut heimlich Brot und Salz in die Schuhe, das bringt Segen. Ueber diese Fälle Wuttke § 562. In Schlesien steckt sich die Braut Brot in die Tasche oder lässt es sich am Busen oder im Rocke einnähen, trägt Geld in der Tasche und vielerlei Samenkörner in den Schuhen (Namslau). Nimmt die Braut etwas Werg, etwas Gemüse, ein Stückchen Brot, das Milchtuch mit sich zur Trauung, geht sie nach der Trauung in den Kuhstall und stösst eine dort aufgestellte Wasserkanne mit dem Fusse um, so hat sie Glück und Segen im Hauswesen (Rothenburg, Radisch). Beide Nachrichten aus den Verhandlungen der Kreissynoden Schlesiens 1890. Ferner berichtet Schroller III S. 325: Auch bei der Hochzeit spielt das Brot als Symbol künftigen Wohlergehens eine wichtige Rolle. Bevor die Braut zur Trauung nach der Kirche geführt wird, steckt man ihr von einem frisch angeschnittenem Brote ein kleines Stück, das „Brautramftla", in den Schubsack des Brautkleides. Sie hebt es ihr Leben lang an einem trockenen Orte auf, damit es nicht schimmele. Es wird ihr dann nie am nötigen Brote fehlen und wird in ihrem Hause kein Feuer ausbrechen (letzteres in der Neuroder Gegend).

d. Fahrt zur Kirche, Trauung und Rückkehr. In Thüringen wird der Aermste im Orte aufgefordert, an der Thür zu stehen, und wenn die Braut heraustritt, bekommt er von ihr Kuchen und Geld; damit ist alles Unglück aus der Ehe verbannt (Wuttke § 563). Ist die Braut schwanger, so muss sie die Pferde ein Stück Brot aus ihrem Schosse fressen lassen, sonst können sie nicht von der Stelle (Böhmen, Wuttke § 562). Während der Fahrt zur Kirche werfen in Mecklenburg die Brautzengen und Brautjungfern, wenn sie jemand begegnen, Kuchen, Pfeffernüsse, Zwiebäcke u. dgl. vom Wagen. Auch wird stillgehalten und die Punschflasche vom Wagen gereicht (Bartsch II S. 77). In Schwaben durfte das Beschenken des Kirchendieners von Seiten der Eheleute nie vergessen werden. Das Beschenken des Pfarrers war uralte Sitte. Aber auch Mesner, Stadtknechte, Türmer wollten ihre Sache haben. In katholischen Gegenden fordern heute noch die Ministranten ihren Tribut, indem man nicht anders weiss, als dass sie mit dem Cingulum den Brautleuten die Thüre absperren. Noch früher weiss ich (sagt Birlinger, Aus Schwaben II S. 303), dass die Braut ½ Laib weisses Hochzeitsbrot, mit Wachssträngen umwunden, darbrachte, worüber ich mich als Ministrant weidlich hermachte. — Wenn bei der Trauung ein Tisch vor dem Brautpaare steht, so darf derselbe keine zugeschlossene Schublade haben; ist solches der Fall, so wird die Ehe unfruchtbar (Bartsch II S. 64). Offenbar hat der Tisch diese vorbedeutende Kraft, weil er die Lagerstätte des Brotes ist.

e. Das Mahl an der Grenzscheide. Auf dem Heimwege aus der Kirche wird in Schlesien oft eine geschmückte Schnur über

den Weg gezogen, besonders da, wo die Strasse um eine Ecke biegt. Dem Bräutigam wird, wenn der Wagen hält, ein Schnaps gereicht, wofür er ein Geldstück auflegen muss (Mitt. der schles. Ges. f. Volkskunde Heft 3 S. 54). Dieses Schnüren hat den Sinn eines Grenzzolls oder eines Grenzopfers. Wenn Braut und Bräutigam nicht demselben Dorfe angehören, so muss schon am Tage vor der Hochzeit in Schlesien das sog. Brautfuder mit der Ausstattung der Braut über die Grenze fahren in das Haus des Bräutigams. Auf dem hochgetürmten Fuder sitzt die Bettfrau mit Körben voll Kuchen. Beim Ueberschreiten der Grenze hat sie unter die am Wege Versammelten Kuchenstücke zu werfen (Mitt. der schles. Ges. f. Volksk. Heft 3 S. 54). Fährt dann nach der Hochzeit der Bräutigam mit der Braut über die Grenze nach, so wird ihm eine Schnur vorgezogen, die er durch ein Geldstück lösen muss (ebenda S. 55). Ein wirkliches Mahl an der Grenzscheide wird von Bartsch II S. 83 aus Mecklenburg berichtet. Am Morgen des Trautages ging früher in Kues (bei Güstrow) die Braut mit ihren Jungfern nach dem Kirchdorfe Kritzkow. Im Pfarrhause wurde sie von der Frau Pfarrerin geschmückt. Mittags kam der Bräutigam mit seinen Gesellen nach. Nachdem die Trauhandlung in der Kirche vollzogen war, begab sich der ganze Zug zu Wagen auf den Rückweg. An der Feldscheide zwischen Kritzkow und Kues wurde angehalten, denn hier hielten die eben aus Kues angekommenen 4 oder 5 Mann zu Pferde. Alles stieg ab, und es begann ein Mahl, zu dem die Speisen von den 5 Reitern mitgebracht waren. Es wurde der grosse Kringel verzehrt, der fast so gross wie ein Wagenrad war — ihn trugen die Reiter auf Stöcken — und es wurde Bier und Branntwein getrunken. Das Getränk wurde nicht in Flaschen und Gläsern herumgereicht, sondern aus einer Brause, einer Giesskanne, wie sie der Gärtner hat, getrunken, und jeder gab vor und nach dem Trinken dem, der die Brause herumreichte, die Hand. An dem Mahle beteiligten sich auch Vorübergehende. Nach seiner Beendigung begab sich die ganze Gesellschaft nach Kues.

f. Eintritt der jungen Frau ins Hochzeitshaus und Hochzeitsfeier. Wenn der Hochzeitszug aus der Kirche zurückgekehrt ist, so darf niemand die Schwelle betreten, der nicht vorher einen Bissen Schwarzbrot und einen Schluck Wasser zu sich genommen hat, den ihm jemand aus dem Hause geboten (Mecklenburg, Bartsch II S. 65). In der Landgemeinde Grevismühlen (Mecklenburg) war es noch vor 50 Jahren Sitte, dass den von der Trauung heimkehrenden jungen Eheleuten, ehe sie in das Hochzeitshaus traten, eine lange, eigens hierfür gebackene Semmel dargeboten wurde, wovon jeder Teil einen möglichst grossen Bissen nahm, jeder von der Spitze. Diese Bissen wurden gleich nach der Hochzeit noch einmal gebacken, um sie gegen Verschimmeln und Verderben zu schützen; und gegen manche Krankheiten wurde hiervon etwas im Mörser fein gestossen und den Leidenden eingegeben (Bartsch II S. 66). Beim Heimgange aus der Kirche (sagt die Chemnitzer Rockenphil. bei Grimm M. 3 S. 448) trage man der Braut zerschnittene Kuchen entgegen, jeder Gast nehme ein Stück und stosse es der Braut auf den Leib. Man glaubte offenbar, hierdurch die Fruchtbarkeit der Braut zu fördern.

Das segenreiche Hochzeitsbrot sucht man nun zu erhalten, um dem Hause den Segen zu bewahren. Die Verhandlungen der Kreissynoden

Schlesiens 1890 enthalten darüber folgende Angaben. Sobald die junge Frau ins Hochzeitshaus tritt, nimmt sie ein Stück Brot und trägt es dreimal um den Tisch. Dasselbe wird sorgfältig aufbewahrt, es verschimmelt nie und wendet allen Mangel ab (Namslau). Dies Brauträuftel wird auch sonst sehr häufig, aber ohne das Herumtragen erwähnt. Teils liegt es schon beim Hochzeitsessen vor der Braut, teils (Türpitz bei Strehlen) muss sie es ungesehen vom Hochzeitstisch nach Hause bringen. Das Brautränftel wird (Leutmannsdorf bei Schweidnitz) mit dem in den Rock genähten und angetrauten Stück Brot identificiert (s. oben Schroller). Es wird in der Regel im Glasschrank aufbewahrt (ebenda). Aehnliches wird auch aus anderen Gegenden Deutschlands erzählt. Bavaria II, 1 S. 281 berichtet: Die ersten Ränftchen Brot, die die Hochzeitsleute abschneiden, werden aufbewahrt. Wessen Ränftchen zuerst schimmelig wird, der stirbt zuerst. Wuttke § 567: Von dem Brote, welches zuerst auf dem Brauttische erscheint, nimmt sich die Braut das erste Stück und bewahrt es auf; so lange es im Hause ist, ist nie Mangel (Böhmen, Thüringen, Baiern) und § 291: Das erste Stück Brot, welches die Hochzeitsgäste abschneiden, wird aufbewahrt; wessen Stück zuerst schimmelt, der stirbt zuerst (Oberpfalz). Dasselbe wird auch wieder aus Schlesien mitgeteilt (Handschr. Samml. der schles. Ges. f. Volksk.; Peter II S. 227). Aus dem Saalfeldischen wird im Jahre 1790 berichtet, dass das hart gewordene Stück Brot jeden Brotmangel verscheuche, und wenn das Ehepaar lebensüberdrüssig wird, so brauchen sie es nur in einer Suppe zu geniessen und sie werden geheilt sein (Grimm M. 3 S. 451). — Das Brauträuftel bewährt seine Kraft nicht nur am Brautpaare, sondern auch an andern. Das Journal von und für Deutschland 1787 (nach Grimm M. 3 S. 450) teilt aus dem Erzgebirge um Chemnitz den Aberglauben mit, dass von Hochzeitsbrot und -semmel etwas aufgehoben werden müsse, damit den Eheleuten kein Brot mangle. Solch Brot schimmle nicht und helfe Schwangern, die keine Esslust haben, sobald man etwas davon in ihre Suppe werfe.

Ueberhaupt bringt Brot aus dem Hochzeitshause Glück, wenn es die Braut selbst jemandem zuschneidet. Am Hochzeitstage zerschneidet die Braut ein Brot in drei Teile und steckt in jeden Teil Geldstücke, die einen ungeraden Wert (z. B. 99 Pfg.) haben. Die drei Brotteile werden an drei arme Witwen verschenkt, das bringt Glück (Aus dem Liebauer Thal, Handschr. Samml. der schles. Ges. f. Volksk.). Aus Mecklenburg erzählt Bartsch II S. 67: Auf einer Bauernhochzeit zu Gerdshagen schnitt die Braut nach alter Sitte jedem Gaste bei Beginn des Hochzeitsschmauses eigenhändig ein Stück Brot.

Die Hochzeitsfeier bringt in ihrem Verlaufe manchem der ledigen Teilnehmer beiderlei Geschlechts die erwünschte Anzeige baldiger Ehe. Auch diese Glücksandeutung knüpft sich an das Brot. In der Vermischten Sammlung bei Grimm M. 3 S. 464 heisst es: Bei Hochzeiten wird ausser dem grossen Kuchen ein Junggesellenkuchen verfertigt, den die ledigen Mädchen zerreissen; welche davon das grösste Stück kriegt, bekommt zuerst einen Mann. Gewisse Gebräuche weisen in uralte Zeit zurück. Eine Art Brautlauf berichtet Peter II S. 225, er nennt ihn das Grenzkuchenlaufen: den Tag nach der Hochzeit lässt die erste Brautjungfer einen grossen Kuchen backen, welcher Grenzkuchen genannt

wird. Ist alles in Bereitschaft, so versammeln sich die ledigen, bisweilen auch die verheirateten Männer auf einem freien Platze, im Winter selbst im Schnee. Die Brautfrau und die Brautjungfer stecken einen Raum ab, stellen sich in der Mitte desselben auf und halten ein weisses Tuch. Auf ein von der Musik gegebenes Zeichen beginnt das „Grenzkuchenlaufen". Die jungen Männer laufen an den Beiden vorbei gegen das Ende des abgestecken Raumes hin und suchen im Laufe das Tuch zu erhaschen. Das wird so lange wiederholt, bis endlich ein Begünstigter das Tuch fängt und dadurch auch den grossen Kuchen gewinnt. Dieser wird dann gewöhnlich mit allen anwesenden Hochzeitsgästen geteilt und samt der Suppe unter Jubel und Frohlocken verzehrt. Von einem ähnlichen Wettlauf handelt Kuhn, Märk. Sagen S. 363: Im vorigen Jahrhundert herrschte auch noch weit und breit in der Mark und in Sachsen der Gebrauch, dass die jungen Männer bei einer Hochzeit am zweiten Tage von einem Punkte bis zum Hause der Braut einen Wettlauf anstellen mussten; der Sieger bekam von der Braut und den Brautjungfern drei grosse Brautstollen und tanzte darauf mit ihnen, und zwar geschah es, wenn auch mitten im Winter, mit nackten Füssen.

Das glückbringende Hochzeitsbrot ist die herkömmliche Gabe, welche die Braut am Schluss des Hochzeitstages spendet und womit sie gleichsam Abschied nimmt vom ledigen Stande. Nach Meier II S. 482 geht es im vorderen Schwarzwalde nach der Trauung ins Wirtshaus zum Tanz. Am Schlusse desselben bekommt die Braut von allen Gästen ein Hochzeitsgeschenk, meist in Geld, worauf sie dem Geber ein Glas Wein und ein Stück Brot reicht und dann pflichtgemäss weinen muss (Niedernau). In andern Orten erhalten die Schenkenden mehrere Wecken, je nach der Grösse des Geschenkes. Aus Mecklenburg erzählt Bartsch II S. 69: Nach der Abnahme der Krone vom Kopfe der Braut und dem Aufsetzen einer schwarzen Mütze durch mehrere Ehefrauen wird an die beiwohnenden Frauen ein eigener hierzu vom Bäcker gebackener Kuchen verteilt.

g. Einzug der jungen Frau in das Haus des Bräutigams. Aufs neue tritt das Brot bedeutungsvoll hervor, wenn die Braut nach der Hochzeitsfeier in das Haus ihres jungen Mannes einzieht. Schon vor der Hochzeit ist das Brautfuder mit der Ausstattung dahin abgegangen. In Schlesien wird nicht vergessen, „eine ganze Bäcke" frischbackenes Brot in die Brautbetten zu packen (Schroller III S. 325). Denn bringt die Braut ein Brot und andere Lebensmittel in das neue Haus mit, so fehlt es ihr nie an Nahrung (Schlesien, Lausitz, Wuttke § 566). Ja noch andere gute Wirkung übt das Brot. In eine Ecke des Deckbetts (beim Brautbett) steckt man drei Brocken Brot und drei Kohlen, dann können die bösen Leute dem Ehepaar nicht beikommen (Franken, Wuttke § 568).

Aus Westfalen wird bei Grimm M. 3 S. 466 mitgeteilt: An einigen Orten schneidet der Vater der Braut etwas von der oberen Rinde eines wohl ausgebackenen Brotes und reicht es der jungen Frau nebst einem Glas Branntwein. Diese fasst die Rinde, ohne sie mit der Hand zu berühren, mit den Lippen, wickelt sie in ein Tuch und verwahrt sie in einem Kasten. Das Glas Branntwein wirft sie über den Kopf weg auf die Erde. Wenn in Wassendorf am Drömling die Braut über die Wagenleiter sich herabgeschwungen und der Bräutigam sie aufgefangen, tritt

der Brautvater zur Braut, trinkt ihr Bier in einem Glase zu, sie kostet und giesst den Rest über ihren Kopf weg[1]) (Kuhn, Märk. Sagen S. 355 f.).

Das Brot aus dem Elternhause ist gleichsam ein Unterpfand für Glück und Gedeihen, das die Braut ins neue Heim mit hinübernimmt. Das Einpacken des Brotes in die Betten soll die Fruchtbarkeit ihres Leibes schützen und befördern. Dieses Segensbrot muss also aufgehoben werden, damit seine Wirkung sich immerdar im Hause des Ehepaares erhalte. Das Entgegennehmen von Bier, Wein, Branntwein aus der Hand des Brautvaters, das Trinken und Rückwärtswerfen des Glases sind sicherlich Ceremonien, die ursprünglich die Entlassung der Braut aus der väterlichen Gewalt und ihren Eintritt in den Hausstand ihres Gatten in religiöse Formen kleideten. Wenn bei der Entlassung der Braut aus dem Elternhause Bier (Wein, Branntwein) und Brot bedeutungsvoll hervortreten, so hat dies seinen guten Grund. Denn Bier und Brot sind die Produkte, deren Erzeugung der Hausfrau zukommt, die ihre hausmütterliche Thätigkeit bezeichnen. Daher betet die Braut in Mecklenburg, wenn sie nach der Trauung ins Haus eintritt:

Help Herr Gott!
Wenn ik bru, so hew ik Bier,
Wenn ik back, so hew ik Brot,
Wenn ik starw, so bün ik dot!

Und wenn sie so betet, wird ihr alles gelingen bei Brauen und Backen (Bartsch II S. 65). Das Brauen des Bieres als Obliegenheit der Hausfrau ist aber nach und nach zurückgetreten und das Backen des Brotes ihr allein übrig geblieben.

Tritt die junge Frau in das Haus ihres Gatten ein, so wird diese neue Gemeinschaft[2]) bezeichnet durch Ueberreichung von Brot und Salz. In Oldenburg (Strackerjan II S. 125) wird die Hochzeit im Hause des künftigen Mannes gefeiert. Die Braut wird mit ihrer Aussteuer am Tage vor der Hochzeit unter grossem Jubel aus dem elterlichen Hause abgeholt und in das Haus des Bräutigams gebracht. Dort empfängt sie die Mutter oder eine andere ältere Verwandte des Mannes und überreicht ihr Salz und Brot (Saterland: eine zinnerne Schale mit Wein oder Branntwein), geleitet sie an den Herd, übergiebt ihr dort den grossen hölzernen Ausgabelöffel, den Sleef und führt sie um den Herd herum. In Schlesien (Schroller III S. 325) tritt die Schwiegermutter der jungen Frau an der Hausthür oder am Hofthore entgegen mit einem Brote, einem Messer und

[1]) In Oldenburg (Strackerjan I S. 90) wird von dem neueingezogenen Ehepaare folgende Probe auf ihr Glück gemacht. Dem Manne wird ein Glas mit Wein oder Branntwein überreicht, er trinkt es halb aus und giebt es der Frau, die trinkt den Rest und wirft das Glas über den Kopf. Zerbricht es, so ist es Glück. Denn dann hat die Gottheit, der ursprünglich das Trankopfer galt, die Gabe gnädig angenommen, das Gefäss ist zertrümmert und der Entweihung entrückt.

[2]) Neben der ehelichen Gemeinschaft hat die Braut auch in die Gemeinschaft des gesamten Hausstandes einzutreten. Das findet bei Kuhn Märk. Sagen S. 355 f. darin seinen Ausdruck, dass Bräutigam und Braut in der Altmark beim Betreten der ehelichen Wohnung von einer aus allem Viehfutter bereiteten Suppe essen müssen, sonst, glaubt man, gedeiht das Vieh nicht. Beide Eheleute treten durch das Essen dieser Suppe in Gemeinschaft mit den Haustieren ihrer neuen Wirtschaft, entsprechend der Anschauung, dass die Haustiere wie vernünftige Wesen ein Anrecht auf die Scholle und auf ordnungsmässige Behandlung haben.

einem Salznäpfchen. Die Schwiegertochter muss das Brot anschneiden und einen Bissen davon essen; das übrige bekommen die Armen. Nach mündlicher Mitteilung aus der Neisse-Ottmachauer Gegend lautet der Spruch der Schwiegermutter beim Ueberreichen:

Hie huste, mei Tochter, a Brut
Doss de leidst kene Nut
Und hie huste Salz,
Doss dersch niemols fahlt.

Hierzu berichten die Verhandlungen der Kreissynoden Schlesiens 1890, dass dieses **Brantbrot** mit dem Brautkranz zusammen aufbewahrt wird, und so lange es nicht schimmelt, bleibt die Braut gesund (Neisse). Den Spruch geben sie so an: Schneid dir, meine Tochter, Brot, damit du bei meinem Sohne leidst keine Not (Ratibor). Der erste Bissen Brot im neuen Heim wird geradezu zum Orakel in Oldenburg (Strackerjan I S. 90). Hier hält der erste Ackerknecht, der Bauschulte, den Eheleuten einen Stuten (Weissbrot) zum Abbeissen hin. Je nachdem der Biss ausfällt, ist auch das künftige Schicksal der Ehe.

Dass das Brot des Hochzeitshauses nicht nur für die Braut und das junge Paar, sondern auch für andere segenbringend ist, wurde bereits S. 32 erwähnt. Ja es bringt Segen, recht viel davon auszuteilen. Das ist kein Verlust, was unterwegs an Vorübergehende und Harrende gegeben wird, nein es ist eine Quelle neuen Segens nach der Anschauung des Volkes. Daher wirft in Schlesien die Bettfrau während der Fahrt des Brautfuders am Tage vor der Hochzeit reichlich Kuchenstücke unter die Menge. Daher werden in der Mark bei der Einholung der Braut am Dienstag Aepfel, Nüsse, Kringeln u. s. w. ausgeworfen (Kuhn, Märk. Sagen S. 355f). Ebenso ist verschenktes Brot aus einer jungen Haushaltung wiederum nicht bloss für andere glückbringend, sondern auch für das junge Ehepaar. Um dieses Segens teilhaft zu werden, erkauft man sich denselben durch Geschenke. In Gärtringen (Herrenberg) bringen die Mädchen am Morgen nach der Hochzeitnacht den Neuvermählten Mehl, Eier, Dürrobst, Erbsen, Linsen, überhaupt „essende Ware“, und das heissen sie Morgengabe. Da finden sich die Kameraden des Hochzeiters ein, und das Tanzen versteht sich von selbst (Birlinger, Aus Schwaben II S. 288). Nicht bloss die Mädchen, überhaupt die Nachbarn und andere Ortsleute bringen Schmalz, Mehl, Eier und Milch und erhalten dafür je in eine Haushaltung 2 Küchlen (Baach, Birlinger, Aus Schwaben II S. 252). Die Segenskraft des Brotes hält eine Woche nach der Hochzeit an. In Böhmen schneidet die junge Frau in den ersten acht Tagen nach der Hochzeit jedem, der ins Haus kommt, ein Stück Brot ab, so wird sie glücklich (Wuttke § 569). Das Geben dient also immer wieder dem eigenen Glück.

3. **Das Leben in der Ehe.**

Erwähnt ist schon das Schimmeln des Brautränftels, teils bedeutet es den Tod desjenigen Teils, den es betrifft, teils deutet es auf eine unzufriedene Ehe (Grimm M. 3 S. 466 aus Westfalen). Ist aus dem Brot etwas Krauses herausgetrieben, so wirft man drei kleine Stücke davon rücklings in den Backofen, sonst entsteht Zwietracht zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau (Kuhn, Märk. Sagen S. 381). — Rochholz II

S. 318 f. berichtet ein Geschichtchen vom Brotessen. Ein Ehepaar lebte glücklich zusammen, weil der Mann stets die Mutsche (das Weiche) des Brotes ass, die Frau aber den Ranft (die Brotrinde). So ging es fort bis zum Tode des Mannes. Da suchte sich die Frau einen neuen Mann, der aber ass nur Ranft wie die Frau, und so mussten sie beide sterben. — Wenn man vergisst, ein Brot in den Backofen zu schieben, so wird sich die Familie vermehren. Wenn ein Brot aus Unvorsichtigkeit im Backofen bleibt, so stirbt jemand aus der Familie. Wenn ein Brot im Backofen zerspringt, so stirbt jemand in der Familie. Alle drei Fälle aus den handschr. Sammlungen der schles. Ges. f. Volksk. aus Herzogswaldau bei Jauer. So tritt das Brot in Beziehung zu Geburt und Tod des Menschen.

Ja es giebt Wendungen in unserer Sprache, die auf einer Gleichsetzung vom Geboren- und Gebackenwerden beruhen. Eine kleine Zusammenstellung aus der Schweiz giebt Fritz Staub: Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte S. 38 und 39[1]). Damit ist der Uebergang angebahnt zu

4. Geburt und Taufe; Entwicklung des Kindes.

Zahlreich sind die Vorschriften für die Zeit vor und nach der Entbindung. Wenn eine Mutter vor der Entbindung vor dem Brotschrank steht und isst, ohne den Schrank zuzumachen, so kriegt das Kind den Heisshunger. Dann muss die Mutter das Kind dreimal fünf Minuten lang in den Brotschrank einschliessen und währenddessen jedesmal die Wiege machen (Mecklenburg, Bartsch II S. 41). Eine Wöchnerin darf vor keinem offenen Schranke essen, sowie die Speisen nicht aus Kelle und Löffeln verkosten, sonst wird das Kind heisshungrig und schreit beständig nach Nahrung, ohne die gebotene zu nehmen (Bartsch ebenda). Eine Wöchnerin geht in den ersten 14 Tagen nach ihrer Niederkunft nicht in den Brotschrank und öffnet überhaupt nicht verschlossene Gegenstände, sonst wird das Kind heisshungrig (Bartsch II S. 43). Chemnitzer Rockenphilos. (Grimm M. 3 S. 436): Steht eine Schwangere vor dem Brotschrank und isst, so bekommt das Kind die Mitesser. Vermischte Sammlung (Grimm M. 3 S. 463: Wenn eine Frau, die über die Hälfte ihrer Schwangerschaft ist, vor einem Essschranke stehen bleibt, so wird das Kind gefrässig. Die Abhilfe besteht darin, das Kind hernach entweder in den Schrank selbst oder in einen Winkel zu setzen und, mag es schreien, wie es wolle, so lange da sitzen zu lassen, bis die Frau neunerlei Arbeit verrichtet hat. Rockenphilos. (Grimm M. 3 S. 449): Eine Wöchnerin greife nicht in Teig, sonst reissen dem Kinde die Hände auf. Wuttke § 576: Während der Wochen darf eine Wöchnerin nicht an den Brunnen gehen, sonst würde dieser vertrocknen oder unrein werden (Thüringen, Schlesien, Franken, Baiern), wenigstens muss sie vorher drei Brotrinden hineinwerfen (Böhmen). Eine Wöchnerin soll vor ihrem ersten Kirchgang nicht in den Keller und auf den Boden gehen (Baiern, Schlesien, Böhmen, Thüringen, Franken,

[1]) Für den Beginn des Wochenbettes hat man in der Schweiz den Ausdruck: Der Ofen ist ing'hit oder ing'fallen. In Schlesien sagt man das letztere ebenfalls. Ausserdem spricht man von einem weichgebackenen Menschen; aus dem siebenten (zehnten) Gebäck 's Kleebrutel bezeichnet eine sehr entfernte Verwandtschaft.

Vogtland); muss sie während der Wochen aber durchaus auf den Boden oder in den Keller gehen, so muss sie das Tischtuch[1]) um den Kopf binden (Vogtland).

Ist somit der Wöchnerin über ihren natürlichen Zustand hinaus manches durch den Aberglauben untersagt, so geniesst sie andererseits um so mehr die Teilnahme der Mitmenschen. Ist ihr die Ausübung der Hausfrauenpflichten, namentlich die Besorgung der Speisen, verboten, so beschenkt man sie mit Brot, und zwar muss dieses Wöchnerinnenbrot aus ganz weissem Mehle gebacken sein (im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Schwarzbrote). So berichtet Birlinger, Aus Schwaben II S. 380: In den abgelegenen Teilen des schwarzwäldischen Hochgebirges wird das weisse Brot noch wie ein Leckerbissen gegessen und von den Bäckern aus den niederen Thälern von Hütte zu Hütte feilgeboten. Weisses Mehl wird nur für Kindbetterinnen gekauft. In Furtwangen (derselbe S. 236) macht man den Gvatterwecka, ein mürbes, feines Brot aus weissem Mehle. Acht oder vierzehn Tage nach der Entbindung bringen Verwandte u. s. w. es ins Haus. Ferner ebenda: Den Gvatterschwanz schicken Götle und Gotle in Furtwangen acht Tage nach der Taufe der Wöchnerin. Er besteht in einer Anzahl oben genannter Brote 16 bis 18 Stück und 2 Pfunden Rindfleisch. In Wehingen brachte jeder Besuch bei der Kindbetterin ein „Batzenlaible" mit, so dass die Wöchnerin oft ganze Körbe voll beisammen hatte. Ebenso geschah der Krankenbesuch immer mit Gaben.

Stirbt eine Wöchnerin, so wasche man ihre Plätsche (Suppenschüssel) sogleich aus, sonst kommt sie wieder (Vermischte Sammlung, Grimm M. 3 S. 474). Das erinnert an das Wiederkommen der Wöchnerinnen zu ihrem Kinde. So kostbar muss also der Wöchnerin die Speise sein. Uebrigens ist das Verlangen Gestorbener nach Brot zahlreich belegt.

Wegen der Unreinheit der Wöchnerin können böse Wesen (Hexen) leicht Eingang ins Haus finden, um dort zu schaden, wofern man ihnen nur einen Gegenstand aus der Häuslichkeit giebt. Birlinger, Volkstüml. I S. 327 teilt mit: In der alten Brasbergischen Herrschaft bei Wangen (Schwaben) gab man, so lange eine Wöchnerin im Hause war, nicht das mindeste auswärts. Es kommen da verschiedene Leute und wollen dies und jenes, und da soll es mit manchem nicht recht geheuer sein. Gebe man ihnen ja nichts, und wenn sie kniefällig kommen, und wenn sie vor Durst oder Hunger fast umfallen. Am besten machten es die Leute, sie peitschten solche verdächtige Personen hinaus.

Dass überhaupt göttliche Gewalten (gute und böse) ihre Hand bei der Geburt und ersten Entwickelung des Kindes im Spiele haben, lässt sich aus folgenden Meinungen und Gebräuchen vermuten. Wenn das Weib bäckt, so muss sie zuerst ein Stück vom Teig wegreissen und ins Feuer werfen (urspr. ein Opfer). Geht das Kind von ihr, so ist die Unterlassung daran schuld (Aus einem alten Buche von 1612 bei Birlinger, Aus Schwaben I S. 390). Die Braut legt drei Brotstückchen unter das Bett, so werden die Kinder gute Zähne haben (Böhmen, Wuttke § 568).

---

[1]) Wie das Brot zum Zauber dient, so auch der Tisch und das Tischtuch (der Lagerplatz des Brotes beim Mahle). Zu vergleichen ist auch das Stroh vom Weihnachtstisch, welches um die Bäume gebunden fruchtfördernd wirkt.

Die Anweisung christlicher Hebammen von Barbara Widemann, Augsburg 1738 (Birlinger, Aus Schwaben I S. 394) sagt, dass zu einem neugeborenen Kinde Salz und Brot, rohes Garn (urspr. wohl eine Opfergabe für Berchta) u. dgl. gelegt werden müsse und solches alles im Namen der hochheiligen Dreifaltigkeit geschehen müsse.

So wirkt das Brot vor allem segenbringend auf den Neugeborenen. Die Art seiner Anwendung ist höchst mannigfaltig bei der Geburt, bei der Taufe, bei der Entwickelung des Kindes. Bei der Geburt: In Böhmen wird ihm ein Stück Brot in den Mund gesteckt, damit es nicht genäschig werde. Ebendort legt man ihm auch ein Brot in die Wiege, damit es nie Not habe. Beides bei Wuttke § 580. Beim Wickeln des Kindes ist ein wenig Brot und Salz mit einzuwickeln (Aberglaube bei Gernsbach im Speier'schen 1787, Grimm M. 3 S. 453). Bei der Taufe[1]: Vor der Taufe wird dem Kinde Brot und Salz in die Windel gethan, so haben die Hexen nicht Gewalt (Wetterau, Wuttke § 591). In den Patenbrief wird Brot (einige Krümchen Brot) gelegt, damit das Kind nicht Mangel leide (Ostpreussen, Wuttke § 594; Türpitz bei Strehlen, Sillmenau bei Ohlau, Verhandlungen der Kreissynoden Schlesiens 1890). Lässt man bei der Taufe ein Stücklein Brot weihen, so fehlt's des Kindes Eltern nicht an Brot (Rockenphilos., Grimm 3 S. 441). Das Brot bleibt einflussreich auch bei der späteren Entwickelung des Kindes, wie folgende Anweisungen für Mütter zeigen. Nachhausegehend kaufe die Kindbetterin ein Brot und lege es in die Wiege, so hat das Kind lebenslang Brot (Aberglaube im Lande ob der Ens, Grimm M. 3 S. 460). Das Tischtuch, worauf gegessen worden, räuchere man mit abgefallenen Brosamen und wickle das Kind hinein (Aus derselben Gegend, Grimm M. 3 S. 460). Beim Entwöhnen muss die Mutter dem Kinde einen Stoss geben, dass es auf ein Weissbrot fällt, so zahnt es leicht (Wetterau, Wuttke § 601). Kinder dürfen nie an einem Fusse unbekleidet sein, sonst kommen sie nie zu Brot (Ostpreussen). Lernt das Kind schwer sprechen, so soll man ihm Bettelbrot zu essen geben (Baiern). Beides bei Wuttke § 606. Dem gebettelten Brote haftet überhaupt eine besondere Kraft an.

Zusammenfassende Beurteilung der angeführten Meinungen und Gebräuche.

Um die Bedeutung des Brotes in Haus und Familie recht zu würdigen, muss man sich vergegenwärtigen, dass das vegetative Leben auf den Feldern der Ausgangspunkt des Brotkultus ist[2]). Dämonen der Atmosphäre (Wind- und Wetterwesen) schaffen durch Wolkenwasser und Himmelsfeuer die Fruchtbarkeit des Ackers, das Gedeihen der Feldfrucht. Das eindrucksvollste Zeichen ihrer Thätigkeit am Himmel ist das Gewitter in seinem Verlauf. Der ursprüngliche Mensch sah darin einen Akt der

[1]) Im Taufschmause treten Merkzeichen eines zauberkräftigen Festmahls hervor, wie sich an folgenden Meinungen erkennen lässt. Essen die Paten ein Stück Kuchen, so lernt das Kind gut essen (Vogtland, Wuttke § 591). Wenn bei dem Kindtaufschmaus die Frau, die das Tischtuch abnimmt, dieses einem Gaste über den Kopf wirft, so wird bei diesem die nächste Kindtaufe gefeiert werden (Mecklenburg, Bartsch II S. 50).

[2]) Vgl. hierzu: Die Bedeutung des Backens und des Brotes im Dämonenglauben des deutschen Volkes, Gymnasialprogramm Patschkau 1890.

Zengung, dessen Produkt die Feldfrncht ist. Aus der Feldfrucht aber wird wieder durch Wasser und Feuer ein neues Produkt erzeugt, dnrch das Backen entsteht das Brot. Und nnn liegt es nicht fern, dass der Mensch rückwärts schliessend auch das Gewitter als ein Backen atmosphärischer Dämonen auffasst (Backen und Brot S. 14 f.). Ist auf diese Weise Backen nnd Zeugen gleichgesetzt, so mnss auch die menschliche Zengung einem Backen, der Brotlaib einem Menschenleib vergleichbar sein. Daher die vom Backen entlehnten Ausdrücke auf S. 36 [1]) für das Geborenwerden und Geartetsein des Menschen.

Daher alle die geheimnisvollen Beziehungen, die zwischen dem Brote nnd der Fruchtbarkeit des Leibes [2]) bestehen: Die Zustimmung des Mädchens, indem sie Brot auuimmt, das Knauzenessen, die Behandlung des Teiges, das Anschneiden des Brotes (S. 28), das Anziehen der Braut im Backtroge (S. 29), das Stossen des Brautkuchens auf den Leib der Braut (S. 31), das Zerreissen des Junggesellenkuchens durch die Mädchen (S. 32), das Gewinnen des grossen Kuchens bezw. der drei Brautstollen beim Brautlanf (S. 33), ganz besonders die Vorbedeutung, welche die Beschaffenheit des Brotes, das Brotessen, das Brotbacken für Ereignisse in der Ehe hat (S. 35 f.), auch die Verbote für die Wöchnerin, die ihren zeitweiligen Ansschluss von der Ehe bedeuten (S. 36 f.).

Fassen wir diesen Entwickelungsgang in seine Hauptpnnkte znsammen, so erscheinen die Dämonen der Atmosphäre nicht nur als Spender der Feldfrncht und infolge davon des Brotes, sondern vermöge einer eigenen Symbolik, in der das Volk die mythologischen Elemente fortzubilden pflegt, anch als Vermittler der leiblichen Frncht. Sie sind die Spender der Feldfrucht und des Brotes, vgl. Backen und Brot S. 16 n. 17 f. Sie sind die Urheber der Ehe, ihre Schützer nnd Förderer. Dår is de oll Frîe in't Hûs tâgen, dê wârden sik trecken (heiraten), sagte man nach Jahn S. 31 früher auf Hiddensee nnd Ummanz. Vor und nach der Geburt des Kindes werden diesen Dämonen Opfer dargebracht (S. 37 f.).

Die Stelle der Dämonen der Atmosphäre übernehmen nicht selten elbische Geister (Backen nnd Brot S. 29 f.). Ihre Einwirkung ist aber eine viel persönlichere; sie schaffen in Haus nnd Hof, sie arbeiten auf dem Felde, besonders backen sie (Backen und Brot S. 35). Sie spenden Brot, und das ist immer ein Segen für die Menschen (ebenda S. 31). An Hochzeiten [3]) nehmen sie gern teil und stehen in einem besonders frenndlichen Verhältnisse zu Wöchnerinnen, denen sie oft grossen Segen bringen (ebenda S. 35 f.).

Bei diesem Verhältnisse göttlicher Wesen zu den Menschen nimmt nun das Brot eine eigenartige Stellung ein, es steht gewissermassen im

[1]) Namentlich auch der Ausdruck: Der Ofen is ing'hit oder ing'fallen. Letzteres bezogen auf das Einfallen des vorher backofenartig gewölbten Banches nach der Geburt.

[2]) Eine entferntere Beziehung wird anch gesehen zwischen der Frnchtbarkeit der Felder und der des Menschen. Daher pflegen Hochzeiten in der Regel ans Erntefest angeschlossen zn werden. Ferner pflegt beim Erntefest, wenn dem Gntsherrn der Kranz überreicht wird, eine Anspielnng auf seine eheliche Gemeinschaft nicht zn fehlen (Bartsch II S. 301 unter Kranzbier). Diese Beziehnng soll wohl anch ansgedrückt werden, wenn der erste Ackerknecht den jungen Eheleuten einen Stnten zum Abbeissen hinhält (S. 35).

[3]) Sie leihen anch gern ihr Kupfer- und Zinnzeug in die Dörfer zu Hochzeiten (Müllenhoff S. 316).

Mittelpunkte aller Beziehungen. Es knüpft sich der Wohlstand des Hauses (das Gedeihen der Felder, des Viehs, der Gartenfrüchte) und das Glück der Familie (des ehelichen Zusammenlebens und der Geburt und Entwicklung der Kinder), alles knüpft sich an das Brot. Es scheint der Inbegriff häuslichen Segens zu sein, der dem Menschen von geheimnisvoll wirkenden Kräften vermittelt wird. Daher geniesst es auch als „Gottesgabe" eine Verehrung, die weit über die Wertschätzung anderen Besitzes hinausgeht (Backen und Brot S. 5).

Aber der behandelte Gesichtspunkt reicht für die Beurteilung der vorgetragenen Meinungen und Bräuche nicht aus. In einigen Fällen spielt das Brot nur die Rolle der gewöhnlichsten und unentbehrlichsten Speise, die zur Bewirtung oder zum Entgeld für geleistete Dienste Verwendung findet. So ist es eine Art Zahlungsmittel geworden. Und wenn auch mit der Zeit an seine Stelle Geld und Geldeswert getreten ist, so ist doch bisweilen der Name „Brot" an dieser Zahlungsweise hängen geblieben. Vgl. Backen und Brot S. 21 Anm. 1 das über „Botenbrot" Gesagte. So erklären sich unter anderem bei Hochzeiten die Schenkungen an Pfarrer, Kirchendiener, Mesner, die Stadtknechte, den Türmer und die Ministranten (S. 30). Und wenn diesen letzteren statt jedes weiteren Entgeltes von der Braut ½ Laib weisses Hochzeitsbrot gegeben wird, so ist hiermit noch die älteste Art der Bezahlung erhalten. Erhalten ist u. a. auch die Brotspende im Schwarzwalde, wo die Braut nach dem Hochzeitstanze, und in Mecklenburg, wo sie am Schlusse der Hochzeitsfeier nach dem Einhauben mit Brot zahlt (S. 33).

In anderen Fällen steht das Brot im Dienste einer geheimkräftigen Symbolik, wie sie auf dem ganzen Gebiete des Volksglaubens sich vorfindet. Wenn von verschiedenen Nahrungsmitteln oder Feldfrüchten etwas (hauptsächlich Brot, dann auch Salz, Fleisch, Gemüse, Samenkörner, Getreide, Kornähren) oder etwas Lein, Werg, Haare und Federn von allen Haustieren, das Milchtuch — der Braut, manchmal auch dem Bräutigam — in die Kleider oder Schuhe gesteckt, in die Kleider eingenäht oder der Braut in die Krone geflochten wird (S. 29 f.), so will man damit Gedeihen des gesamten Hausstandes erzielen. Der sinnbildlichen Handlung wird eine unmittelbare Wirkung zugeschrieben. In dem angegebenen Beispiele sind Proben aller möglichen Gegenstände des Haushaltes genommen. Statt ihrer aber genügt auch das Brot allein. Es verkörpert sich in ihm nicht nur des Leibes Nahrung und Notdurft, sondern darüber hinaus die Fülle hauswirtschaftlichen Glückes. Und so tritt es wieder in Zusammenhang mit seiner Eigenschaft als Gottesgabe. In Schlesien hängt von dem „Brautranftla", das man der Braut vor der Trauung in den Schubsack steckt, zeitlebens die Nahrungsfülle des Hauses ab (S. 30). Hierher gehören auch die mannigfachen Verwendungen des Brotes bei Geburt, Taufe und Entwicklung des Kindes (S. 37 f.).

Aber der Segen des Hochzeitsbrotes schliesst nicht mit dem jungen Ehepaare ab. Er breitet sich aus über alle, die mit dem Hochzeitshause in Berührung kommen. Die Braut spendet von dem Brote mit vollen Händen, und je mehr sie spendet, um so mehr strömt die Segensfülle auf sie, ihren jungen Gatten und ihren Hausstand zurück (S. 35). Und diese rückwirkende Eigenschaft hat das Hochzeitsmahl überhaupt. Daher die

Massen von Speisen, die vertilgt werden müssen, daher der gewaltige Kreis von Hochzeitsgästen, den eine alte rechte Hochzeit umfasst, nicht bloss solche, die im Hause speisen, auch ausserhalb, das ganze Dorf, Arme, Bettler und Fremde, keiner wird abgewiesen.

Und wenn dann die junge Frau nach dem Trauungsmahle von ihrem Gatten heimgeführt wird, wenn sie über die Strasse schreitet oder im Wagen dahinfährt, dann spannen mancherlei Hände hie und da eine Schnur über den Weg und begehren ein Geschenk als den ihnen gebührenden Anteil. Schon vor die Kirchthür wird von den Ministranten die Schnur gespannt, und sie erhalten in Schwaben von der hinausschreitenden Braut ½ Laib weisses Hochzeitsbrot (S. 30). Statt dessen wird heut meist Geld gespendet, überall, wo die Schnur gezogen wird, auf dem Wege von der Kirche ins Hochzeitshaus oder von diesem ins Haus des Bräutigams. Dieses „Schnüren" hat die Bedeutung eines Grenzzolles, indem durch die Schnur eine willkürliche Grenze hergestellt wird. Als Spender tritt aber statt der Braut vielfach der Bräutigam auf. Der Ausgangspunkt dieser Sitte scheint das Schnurziehen an der wirklichen Grenze zu sein, wenn der Bräutigam die Braut über die Grenze seiner Gemeindeflur (wofern er einer andern Dorfgemeinde angehört) hinüberführt (S. 31). Ob dem „Schnüren" ein Grenzmahl zu Grunde liegt, lässt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Allerdings wurde in Mecklenburg bis in neuere Zeit ein solches Mahl an der Grenze veranstaltet, wobei ein Kringel, so gross wie ein Wagenrad, verzehrt wurde (S. 31). Die Sache bedarf der Aufklärung durch grössere Sammlungen.

Die segenspendende Kraft des Hochzeitsbrotes hält durch eine Woche nach der Hochzeit an (S. 35). Die vielen Geschenke, die von Ortsangehörigen, namentlich Mädchen, in das Haus des jungen Paares gebracht werden, lauter „essende Ware", sollen zwar zunächst dem Paare zu gute kommen. Aber der Segen des Hauses strömt zurück auf die Geber in Form des Brotes, das die junge Hausfrau spendet, um wieder Segen für ihr eigenes Haus zu gewinnen (S. 35).

Zu den bisher berührten Gesichtspunkten gesellt sich ein weiterer, der, wenn er richtig ist, uns einen weiten Blick in die Vergangenheit eröffnen würde. Wir wissen nämlich, dass das Brot nicht bloss als Speiseopfer dargebracht wurde, sondern dass es eine vorläufig noch unaufgeklärte Rolle in Gebildform spielte. So sagt Pfannenschmid Germanische Erntefeste S. 215: „In dem von Bonifaz[1]) verfassten „Verzeichnis heidnischen Aberglaubens" ist die Rede davon, dass die heidnischen Deutschen an gewissen heiligen Tagen Bröte, Fladen oder Kuchen in Form ihrer Götterbilder verfertigten. Solche aus Teig geformten Götterbilder hat man dann auch in den sog. Osterwölfen, Heidenwecken, Hedwigen, Christwecken, in den Pferden, Ebern an Christbäumen u. a. m. erkannt". Die weitere Verfolgung dieses Gedankens muss einer besonderen Zusammenstellung aller einschlägigen Nachrichten überlassen bleiben.

Hier sei nur erwähnt, dass in dem Klêbrûtel, dem Scherrlaib, dem „Wirt" und dem „Gott" auf S. 27 Nr. 5 eine Erinnerung an gebackene Götterbilder vorliegt. Es lässt sich vermuten, dass bei jedesmaligem

[1]) Briefe des Bonifatius. Vgl. hierzu auch Indiculus superstitionum XXVI: de simulacro de consparsa farina (Grimm M. 3 S. 404).

Backen aus dem Rest des Teiges ein Götze gebildet wurde, der bis zum nächsten Backtage aufbewahrt werden musste und an dessen Vorhandensein das Glück des Hauses gebunden schien. Vielleicht hat man ehemals sämtliche Brotlaibe in dieser Gestalt gebacken, so dass der „Wirt", der „Gott" nur der letzte aller gleichartigen Laibe war und als Talisman des Hauses ungenossen bleiben musste. Wenigstens erklärt es sich so, wenn in der Brotgestalt noch heute etwas Menschenähnliches gefunden wird. Man spricht noch immer: Brot darf nicht auf dem Rücken liegen, das Brot liegt auf dem Angesicht, das Brot soll nicht vom Tische schauen.

Ist nun das Brot ursprünglich als Götterbild geformt gewesen, so begreift sich leicht, warum es auch heute noch die Stelle der antiken Penaten, der Hausgötter, einnimmt. Man überträgt zu allererst bei einem Wohnungswechsel Brot und Salz in das neue Heim, wo es unter gewisser Feierlichkeit auf den Tisch gelegt wird (S. 25). Es schützt Auswandernde, anziehendes Gesinde vor Heimweh, natürlich, denn mit dem Brote ist die Häuslichkeit mitgefolgt (S. 25 f.). Darum dient es auch zum Angewöhnen der Haustiere an die neue Behausung und zur Erhaltung ihrer Anhänglichkeit an die alte (S. 26). Darum bringt sein Verlust Unglück, und man soll Brot nicht aus dem Hause schenken, namentlich nicht den Kunst (Kopf), S. 26 f; oder wenn es geschieht, soll man das Brot einhüllen (vielleicht eine Hindeutung auf das Einhüllen des Götterbildes, wenn es auf offener Strasse getragen wurde), S. 27. So ist der Segen des Hauses an das Brot (den gebackenen Hausgott) gebunden, aber man kann freiwillig von diesem Segen anderen mitteilen, so dass er gleichsam eine Brücke von einem Hausstande zum andern bildet. Wenn bei der Einladung zur Hochzeit der Braut und dem Bräutigam von den Eingeladenen Brot gegeben wird, von dem das junge Ehepaar später die erste Morgensuppe isst (S. 28 f.); wenn die zur Hochzeit Geladenen zu allererst im Hochzeitshause mit Brot und einigen Beigaben bewirtet werden (Zichten, Kranzlmahl S. 29); wenn bei der Rückkehr aus der Kirche den Gästen Brot geboten, dem Brautpaar eine Semmel zum Abbeissen dargereicht wird (S. 31) — so ist in allen diesen Fällen ein Anteilgeben an den Penaten des Hauses, eine Uebertragung bezw. eine Aufnahme in den Segensbereich des Hausgottes anzunehmen. Wenn die Braut aus dem elterlichen Hause Brot mitnimmt (S. 33 f.); wenn sie beim Eintritt ins Hochzeitshaus ein Stück Brot dreimal um den Tisch trägt und als „Brautränftel" aufbewahrt, oder wenn beide Brautleute ihr beim Hochzeitsmahl zuerst abgeschnittenes Brotstück aufheben und an die Unversehrtheit dieses Brotes sich Glück und Wohlstand in der Ehe knüpft (S. 32); wenn der Vater der Braut beim Abschiede Brot reicht, sie das Stück mit den Lippen fasst, in ein Tuch wickelt und in einem Kasten aufbewahrt (S. 33) — so liegen genug Anzeichen für die dämonische Kraft dieses elterlichen Brotes und seine Verehrung vor, um darin gleichsam die Penaten des Elternhauses zu sehen, die sich teilend der Tochter in ihr neues Heim hinüberfolgen. Und wenn der Braut vor dem Hause des Bräutigams von der Schwiegermutter wiederum Brot (das Brautbrot) überreicht wird, wenn sie dann um den Herd geführt und ihr die Hauswirtschaft übergeben wird (S. 34 f.) — so bedeutet dieses Brot die Penaten des schwiegerelterlichen Hauses, unter deren Schutz die junge Frau gestellt wird.

Wenn das Brot ursprünglich die Form eines Götterbildes hatte, so

muss schon das Backen eine religiöse Handlung gewesen sein. Wir wissen das von den alten nordischen Opferfesten: bei diesen wurden die Bilder der Götter und der ihnen heiligen Tiere, wie der Eber, aus Teig geformt und von den Frauen im Tempel gebacken. Daher mag es kommen, dass noch immer dem Backen ein Aberglaube anhaftet, der es als einen feierlichen, von Dämonen beherrschten Akt erscheinen lässt. Die Stube soll nicht ausgekehrt werden, so lange der Teig im Ofen ist (S. 27). Ein Brot, welches vergessen worden ist beim Einschieben in den Backofen, ein Brot, welches aus Unvorsichtigkeit im Ofen bleibt, ein Brot, welches beim Backen zerspringt (S. 36) oder einen Knust treibt (S. 35) — alles hat seine besondere Bedeutung für die Familie. Frischbackenes Brot soll man nicht aus dem Hause geben (S. 27).

Durch diese Erklärungsweise soll nicht ausgeschlossen werden, dass auch die früher erwähnten Gesichtspunkte auf die von S. 42 an behandelten Beispiele Anwendung finden. Die Brotgabe beim Empfange der Gäste im Hochzeitshause lässt sich lediglich als eine alte Form der Bewirtung deuten. Das Mitnehmen des Brotes in die neue Wohnung sowie beim Auswandern, der Gebrauch des Brotes zur Angewöhnung der Haustiere, ferner das Mitnehmen von Brot durch die Braut ins neue Heim (Brautränftel) oder das Mitgeben des Brotes durch den Vater, die Ueberreichung von Brot durch die Schwiegermutter der Braut — alle diese Fälle können auf eine geheimkräftige Symbolik zurückgeführt werden, die in der Uebertragung des Brotes nicht ein blosses Symbol, sondern eine Kraft sieht, im Brote gebunden und befähigt am neuen Ort sich wiederum zu entfalten. Indes scheint die besondere Bevorzugung des Brotes vor allen anderen Gegenständen des Haushaltes (es nimmt nun einmal eine Vorzugsstellung ein) noch eine andere Bedeutung zu haben, die in der Annahme eines Gebildbrotes in Götzenform ihre Erklärung fände.

Inhaltsübersicht.

Die Bedeutung des Brotes in Haus und Familie.

Nächste Sitzung: Freitag, den 8. März, ahends 8 Uhr, im Auditorium XIV der Universität. Vortrag des Privatdocenten Dr. Pillet über die Sage vom ewigen Juden.

Schluss der Redaction: 23. Februar 1901.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

F. Vogt.

Jahrgang 1901. **Breslau.** Heft VIII. № 3.

Sagen aus Oberschlesien.

Gesammelt von **A. Bartsch,** Beuthen OS.

Nachstehende Sagen sind mir von meinen Schülern mitgeteilt und liefern Zeugnis davon, dass die Lust am Fabulieren in Oberschlesien ebenso stark vertreten ist wie anderswo. Ja, man kann Oberschlesien als das klassische Land der Sagen bezeichnen. Der Bereich meiner Sammlung erstreckt sich bis in die Kreise Gleiwitz, Ratibor, Kattowitz, Gross-Strehlitz. Den reichlichsten Beitrag boten mir aber die Kreise Beuthen und Königshütte. Leider stört den Sammler die Unkenntnis polnischer Sprache und Litteratur. Polnische und deutsche Stoffe mischen sich augenscheinlich. Wie sehr sich die Lust geltend macht, eine Fabel, die anderswoher bekannt ist, zu lokalisieren und umzumodeln, geht z. B. aus einer Erzählung hervor, wonach ein äusserst kräftiger Knabe in der Beuthener Umgegend, Namens Nupler, auf Geheiss des Königs in den Wald geht, um zwei Riesen zu töten. Diese schnarchen unter einem Baume, Nupler wirft auf sie Steine, im Zorne töten sich die beiden Riesen, und Nupler erhält zur Belohnung des Königs Tochter. Die Weiterbildung des deutschen Stoffes ist hier deutlich sichtbar in der Namengebung. (Erzählung des Schülers Franz Urbanczyk aus Beuthen OS.)

Eine andere Erzählung führt uns in die Mühle von Brzezowitz, Kr. Beuthen. Hier trieb ein Wassergeist sein Wesen und plagte infolge seiner übermenschlichen Körperstärke Herren wie Knechte gleichmässig. Da kehrte einst dort ein Circus ein, dessen Hauptsehenswürdigkeiten ein grosser Bär und ein Affe waren. In der Nacht kam nun der Wassermann und betrachtete sich den Bären, ein Untier, das er noch nicht gesehen hatte. Der Bär aber gab ihm eine furchtbare Ohrfeige, sodass der Wassermann ganz gewaltige Grimassen schnitt. Darüber freute sich der Affe und machte sie nach. Das erboste den Wassermann derart, dass er sich auf den Affen stürzte. Dieser aber floh, und nun begann eine wilde Jagd in der Mühle. Schliesslich flüchtete der Affe in die Nähe des Bären, der dem Wassermanne wiederum ein paar Ohrfeigen versetzte, dass ihm Hören und Sehen verging. Seitdem mied der Wassermann die Mühle. — Wem fällt da nicht das Märe ein, „das Schrätel und der Wasserbär“ (= Haupts Ztschr. 6, 174—

184)? In Circus und in dem Affen sind die Weiterbildungen gegeben. (Erzählung des Schülers H. Wawrzinek aus Brzezowitz).

Von der Melusine wussten merkwürdigerweise meine kleinen Freunde nichts. Nur einer, Nikodem Porada aus Preschlebie, Kr. Gleiwitz, kannte die Erzählung von der Subella, die in einem Turme an ihrem Totenhemde nähe, aber nie fertig werde, weil sie in der Nacht das bei Tage Geförderte wieder auftrenne. Wenn aber das Hemde fertig sei, dann sei auch das jüngste Gericht nahe. Vgl. dazu Mitteilungen der schles. Ges. f. Volkskunde III 5, 61.

Daran will ich einige Bemerkungen über das Ende der Welt anschliessen, wie es sich das oberschlesische Volk vorstellt. Der Schüler Ed. Urbanczyk aus Beuthen OS. konnte mir mitteilen, dass das Weltende mit der Bekehrung aller Menschen zum Christentume verknüpft sei. Nach dem Berichte des Schülers Jos. Kandziorowski aus Scharley, Kr. Beuthen, tritt es ein, wenn 12 Jahre hintereinander keine Kinder geboren würden.

Naturgemäss nehmen in dem oberschlesischen Industriebezirke die Sagen von dem Berggeiste (poln.: skarbnik=Schatzhüter) einen weiten Raum ein, und diese sind echte Produkte oberschlesischer Phantasie [1]). Der Berggeist erscheint in den verschiedensten Gestalten: bald als feurige Kugel oder Rädchen, die vor den Füssen des erschreckten Bergmannes hinrollen, bald als Steiger — und dies ist seine gewöhnlichste Gestalt, — bald als einfacher Bergmann, als kleines Männchen. Seiner Natur nach zeigt er sich grausam, öfters aber leutselig und freigebig. Widerspruch kann er schwer vertragen. Identificierung mit dem Teufel ist wohl spätere Zubildung.

Der Schüler Franz Urbanczyk aus Beuthen, OS. erzählte mir darüber folgende Geschichten:

Einst wollten Bergleute den Skarbnik totschlagen. Wie sie unten in der Grube waren, zündete er die kleine Lampe an und gab jedem unversehens einen Stoss, dass, als sie zu Tage kamen, jeder ein furchtbar geschwolleues Gesicht hatte. Sie erzählten auch, wie er aussähe: er habe nämlich ein Pferdebein und ein feuerrotes Gesicht. — Schlimm erging es dem Grubenschmiede, der seinen Huf beschlagen sollte. Ungeschickterweise trieb er den Nagel in das lebendige Fleisch. Vor Schmerz gab der Berggeist ihm einen Stoss, dass er tot hinsank.

Andererseits zeigt sich der Skarbnik von gemütlicher Natur. Einst forderte er einen Häuer, dem er im ersten Augenblicke wie ein Steiger vorkam, auf, ihm seine Arbeit zu zeigen. Dem Häuer kam diese Aufforderung höchst ungelegen, weil seine Schicht zu Ende war. Da bedrohte ihn der Steiger mit dem Tode. Daraufhin sah sich der Bergmann den vermeintlichen Steiger genauer an und bemerkte an ihm „das Pferdebein und ein brennendes Gesicht“. Da erschrak der Bergmann und zeigte ihm seine Arbeit. Nun forderte der Steiger von ihm, er solle noch eine Schicht durcharbeiten, sonst möchte er sich in der Grube überhaupt nicht mehr sehen lassen. Am Ende der Schicht forderte ihn der Steiger auf, mit ihm zu kommen. Unendlich lange dauerte der Gang durch die Stollen. Endlich gelangten sie an einen Berg, wo ein Haufen Gold lag. Davon nahm sich

---

[1]) Gramer in seiner „Chronik von Beuthen“ 1863 S. 317 ff. teilt einige Sagen mit, die noch heute im Umlaufe sind.

der Häuer so viel, wie er nur forttragen konnte. Als er endlich nach Hause kam, erkannte er mit Mühe seine Frau und sein Häuschen wieder. So lange war er unten bei dem Skarbnik gewesen. Das Gold aber sicherte ihm einen ruhigen Lebensabend. — (Erzählung des Schülers Ed. Urbanczyk aus Beuthen OS.)

Von demselben Schüler erhielt ich noch folgende Geschichte:

Ein noch unbewanderter Bergmann wurde nach Beendigung seiner Schicht von dem Berggeiste aufgefordert, mit ihm seiner Löhnung wegen zu gehen. Nach langer Wanderung kamen sie an ein blaues Haus, das aber keine Treppen hatte. Schiesslich führte ihn der Steiger durch eine verborgene Thür in das Haus. Lange Zeit gingen sie in demselben umher, sodass schliesslich der Bergmann ungeduldig fragte, wohin er ihn denn führe. Da sagte der Steiger: „Gehe hier zuerst links, dann rechts“, der Bergmann folgte dieser Weisung, und plötzlich erblickte er einen Berg aus lauter Goldstücken, wovon er sich so viel als möglich nahm. Oben angelangt, erfuhr er erst zu seinem Staunen, dass der Steiger der Skarbnik gewesen sei.

Eine andere Erzählung desselben Schülers schildert die unterirdische Wohnung des Berggeistes folgendermassen:

Eines Tages kam der Skarbnik in Gestalt eines Steigers zu einem arbeitenden Häuer. Dreist fragte ihn derselbe wo er wohne. Der Geist antwortete: „Ich wohne in dem unterirdischen Gange des Steigerhauses“. Auf sein Verwundern, wo das denn wäre, forderte der Berggeist ihn auf, mit ihm zu gehen. Lange Zeit waren sie gewandert, als sie auf ein Haus stiessen, das mit „Goldadern durchsetzt“ war. Dann kamen sie an einen Springbrunnen, der „Gold regnete“, und schliesslich an einen Teich, auf dem ein sehr grosser Fisch schwamm. Bei dem Springbrunnen nahm der Häuer die Gelegenheit war, die Taschen schwer mit Gold zu füllen. Drei Tage lang war er verschwunden; das Gold aber, das er mitgebracht hatte, genügte, um fortan ruhig davon zu leben.

Nichts aber kann den Berggeist mehr in Harnisch bringen, als Fluchen oder Pfeifen in seinem Reviere. Die Backe manches verwegenen Bergmannes kann davon erzählen. Schlimme Erfahrungen haben auch die Bergleute gemacht, die ihm das Grubenlicht nicht mit dem Stocke, sondern mit der Hand reichen. Im Augenblicke wird nämlich die Hand des Unvorsichtigen vollständig versengt oder abgerissen. Wehe gar dem Häuer, der sich weigert weiter zu arbeiten. Ihn frisst er lebendig auf. (Nach einer Bemerkung des Schülers Ed. Urbanczyk). Uebel erging es einem Bergmanne, der den seine Arbeit tadelnden Steiger mit der Axt angriff. Am Ende der Schicht fand man den Häuer tot, aber nur eine Hand und einen Fuss am Leibe. Das Gehirn war gar nicht im Kopfe zu finden. Später als man anfing, ein neues Sprengloch an demselben Orte zu bohren, entdeckte man dort die verschwundenen Körperteile. Daraus erfuhr man zugleich, das der Berggeist der Uebelthäter gewesen sei, der den Häuer so grässlich zugerichtet hatte. — Diese Erzählung erfuhr ich von dem Schüler E. Schmidt aus Königshütte.

In weit mehr Fällen zeigt der Berggeist seine Gutartigkeit und Hilfsbereitschaft besonders gegen kranke, schwache, alte Bergleute, sodass wir gerade diese Eigenschaft seines Charakters als massgebend hervorheben

können. Der Schüler Karl Czajor aus Godullahütte, Kr. Beuthen OS., liess mir folgende Erzählung zukommen:

Einstmals befand sich bei Godullahütte eine gefährliche Strecke, in welcher „das Wesen der Geister herrschte“. Kein Bergmann wollte trotz einer Belohnung von 50 Mark dort arbeiten. Endlich meldete sich, von der bitteren Not getrieben, ein alter, schwacher Bergmann. Als er an den verufenen Ort kam, hörte er bald ein gellendes, markerschütterndes Lachen, bald ein beängstigendes Stöhnen, bald das Rollen von Strecken, die zu Bruche gingen. Aber der Bergmann liess sich nicht einschüchtern, sondern er fing gleich an fleissig Löcher in das Kohl zu bohren. Leider war alle seine Arbeit vergebens, selbst die Sprengschüsse versagten. Als der Bergmann sein kärgliches Mittagsbrot verzehrte, sah er vor sich ein Mäuslein, das ihm neugierig zuguckte. Mitleidig gab er ihm von seinem Brote, das die Maus begierig verschlang. Dann bohrte sie ein Loch in die Kohlenwand und verschwand darin. Dieses Loch versetzte der Bergmann mit einer Patrone, der Schuss ging nunmehr los, und acht Tage lang hatten 24 Schlepper mit der Wegschaffung des Kohles zu thun. Natürlich erhielt der Bergmann die ausgesetzte Belohnung. Das Mäuslein aber war niemand anderes gewesen als der Skarbnik.

Derselbe Schüler lieferte mir folgenden reizenden Beitrag: Ein armer, kranker Bergmann aus Godullahütte verdiente sehr wenig Geld. Da bat er laut den Berggeist um Hilfe. Bald sah er neben sich ein kleines Männlein, das sofort ein tiefes Loch in die Kohlenwand stiess und den Sprengschuss abfeuerte. In einem Tage förderte der Bergmann soviel, als früher kaum in einer Woche. So arbeiteten sie gegen vier Wochen zusammen. Am Lohntage setzten sich beide auf ein Brett über einem tiefen, verfallenen Schachte. Gewissenhaft teilte der Bergmann das Geld ab, bis schliesslich gerade ein Pfennig übrig blieb. Ihn wollte der Bergmann seinem fleissigen Mitarbeiter überlassen; dieser aber lehnte ihn ab. Nun schlug der alte Bergmann vor, ihn zu teilen. Da sprach der Berggeist: „Weil du so ehrlich gewesen bist, so behalte dir nicht nur den Pfennig, sondern den ganzen Lohn. Wehe dir, wenn du unredlich gewesen wärest! Siehe dich einmal um, worauf du sitzest“. Da wurde der Bergmann kreidebleich, denn er sah, dass er auf einem Strohhalme sass.

Dieselbe Geschichte wurde mir von dem Schüler Ed. Urbanczyk von den Gruben bei Lagiewnik in der Nähe Beuthens mutatis mutandis mitgeteilt, der sie mit der Aufforderung enden lässt, der Bergmann solle nicht mehr unten arbeiten, sondern zu Tage.

Sehr viel weiss Oberschlesien auch von dem Wassermanne zu erzählen. Unter verschiedenen Gaukelgestalten erscheint er, um neugierige Kinder, aber auch Erwachsene anzulocken und sie zu ertränken. Bald erscheint er als schön geschmückte Puppe, die auf dem Wasser schwimmt, (so bei Kattowitz in einem Teiche), bald als Uhr (in einem Teiche bei Scharley, Kr. Beuthen), bald als goldener Wagen auf dem Wasser (so in Brzezowitz, Kr. Beuthen), bald als Pferdchen (so in Rudzinitz bei Ujest), bald als Taube (nach dem Berichte des Schülers Ed. Urbanczyk). Ueberall ist er leicht erkenntlich, wenn er in menschlicher Gestalt erscheint, an seiner roten Zipfelmütze. Dazu vgl. Mitteilungen I 2, 26 (Aus deutscher

Gegend). Unter den vielen Erzählungen hebe ich die eine heraus, die ich dem Schüler R. Blaschczyk aus Neubeuthen verdanke:

An einem tiefen Teiche in Neubenthen sahen einige Knaben den Wassermann (poln.: utopiec; vgl. Mitteilungen III 1, 9) und seine Frau (die Wassermännin). Der Mann trug eine rote Zipfelmütze. Als die Knaben beide fangen wollten, verwandelte sich die Frau in ein Pferd, der Mann aber in einen Soldaten, der sich auf das Pferd schwang, und beide verschwanden in dem Wasser.

Auch den Umstand will ich nicht verschweigen, dass der Wassermann in mehreren Erzählungen Unvorsichtige mit „süssem Wasser" anlockt. Nur dem wütenden Gebelle des begleitenden Hundes, das den Wassermann erschreckte, hatte ein Mann aus Kunzendorf es zu verdanken, nicht in das Wasser gezogen zu werden. (Laut Mitteilung des Schülers Jos. Dzierzon aus Kunzendorf.)

Eine interessante Rolle im Glauben der Oberschlesier spielt auch die Mora oder Zmora, der Alp.

Einer meiner fleissigsten Mitarbeiter, der Schüler Nikodem Porada aus Preschlebie, Kr. Gleiwitz, berichtet mir, dass es drei Arten von Mora gäbe:

a) solche, die Menschen quälten,
b) solche, die Tiere heimsuchen,
c) solche, die Bäume drückten.

In Preschlebie wohnten s. Z. drei Familien. Jede der 3 Frauen war eine Mora. Die eine drückte Menschen, die zweite Tiere, die dritte Bäume.

Zu c erzählte mir Porada folgende Geschichte, die deshalb bemerkenswert ist, weil sie einen Beleg aus der polnischen Gegend giebt (Preschlebie ist ganz polnisch), während Drechsler und Scholz sie schon in unseren Mitteilungen I 1, 8 und III 2, 26 aus deutscher Gegend beibrachten:

Eine jung verheiratete Frau war eine Mora, welche jede Mitternacht in den Wald eilte, um eine alte Eiche zu drücken. Das eigentümliche Gebahren seiner Frau bemerkte bald der Mann, und er schlich ihr heimlich nach. Am Tage darauf hieb er zusammen mit seinem Knechte die Eiche um, jedenfalls in der Absicht, seiner Frau Ruhe zu verschaffen. Die Frau, die nichts davon wusste, begab sich wiederum um Mitternacht zu dem Baume. Da sie aber nicht wiederkam, wunderte sich der Mann, ging zu der Eiche und fand die Frau tot vor, noch im Tode den Stamm fest umschlingend. — Die Unterschiede zwischen der deutschen und polnischen Version treten deutlich hervor.

Zu b wusste mir keiner der Schüler etwas anzugeben, während im Deutschen (z. B. in der Landeshuter Gegend) die Hexen, welche die Kühe drücken und ihnen die Milch entziehen, zahlreich bekannt sind.

Um so reichlicher flossen die Erzählungen zu a. Die Mora, welche Menschen drücken, meist verheiratete Weiber und Jungfrauen, sind leicht zu erkennen an ihren roten, lang hervorstehenden Zähnen; die Zähne des Ober- und Unterkiefers greifen in einander ein. Ausserdem haben sie grünlich schillernde Augen und rote Zungen, die sie gewöhnlich lang herausstrecken. So schildert sie Franz Urbanczyk aus Beuthen OS. Sie sollen bei ihren Ueberfällen gewöhnlich einen Mann mit sich nehmen, der vor der Thür Posten steht.

Porada aus Preschlebie wusste folgende Geschichte von einer Mora: Einst wurde sein Bruder von einer Mora gedrückt. Als er stöhnte, sah man nach und fand erst einen **Strohhalm** auf der Brust, der sofort verschwand. Dafür stellte sich ein **Wollfaden** ein, der sich quer über die Brust von selbst bewegte.

Einer solchen Mora erging es in Gr.-Dombrowka, Kr. Beuthen, wie mir Schüler Filusch mitteilte, sehr schlimm. Sie drückte eine alte Frau, diese aber erwischte den **Strohhalm** und zerriss ihn in zwei Hälften. Am nächsten Morgen fand man ihre Tante auf der Strasse in zwei Teile zerrissen und tot. Ueber den in einen Strohhalm verwandelten Alp, vgl. Mitteilungen III 2, 26.

Nach dem Berichte desselben Schülers verwandelte sich eine Mora in dem Lazarette in Zabrze in einen **Nagel**. Der Patient aber schlug den Nagel in die Wand und siehe da! am nächsten Morgen hing eine Person an der Wand.

Gegen den Besuch der Mora sichert man sich auf verschiedene Weise: Die sicherste Art ist, einen Besen in einen Eimer voll geweihten Wassers zu stecken und davor vor dem Schlafengehen ein Kreuz zu machen. (So Schüler Kandziorowsky aus Scharley, Kr. Beuthen OS). Nach Porada muss man einen Besen mit Weihwasser und ebenso die Thür besprengen, ausserdem in die Rinnen der Fenster Weihwasser giessen. Nach E. Urbanczyk genügt es vermummte Figuren so zu stellen, dass sie der Mora in das Auge fallen müssen: diese erschrickt und ergreift die Flucht.

Von der Rachsüchtigkeit der Mora wusste der Schüler Bednarek aus Keltsch, Kr. Gross-Strehlitz, ein Beispiel zu erzählen:

Zu einem Bauern kamen viele Moren, „eine Alte mit vielen Jungen“. Der Bauer biss einer jungen Mora, die ihn würgte, den Finger ab. Zur Rache dafür wollten die Moren in der nächsten Nacht den Bauer mit Messern erstechen. Schlau aber legte der Bauer, der den Plan der Mora gehört hatte, einen vermummten Holzklotz an seiner Stelle in sein Bett. Am nächsten Morgen fand der Bauer viele Messer in dem Klotze stecken.

Dass die Mora eine **Katze** werden kann und in der Stube das Unterste zu oberst kehrt, berichtete E. Urbanczyk aus Beuthen OS. Dazu vgl. Drechslers Erzählung in den Mitteilungen I 4, 46.

Von den Geistern gehen wir über zu den **armen Seelen**, deren Verbreitung im Volksglauben einige Sagen sichern.

Ed. Urbanczyk weiss folgende Geschichte beizubringen:

Ein Mann, der durch einen finsteren Wald gehen musste, geriet in grosse Angst, als er plötzlich viele Haufen Soldaten „in den Krieg ziehen“ sah. Da betete er schnell das Vaterunser, und er konnte ungesehen zwischen den Soldaten hindurchgehen. In der nächsten Kirche dankte er Gott, das ihm die **armen Seelen** geholfen hatten.

Der Schüler Filusch lieferte mir von seinem Urgrossvater, der Nachtwächter gewesen war, folgendes Histörchen:

Bei dem Dorfe Roswadze, Kr. Gleiwitz, war eine Wiese, die sich bis zur Oder erstreckte. Auf dieser Wiese führte eine Brücke über einen Graben. Plötzlich sah er unter dieser Brücke einen langen Zug von Weibern, mindestens 50 an Zahl, alle mit schweren Packeten beladen, hervorkommen

und in der Richtung der Oder verschwinden. Das sollen die armen Seelen gewesen sein.

Aehnlich wie die armen Seelen gewährte die Gottesmutter ihren Schutz einem Briefträger, der eine grosse Summe Geldes durch den Labander Wald zu tragen hatte, aber nach einem Gebete des Rosenkranzes für die verfolgenden Räuber unsichtbar blieb. (Erzählung des Schülers Gnielinski aus Königshütte).

Ebenso rettete sich anderswo ein Mädchen in einem Walde vor den Räubern, deren Waffengeklirr es schon hörte, durch ein Gebet zur Gottesmutter. (Erzählung des Schülers Blaszczyk aus Neubeuthen).

Ausserordentlich ergiebige Ausbeute gewähren die Tiersagen, in denen man manchem deutschen Zuge begegnet.

W. Bednarek aus Keltsch zeichnete mir folgende Geschichte von einem Drachen auf:

In einer Bauernfamilie gingen alle Mitglieder zum Gottesdienste, während „der Wirt" zur Besorgung des Mittagessens zu Hause blieb. Plötzlich fing es an, in dem Nebenzimmer stark „zu klimpern". Vor Angst lief der Bauer fort; nach einer Weile kehrte er zurück. Da klimperte es in der Kammer und in der Küche, wo ein grosser „Ritz" zu sehen war. Dadurch erblickte er einen Drachen, der viel Gold mit sich schleppte. Wäre der Bauer nicht davongelaufen, so wäre ihm all dies Gold zu teil geworden. Der Ritz ist noch in der Wohnung des Nachbars Br. zu sehen.

Diese Sage erinnert stark an den Glauben in deutschen Gegenden. In Landeshut begründete in einer geharnischten (gereimten) Epistel an Friedrich den Grossen ein Bürger sein Unvermögen, sein Haus zu renovieren, da ihm noch kein Drache in das Haus geflogen sei. (s. Landeshuter Chronik S. 112). Ueber den Drachen vgl. Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volksk. I 1, 6.

Schüler Guzy berichtete mir aus Deutsch-Piekar, Kr. Beuthen OS., dass sich in einem verrufenen Hause der genannten Ortschaft, in dem kein Mensch mehr wohnen will, ein Loch in der Wand befinde, das sich auf keinerlei Weise zumauern lasse. Dort sei es nämlich nicht geheuer, eine grosse Schlange wohne darin. Vgl. Mitteilungen II 2, 20. und V 4, 39 ff.

Von der Maus, als welche der Berggeist erschien, haben wir schon oben gehört.

Aus Bismarckhütte bei Schwientochlowitz erzählte der Schüler K. Klein, dass in einer Familie plötzlich ein Mädchen leblos und erstarrt hinsank. Erst als ein kleines Mäuschen in den Mund huschte, wurde das Mädchen wieder lebendig. Allgemein hielt man das Mädchen deswegen für eine Mora. — Aehnliches wird in deutschen Sagen berichtet. Vgl. Mitteilungen I 1, 7. II 8, 107. III 2, 26,

Von der Dankbarkeit der Maus berichtete mir aus Dollenzin, Kr. Ratibor folgendes Märlein: Ein armer Krämer ging durch den Censchkowitzer Wald. Müde von der Reise, setzte er sich nieder und verzehrte sein Stück Brot. Einer Maus gab er ebenfalls davon. Also verzehrten sie gemeinsam das Brot. In einer nahen Quelle stillte er seinen Durst. Auf seinen Platz zurückgekehrt, sah er ein Goldstück vor sich blinken, das die Maus herbeigeschleppt hatte. Der Krämer erweiterte das Mäuseloch und fand in der Kammer der Maus einen grossen Haufen Goldstücke. In

seiner Heimat verteilte er die Hälfte an die Armen, von der andern liess er eine Kirche bauen und behielt immer noch genug zu seinem Leben.

Für die Benthener Knaben ist die Maus ein Orakel. Wenn man nämlich am 6. Dezember eine Maus sieht, so glaubt man, es sei der Nickel der alle Häuser visitiert. Eine schwarze Maus dagegen deutet auf „Haue". (Mitteilung des Ed. Urbanczyk).

In Preschlebie, Kr. Gleiwitz — so teilte mir Schüler Porada mit — sieht man in der Nacht bei zwei alten Scheunen ein Schwein umhergehen, das Feuer im Munde hat. Wer dem Schweine direkt in das Gesicht sieht, ist angenblicks ein Kind des Todes.

Aeusserst interessant ist eine Notiz, die ich wie so manches Andere dem Schüler Ed. Urbanczyk verdanke. Darnach erhalten die Tiere (es scheint sich aber bloss um Haustiere zu handeln) am „Viljentage" (poln. wilioł (?)) d. h. am Abend der heiligen Nacht zwischen 12—1 Uhr die Fähigkeit der Sprache. So besass ein Bauer — den betr. Ort wusste E. U. nicht — ein Paar höchst zutraulicher Pferde, die, sobald der Herr den Stall betrat, ihn sogleich mit Kopfschütteln (sic) begrüssten. Am Vigiltage hörte auf einmal der Bauer die Pferde singen, und gleich darauf sprachen sie: „Nächstes Jahr werden wir unsern Herrn als Leiche auf den Kirchhof fahren". So geschah es auch.

Wenn man Hunden nichts zu fressen giebt, so jammern sie gegenseitig. Einst sagten zwei Hunde, welche von ihrem Herrn schlecht verpflegt wurden: „Dafür dass wir nichts zu fressen bekommen, wird der liebe Gott unsern Herrn bestrafen, und wir werden ihn lecken müssen". In der That befiel den Bauern ein Aussatz, der so stark war, dass die Hunde nicht imstande waren, allen Eiter abzulecken. Der Bauer musste sterben. Ueber sprechende Hunde vgl. das von Nehring in Mitteilungen IV 4, 81 beigebrachte oberschlesische Märchen. Ueber sprechende Tiere vgl. auch a. a. O. I 2, 57.

W. Bednarek aus Keltsch erzählt aus seinem Heimatsorte: Ein Bauer, der direkt aus der Kirche in das Gasthaus ging, kehrte in der Nacht ziemlich angetrunken zurück. Als er eine Brücke, die er passieren musste, betrat, lief eine weisse Katze vor ihm her, die immer grösser und grösser wurde und sich schliesslich in einen grossen schwarzen Hund verwandelte, der fast den ganzen Weg über die Brücke einnahm. Nun befiel den Mann doch die Furcht, und er flehte Gott um Hilfe an. Aengstlich drückte er sich am Geländer an dem Hunde vorbei, ohne ihn zu berühren. „Das war dein Glück", rief ihm der Hund nach: „Hättest du mich berührt, so lägest du jetzt im Wasser: Merke dir: Aus der Kirche soll man nicht in die Kneipe gehen".

E. Schmidt aus Königshütte erinnerte sich folgenden Vorfalles, der sich kurz vor dem Tode der Grossmutter ereignete: „Plötzlich hörten wir mitten in der Nacht ein schreckliches Geheul von Hunden der Nachbarschaft. Da wollten wir die Grossmutter fragen, ob das Geheul sie nicht störe. Sie war aber schon tot. Das Geheul der Hunde hatte uns den nahen Tod der Grossmutter angezeigt". In deutschen Gegenden (z. B. in Pommerswitz, Kr. Leobschütz) deutet das „enterische" Geheul der Hunde irgend ein Unglück in der Nachbarschaft an (ebenso das Jammern der

„Klinslamutter“). In Reichenbach „flennen“ die Hunde, solange die Leiche des Herren im Hause sich befindet.

Dass der Wassermann die Gestalt der Taube annimmt, haben wir schon oben gesehen. In Godullahütte, Kr. Beuthen OS., zeigte sich eine Taube bei einem traurigen Anlasse, wie mir Schüler K. Czajor mitteilte. Bei dem Baue eines Schornsteines der Hütte nämlich verunglückte tödlich ein Maurer, der von der einstürzenden Mauer in die Tiefe gerissen wurde. Er wurde in das Leichenhaus nach Godullahütte geschafft. Am andern Tage setzte sich eine Taube auf den Schornstein und blieb längere Zeit dort sitzen; dann flog sie dreimal um das Gemäuer, worauf sie verschwand. Dass die Taube die Seele des Verstorbenen versinnbildlicht, ersieht man aus dem oberschlesischen Märchen bei Nehring in den Mitteilungen IV 4, 81.

Von Fröschen hat der Schüler J. Dzierzon aus Kunzendorf eine höchst seltsame Kunde vernommen: Ein Fuhrmann fuhr bei den vielen Teichen des Dorfes vorüber, die ein Heer von laut quakenden Fröschen, aber auch Ottern und Fische beherbergten. Um die Frösche zu erschrecken, stieg er von dem Wagen herab; aber diese gingen auf den Fuhrmann los und frassen ihn bei lebendigem Leibe auf. Pferd und Wagen mussten von einem anderen Manne nach Hause geleitet werden.

Der Abneigung des fromm katholischen Volkes gegen das Freimaurertum giebt folgende vom Schüler H. Berg aus Königshütte mitgeteilte Sage Ausdruck:

Ein Freimaurer betete zum Teufel. Das geschah in einer finsteren Stube, in deren Mitte ein „jüdischer Sarg“ stand. Gewöhnlich bewegte sich der Teufel in Gestalt einer Katze in den Zimmern umher und machte seine Beobachtungen. Als der Kommis einst einer Frau auf ein Zehnmarkstück 20 Mark herausgab, verriet die Katze, die sich auf dem Ladentische aufgehalten hatte, dies sofort dem Kaufmanne, der zugleich Freimaurer war.

Aus 'm Wellsgrund (aus dem Wölfelsgrund).

Einiges zur Orts- und Namenkunde und einiges Mundartliche nach den Worten eingeborener Wölfelsgrunder in der Mundart aufgezeichnet von L. K.

Friher sôita se: dr sêbazipplige Wellsgrund on dr kreppige Wellsgrund, weil de Leute datt ålle Kreppe hôta vo dr Arbt. Eis Kerchspeel gehårt dr Wellsgrund friher uff Aberschdåff (Ebersdorf); on itz hån se salwer 'n Pfarr. Kerchapatron ês itz dr heilige Joseph.

Dr Wellsgrund, dar hôt a Nâma glôi dastolve also, weil frihr nôch lautr Welfe do gehaust hån, on Abgrinde hôts woll â rechte grosse. Zuerscht ês a âinziger Kehler do gewast, dar hôt 'm asu·a Hittla gebaut, obig wu itze dr Langrtischler ês, uff dr Wîstlichweese. 'S senn jo drnôch immer mähr Kehler wonn. Amol hôta de Mäuse 's ganze Karn gefrassa, on do ês a silla Hungerschnot gewâst. dåss sich de Leute blos hån missa vo Bîchaworzan (Buchenwurzeln) on Wâsser drhâla.

Nåma vo Lechan (Löchern), Barja on Felsa (Flurnamen) ei der Paursproche on nôch der Schrift (amtlich)[1].

Ådlerfelse (Adlerfelsen), Aishebel (Eishübel), dan heissa se asu, weil datt immr Ais 'm längsta leit. Bênschhebel (Benschhübel), Fiedlrlôch (Fiedlerloch), Feuressalôch (Feueressenloch), Fuchswinkel (Fuchswinkel), Glåsehebel (Glasehübel), Hâmmrlôch (Hammerloch), datt (dort) es dr Aisahåmmr (Eisenhammer) amol gewast. Håselwêse (Haselwiese), Hêrdalôch (Herdenloch), Hêtzelei (Hötzelei), Hofebark åbr Zwelfrbark (Hofeberg), Hôibark (Heuberg), Mandelhâ (Mandelhau), Mickagrund (Mückengrund), Mittelbark (Mittelberg), Oschrgrund (Aschergrund), datt (dort) sôl amol dr ganze Pôsch weckgebrannt senn. Quarklecher (Quarklöcher). Die senn uff 'm zweta mahrscha (mährischen) Komme, hindrm Schneebarje. 'S senn gânz weisse Stâine, die schwitza 's ganze Jåhr, dåss weissr Schlâim rauskimmt. Datt (dort) hôts immr ferchtig gemacht: a schwårze Kåtze es immr raus on nâi gekrucha. Datt hôt dr Kihherte (Küh-Hirte) hä gehutt, on de Kihe hån datt nî frassa meja; de senn 's gresste Sticke drvô weckganga. Rullalahne (Rollenlehne). Die haissa se asu, weil's datt lautr Rulla hôt, dås senn gar schmåle Steijla (Fusswege). Rullapôsch (Rollenbusch). Sâlzweese (Salzwiese). Datt es 's Herschasâlz aigeschlôin. (Das Salz für die Hirsche). Scheerbark (Scheerberg), Schwolmastâine (Schwalbensteine), 's schwarze Lôch (das schwarze Loch), Stâingrund (Steingrund). 's Streetsticke (Streitstück). Im dås hån se amol vêl Jåhr gestrêta, dr Prinz Albrecht on dr Graf Althan. Uttrfels (Otterfelsen), Zwelfrbark (Zwölferberg). Dan heissa se asu, weil's datt immer zwelf Häuser gehåt hôt; a heisst â dr Hofebark.

Wâiknåma (Wegnamen).

Bargstråsse (Bergstrasse), Gejenwâik (Gegenweg), Hôiwâik (Heuweg), Kompwâik (Kampweg), Mittelwâik (Mittelweg), Plentrwâik (Plenterweg), Ringwâik (Ringweg), Sâlzwâik (Salzweg), Schloissawâik (Schleusenweg), Schwarze Wâik (Schwarze- Weg), Schwaisswâik (Schweissweg), Teifelspfoad (Teufelspfad), Totawâik (Totenweg). Dar geht ganz ainsam ei ar Schlucht nuff. Vôchelwâik (Vogelweg), Wîstlich-(Stråsse) (Wüstlichstrasse), Wullfåhrtssteig (Wallfahrtssteig). Dar es, wu de Pruzession' wullfåhrta gehn uff a spitzja Bark. Zwischawâik (Zwischenweg).

Nåma vo Wåssrn (Namen von Gewässern).

Glåsewåssr (Glasewasser), Hêtzleiflessla (Hötzelbach), Måtzkabernla (Matzkebrunnen), Prontschborn (Prantschbrunnen). Im das bernla rimm senn lautr Simpe (Sümpfe), de Prontschsimpe (Prantschsümpfe); wenn ma datt nî a Bâmworzl (Baumwurzel) drwischt znm drôf trata, snnst versinkt ma. De Puckel (die Buckel) (Bach). De schwarze Schloisse (die schwarze Schleuse), Dås es, wu de Welfel zusamma fleusst. Seepfitza (Seepfützen). Datt gorjelt 's immerfatt drinne, on wenn ma Stâine nâischmâisst, tanert 's lange, ipp ma enn dnuda uffwumpsa hårt. De Såche (Sage) ês, wenn wann (werden) de Seepfitza aus a Ufern trata, es 's Ende dr Welt då; do öbrschwemmts's 's ganze Glåtsche Ländla. Silberbernla (Silberbrunnen). Dås

[1] Die amtliche Benennung ist hier ebenso wie nachher bei den Weg- und Ortsnamen stets in Klammern hinter die mundartliche Benennung gesetzt.

es asu kålt, dås ma 's 'm Sömmr flugs nî trinka kån, wenn glei de Sönne immerfatt dröf schennt. Uhrligwåssr (Uhrligwasser); 's kimmt ei lautr Uhrlån (Ahornbäumen) rundr. Uxagråba (Ochsengraben). De Welfel (die Wölfel). De Wellsboch (Wellsbach). Dås ês, wu de Puckel zusamma låft. (Wunderbar! aber mir fest versichert).

Nåma vo Leuta.

Katzer Ton (Anton Katzer), Peuker Domnik (Dominicus Peuker), Lux Nåtz (Ignatz Lux), Seipel Balle (Barbara Seipel), Klenner Benje (Benjamin Klennert), Klenner Bastian (Sebastian), Stein Leokadia. Bårtscha Nestr (Ernst Bartsch). Schulmâistrsch Mâidla heissa se: de Schul-Liesel; 'm Waldwärtr senn's: de Pôschmåu Emma. 'S hôt â 'a Jäjer Trudel, vo dar dr Våtr a Jäjer es.

De verschnickta Nåma (Abkürzungen von Namen).

Grîn åbr Pergerin (Pergerinus), Flûr (Florian), Opferus (Onuphrius), Kalix (Kalixtus), Gatte (Agatha), Três (Theresia), Tîn (Clementine), Sephe (Joseph), Puld (Leopold), Järje (Georg), Cille (Cäcilia), Nesse (Agnes), Tone (Antonia), Andrês (Andreas), Tâsla (Anastasia), Ferde (Ferdinand), Ambros (Ambrosius), Julle (Juliana), Jâue (Marianne), Rumpl (Hieronymus).

Spêtznåma (Spitznamen).

A Wandla-Frôsch hiessa se an Junga, weil a de Muttr nôch immr båda thåt, wie a schonn asu gross wår.

Dr Kråftmahltratr wår a Junge, vo dam dr Våtr Kråftmahl måcht, on dar Junge musst halfa, on då hiessa sa asu.

Dr Mehl-Guste, dås es dr August aus dr Mehle. Steuglahittr on Grînspechte, dås senn Spêtznåma fer de Waldwärter.

Pechvêjel heissa se de Schuster.

Wie ma a Viechan rufft. (Rufnamen und Zurufe für Haustiere).

Muhr (Mohr), Muhrla heissa se de schwarza Huude, Terke (Türke) de schekija on Pintschr de zôtija; Hiftla, die går klâin senn. Âler (Alter), es a feiner Nåme. „Tä, Tä, kumm har"! ruffa se a Hunda. A Schôfa ruffa se: „Bählhampala", a Hinnern (Hühnern): „Tschipp, Tschipp", a Enta: „Gatschala, Gatschala", a Gänsa: „Wulle, Wulle". „Hui! nem!" sprecha se ebr de Kihe, weun se silla wecktrata. „Hutta wihu!" sprecha se ebr de Pfårde, wenn se ziehn silla. Ebr de Zieja spricht ma: „Mickala, Mickala"! on då kumma se; ebr de Kälbr: „Prulpe, Prulpe"; ebr de junga Schweinla spricht ma: „Nûtsch, Nûtsch"; ebr de Nickel (Kaninchen): „Hånsla, Hånsla"!

Schimpfnåma fer de Hunde: „Lärche", „Luffe": a „Lauke" ês a grossr Hund.

Nåma vo giftija Viechan (Namen von schädlichen Tieren).

Môltworf, Môtwulf (Maulwurf). De fahla Môltworfe senn de Schliffel. A Hêtsche es a Krête; de Wiesel heissa se: „Gevattala".

Vêjelnåma (Vogelnamen).

Zeske (Zeisig), Kriems (Kreuzschnabel), Goldollmr (Goldammer), Sperlich (Sperling), Kroe, de Kroa (Krähe, die Krähen).

Gewâchsnâma (Pflanzennamen).

Bârtotze, Bârtotza (Bärenklau), Pluderhose, Pluderhosa (Himmelschlüssel), Kotzazôil, Kotzazôila (Katzenschwanz, Zinkkraut), Schmerjel, Schmerjan (Schmirgel), Uhala (Ahorn), Âbsche, Âbscha (Eberesche), Mährne (Einzahl und Mehrzahl) (Möhre), Himpig, Himpije (Himbeerkraut), Branntkräutig (Weidenröschen), Schmähla (Riedgras), Reipsch (Schachtelhalm?), Aehrapreis (Ehrenpreis), Tôltucke (Michaelskraut?), Aberdistel, Aberdistan (Silberdistel).

Ausdricke ei dr Paursproche (Mundartliche Redensarten).

Wenn ma 's Brot undrm Årme hôt, sôl ma 's nî verkêfa. A Ding firscheern (etwas vorbereiten). A Geschichtla firscheern (eine Lüge ausdenken). Wâs firschneida (jemanden etwas aufbinden). Dân hå ech odr trôijegesotzt; (trockengesetzt), ôfgesotzt, dân hå ech âgekricht! (den habe ich angeführt)! Dâm hå ech adr Luft gemâcht! (die Meinung gesagt). Dâm hân se a Ziep geschlissa! (der hat bankerott gemacht). Dân hân se off Muttr Grîn gesatzt (den haben sie aus dem Haus geworfen). Dar hôt enn zuveel undr a Hutt genomma (ist betrunken). Du hôst woll Klijan (Klüger als Name) de Âir (Eier) ausgesuffa? (etwa: Du hast wohl die Weisheit mit Löffeln gegessen?) Dar hôt 'r odr im a Wippel! (mit dem rappelt's). Die huppt aus a Aermau (Aermeln) vir Frôida. Wenn ma sitt, wie dar gebant ês (wenn man sieht, wie der innerlich beschaffen ist). A hôt's verârschelt (er hat's verkehrt gemacht). S' ês ei Thun (es ist ganz gleich). A ês nî zu hända (er ist nicht zur Stelle). A klâin Grimpala (ein klein wenig). Watt (warte) och nôch 'n Schlâck (bleib doch noch einen Augenblick). Die hôt a Kap'tal Fresse (die hat falsche Zähne).

Päuersche Wêrtr (Mundartliche Wörter).

De Gluchtza, de Gucka, de Fanstr, de Âcha (die Augen). De Stärne (die Stirn), dr Gehernskasta, s Geherne (das Gehirn). De Lôden (Haare). De Åhrn, de Leffel (die Ohren). De Nâse, 's Tobacklokal, 's Schnupplokal, dr Gimpel, dr Richer (die Nase). De Gusche, 's Maul, de Frasse (der Mund). 's Gebäse, de Hauer (die Zähne). 's Kinne, de Wanga, dr Schlůng, de Gorjel. De Grâtscha (die Hände). 's Harze (das Herz). Dr Mâcha (der Magen). Prescha, jôin (rennen, jagen). Denka, sinna, spek'liern. De Aeldan (Eltern), Schwôchr, de Schwäjern (Schwager, Schwägerin).

Nâma vo a Dienstgesinda (Abstufungen des Gesindes).

Vo a Mânsmern:

Dr Kihjunge, dr Pfârdejunge, dr Klâinknâicht, dr Mittelknâicht, dr Grössknâicht, dr Viehwattr on dr Schâffer.

Vo a Weisbillan:

's Kindrmâidla, de Stobamôid, de Klâinmôid, de Mittelmôid on de Grössmôid.

Wie se de Wertschâftlaleute benâma (Klassen der Landleute und ihrer Besitzungen).

De Häuslamonne; die hân blos a Häusla on a Stickla Weese. De

Kol'nista; die missa drezza Morjen Ackr hân. De Stickmonne missa wêdr ebr drezza Morjen hân. De Gärtner missa wêdr nôch mähr hân, ech dächt finfazwenzig Morjen. On anôch de Paurn; die hân ebr dressig Morjen.

Ausdricke vo dr Paurarbt (Landwirtschaftliche Ausdrücke).

's Malka; 's Fittan (Füttern); zu saufa gahn; de Kihe on de Fârde putza. Ackan on êja (eggen) on sân on Ardäppel odr Kantuffan stecka on Ardäppel klauba. Grås on Getrâide hân (Gras und Getreide hauen, mähen). Karu (Korn); Gârschte (Gerste); Wâis (Weizen): Håbr (Hafer): Måhlnijer Ackr (trockener Boden).

Gerumpl wås 'm Hause, 'm Hofe on uffm Falde gebraucht wärd (Haus-, Hof-, Feld- und Handwerksgerät).

De Ofabanke, de Ofakricke zum Kohle on Osche rauskricka, dås ês a langer Stêl on a Brâtla drquare drå; de Ofaschusse zum Hôlz uffs Feur leja, a langer Stêl ons Brâtla dr länge drå. Dr Ollmr obr Schrånk; de Låda, dås senn de Kåsta, wu de Lembt (Leinwand) on Scherza (Schürzen) on Tichla drinne senn. De Kuffr; då hân de Dienstleute â Krôm (Kram) drinne; 's senn hilza Kåsta met am welbija Deckel (Truhen). Dr Spâise-kåsta, wu 's Mahl drinne es. Dr Kêbel es a runde Botte vo Hôlz, wu dr Tâik (Teig) drinne gemåcht wärd; met 'm Knâtscheite wärd dr Tâik gerührt drmête. De Brotschissan, de senn aus Struh geflôchta; då kimmt 's tâige Brot nâi. 's Puttrfåss, 's Puttrgeltla, dås es wie a Schaffla, 's Puttrsêbla (Buttersieb). Dr Recha; de Hôka zum imackan. De Âide (Mehrzåhl de Âida) zum eja (die Egge zum eggen), dr Pfluck, de Hacke, de Rodehacke, (Mehrzåhl de Hacka); de Schoffel (Schaufel), Mehrzåhl de Schoffan; s Bâil, Mehrzåhl de Bâilr; de Axt, Mehrzåhl de Aexte.

Ausdricke fer de Pôscharbt on de Jât (Ausdrücke, die sich auf Forstwesen und Jagd beziehen).

Wenn di Fichtasôma (Fichtensamen) sôl gesät wann (werden), wann off 'm Sôtkåmme (Saatkampe) lautr Beete gemåcht. Drnoch thutt ma sômahacka; do wan silla Rinna gehackt on dr Sôma nâigesät on vergift, dåss â de Vêjel nî frassa. Wenn se a Sôtkomp (Saatkamp). wu de klenn Fichtla drinne senn, ausjata (ausjäten), dås heissa se: sôtkompjata. Wenn de Pflanza zwee Jåhr eim Sôtkomp gestånda hân, wann se verschult; on wenn se zwee Jåhr verschult gestånda hân, drnôch kumma se ei a Hâ, (den Hau) Mehrzåhl de Hôie.

De Herscha on de Rehr wann ebr a Wintr gefittert met ågedorrten Himpije (Himbeerkraut) on Brôcha-Hôi (Brachen-Heu) on Kostônia on Åbschbeere (Ebereschenbeeren).

'm Herbest thun se uff Herscha on Rehr on Håsa jôin. Då senn' Treibjochta, wu Monne treiba, on senn â, wuse met Hunda jochta. Månchmol nahma se à de Låppa met off de Jocht, dås es a lange Leine on lautr Lumpa nâi gedreht.

Schimpfnåma (Schimpfwörter).

Vermullejuchtr Karle! verpuchtr Mån! verflåmmtr Kleppel! Offe, fåhlr (fahler Affe). Regimentsschwein! Hånsjärge! tummes Ilstr! Tåpersaack! Trutschkeråsch (ein ungeschickter, dummer Kerl).

Wenn se nôch dr Schrift thäta sprecha: „dieses Mädchen", on do thäta se 'm Wellsgrunde ei dr Paursproche sprecha: „dås dille Mâidla".

Ein Besuch vor 40 Jahren

bei den Grosseltern in einem Freibauergute des Deichsathales.

Von Waldemar Walter.

II. Schwarzkunstsagen.

Die alte Borrberruse war schon seit ihrer Jugendzeit, und die lag weit zurück, auf dem Hofe. Ein sogenanntes altes Faktotum, wie man heut sagen würde, für uns Kinder aber ein allzu oft in Anspruch genommenes Fragezeichen. — Ach bitte, erzähle uns doch wieder von dem und jenem, hiess es sehr oft. — Besonders, wenn sie früh morgens über Alpdrücken klagte und nun bestimmt 3 gekreuzte Besen unter das Bett legen wollte, damit dem Alp seine Lust vergehen solle.

Sie glaubte steif und fest an einen leibhaftigen Alp. Auch hatte sie einen Mann gekannt, der ein sogenanntes Schwarzkunstbuch besessen habe und jeden Alp oder noch besser jeden Geist habe „bannen" können.

Unsinn! sagte meine Schwester, so etwas giebt's ja gar nicht mehr — im Grunde aber nur, um dadurch von ihr einige interessante Kapitel von diesem Thema zu erfahren. —

Ja! sagte sie dann, ihr glaubt freilich heutzutage alle nichts mehr. Aber der Glaube wird euch noch in die Hand kommen, — — wie warsch bei der Frau in R., wu dar Schworzkinstler ar reichen Frau, die ihm zu wing fier seine Bemühungen gegahn hotte, a Olp ei Gestalt vo am weissen Mäusel eifing und eisperrte, wodurch die orme Seele 12 Stunden wie tudt do lag und gesturben wiär — wenn der Mann der reichen Frau nicht den Schwarzkünstler zufrieden gestellt hätte! — — Ja! — und zieht ok a mol bis no P. wu dar Spitzberg is, — durt erzählen olle Leute:

Vor so und so vielen Jahren lebte dort ein Landrat, Besitzer des Dominiums, welcher bei seinen Lebzeiten seine Dorfleute mit riesigen Frohndiensten geplagt habe, sodass seine Seele nach dem Tode keine Ruhe gefunden habe und wieder gekommen sei. — Nur allein der Schwarzkunst resp. einem Schwarzkünstler sei es gelungen, den Geist zu bannen und zwar in der Weise, dass man ihm einen bodenlosen Korb mitgegeben habe, in dem er die „Tangelsnulden im Pusche" einlesen soll bis er voll sei. — Selbstverständlich hätten 4 Pferde den Geist fahren müssen, der Kutscher sich nicht umwenden dürfen, denn sonst wäre der Bann ins Gegenteil umgeschlagen und der Geist hätte dem Schwarzkünstler das Genick gebrochen.

Dass wir bei solchen Erzählungen starr und steif dastanden und weiss wie eine Kalkwand waren, lässt sich denken; jedoch der Effekt solcher Sagen steigerte sich noch, als sie vom „Zeetergeschree" anhub.

Oder wie is's dieba im Zeetergeschree! wu ma znr Fostenzeit heute noch jammern hiärt:

Groo Rook, groo Rook,
Menner Seele is goar kee Roth.

Denn dort ist ein Mönch verbannt, der in seinem Leben anstatt gutes zu thun, das Gegenteil gethan hat und nun um Erlösung durch sein Zetern aus dem Bann bittet. — Und wisst ihr nicht, dass noch heute auf dem Mönchsberge, den ihr von hier seht, zur Mittagszeit den Ernteleuten das Dengelzeug gestohlen wird? und wenn sie es suchen, finden sie es auf der höchsten Fichte, von wo es höhnisch herab ruft:

Ihr Mader und Mieder,
Hullt euch ener Klipp Klopp wieder.

Abermals ein verbannter Mönch, wahrscheinlich ein echt schlesischer, da er noch heut im schlesischen Dialekte um Befreiung aus seinem Bann bittet.

Satt ihr's, meinte sie, was die Schwarzkunst alles kann; wenn die nicht wäre, hätten wir alle vor Aelbern und bösen Geistern keine Ruhe. Seht dort drüben, wo die Kirchenruine herüber blickt, — Hedwigskapelle genannt — da hat mein Vetter als Junge mal Erdbeeren gesucht. Es war um Mittag, die Glocke schlug 12. Da erblickte er an der Mauer der Ruine mit einem Male ein Fenster, das früher nie dort gewesen war und dahinter in einem Gewölbe einen Mönch mit langem, weissen Barte, vor sich ganze Stösse Goldstücke. Auch dieser habe geseufzt und um Erlösung aus dem Bann der Schwarzkunst gebeten. Der Junge dürfe nur nachts um 12 Uhr wieder kommen, aber allein, und kein Wort sprechen und mit ihm beten. Der Vetter hätte jedoch trotz des Versprechens, alles Gold solle seine Eigentum sein, vorgezogen, davon zu laufen und nachts sich unter das Deckbett zu verkriechen, folgedessen die arme Seele wieder 100 Jahre schmachten müsse. Bei dieser Erzählung wurden wir durch das Erscheinen der Grossmutter in der höchst interessanten Unterhaltung gestört, so dass sich Borrberruse emsig mit der Flachshechel zu thun machte um damit anzuzeigen, sie habe uns „nischt fiergemaart“.

(Fortsetzung folgt.)

Fragekasten.

Das Vergnügen, welches die Ernteleute nach dem Einfahren des letzten Fuders Getreide veranstalten, wird in Kohlhöhe, Kr. Striegau Hafertanz genannt, in Langhellwigsdorf, Kr. Bolkenhain Erntevalet, in Darkau, Kr. Glogau Sichelbier. Welche anderen Ausdrücke sind unsern Mitgliedern bekannt? Antworten werden an Prof. Vogt erbeten.

Eingänge.

Zu den schriftlichen Sammlungen: Oberschlesische Sagen, von Schülern gesammelt, durch Hern Bartsch, wissenschaftl. Lehrer in Beuthen O/S. — Nachträge zu Weinholds Proben aus dem Schlesischen Wörterbuch von den Herren W. Walter in Adelsbach, stud. Pautsch in Breslau, Lehrer Lichter i. Gr.-Friedrichsfelde bei Leutmannsdorf. — Zwei handschriftliche Zusammenstellungen der bei den Bauernhochzeiten üblichen Bränche und

Ansprachen durch stud. Pautsch — Lieder aus Kaltenbrunn, Kr. Schweidnitz, von Dr. Gusinde in Breslau. — Spruch, Namenglaube, Der Schimmelreiter aus Trebnitz, von Prof. Jiriczek in Münster. — Christkindelspiel, Lieder, Unglückstage, von Herrn Hauptlehrer Patschovsky. — Der Spinnabend von Herzogswaldau Nr. 4 bis 6; Sprüche, Lieder und Tänze mit Melodien, Dialektdichtungen, Sagen, Geschichta zum Lacba, Sitten und Bräuche, ländliche Redensarten, ein Christkindelspiel, ein Irrgarten, von Herrn Oskar Scholz in Herzogswaldau. — Volkslieder mit Melodien aus Piltsch O/S., von stud. phil. Ullrich in Breslau.

Zur Bibliothek: Das sächsische Burzenland, Kronstadt 1898, und Aus der Vergangenheit des königl. freien Marktes Agnetheln, Hermannstadt 1900, durch Herrn Major a. D. Stöckel. — Hochzeit-Regel, gebräuchlich in der löblichen Bauerschaft 1829, durch stud. Pautsch. — Beiträge zur deutsch—böhmischen Volkskunde Band II, 1. 2., III, 1 (Ammann, Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde 1—3) durch Herrn Professor Dr. Pax.

Anzeigen.

Der Vorstand der Gesellschaft setzt sich jetzt wie folgt zusammen:

Vorsitzender: Dr. Friedrich Vogt, Universitätsprofessor, Breslau-Grüneiche.
Stellv. des Vorsitzenden: Dr. W. Nehring, Geh. Regierungsrat, Universitätsprofessor, Sternstrasse 22.
Schriftführer: Dr. Max Hippe, Bibliothekar, Opitzstrasse 3.
Schatzmeister: Bruno Richter, Königl. Hofkunsthändler, Schweidnitzerstr. 8.
Bibliothekar: Dr. Hermann Jantzen, Michaelisstrasse 3 a.
Gymnasialdirektor Prof. Dr. Feit, Matthiasstr. 117,
Professor Dr. Hulwa, Tauentzienstrasse 68.
Professor Dr. Körber, Palmstrasse 10.
Universitätsprofessor Dr. Max Koch, Museumsplatz 10.
Rechtsanwalt Pavel, Junkernstrasse 32.
Direktor Dr. Seger (stellv. Schriftführer), Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.
Verlagsbuchhändler Max Woywod (stellv. Schatzmeister), Klosterstr. 3.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister richten; von Auswärtigen ist der Jahresbeitrag von 2 Mark der Anmeldung beizufügen; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 3 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen" nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer anzuzeigen.

Von den bisher erschienenen Veröffentlichungen der Gesellschaft sind für die Mitglieder durch Vermittelung des Herrn Schriftführers erhältlich:

Die „Mitteilungen" Jahrgang 1894—1900 (Heft I—VII) zum Preise von 14 Mark (Heft VII einzeln 2,50 Mark).

O. Scholz, Der Spinnabend zu Herzogswaldau im Jahre 1899, zum Preise von 80 Pf.

Auf Bestellung bei der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststrasse 3, erhalten die Mitglieder:

Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Band I: F. Vogt, Die Schlesischen Weihnachtsspiele. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus sowie 4 Gruppenbildern. XVI u. 500 Seiten. Preis für Mitglieder 3,90 M., gebunden 4,50 M. (dazu 30 Pf. Portokosten). Im Buchhandel kostet das Werk 5,20, geb. 6 M.

Nächste Sitzung: Freitag, den 10. Mai, abends 8 Uhr im Auditorium XIV der Universität. Vortrag des Herrn Professor Dr. Scholz über die Kynastsagen.

Schluss der Redaction: 1. Mai 1901.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.



Mitteilungen

der

Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

F. Vogt.

Jahrgang 1901. **Breslau.** Heft VIII. № 4.

Inhalt: W. Nehring, Dritter Bericht über oberschlesische Erzählungen (Schluss). — Kühnau, Gebräuche beim Säen und Ernten. — Zur Benennung des Erntefestes in Schlesien. — Zur deutschen Dialektlitteratur. — Nachrichten.

Dritter Bericht über oberschlesische Erzählungen.

Von **W. Nehring.**

(Schluss.) [1])

Zunächst mögen noch einige, bis jetzt im dritten Berichte nicht erwähnte Erzählungen aus der Sammlung von Kupiec angeführt werden, vor allem über Apollo (vgl. VI, Nr. 3 S. 42). Ein Märchen erzählt von dem kranken König Apollo, der vom Genuss von Aepfeln aus dem verzauberten Garten gesund werden sollte. Drei Söhne suchen diese Frucht zu erlangen, da aber die zwei älteren, welche in einem „Hôtel" von den drei Töchtern des Gastwirts in ein Kartenspiel gelockt, alles verspielt, noch dazu hohe Schulden gemacht hatten, und eingekerkert wurden, so wollte der jüngste die Aufgabe erfüllen. Diesem gelang, nachdem er der Versuchung, im Hotel zu spielen, widerstanden und von einem greisen Zauberer ein wunderbares Pferd, ein ebensolches Schwert und ein Bündel Schlüssel erhalten hatte, der Eintritt in den verzauberten Garten, wobei er auch in den Marmorpalast drang, dort eine schöne in einen Zauberschlaf versunkene Prinzessin erblickte und aus der Macht ihres riesenhaften Entführers vermittelst des Wunderschwertes befreite. Mit den gepflückten Aepfeln eilte er zu dem Greise zurück, gelangte wieder in das „Hôtel", befreite seine Brüder, welche für ihre Schulden enthauptet werden sollten, erntete aber schwarzen Undank, denn die wunderthätigen Aepfel wurden ihm durch falsche ersetzt und zum Uebermass des Undankes wurde er von den Brüdern vor dem königlichen Vater, welcher von den verzauberten Aepfeln genas, von den des jüngsten Sohnes wieder erkrankte, als Heuchler und Betrüger angeschwärzt und sollte von einem Jäger im Walde getötet werden; aber dieser erbarmte sich seiner und entliess ihn in die Wildnis unter dem Versprechen, niemals mehr auf dem Hofe seines Vaters zu erscheinen; der Prinz nahm Dienste als Stallmeister bei einem Könige an. Der Lohn und die Strafe blieben nicht aus. Der Vater der befreiten Prinzessin liess verkünden, dass der Befreier den

[1]) Vgl. Mitt. VI Nr. 3.

Lohn für seine That sich holen solle; die zwei betrügerischen Brüder, von ihrem Vater znr Bewerbung um die Belohnung gezwungen, wurden beschämt und zur Strafe für die tückische Hinterlist lebendig verbrannt, der wirkliche Befreier, der nach dem Wunsch der Prinzessin bei seinem Ritt zu ihr auf die herrlichen Teppiche nicht achtete, mit denen der Weg ausgebettet war, erhielt ihre Hand nnd das Königreich. — Ein anderes, oben schon erwähntes Märchen erzählt von dem Königssohne Heliodoros, dass ihm in Traum wiederholt eine über alle Begriffe schöne Königstochter Miranda erschienen sei, welche ihm versprach, auf einer Insel Egistos mit ihm zusammenzukommen nnd sich ehelich mit ihm zu verbinden. Nur mit dem grössten Widerstreben erlaubte der königliche Vater seinem einzigen Sohne, die besagte Insel zu suchen und versah ihn auf diese Reise mit allen Bedürfnissen, mit Reichtümern und dreissig Rittern. Diese, lüstern auf die Reichtümer, kündigten ihrem Herrn den Tod an, schenkten ihm aber das Leben, nachdem der Prinz geschworen hatte, nie mehr zu seinem Vater zu gehen. Beim Herumirren kam er an ein Meer, bestieg ein herrenloses Boot, rettete zwei Schiffbrüchige und gelangte mit ihnen auf eine Insel, welche mit hundeköpfigen Menschenfressern bewohnt war. Hier wurde er von der Tochter des hundeköpfigen Herrschers znm Ehemanne begehrt nnd so vom sicheren Tode erlöst; da er aber seine Frau nicht lieben konnte, sondern verabscheute, so siechte sie in zehrendem Schmerze dahin. Nach der Sitte des Landes wnrde der Prinz mit seiner Frau durch einen Stollen in einen unterirdischen Raum lebend hinuntergelassen, mit einem Laib Brot, einem Kruge Wasser und zwei Lichtern, um hier Hungers zu sterben. Eine Zeitlang fristete er sein Leben, indem er neue herabgelassene Opfer tötete, bis mit einem Toten auch Miranda herabgelassen wurde. Aus dieser schrecklichen Lage befreiten sich die Geliebten, indem sie einem Tiere folgten und durch eine Felsenspalte auf die Oberwelt gelangten. Auf demselben Boote, welches Heliodor auf die Insel gebracht hatte, steuerten die Befreiten dem Königreiche der Miranda zu nnd feierten hier ihre Vermählung, zu welcher auch der von dem Wunderereignis benachrichtigte Vater Heliodors erschienen war; die treulosen dreissig Ritter ereilte die Strafe des Todes.

Weitere Märchen. Ein König hatte drei Töchter, welche ihm nach der Prophezeihnng einer alten Frau nach vollendetem zwölften Lebensjahre geraubt werden sollten. Dies ist auch geschehen: Die älteste wurde von einem Hirsch, die zweite von einem Walfisch, die jüngste von einem Adler geraubt. Das waren aber drei verzauberte Königssöhne; sie alle verwandelten sich des Nachts in herrliche Prinzen, standen aber in der Macht eines Drachen, durften auch niemanden besuchen. Ein Sohn, der dem unglücklichen Könige geboren wurde, fand alle drei Schwestern mit Hilfe von wunderbaren Stiefeln, die er durch List an sich gebracht hatte, in denen man gehend mit jenem Schritt eine Meile, springend zwei Meilen zurücklegte. Er gelangte auch schliesslich zu dem entlegenen, unzugänglichen Schlupfwinkel des Drachen, nachdem er von jedem seiner drei Schwager ein Zaubermittel erhalten hatte. Durch die Jungfrau, welche den Drachen bediente, erfuhr er auch, dass die ungeheuere Kraft des Drachen in einem in das Meer versunkenen Kasten steckte, in dessen Inneren sich ein Hase, in ihm eine Taube nnd in dieser ein Ei befand;

wer das Ei zerschlug, machte den Drachen hilflos. Dies gelang dem Prinzen durch die Zaubermittel, die er von seinen Schwagern erhalten hatte: Der Walfisch biss zunächst den Kasten entzwei, der daraus hervorspringende Hase wurde durch den Hirsch gefangen, die aus dem erschlagenen Hasen entflohene Taube von dem Adler ereilt und schliesslich das Ei zerschlagen. Die entzauberten Prinzen kehrten mit ihren Frauen zurück. Der Prinz heiratete die Drachenbraut.

Ein Märchen vom Bär, Wolf und Fuchs. Ein armer Mann ging mit seinen zwei Kindern, Anton und Gretchen, in den Wald, um sie dort zu verlassen, weil er sie nicht ernähren konnte. Sie kamen in eine leerstehende Hütte, die einem Bären, einem Wolf und einem Fuchs gehörte. Als sie hier von den menschenfreundlichen Tieren aufgenommen wurden, gab der Bär ein Zeichen und der Tisch deckte sich; die Kinder liessen sich's gut schmecken. Sie kamen dann alle in ein Haus, welches zwölf Räubern gehörte; hier liess sich Gretchen durch viele Gaben und Versprechungen zum Verrat gegen den Bruder verleiten, aber die Räuber wurden von den Tieren zerrissen und ihre Leichen in einen Keller geworfen, mit ihnen zur Strafe auch Gretchen. Anton gelangte sodann auf seiner weiteren Wanderung in eine Stadt, die ganz in Trauer war, weil die Königstochter einem Drachen zugeführt werden sollte. Er bezwang diesen mit Hilfe seiner Tiere und sollte die Befreite zur Gattin erhalten; um aber nicht mit leeren Händen zu freien, ging er in das Räuberhaus, nahm aus dem Keller viel Gold und viele Juwelen, erbarmte sich seiner Schwester, welche ihr Leben noch durch Nagen an den Leibern der Räuber erhielt, und kehrte in die Königsstadt zurück. Hier fand er alle in freudiger Stimmung, weil man auf den Erretter der Prinzessin wartete. Er schickte, nachdem er in dem Gasthause eine Wette eingegangen war, er werde in der Herberge von den Festspeisen als erster essen, durch den Bären einen Zettel zu der erfreuten Prinzessin, erhielt richtig sofort Leckerbissen und wurde in einem Staatswagen zu seiner Hochzeit abgeholt. Von Gretchen ist keine Rede mehr.

Ein Märchen vom grausamen Bruder. Zwei ungleiche Brüder teilten unter sich die Erbschaft ihres Vaters und gingen auf die Wanderung. Anfangs lebten sie auf Kosten des jüngeren Bruders, später sollte der ältere alle Kosten tragen. Aber er that es nicht, sorgte nur für sich; dem Bruder gab er zwei mal Nahrung um den Preis des Augenlichtes. Den Erblindeten betrog er noch, indem er ihn nicht unter ein Kreuz am Wege führte, wie dieser bat, sondern unter den Galgen. Hier hörte der Unglückliche in nächtlicher Stunde Gespräche von Raben, die zum Frass hergeflogen waren, und profitirte von den Enthüllungen der Geheimnisse in der Weise, dass er durch Benetzung der Augenlöcher mit dem Tau das Augenlicht wieder gewann, dass er der Wassernot in der Stadt durch Bezeichnung der Stelle abhalf, wo eine unerschöpfliche Wasserquelle hervorbrach, und dass er die kranke Königstochter durch Zubereitung eines wunderbaren Fisches mit dem Kreuz heilen liess. Aus Dankbarkeit gab ihm der König sie zur Gemahlin.

Ein Märchen von der verwunschenen Prinzessin. Ein armer Knabe diente bei fremden Leuten als Hirtenknabe. Einst kam zu ihm eine sehr schöne Frau und bat ihn unter vielen Versprechungen, den Baumstamm,

auf dem er sass, auszugraben. Die Arbeit begann und am Abend des ersten Tages, nach Vollendung des ersten Drittels der Mühe schenkte die Frau dem Hirtenknaben ein Seidentüchlein, mit Goldfäden und Perlen gewirkt. Die Wirtin argwöhnte Diebstahl, gab aber das Geschenk zurück, nachdem der Lehrer sie beruhigt hatte, dass in der Nähe kein königlicher Hof vorhanden sei und königlich sei das Geschenk. Am andern Tage gab die schöne Frau, mit dem Fortschritt der Arbeit zufrieden, dem Hirtenknaben eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Dose zum Geschenk und versprach, am nächsten Tage nach voraussichtlich beendigter Arbeit ein noch kostbareres Geschenk. Jetzt aber trat ein Hindernis dazwischen, denn die Wirtin drohte mit einer Anzeige, und der Hirtenknabe entfloh aus Furcht. Auf seinen Irrwegen nahm er Dienste bei einem Förster an, lernte gut schiessen, und trat schliesslich bei dem König des Landes als Jäger in den Dienst. Einmal begegnete er im Walde auf einem mit Sand ausgestreuten Gange der schönen Frau, die ihm sagte, dass sie wegen der verlassenen Arbeit noch mehr zu leiden habe und von dem Jüngling nur noch unter der Bedingung befreit werden könne, wenn er den Verkehr mit Frauen meide, der Liebe keinen Zutritt zu seinem Herzen gestatte und darüber schweige, dass er mit ihr verlobt sei. Unvorsichtiger Weise brach er, weil das Königspaar, verwundert über den Besitz des kostbaren Tüchleins und der Dose, in dem Burschen einen verkappten Prinzen vermutete und ihre Tochter ihm zur Frau anbot, das Gelöbnis; er half sich mit dem Eingeständnis, dass er schon verlobt sei. Nun hatte die schöne Frau noch mehr zu erdulden, sie durfte nicht mehr unter die Menschen gehen, musste vielmehr in dem verzauberten Schloss leben, welches mit Schlangen und Untieren angefüllt war. Nichtsdestoweniger konnte sie dem Jäger begegnen, teilte ihm alles mit und tiefgebeugt nahm sie Abschied von ihm. Er aber nahm sich vor, alle Gefahren und die Ungeheuer zu bezwingen und die Verlobte doch zu erlösen; liess sich ein schneidiges Schwert schmieden und einen Schuppenpanzer bereiten, liess sich durch List über drei Flüsse hinübersetzen, ohne sich die als Lohn geforderte Hand, Fuss und Kopf abhauen zu lassen, tötete die vielen Ungeheuer drei Tage hindurch, selbst unversehrt und befreite seine Verlobte, die verwunschene Prinzessin, auch die drei Fährmänner, Brüder der Prinzessin, wurden befreit. Das Ende war für alle glücklich.

Hannchen und Evchen. Hannchen hatte schwere Tage, als ihr Vater wieder heiratete und eine Tochter Eva erhielt, denn die Stiefmutter behandelte sie jetzt schlecht und jagte sie schliesslich aus dem Hause. In der Fremde herumirrend, kam sie nach einem rasch dahinfliessenden Strom, traf hier einen Greis, trug ihn auf dem Rücken über das Wasser, nahm bei ihm Dienste an, achtete genau auf seine Anordnungen, so dass sie z. B. aus einem Körnchen Grütze eine ganze Speise bereitete. Am Ende eines Dienstjahres sollte sie sich zum Lohn eine Truhe auswählen. Sie wählte die ärmlichste und als sie diese auf einem Wägelchen zog, liess sich wiederholt eine Stimme vernehmen, dass ein gutherziges Mädchen herrliche Gaben mitführe. Und in der That enthielt die Truhe herrliche Kleider und viele Gold- und Silberstücke. Die Stiefmutter schickte nun Evchen hinaus, damit sie sich eine noch reichhaltigere Truhe verdiene. Diese that dasselbe, wie ihre Stiefschwester, nur war sie gegen

den alten Mann grob und zänkisch. Nach einem Jahre wählte sie sich eine Truhe, die schöner war, als die anderen, zu Hause wurden sie alle gewahr, dass darin Schlangen waren, die nach dem Halse des Mädchens sprangen und sie zu Tode bissen.

Ein Märchen mit moralisierender Tendenz hat den Titel: Der Schmied und der Gutsherr. Ein Schmied hatte eine schöne Frau, diese wollte der Gutsherr heiraten und suchte, um sie frei zu machen, den Schmied zu verderben, indem er ihn durch unausführbare Aufgaben zum Selbstmorde antrieb, so liess er z. B. ein prachtvolles Schloss bauen, mit Edelsteinen ausschmücken u. s. w. Jedesmal war der Schmied, von der Frau angestachelt, dem Selbstmorde nahe, aber der Teufel half stets aus der Not und machte sich schliesslich durch das elende Ende des Herrn bezahlt.

Der gute Sohn. Ein armer Stadtbürger bat seinen reichen Bruder um Unterstützung, die ihm auch in der Höhe von fünfzig Dukaten gewährt werden sollte, wenn er ihm seinen Sohn als leibeigenen Knecht abtrete. Dies geschah und die Tochter des reichen Bürgers behandelte auch ihren Vetter als Knecht, indem sie beispielsweise mit dem Fuss auf seinen Nacken trat, wenn sie ihr Pferd bestieg. Nach altem Brauch bestimmten die sämtlichen Bürger der Stadt, dass die inzwischen herangewachsene Tochter des reichen Bürgers denjenigen von zweien heiraten solle, welcher durch Fleiss und Umsicht die grösste Habe erwerben würde; dies waren ein Kaufmannssohn und Paul der Knecht. Beide gingen in die Welt hinaus, Paul brachte einen viel reichlicheren Gewinn und wurde des Mädchens Gemahl.

Einiges Interesse können Erzählungen beanspruchen, deren Zweck Belehrung oder Kurzweil ist; eine erzählt mit vieler Behaglichkeit von Diebeskniffen. Drei Brüder gingen auf die Wanderung aus; nach Jahren zurückgekehrt, zeigten sie ihrem Vater, was sie gelernt haben. Der eine, ein Jäger, schoss nach einem in die Höhe geworfenen Ei und zerschmetterte es in kleine Stücke; der andere, ein Böttcher, fügte die Stücke so geschickt wieder zusammen, dass keine Spur der Zerstückelung zu sehen war; der dritte prahlte mit der Kunst des Stehlens, indem er einer Wildente ein Ei wegstahl, ohne dass sie es bemerkte. Der Gutsherr, der von diesem Stückchen gehört hatte, gab ihm unter dem Versprechen von 100 Thalern zur Probe die Aufgabe, seine zwei bissigen Hunde zu stehlen. Ohne Mühe that dies der Dieb, nachdem er im Zaune ein Loch gemacht und einen Sack mit stark riechendem Fleisch davor hielt; die Hunde sprangen hinein und wurden zugebunden; der Einsatz von 100 Thl. wurde gewonnen. Ein anderes mal entführte er aus dem Stalle den gut bewachten Lieblingsschimmel des Herrn, nachdem er als altes Weib verkleidet, die Stallknechte trunken und schlafend gemacht hatte; wiederum verdiente er 100 Thl. Die dritte Aufgabe schien unausführbar zu sein: der Dieb sollte den Trauring von dem Finger der Gutsherrin stehlen. Der Dieb lehnte nun in tiefer Nacht eine Leiter an das Fenster der Schlafstube der Gutsherrin und trug einen Strohmann behutsam vor sich hinauf; der wachsame Herr liess sich täuschen, feuerte einen Schuss ab und die Strohpuppe fiel zu Boden. Der Herr eilte hinab, und in diesem unbewachten Augenblicke gelangte der Dieb in die Schlafstube, zog der schlafenden Herrin den Ring vom Finger ab und gewann wieder 100 Thl.

Nun folgt auf die drei Meisterstückchen der Diebeskniffe noch ein Nachspiel. Der Organist des Ortes lachte über den Gutsherrn, dass er sich vom Diebe hat bethören lassen und zur Strafe sollte auch er wegstibizt werden. Der Dieb, lüstern nach den weiteren hundert Thalern, kaufte einen Sack mit Krebsen und sehr viele kleine Lichter, welche er den Krebsen anband und liess diese des Nachts auf dem Kirchhofe krabbeln. Der Organist, der neben dem Kirchhofe wohnte, kam unter die Gräber hinaus und schaute dem ungewöhnlichen Schauspiele zu. Der Dieb sang: Ich bin des Himmels Bote, wer mit mir will, steig' in den Sack hinein. Der Organist liess sich bethören, stieg in den offenen Sack, statt aber in den Himmel hinauf wurde er zu dem Herrn getragen, der vor Lachen sich schüttelnd, gern 100 Thl. auszahlte. — Der Erzähler hat sich mit der Aufzählung von vier Diebesstücken noch nicht genug gethan und fügt noch Folgendes hinzu: Dem König des Landes raubte ein Zauberer die Tochter und brachte sie auf eine Insel, welche er durch einen gewaltigen Vogel und durch viele Wachtposten bewachen liess. Der König versprach demjenigen die Hand der Prinzessin und das Königreich, der sie befreien und zurückbringen würde. Dies unternahm der Dieb mit seinen zwei Brüdern. Als sie die Insel verliessen und mit der kostbaren Beute im Boot auf das Meer hinaussegelten, drohte der Raubvogel über sie herzufallen. Von dem Jäger getötet, fiel er mit ganzer Wucht auf das Boot herunter und zerschellte es in Stücke, der Böttcher aber legte die Stücke zusammen und sie brachten die Königstochter sicher ans Land und zu dem erfreuten Vater. Die Prinzessin musste unter ihren drei Befreiern wählen und sie wählte den Dieb zum Gemahl, der nun zum Herrscher des Reiches wurde.

Vom ungetreuen Gastwirt und dem Teufel Kaspar. Ein Wanderer übergab seine Barschaft von 100 Thalern dem Gastwirt zur Aufbewahrung. Dieser aber behielt das Geld für sich und leugnete, es erhalten zu haben. In Verzweiflung prügelte ihn der Wanderer jämmerlich durch, wurde ergriffen, gebunden und vom Gericht zum Tode verurteilt, weil der Wanderer keinen Zeugen für die behauptete Unschuld hatte. Des Nachts kam der Teufel zu ihm ins Gefängnis und versprach zu helfen, wenn er ihm seine Seele verschreibe, da er aber entschiedenen Widerspruch fand, so wollte er sich mit der Seele des lügnerischen Gastwirts zufrieden geben; der Wanderer sollte auf dem Schaffot ihn, den Kaspar, als Zeugen anrufen. Dieser stellte sich auf den Ruf ein und bezeugte, dass der Gastwirt von dem Wanderer in der That hundert Thaler erhalten und sie in ein Papier gewickelt in seiner Schlafkammer in ein Fach gelegt habe, die Richter möchten sich selbst überzeugen. Als dies geschehen war, wurde nunmehr der Gastwirt vor das Gericht gestellt. Er leugnete hartnäckig, das Geld erhalten zu haben und rief: Der Teufel möge mich holen, wenn ich das Geld bekommen habe, und in dem nämlichen Augenblick ergriff ihn der Teufel und flog durchs Fenster hinaus, wobei er ein Stück Mauer vor den Augen der Richter einriss, welche nun erkannten, dass Kaspar ein Teufel war. Das Geld sollte dem Wanderer ausgezahlt, aber ein Teil als Strafgeld für die Durchprügelung des Gastwirts abgezogen werden, die Richter aber standen davon ab, als der Wanderer drohte, den Kaspar noch einmal zu citieren.

Eine Anekdote vom Hund und Wolf. Ein Bauer jagte seinen alten Hund fort, weil dieser zu nichts mehr taugte. Ein Wolf begegnete dem traurig Dahinschleichenden und half ihm in seiner Not: er raubte den vierjährigen Knaben des Bauern, der Hund sollte nach Verabredung ihm nachlaufen, den Buben, den er werde fallen lassen, dem Vater zurückbringen und dafür zum Dank das Gnadenbrot bekommen, dem Wolf aber zum Lohn den Frass besorgen. So ist es geschehen, nur dass der Hund im Eifer den Wolf ins Hinterbein biss. Dafür für wortbrüchig gehalten, wurde er vom Wolf nicht weiter behelligt.

Ein Gewohnheitstrinker stiess im Walde im Dunkeln auf einen Aufgeknüpften, lud ihn in seinem angetrunkenen Zustande zum Schmause ein und versprach auch im Rausche zu ihm zum Schmause zu kommen. Das war aber der leibhafte Gottseibeiuns, der ihn in die Hölle locken wollte. Zum Glück ging er auf den Rat des Geistlichen zur Beichte und die Teufel mussten ihn freilassen. Der erlebte Schreck liess ihn den Branntwein abschwören, — zum warnenden Beispiel für andere.

Eine heitere, schlecht erfundene Geschichte erzählt, wie ein Soldat im Angesicht des Bräutigams seiner Geliebten rechtmässig angetraut wurde. Eine reiche Kaufmannstochter und ein armer Soldat liebten einander, aber der Vater wollte seine Tochter nur einem reichen Manne geben und die Hochzeit war schon auf einen bestimmten Tag angesetzt und zahlreiche Gäste waren schon versammelt. Da foppte der Oberst den „Herrn Pastor“, er sei nicht im Stande, einen Trauakt regelrecht zu vollziehen. Der beleidigte Geistliche gab sofort zur Probe ein documentum ad oculos und vollzog die Trauung an der Kaufmannstochter und dem vom Obersten herangezogenen Soldaten. So bekamen sich die Liebenden und der Vater mit dem offiziellen Bräutigam hatten das Nachdenken.

Am Ende der Sammlung von Kupiec steht eine kurze Erzählung über die Entstehung der Pilze. Da Jesus auf der Erde wanderte und Gottes Wort verkündete, kehrte er mit dem hl. Petrus bei einer Wittwe ein. Diese hatte nur einen Kuchen, brach ihn entzwei und gab die eine Hälfte dem hl. Petrus. Jesus beeilte sich nicht davon zu essen, wohl aber der hl. Petrus, der im Geheimen seinen Hunger zu stillen suchte. Von Jesus angeredet, spie er den Bissen aus, um sprechen zu können; und dies wiederholte sich viele male. Ueberall da, wo der ausgespieene Kuchen auf die Erde fiel, entstanden Pilze.

Die in den drei „Berichten“ analysirten oberschlesischen Erzählungen erschöpfen gewiss nicht den ganzen Reichtum oberschlesischer Sagen, Legenden, Märchen und sonstiger Erzählungsstoffe; leider sind andere Sammlungen schwer zugänglich und neue wohl nicht so bald zu erwarten. Von den drei von uns benutzten Sammlungen ist nur die von Kupiec (dritter Bericht) im Druck erschienen, doch schwer zu erhalten, von uns leider nur zur Hälfte benutzt; die von Lompa (erster Bericht) und von Kolberg (zweiter Bericht) sind nur handschriftlich vorhanden, in Breslau bez. Krakau; die letzte wird hoffentlich früher oder später von der Krakauer Akademie der Wissenschaften im Druck zugänglich gemacht werden. Diese bruchstückartigen schwer zugänglichen Aufzeichnungen erschweren die Uebersicht und Beurteilung; dabei ist der Umstand nicht zu übersehen, dass die allermeisten Erzählungen erst in der neueren Zeit

zu Papier gebracht oder veröffentlicht sind, so dass für die Entstehungszeit und Herkunft der einzelnen Stoffe kein Anhalt gegeben ist. Nur eine Erzählung, die vom Herzoge Przemyslaw von Oppeln und seiner Frau, der schwergeprüften, treuen Bauerntochter Cecilie, ist im XVII. Jahrhundert als eine der Beigaben zu dem versificirten Roman Banialuka von Hieronymus Morsztyn aufgezeichnet worden, und diese ist nichts anderes, als eine Uebertragung des bekannten Stoffes von Walther und Griseldis des Dacamerone nach Oberschlesien, übrigens auf dem neuen Boden so sehr gediehen, dass sie auf Ratibor übertragen, vor etwa 20 Jahren auf Bilderbogen zu lesen war. Einzelne Erzählungen wurden gelegentlich in Rübezahl und in einigen Kreisblättern in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts veröffentlicht, wie sich denn Lompa hin und wieder auf gedruckte beruft; im Grunde beginnt die schriftliche Aufzeichnung durch Lompa in den 30er und 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Wenn man die Frage nach der Herkunft der oberschlesischen Erzählungen stellt, so findet man Parallelen zu den allermeisten, wie das bei wandernden Erzählungsstoffen natürlich ist. Dass z. B. in der grausen Geschichte von dem bestraften Hochmut (Mitt. VI, 3 S. 45) Anklänge sich finden an Ali Baba und den Berg Sesam (in Tausend und eine Nacht), springt in die Augen; Herr Kollege Jiriczek teilt mir mit, dass Parallelen zu der Geschichte von Jussuf A. Wesselofsky in der Romania zusammengestellt (VI, 161ff.), und dass Axel Ölrik in Sakse Old historie 170ff. weitere Litteraturangaben mitgeteilt hat. Zu dem Märchen von der Prinzessin im Sarge habe ich nur auf Gogols Wij hingewiesen, R. Köhler hat zahlreiche andere Parallelen im Jahrb. f. roman. Litter. 7, 262 namhaft gemacht. In dem Märchen von Heliodor gemahnen die Namen Heliodor und Egistos (sic), so wie die blasse Erinnerung an den Fuchs, der dem messenischen Helden Aristomenes zur Flucht aus dem unterirdischen Felsenschlund von Kaeadas verhalf, an den griechischen Ursprung oder ein ähnliches Vorbild. Das Motiv von dem verzauberten, steilen, unbesteigbaren Berge; ein anderes von dem Kasten, darin ein Hase mit einem Vogel in seinen Eingeweiden und mit einem Ei in dem Vogel, durch deren Vernichtung die Macht des Drachen allein gebrochen werden konnte; ein weiteres über den Knochenmann (Koszczej) habe ich in Glinskis Märchensammlung Bajarz polski (4 Bdch. 1852) gefunden, aufgezeichnet im Lande Nowogrodek, wohin manche der dort erzählten Märchen aus Russland hergewandert sind; der Koszczej ist geradezu eine russische Märchenfigur. Und so könnten auch zu manchen anderen oberschlesischen Märchen Parallelen gefunden werden, wie denn einzelne in den Berichten selbst schon erwähnt sind. Aber darum handelt es sich in unserem Falle meines Erachtens nicht; man darf wohl die Theorie nicht anwenden, dass die oberschlesischen Märchen, wie in anderen Ländern, vor Jahrhunderten eingewandert, hier bodenständig geblieben sind und sich in eigenartiger Entwickelung heimisch gemacht haben; vielmehr ist die Vermutung berechtigt, dass die Sagenstoffe, wie sie zur Zeit Lompas, Kolbergs und Kupiec das Volk sich erzählte, mit wenigen Aenderungen aus neueren Sammlungen herübergenommen sind; als Quellen sind zu vermuten die Märchen der Brüder Grimm, auch von W. Hauff und die polnische Sammlung von Wojcicki: Klechdy, podania

etc. 2 Bd. 1837; möglich ist auch, dass fromme Pilger von nah und fern bei Ablässen und anderen Veranlassungen aus lebendiger Ueberlieferung Sagen und Märchenstoffe nach Oberschlesien gebracht haben, Kirchendiener trugen sie weiter: auch die schon früher von uns ausgesprochene Vermutung ist nicht abzuweisen, dass die hergewanderten und nacherzählten Sagenstoffe Aenderungen, Kürzungen, Erweiterungen, Verschiebungen oder neue Kombinationen der Motive erfuhren, so dass mitunter der Schein einer neuen Erfindung sich aufdrängt. So z. B. das Märchen von der schönen verwunschenen Prinzessin und ihrem Befreier, dem Hinterknaben, späteren Jäger: das Fehlen des Wunderbaren und Zauberhaften (die Prinzessin geht in ihrer eigenen Gestalt umher; ihre Brüder sind gewöhnliche Menschen; der Jäger hat kein Zauberschwert, sondern bestellt sich selbst ein Stahlschwert) und der Umstand, dass die Erzählung nicht den üblichen märchenhaften Charakter hat, da die Vorkommnisse ohne Zusammenhang und mit Hindernissen auf einander folgen, alles das führt auf die Vermutung, dass ein oberschlesischer Erzähler auf die Idee gekommen ist, ein Märchen auch ohne den üblichen märchenhaften Beirat zu construieren; die einzelnen Motive sind freilich aus bekannten Märchenstoffen genommen. — Sagen und manche legendenhafte Erzählungen sind selbstverständlich wohl am Orte entstanden, ob aber vor Jahrhunderten? ist fraglich. — Zum Schluss möge noch bemerkt werden, dass die Erzählung von der Entstehung der Pilze schon einmal in unseren Mitteilungen (Heft III Nr. 1 S. 17) notiert worden ist, und dass der Sagenstoff von dem unbesteigbaren Berge und seinen Wundern, sowie das Märchen von den Raben am Galgen ebenfalls schon in dem zweiten Bericht zu lesen sind, doch mit Abweichungen; man sieht dabei im Kleinen, wie die Stoffe chamäleonartig schimmern und nachgiebig sind.

Mögen nun die Erzählungsstoffe stammen, woher sie wollen, man sieht ihnen an, dass sie in ihrer äusseren Einkleidung und Färbung den örtlichen Verhältnissen und Anschauungen sich anpassen; die Märchen und Erzählungen von Kupiec aber haben durch einen gewissen modernen Anstrich viel von ihrer volkstümlichen Ursprünglichkeit verloren: der Erzähler beruft sich zu oft auf die Bücherweisheit; die meisten Geschichten sind so zu sagen Stadtgeschichten, in denen Hotels gern erwähnt werden, häufig sind es Geschichten von Kaufleuten und Soldaten. Nichtsdestoweniger haben die Erzählungen der drei Sammlungen in der äusseren Erscheinung der Geschehnisse heimischen Charakter: deutlich genug giebt sich in ihnen die Einfalt des oberschlesischen Volkes und die Lust am Fabulieren kund, wobei jeder Erzählungsstoff recht ist. Einen Anstrich grösserer Volkstümlichkeit haben die Dorfgeschichten, in welchen hin und wieder noch eine Erinnerung an die Zeiten der Unfreiheit und des Robot sich erhalten hat. Es fällt auch, was auf das platte Land hinweist, die grosse Vorliebe auf für Räuber-, für Teufels- und Spukgeschichten.

Gebräuche beim Säen und Ernten

besonders in Patschkau und Umgegend.

Von Dr. Kühnau.

1. Säen.

In Kosel bei Patschkau wird an den drei Tagen vor Fastnacht Getreide in Töpfe, die mit Erde gefüllt sind, gesäet, gewöhnlich Gerste: am Sonntag, Montag und Dienstag. Je nachdem die Körner der drei Töpfe schneller oder langsamer wachsen, säet man dann auf dem Acker zeitiger oder später, etwa in Zwischenräumen von 14 Tagen. Gesäet wird gewöhnlich 13 Wochen vor Jacobi (25. Juli): erst Weizen, dann Gerste, dann Hafer, dann Kartoffeln, dann Zuckerrunken, zuletzt Mais. Das ist die Sommersaat. Von der Wintersaat hält man am besten das Marienkorn, welches in der Woche nach Mariä Geburt (8. Septbr.) gesäet wird. Der Koseler Inspektor, sagt die Erzählerin, säet stets solches Korn und es gerät immer gut.

2. Getreideernte.

Das Binden ist noch überall in Schlesien gebräuchlich. So erfahre ich aus Zinkwitz (Kreis Münsterberg): Kommt das gnädige Fräulein (die Tochter des Gutsherrn) aufs Feld, wo die Schnitter mähen, so nimmt eine eigens ausgesuchte Schnitterin aus dem „Gelege“ (das ist das Getreide, wie es auf einen Hieb fällt) eine Handvoll Aehren, windet sie rasch zu einem Kranze und bindet diesen dem gnädigen Fräulein um den Arm mit den Worten:

Heute îs a schinner Tâg,
Doas ma dos Freilein binda mâg.
Wir binda Groafa und Färschta.
Die Schnitter därschta,
Es sôl sein Bier oder Wein,
Ihre Gesundhêt sôl ô dabei sein.

Ein Fässchen Bier wird dann gewöhnlich den Schnittern freigegeben.

In Ansche bei Liegnitz sagen die Schnitter:

Wir binden Fürschten und Grafen,
So sollen Sie auch die Ehre haben.

Beim Einfahren des letzten Kornfuders wird in Zinkwitz die letzte Garbe auf dem Wagen aufgestellt und mit Blumen geschmückt. Wenn das letzte Weizenfuder herein ist, so folgt den Sonnabend darauf der Weizen- oder Haferkranz.

Diesen etwas unsichern Bericht aus Zinkwitz will ich durch einige Zusammenstellungen ergänzen.

Der Erntekranz.

Ueberall in den Kreisen Neisse, Münsterberg, Grottkau und Frankenstein ist es Brauch, dass nach vollendeter Ernte ein Fest für die an der Ernte beteiligten Arbeiter stattfindet. Ein Mann wird mit Aehren umwickelt, vorn an der Brust trägt er eine Riche (Strauss) und so ladet er die Mägde zum Tanz auf der Tenne. Dann wird eine Aehrenbraut geschmückt, eine der schönsten Mägde mit schwarzem Mieder und weissen Puffärmeln. Diese geht mit dem Druschma (dem Schaffer) zum Erntekranz einladen. Es ist hier zu unterscheiden zwischen Dominien und Bauerdörfern. Auf den Dominien veranstaltet gewöhnlich der Herr den Ernte-

kranz, auf den Bauerdörfern machen ihn die Leute. In jedem Falle trägt die Braut einen Aehrenkranz, der Druschma auch wohl eine Aehrenkrone auf dem Kopfe. So ziehen sie auf den Dominien vor das Herrenhaus und laden den gnädigen Herrn und seine Familie zur Teilnahme am Erntekranz ein, der Druschma trägt die Einladung in Versen vor (so in Zinkwitz). Die Kinder der Herrschaft erhalten dabei Kränze mit Maschen (Bändern). Der gnädige Herr darf nie abschlagen, er muss die Braut, wenn sie ihn auffordert, zum Tanz führen, der Schaffer tanzt mit der gnädigen Frau — es gilt das für eine grosse Ehre. In den Bauerdörfern ziehen Braut und Druschma von Wirtschaft zu Wirtschaft und sammeln ein zum Erntekranz, von dem Eingenommenen werden die Unkosten bestritten. (Bericht einer Frau, die lange mit ihrem Gatten ein Gut im Münsterberger Kreise besessen hat.)

Nun wird noch unterschieden zwischen Weizen- und Haferkranz. Ich erfahre von Mutter Schuberten (Patschkau), dass den „Wêsskranz" die Weibsbilder machen, die „Wêssbrant" wird mit Musik ins Wirtshaus abgeholt, wo bis früh am Morgen getanzt wird. Den „Haferkranz" machen die Männer. Ueberall auf den Patschkauer Höfen (z. B. Paulshof, Marienhof) werden beide gefeiert. Ergänzend höre ich von der Frau Förster auf dem Jägerberge bei Neuhaus, dass nach der Ernte in Neuhaus die Männer, die an der Ernte teilgenommen haben, einen sogen. Haferpopel anziehen. Ein Mann wird in Stroh eingehüllt und mit einer Krone von Getreideähren geschmückt. Dann setzen sie ihn auf einen Karren und fahren vor die angeseheneren Haushaltungen des Dorfes (Inspektor, Förster, Müller u. s. w.), wo sie ein Trinkgeld bekommen. Dann ziehen sie ins Wirtshaus, wohin auch die Weiber kommen und verjubeln das Geld — oft bis in die frühe Morgenstunde.

Eine Frau, die aus Wilmsdorf bei Patschkau stammt und dort lange beim „Pauer" als Magd gedient hat, erzählt: Der „Wässkranz" und der „Hoaberkranz" finden beide nach der Ernte statt, überall hier auf den Dörfern (Wilmsdorf, Lindenau etc.). Zuerst der Wässkranz nach der Weizenernte. Ein ganzer Aufzug von Wässkranzleuten geht an dem betreffenden Tage nachmittags durch das Dorf von Haus zu Haus und trägt Kränze ab in die einzelnen Wirtschaften. Sie ziehen mit Musik, vor jedem Hause wird gehalten und ein Stück geblasen und dann der Kranz hineingetragen. Sie erhalten dafür 1,50—2,00 M., um die Kosten im Kretscham zu bestreiten. An der Spitze des Zuges geht der Bräutigam mit der Braut, beide schön angezogen. Die Braut trägt einen schönen Kranz von Blumen. Hinterher kommen die Knechte und Mägde paarweise, die Mädchen ohne Kranz (der kommt nur der Braut zu), aber mit einzelnen Blumen im Haar. Auch ein Poiaz ist im Zuge mit einer Pritsche, „vermurkst" angezogen. Eine grosse Schnupftabaksdose in der Hand haltend schnupft er immer wieder und lässt schnupfen. Im Kretscham ist der Saal geschmückt mit Blumen und einzelnen Aehren. Die Musik nimmt ihren Platz ein. Und nun tanzt zuerst der Gastwirt mit der Braut, dann erst der Bräutigam mit ihr. Jedesmal springt der Poiaz hinterher und wehrt mit der Pritsche das Publikum ab, damit das Paar „recht allêne" tanzen kann. Ebenso bei allen folgenden Tänzen. Denn nachdem der Bräutigam abgetanzt hat, führt er die Braut jedem „an", der tanzen will. Hat dieser

herumgetanzt, so führt er die Braut zur Musik. Da steht ein Tisch mit einer Branntweinflasche und ein paar Gläsern, da bekommt er einen Schnaps und zahlt 50 Pfg. Nun kann er weiter tanzen, so viel er will.

Der Hoaherkranz findet später statt, nach der Haferernte. Das Eigentümliche dabei ist, dass die Braut hier nicht, wie beim Wässkranze, von einem „Weibsbilde", sondern von einem „Monnsmä" (Mannsmanne) dargestellt wird. Er zieht die Kleider von einer Magd an mit dem weissen Schleier und dem Kranz auf dem Kopfe. Sonst spielt sich alles ebenso ab, wie beim Wässkranz, nur sind statt der Weizenähren überall in die Kränze und Gewinde „Hoaherrispa" eingeflochten. Das hat oft viel Mühe gemacht, und die Mägde haben oft tagelang vorher gewunden.

Weil die Haferernte die allerletzte ist, braucht das Volk folgende Redensart: A hôd-n geloht „bis ei de Hoaherarnde nei" d. h. über die Massen.

Ich schliesse nun einen ausführlichen Bericht an über den Haferkranz in

Kosel bei Patschkau.

Sonntag den 4. September 1898 wurde in Kosel der Haferkranz „gemacht". Die Knechte und Burschen des Dorfes ziehen die „Haferalte" an, d. h. ein Knecht wird als Weib „Hexe" angezogen und auf einen kleinen Wagen (Karren) gesetzt bez. auf zwei Pflüge, die zu einem Wagen zusammengestellt sind. Auf der Nase trägt die Haferalte eine grosse Brille, eine Zeitung trägt sie in der Hand und einen zerrissenen Sonnenschirm. Vier Jungen (Pferdejungen), in Sonntaghosen, mit bunten Kappen auf dem Kopfe und mit weissen Hemden darüber, ziehen den Wagen, ein Kutscher in hohem Hute und frackartig geheftetem Rock leitet das Fuhrwerk. Dahinter geht „der Roder" mit einer Rodehacke, wenn etwa einmal der Wagen mit der Haferalten nicht weiterkann. Dann hackt er aber hinten statt vorn und erzeugt grossartiges Gelächter. Ab und zu wird der Wagen „umgeschüttet", dass die Haferalte herunterfällt zum allgemeinen Gaudium. Voraus geht ein „Knaller" mit einer langen Peitsche, der durch Knallen schon von weitem den Zug anmeldet. Hinterher fährt auf einem ähnlichen Karren, den aber nur 2 Burschen ziehen, der „Dokter", ebenfalls in hohem Hut und Frack oder irgendwie anders angezogen; eine Schultasche vertritt die Instrumententasche, dieselbe enthält merkwürdige Werkzeuge: Hammer, Zange, eine Drainröhre zur Behorchung der Haferalten, wenn sie wieder einmal heruntergefallen ist u. a. Jedesmal, wenn „die Alte" umschüttet, tritt er in Thätigkeit. Hinter dem Dokter kommt der Schornsteinfeger, mit Schuhwichse schwarz gemacht, dann der „Bär" mit dem „Bärenweib" und „Kind". Der Bär und die Bärin sind in Schotenstroh eingehüllt, haben auf dem Kopfe eine Brotschüssel, hinten von Stroh einen Schwanz; das Bärenweib auch Zöpfe von Stroh geflochten, in den Armen hält sie das Bärenkind. Sie sind alle drei mit Schuhwichse schwarz gefärbt, und der Bär grunzt oft schrecklich. Dahinter folgt die Musik. Dann kommt das Brautpaar, die „Haferbraut" und der „Bräutigam", beide im besten Staat, die Braut mit einem Kranz. Nebenher geht eine Vertrauensperson, die die Kasse trägt. Hinter dem Brautpaar folgen die „Kronenträger": vier Männer, die an Stangen, die sie quer halten, Kronen und Kränze tragen. Die Kronen sind von ausgeschosstem Spargelgrün mit Blumen und Hafer-

ähren gemacht und mit goldenen Fähnchen geschmückt. Dahinter kommt ein Poiaz mit der Schnupftabaksdose, die er beständig den Zuschauenden präsentiert.

So ziehen sie am Sonntag nachmittag (etwa von 4 Uhr an) von einem Ende des Dorfes zum andern. Bei jeder Wirtschaft wird Halt gemacht, und Braut und Bräutigam gehen hinein, sagen einen Spruch und teilen eine Krone oder einen Kranz aus, wofür sie Geld bekommen, mit dem sie die Auslagen des Tages bestreiten. Zuletzt geht es ins Wirtshaus, da steht ein besonderer Tisch, der „Brauttisch", an dem Braut und Bräutigam Platz nehmen. Mitten darauf steht die Kasse. Den ersten Tanz tanzt der Bräutigam mit der Braut „einmal rum", dann führt er sie einem anderen „an", der 50 Pfg. geben muss und mit der Braut herumtanzt. Dann kann er den ganzen Abend unentgeltlich tanzen. Es wird getanzt oft bis früh um 3 Uhr. Am anderen Tage wird nicht gearbeitet.

Mit der Haferalten wird, nachdem sie zum letzten Male auf dem Tanzsaale umgeschüttet worden ist, ebenfalls getanzt, der Kutscher oder der Dokter fasst sie und dreht sie herum. Dann gehen alle Vermummten nach einer Kammer und ziehen sich gewöhnliche Kleider an, um am Tanze sich ferner zu beteiligen. Nur die Braut bleibt in ihrem Aufzuge.

Dass in der „Alten" sich ein Wolkenwesen birgt, die Spenderin der Feldfrucht, dass in manchen Gegenden Deutschlands „die Alte" vertreten ist durch „den Alten", dass beide in Wodan und Frigg, dem Erntegott und der Erntegöttin, ihr Urbild haben, dass die letzte Garbe des Feldes (die auch in Schlesien noch geschmückt und aufgerichtet wird), die den Namen „der Alte" oder „die Alte" führt, nichts ist als eine Opfergabe an Wodan oder Frigg — das sind Resultate von Pfannenschmid, Germanische Erntefeste, und U. Jahn, Deutsche Opfergebräuche etc. — In dem Koseler Aufzuge tritt nun neben der „Haferalten" noch die Braut und der Bräutigam hervor, wie neben dem Scherz der Ernst, neben dem Hässlichen das Schöne, dem Lächerlichen (Bösen) das Verehrte (Gute). Die Wolke (Gewitterwolke) birgt ja in sich eine böse, zerstörende und eine gute, befruchtende Eigenschaft, und so wird es nicht gefehlt sein, wenn ich in der Haferalten jene, in der Braut diese Eigenschaft verkörpert denke. Der Bräutigam tritt verhältnismässig gegen die Braut zurück. Dass im Volke noch immer die Vorstellung eines göttlichen Wesens bei der Ernte nicht ganz erloschen ist, zeigt eine Mitteilung meiner Schwiegermutter. Ihr habe eine alte Frau aus Parchwitz erzählt, sie sei immer vor Sonnenaufgang „ähren" (Aehren lesen) gegangen. Einmal habe sie wieder ruhig gelesen, da habe sie eine Stimme gehört: Ist es nicht schwer, eine Aehre aufzuheben? Da habe sie sich aufgerichtet, um zu sehen, wer zu ihr spreche — und habe gerade in die aufgehende Sonne gesehen und eine wunderschöne Gestalt sei vor ihr aufgetaucht, um im nächsten Augenblicke zu verschwinden.

3. Wein- und Obsternte.

Zum Schluss will ich noch ein anderes Erntefest erwähnen, das hier in der ganzen Gegend einzig in seiner Art ist, nämlich das Weinlesefest in Fuchswinkel unweit Patschkau (ganz an der österreichischen Grenze gelegen, Geburtsort des † Domkapellmeisters Brosig). Im Patschkauer Wochenblatt lautete die Einladung, wie alljährlich: Sonntag, den

17. September 1899 zum Aepfel- und Weinlesefest in Fuchswinkel ladet ergebenst ein das Comité. Ein Teilnehmer hat mir folgenden Bericht gegeben. Ein Comité nimmt die Sache in die Hand, und es wird ein Saal ausgeschmückt mit grünen Reisern ringsum an den Wänden. In der Mitte hängt eine Krone, darunter ist angebunden eine Flasche Wein und ein Kringel Knoblauchwurst. Ferner hängen im Laube an den Wänden Weintrauben, Aepfel, Würstchen etc. Es wird ein Entrée von 50 Pfg. erhoben und dafür spielt die Musik auf. Während nun getanzt wird, versucht manch einer eine Traube, einen Apfel, eine Birne oder sonst etwas von der Wand heimlich zu lösen. Aber es wird scharf acht gegeben. Bemerkt man ihn, so wird gepfiffen. Sofort ist der Polizist (in Uniform) da und nimmt den Dieb beim Kragen. Er wird nun vor einen Tisch geführt, der in der einen Saalecke steht. Dort sitzt der Richter mit 2 Schöffen und einem Schreiber. Hier wird er verhört und verurteilt, je nach dem Werte des gestohlenen Gutes, zu 10, 20 etc. Pf. Strafe. Es giebt sich nun jeder Mühe, etwas heimlich zu entwenden, so dass es nicht gemerkt wird. So soll im vergangenen Jahre sogar der Kringel Wurst und die Flasche Wein verschwunden gewesen sein, ohne dass man wusste, wohin. Man nennt dies das Wein- und Aepfellesefest. In unserer Gegend ist dies das einzige, aber weiter drin im Oesterreichischen findet man das Fest vielfach.

4. Heuernte.

Das wesentliche Zeichen der Erntefeste ist die Krone. Sie ist das Symbol einer abgeschlossenen Arbeit überhaupt. So sah ich in der Försterei auf dem Jägerberge bei Patschkau in der Mitte des Hausflurs eine Krone von der Decke hängen. Sie war gemacht aus allerlei Waldblumen und Gräsern, oben besteckt mit 2 Papierfähnchen, unten durch Gehänge von Waldbeeren geziert. Das bringen die Waldweiber, sagte die Frau Försterin, nach der Heuernte ins Haus, wenn sie die Gräserei im Walde beendigt haben. Dafür erhalten sie ein Geschenk.

Zur Benennung des Erntefestes in Schlesien.

Bezüglich der von Herrn O. Scholz in Herzogswaldau ausgehenden Anfrage auf S. 59 der vorigen Nummer verweise ich zunächst auf die Ausführungen des Dr. Kühnau oben auf S. 70 f. Ferner hat Herr Oberlehrer Dr. Warnatsch in Glogau folgende Beantwortung eingesandt.

Der Ort im Kreise Glogau, wo das Vergnügen nach dem Einfahren des letzten Fuders Getreide Sichelbier genannt wird, heisst Dalkau, nicht Darkau.

In Kleinitz, Kreis Grünberg, wird das betr. Vergnügen „Erntebier" genannt. Ebenda heisst das Einfahren der letzten Garbe „den Alten einfahren" (Pferde, Wagen und Kutscher sind mit Bändern geschmückt).

Nicht weit davon, in Züllichau (Kreis Züllichau-Schwiebus, Reg.-Bez. Frankfurt, dicht an der Schlesischen Grenze) wird das Vergnügen „Ostfest", auch „Schnitterfest" genannt.

In Nittritz, Kreis Grünberg, herrscht der Name „Bockfest" vor (für das Fest nach Einfahren des letzten Fuders Korn).

Die Bezeichnung „Erntekranz" ist an vielen Orten der Kreise Glogau und Grünberg üblich.

In Bielitz, Kreis Falkenberg (angeblich auch im Kreise Neisse), ist das „Haberfahren" das Fest für die Knechte, der „Weizenkranz" für die Mägde.

Im Kreise Neisse ist aber auch „Weizenkranz" für das gemeinsame Vergnügen nach Beendigung der Ernte üblich.

Obwohl nicht genau zur Sache gehörig, teile ich noch zweierlei mit:

In Mecklenburg-Strelitz wird, wie ich soeben von einem befreundeten Oberamtmann von dort erfahre, das Vergnügen nach dem Einfahren des letzten Fuders Getreide „Ausköst"[1]) genannt.

In Gleinig, Kreis Guhrau (Niederschlesien), wird, wer den letzten Sensenschnitt thut oder den letzten Schlag mit dem Dreschflegel schlägt, „Kornsack" genannt. — —

Die Benennung Weessekranz für das Fest nach Beendigung der Ernte bezeugt ferner Herr Kaplan Metzner in Liebau für den Kreis Oels, Herr Professor Dr. Fraenkel in Breslau für Oberschlesien. Herr Metzner hat eine Beschreibung dieses Festes sowie den Text eines dabei gesungenen Liedes zugesagt.

[1]) „Aus", d. i. Aust (aus Augst, Angnst) ist das im Niederdeutschen gebräuchliche Wort für Ernte, welches auch in dem oben erwähnten Züllichaner „Ostfest" steckt. Köst bedeutet niederdeutsch Fest. Red.

Zur deutschen Dialektlitteratur.

Seit der Begründung der deutschen Mundartenforschung durch Andreas Schmeller und Karl Weinhold hat die Arbeit auf diesem weiten und fruchtbaren Felde nicht gerastet. Aber noch niemals sind gleichzeitig so viele weit ausgreifende Unternehmungen zur wissenschaftlichen Erschliessung unserer Dialekte in Angriff genommen wie gegenwärtig. Es ist eben die grosse volkskundliche Bewegung unserer Zeit, die auch auf diesem Gebiet ihre Früchte zu tragen beginnt.

Das am grössten angelegte dieser Werke, der Sprachatlas des deutschen Reichs, reicht seinen Anfängen nach in die siebziger Jahre zurück und ist trotz der hingebenden Arbeit seines Unternehmers Prof. Wencker von der Vollendung noch weit entfernt. Aber Jahr für Jahr wird eine Anzahl von Karten an die königliche Bibliothek zu Berlin eingeliefert, deren jede die örtliche Verbreitung einer bestimmten mundartlichen Erscheinung genau begrenzt, und im Anzeiger für deutsches Altertum werden regelmässig die Ergebnisse dieser kartographischen Bestimmungen mitgeteilt. Eine Sammlung von Einzelgrammatiken deutscher Mundarten wird von Otto Bremer seit 1893 herausgegeben, der sein Unternehmen selbst durch eine vortreffliche Darstellung der Phonetik eingeleitet hat, und ein neuer Mittelpunkt für die dialektliche Erforschung des hochdeutschen Sprachgebietes ist durch die im Jahre 1900 begründete Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten von Heilig und Lenz geschaffen. Bibliographische Zusammenstellungen von Friedrich Kauffmann in dem soeben in zweiter Auflage abgeschlossenen ersten Bande des Grundrisses der Germanischen Philologie (herausgeg. von Paul), sowie von Mentz im zweiten Bande der Bremerschen Sammlung ermöglichen eine Orientierung in der mannigfaltigen und weit zerstreuten Litteratur über die Mundarten.

Ganz besondere Sorgfalt beginnt man auch dem Sprachschatze der einzelnen Dialektgebiete zuzuwenden. Während diese Thätigkeit seit dem Erscheinen der unvergänglichen Musterleistung deutscher Dialektlexikographie, des bairischen Wörterbuches von Schmeller lange Zeit mehr in den Hintergrund mundartlicher Forschung getreten war, sind jetzt mit dem Schweizerischen Idiotikon von Staub, Tobler u. a., dem elsässischen Wörterbuch von Martin und Lienhard, dem schwäbischen von Hermann Fischer Werke in Angriff genommen, die nicht nur als reichhaltige, mit gründlicher germanistischer Kenntnis angelegte und erklärte Wörterverzeichnisse, sondern auch als reichhaltige Fundgruben volkstümlicher Ueberlieferungen der grossen Leistung Schmellers würdig zur Seite treten. Möchte auch das grosse Schlesische Wörterbuch, von dem Weinhold in den „Mitteilungen" kürzlich einen Vorläufer ausgesandt hat, bald nachfolgen können! In

unserm deutsch-böhmischen Nachbarlande wird gleichfalls für den Sprachschatz gesammelt und mit der grammatischen Erforschnng d·r Mnndarten ist dort ein vielversprechender Anfang gemacht. Die von Hans Lamb r herausgegebenen „Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mnndarten“ sind im J. 99 durch den 1. Teil von Josef Schiepeks Werk über den Satzban der Egerländer Mur lart verheissungsvoll eröffnet. Das Buch hat eine über sein nächstes Thema hinausgehende Bedentung als Beispiel gründlicher methodischer Behandlung mundartlicher Syntax, die bisher gegenüber der Phonetik und der Lexikographie noch allzusehr im Hintergrunde gestanden hat.

Dass nnsere schlesischen Mundarten in einer Reihe von „Beiheften zu den Mitteilungen“ grammatisch behandelt werden sollten, war bereits in der Vorrede zum ersten Bande von „Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen“ angekündigt. Jetzt liegt das erste dieser Beihefte vor mit der Arbeit von Oswald Pautsch: Grammatik der Mundart von Kieslingswalde, Ein Beitrag zur Kenntnis des glätzischen Dialektes [1]. Die Schrift erörtert zunächst die deutsche Besiedelnng der Grafschaft Glatz nnd die wesentlichen Unterschiede der glätzischen nnd oberdörfischen Mundart, um sodann eine eingehende Darstellung der lautlichen Verhältnisse des Dialektes, wie er in Kieslingswalde gesprochen wird, nach der phonetischen nnd sprachhistorischen Seite hin zu geben. Dialektproben in phonetischer Transskription beschliessen das Heft, dem bald weitere Arbeiten folgen werden.

[1]) Das Heft ist gegen Einsendnng von 1 Mk. 30 Pf. von unserm Schriftführer, Herrn Bibliothekar Dr. Hippe, Breslau, Opitzstrasse 3, zn beziehen.

Nachrichten.

Am 23. Jnni beging die Gesellschaft ihr siebentes Stiftnngsfest dnrch einen mit einer Festsitzung verbundenen Ausflug nach Striegan, diesmal gemeinschaftlich mit dem Vereln für das Museum schlesischer Altertümer. In Striegau gesellten sich zu den Breslauern noch einige auswärtige Mitglieder der Gesellschaft, unter ihnen Rentner Scholz aus Herzogswaldau, wie voriges Jahr wieder in altschlesischer Bauerntracht, und als Vertreter der Ortsgruppe Warmbrunn Hauptmann Cogho und Archivar Dr. Nentwig. Am Stadtbahnhofe wurden die Gäste durch Herrn Bürgermeister Werner und mehrere Vertreter der Striegauer wissenschaftlichen Vereine begrüsst; dann besichtigte man gemeinschaftlich die durch ihre eigentümliche Verblndung mit den Festnngswerken merkwürdige Autoniuskapelle und hegab sich durch die anmutigen, an den alten Befestigungsbauten entlang führende Promenade nach Richters Garten, wo das Frühstück eingenommen wurde. Darnach wnrde die katholische Pfarrkirche, ein in mehr als einer Beziehnug sehr bemerkenswerter Bau, besucht. In ihr hielt Professor Semrau einen kurzen Vortrag über ihre Geschichte, Architektur und Ansstattuug. Bald nach ein Uhr fand in der Aula des Progymnasiums die gemeinsame Festsitzung statt, an der sich auch eine stattliche Zahl von Gästen ans Striegau nnd Umgegend beteiligte. Noch voi ihrer Eröffnung dnrch Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler, den Vorsitzenden des Museun svereins, nahm man die reichhaltige und interessante Ansstellnng von geschichtlichen nn l vorgeschichtlichen Altertümern, Büchern, Erzeugnissen der Kunst und des Kunstgewerbe u. s. w. in Augenschein, die in dankenswerter Welse öffentliche Institute und Privateige tümer veranstaltet hatten. In der Sitzung selbst hielt Pastor Jedzek ans Striegau einen ortrag über „Die Strieganer Berge“ nnd Archivar Dr. Nentwig sprach über die „Johannisfeuer“, ihre Geschichte nnd Bedeutung. Beiden Rednern wnrde lebhafter Beifall für ihre Ausführungen zu teil. Unmittelbar darauf schloss Geheimrat Dr. Grempler die Sitzung, indem er zugleich den Striegauern Gastfreunden für den liebenswürdigen Empfang, für die Darbietuug der Ausstelluug und Herrn Direktor Dr. Gemoll für Ueberlassung der Aula dankte. Der Festsitzung folgte das Festmahl in Richters Hotel. Geh.-Rat Dr. Grempler hielt den Kaisertoast, Prof. Vogt sprach anf Striegan und Past r Jedzek, dieser auf die Leiter der heiden Breslauer Vereine nnd die anwesenden Damen. Znr Erhöhung der fröhlichen Stimmung trugen wesentlich auch zwei launige Tischlieder bei, deren eines in Warmbrunner Mundart von Hauptmaun Cogho gedichtet war. Nach d m Essen wurde trotz der gewaltigen Hitze der Spitzberg nnd der Breite Berg bestiegen; von letzterem genoss man die prächtige Aussicht auf die Gebirge und das Hohenfriedeberger Schlachtfeld, und auch die Wissenschaft kam nochmals zu ihrem Rechte, indem Museumsdirektor Dr. Seger die in Thonscherben nnd verkohltem Holz besteheudeu Ergel nisse einer eigens für nns veranstalteten kleinen Ausgrabung an dem alten Walle erklärte. Den Beschluss des schönen nnd wohl gelungenen Tages bildete die gemeinsame Kaffeer. st auf dem Spitzberge, die fast allzufrüh durch die Mahnung zum Aufbruch nach dem Bal nhofe beendet wurde. H. J.

Schluss der Redaktion: 1. August 1901. — Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schles.

Mitteilungen
der
Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben
von
F. Vogt.

Jahrgang 1901. **Breslau.** Heft VIII. № 5.

Karl Weinhold und die schlesische Volkskunde.

Am 15. August dieses Jahres starb in Bad Nauheim Karl Weinhold, der berühmte Germanist, der unermüdliche Erforscher deutschen, schlesischen Volkstums, welcher unserer Gesellschaft seit ihrer Gründung als treues, lebhaft interessiertes Mitglied angehört hat. Es erschien wie etwas Selbstverständliches, dass die erste Sitzung, zu der sich die Gesellschaft nach Weinholds Tode am 15. November vereinigte, seinem Andenken gewidmet wurde. Aus dem Vortrag, in welchem der Vorsitzende ein Bild von dem Charakter, dem Leben und der ausserordentlich vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit des Verstorbenen entwarf, soll hier nur das herausgehoben werden, was Weinholds Verhältnis zur schlesischen Heimat und seine Verdienste um die schlesische Volkskunde betrifft[1]).

Karl Weinhold ist am 26. Oktober 1823 in Reichenbach am Eulengebirge als Predigersohn geboren. Von Jugend auf wurden ihm dort Mundart und Dichtung, Sage, Glaube und Brauch des schlesischen Volkes vertraut. Hatten sich doch grade im Eulengebirge, das er oft durchstreifte, die alten Volksüberlieferungen und die alten Verhältnisse des Volkslebens in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts noch in einer merkwürdigen Frische und Ursprünglichkeit erhalten. Mit wie empfänglichem Gemüt der Knabe diese Dinge in sich aufnahm, zeigt die poesievolle Darstellung seiner Erinnerungen an die Weihnachtsbräuche seiner Kindheit, die er später in der Einleitung seiner Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien gab, ein Buch, welches zugleich erkennen lässt, welche Bedeutung diese Jugendeindrücke für seine wissenschaftlichen Neigungen und Bestrebungen gewannen. Die Schulstudien, die er in der Heimatstadt begonnen, setzte der Knabe in den oberen Klassen des Schweidnitzer Gymnasiums fort, wo er vom Rektor Held eine gute humanistische Bildung erhielt und besonders durch den Verkehr mit seinem Schulkameraden Moritz Grafen von Strachwitz zu dichterischen Versuchen angeregt wurde.

---

[1]) Eine umfassendere Darstellung werde ich in der Zeitschrift für deutsche Philologie erscheinen lassen.

Als Weinhold 1842 die Universität Breslau bezogen hatte um Theologie zu studieren, fand er Strachwitz dort schon vor, und beide waren unter den 22 Studenten vertreten, die in diesem Jahre unter der Redaktion des damaligen germanistischen Privatdozenten in Breslau Gustav Freytag eine gemeinsame Liedersammlung als „Musen-Almanach der Universität Breslau auf das Jahr 1843“ herausgaben. Ein warmes Mitgefühl mit den Armen und Bedrängten seines Volkes ist besonders bezeichnend für die jugendlichen Versuche, die Weinhold beisteuerte.

In seinen Studien trug bald das Interesse für alle Aeusserungen deutschen Volkstums den Sieg über das anfänglich gewählte Fach davon. Der junge Theologe wandte sich dem Studium der germanischen Philologie zu, welches gerade in Breslau schon seit der Begründung der Universität eine Stätte gefunden hatte. Der scharfsinnige, vielseitig gebildete Sprachforscher Theodor Jacobi aus Neisse, damals Privatdozent, später ausserordentlicher Professor in Breslau, führte ihn in die neue Wissenschaft ein und half ihm vor allem eine tüchtige sprachwissenschaftliche Grundlage für seine germanistischen Studien zu gewinnen. Bei ihm fand Weinhold auch Interesse und Förderung für seine Beschäftigung mit der heimischen Mundart, für deren grammatische und lexikalische Behandlung er schon damals zu sammeln begann. Und als Weinhold in Berlin unter Lachmann und Jakob Grimm seine Studien abgeschlossen hatte, deren Richtung vor allem durch Grimms Vorbild dauernd bestimmt wurde, kehrte er, in Halle zum Doktor promoviert, in das Elternhaus zurück, um dort mit Jacobis thatkräftiger Unterstützung die volkstümlichen Ueberlieferungen der Heimat zu sammeln. Ganz Schlesien sollte zur Unterstützung des grossen Werkes aufgerufen werden; eine schriftliche Anleitung für die Sammler wurde aufgesetzt, und nachdem Jacobi den jungen Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens für das Unternehmen vorübergehend interessiert hatte, erschien das Heft im Druck. Weinhold hatte sich inzwischen in Halle als Privatdozent habilitiert; als Jacobi kaum mit der Verteilung der Broschüre begonnen hatte, raffte ihn nach kurzer Krankheit am 23. Februar 1848 der Tod hin. „Mit ihm und in den losbrechenden Stürmen der politischen Bewegung verging die Teilnahme an meinem stillen Werke“ — so musste Weinhold später schreiben. Der Plan des grossen allgemeinen Sammelwerkes zur schlesischen Volkskunde war für ihn damit endgültig gescheitert. Aber die Forschungen, die er damals persönlich begonnen, vor allem seine Studien zur schlesischen Mundart, hat er ergänzt und fortgeführt sein Leben lang. Zunächst dachte er die Sammlung schlesischer Sagen herauszugeben, die er wesentlich in Reichenbach zusammengebracht hatte. Er wollte sie mit einer Sammlung oberschlesischer Ueberlieferungen vereinigen, zu der er den Lehrer Jos. Lompa angeregt hatte. Briefe von Lompa aus dem Jahr 1846, die jetzt aus Weinholds Nachlass an die hiesige Stadtbibliothek übergegangen sind, lassen keinen Zweifel darüber, dass die bisher unbekannte Persönlichkeit, für welche Lompa die in unseren Mitteilungen Heft 3, 4 f. von Nehring teilweise veröffentlichten Sagen, Märchen und Volksbräuche sammelte, keine andere als Weinhold war. Aber es fand sich damals kein Verleger; so hat Weinhold die oberschlesische Sammlung zunächst wohl Lompa wieder zugestellt, und dadurch blieb sie vor dem Schicksal bewahrt, das bald seine eigene Sagensammlung treffen sollte.

Ostern 1849 war er als ausserordentlicher Professor auf Jacobis Lehrstuhl nach Breslau und schon ein Jahr später als Ordinarius an die Universität Krakau berufen worden. Sein Sagenschatz hatte ihn dorthin begleitet; am 18. Juli 1850 wurde er bei einem grossen Brande ein Raub der Flammen. Vergeblich versuchte Weinhold nach langen Jahren in der Heimat aus mündlicher Überlieferung das damals Verlorene wieder zusammenzubringen; die alten Quellen waren versiegt. Ein Glück war es noch, dass wenigstens das Manuskript der bedeutendsten Arbeit des jungen Gelehrten, das Werk über „die deutschen Frauen im Mittelalter“, der Vernichtung entging. Im Geiste seines Meisters hat hier der Schüler Jakob Grimms auf der breiten Unterlage literarischer Quellen wie lebendiger Volkstraditionen ein grosses Stück deutscher Kulturgeschichte aufgebaut, welches auch über die engeren Grenzen des Themas hinaus in die Geschichte der deutschen Dichtung, des Rechts- und Privatlebens eingreift. So enthält das Buch, welches mit reicher Gelehrsamkeit, mit idealem Sinn und in edler populärer Form das Bild der deutschen Frau aus der Vergangenheit hervortreten lässt, auch manchen wichtigen Beitrag zur deutschen Volkskunde. Da klingen denn gelegentlich auch die schlesischen Volksüberlieferungen durch, und in der Schilderung der Johannisfeuer, wie sie auf den Höhen seiner Reichenbacher Heimat emporflammen, lässt er wieder aus den Kindheitserinnerungen ein stimmungsvolles Bild schlesischen Volkslebens erstehen.

Schon im Jahr 1846 hatte sich Weinhold um die Feststellung der Grenze zwischen der deutschen und polnischen Sprache in Schlesien bemüht; Briefe von Fiedler und Lompa, die sich jetzt auf der hiesigen Stadtbibliothek befinden, boten ihm Uebersichten über die einzelnen Grenzstationen, die er später mehrfach benutzt hat, und dass auch für die deutsch-schlesischen Mundarten polnische Einflüsse mit in Frage kamen, war ihm natürlich nicht entgangen. So wusste er es für seine Dialektstudien zu schätzen, dass ihm sein Krakauer Aufenthalt Gelegenheit gab mit der polnischen Sprache vertraut zu werden; aber heimisch konnte grade er mit seinem warmen deutschen Nationalgefühl in der fremden Umgebung nicht werden. Sein Wunsch auf eine deutsch-österreichische Universität überzugehen wurde bald erfüllt. Ostern 1851 wurde er nach Graz versetzt. Die zehn Jahre, die er dort gewirkt hat, sind die ertragreichsten seines Lebens geworden. Neben weitausgreifenden Arbeiten zur germanischen Mythologie und Altertumskunde zog ihn vor allem die deutsche Volkskunde gerade hier wieder mächtig an, wo ihm das steirische Volksleben mit seiner reichen Fülle altnationaler Traditionen frisch und kräftig entgegensprudelte.

Dass er jemals wieder in Schlesien seinen Wohnsitz finden würde, glaubte er nicht. So entschloss er sich jetzt, wenigstens das, was er bisher dort gesammelt hatte, wissenschaftlich zu verwerten. „Wem es einmal vergönnt sein wird die deutsch-schlesische Mundart gründlich zu durchforschen und darzustellen, der wird ein belehrendes und wichtiges Werk schaffen. Mir scheint das versagt zu sein, so sehr ich auch danach verlangte, und obschon mir mein Verweilen in Polen und Süddeutschland manches nötige Rüstzeug böte. Auf eine nur mässige Unterstützung hat man bei solchem Unternehmen in Schlesien nicht zu rechnen. Mein Aufruf,

den ich für den Verein für schlesische Geschichte im Jahr 1847 schrieb, ist in wenig Exemplaren ausgegeben worden, die andern sind sämtlich spurlos verschwunden. Ich habe freilich meine Sammlungen nicht eingestellt, allein ich bin Schlesien wohl für immer entführt und des einzelnen Kraft reicht nicht aus. So mag denn auch dies ein Bruchstück bleiben". So schrieb Weinhold in seiner ersten Grazer Zeit in einem kleinen Aufsatz „Deutsches und Slavisches aus der deutschen Mundart Schlesiens", der nach einleitenden Bemerkungen über die deutsch-polnische Sprachgrenze und über die Kolonisation Schlesiens ein Verzeichnis von altertümlichen deutschen und besonders von vermeintlich polnischen Wörtern in der schlesischen Mundart enthält. Dass er hier in den Fehler so manches jungen Gelehrten verfallen war, frisch erworbenen Kenntnissen eine viel zu weite Anwendung zu geben, hat Weinhold bald eingesehen und seine Ueberschätzung der polnischen Elemente im schlesischen Wortvorrat offen eingestanden, als er sich einer eingehenden grammatischen und lexikalischen Behandlung seiner heimischen Mundart zuwandte. Musste er auch auf ihre umfassende und erschöpfende Darstellung verzichten, so entschloss er sich doch, zunächst seine mittlerweile vergriffene Anweisung zum Sammeln mundartlicher Eigenheiten zu einem kurzen grammatischen Abriss des schlesischen Dialektes auszugestalten, und so erschien das Büchlein „Ueber deutsche Dialektforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Ein Versuch von Karl Weinhold". Wien 1853. Es enthält ein reiches sprachliches Material, welches aus älteren und neueren gedruckten Quellen wie aus dem lebendigen Sprachgebrauch geschöpft war. An diesem werden nicht nur die gemeinsamen Züge, sondern auch die wichtigsten Unterschiede der schlesischen Einzelmundarten dargelegt, und andere Dialekte werden zur Vergleichung herbeigezogen. Weinhold zeigt hier zum erstenmal sein grosses Geschick in der übersichtlichen Ordnung und Gruppierung eines vielgestaltigen und verwickelten grammatischen Materials. Dass dieses bei aller Reichhaltigkeit doch von Vollständigkeit noch weit entfernt war, namentlich was die Differenzen der Einzelmundarten angeht, ist Weinhold nicht verborgen gewesen; dass es von Irrtümern nicht ganz frei ist und dass vieles von seiner Auffassung sprachlicher Vorgänge jetzt nach fast fünfzig Jahren nicht mehr Stich hält, ist selbstverständlich. Und doch ist das Büchlein als Ganzes noch keineswegs veraltet. Es ist immer noch die einzige wissenschaftliche Gesamtdarstellung der schlesischen Mundarten die wir besitzen, für den ersten Wurf eine vortreffliche Leistung, die nächst ihrem Vorbilde, der Darstellung der bayrischen Mundarten durch Schmeller, auf lange Zeit hinaus anregend und fördernd auf das Studium der deutschen Dialekte überhaupt gewirkt hat. Weinhold schloss die Vorrede mit den bittern Worten: „Ueberzeugt bin ich, dass das Büchlein ausserhalb Schlesiens mehr Beachtung finden wird, als in dem Lande, dem es zunächst dient". Aber von der weiteren Arbeit an der Erforschung der heimischen Mundart liess er sich durch solche Erwägungen nicht abhalten. Im Jahre 1855 veröffentlichte er in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften die „Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche". Auch hier hat Weinhold in gewisser Weise Schmeller nachgeeifert. Wie dieser in seinem unübertroffenen bayrischen Wörterbuch, so hat auch Weinhold

in seinen „Beiträgen“ sich nicht darauf beschränkt, die mundartlichen Wörter und Wortbildungen zu verzeichnen und zu übertragen, sondern er breitet in seiner Wörtersammlung zugleich ein Stück Kulturgeschichte, ein reiches Material zur deutschen Volkskunde vor uns aus. Er schöpft tief aus dem Schatz volkstümlicher Sitten und Bräuche, Sprüche und Lieder und flicht Proben davon als lebendige Zeugnisse für das Vorkommen und die Gebrauchsweise der einzelnen Wörter ein. Auch hier hat er alte und neue, literarische und mündliche Traditionen sorgfältig ausgenutzt, und über das schlesische Gebiet hinaus verfolgt er bei jedem Wort seine Herkunft und seine Verbreitung in anderen Mundarten. In diesen Beziehungen stellen sich Weinholds Beiträge dem grossen Werke Schmellers würdig zur Seite, nur sind es eben Beiträge zu einem Wörterbuch, noch nicht das Wörterbuch selbst. Und doch ist auch dies kleine Buch noch nicht überholt. Das Meiste und Wichtigste, was einst zu seiner Ergänzung dienen wird, hat Weinhold selbst gesammelt. Bis an sein Lebensende hat er an der Mehrung des Materials zum schlesischen Wörterbuch gearbeitet und so eine reiche Ernte handschriftlich hinterlassen, die jetzt seinem letzten Willen gemäss auf der hiesigen Stadtbibliothek geborgen ist.

Bei einigen seiner Grazer Zuhörer wusste Weinhold ein lebhaftes Interesse für die deutsche Volkskunde zu wecken, und besonders bei einem von ihnen, dem später als deutscher Lexikograph so hochverdienten Matthias Lexer aus Kärnten, fand er beim Sammeln volkstümlicher Ueberlieferungen aus den österreichischen Alpenländern thätigste Unterstützung. Vor allem steuerte Lexer wichtiges Material zu einem Werke bei, in dem Weinhold zum erstenmale die Volkstraditionen der alten schlesischen mit solchen der neuen österreichischen Heimat zusammen behandelte, dem stattlichen Bande der „Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Mit Einleitungen und Erläuterungen von Karl Weinhold, Wien 1853“. Mit diesem trefflichen Buche wurde das Gebiet des deutschen Volksschauspiels zuerst der wissenschaftlichen Forschung erschlossen. Was ihm von Kindheit an aus der Reichenbacher Heimat von den weihnachtlichen Aufführungen vertraut war, was ihm weiter aus Schlesien bekannt geworden und was ihm jetzt aus Kärnten und Steiermark zufloss, das kombinierte Weinhold mit den mittelalterlichen volkstümlichen und kirchlichen Formen des Weihnachtspiels, um so ein Gesamtbild von der Entwickelung dieser Literaturgattung zu gewinnen. Und durch Ausblicke auf die geistlichen Spiele ausserhalb Deutschlands wie durch das Heranziehen weihnachtlicher Volksbräuche und ihres mythologischen Hintergrundes, rückte er das Ganze in einen weiten Zusammenhang. Eine eindringende Untersuchung des Abhängigkeitsverhältnisses der verschiedenen Fassungen dieser Spiele sowie ihrer für das Wesen volkstümlicher Tradition überhaupt lehrreichen Wanderungen und Wandelungen fehlt dem Buche freilich; die vielfach lückenhaften schlesischen Spiele die es enthält, bilden nur einen geringen Bruchteil des Reichtums an Weihnachtspielen, der damals noch in Schlesien vorhanden war, und durch das Bekanntwerden weiterer mittelalterlicher Denkmäler ist es möglich geworden, in die Vorgeschichte dieser Volksschauspiele tiefer einzudringen. Aber in den Hauptzügen hat doch Weinhold auch hier schon auf den ersten Wurf ein richtiges Bild getroffen, und die Darstellung quillt aus warmem

Nachempfinden des naiv Volkstümlichen lebendig hervor. Weinholds Weihnachtspiele sind für die Forschungen auf dem Gebiet des mittelalterlichen Dramas und des deutschen Volksschauspiels auf lange Zeit hinaus ein grundlegendes Werk geworden.

Auch im persönlichen Verkehr wurden in der Grazer Zeit die schlesischen Beziehungen fortgesetzt. Unter den Freunden aus Süd und Nord, mit denen eine rege Geselligkeit das junge schlesische Ehepaar in der schönen steirischen Hauptstadt zusammenführte, ist ihm doch keiner im häuslichen Verkehr so nahe getreten, wie der echte Sohn und Sänger des Schlesierlandes Karl von Holtei. Die Liebe zum Schlesiertum, die Pflege der heimischen Mundart und gemeinsame literarisch-ästhetische Interessen knüpften zwischen ihnen ein Band, welches, durch persönliche Zuneigung gefestigt, fürs Leben gehalten hat. Durch poetische Gaben voll Scherz und Ernst wie durch die Teilnahme an den Ausgaben von Holteis schlesischen Gedichten, erst als sachkundiger Berater für die Schreibung der Mundart, dann als Verfasser des beigegebenen Glossars, hat Weinhold in der Grazer Zeit dem Dichter die Freundschaft bewährt. Und als im Jahre 1878 die Breslauer Bürgerschaft den 80jährigen Geburtstag des ans Krankenzimmer gefesselten Sängers mit einer öffentlichen Feier beging, da war es Weinhold, der in der Festrede mit intimster Kenntnis seines Wesens und Wirkens den Zuhörern das Bild des Gefeierten und seines Lebenswerkes entrollte. Mit wie rührender Treue aber Holtei an Weinhold hing, lassen jetzt am besten seine Briefe erkennen, die er in den Jahren 1861 bis 1876 an den Freund gerichtet hat und die aus Weinholds Nachlass an die Breslauer Stadtbibliothek übergegangen sind. Als Holtei im November Graz verliess, um als Recitator Schlesien zu bereisen, trug Weinhold bei einer Abschiedsfeier einen poetischen Scheidegruss vor, in dem auch sein inniges Heimatgefühl zu schönem Ausdruck kam. Er geleitet den Freund mit seinen herzlichen Wünschen ins geliebte Schlesierland,

> Und wenn auf unsrer Erd' du stehst,
> Dann stoss den Spaten in den Grund,
> Heb ein par Schollen aus und sprich
> Ein frommes Sprüchlein drob zur Stund.
> Du bringst sie mit, wir teil'n uns drein,
> Und sinken wir ins fremde Grab,
> Dann streut man auf das schles'sche Herz
> Die Hand voll schles'scher Erd' hinab. — —

Als Holtei nach Graz zurückkehrte, war der Freund schon in der Ferne. Im Herbst 1861 war Weinhold einem Ruf an die Universität Kiel gefolgt. In den 14½ Jahren, die er dort gewirkt hat und in den folgenden 13 Jahren (1876—1889) seiner zweiten Breslauer Thätigkeit tritt in Weinholds zahlreichen literarischen Arbeiten die schlesische Volkskunde in den Hintergrund. Die Ausarbeitung der alemannischen und bayrischen Grammatik, deren Entwurf und Grundlage in die Grazer Zeit zurückreicht, die zwei Auflagen der mittelhochdeutschen Grammatik, einzelne Schriften zur deutschen Altertumskunde, einige Ausgaben alt- und mittelhochdeutscher Texte und eine Reihe von Arbeiten und Ausgaben zur deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts nahmen während dieser

Kiel-Breslaner Zeit vor allem seine Thätigkeit in Anspruch. Aber als einen Freundschaftstribut an Holtei lieferte er ans Kiel bald nach seiner Uebersiedelnng eine Lebensskizze und Charakteristik von Martin Opitz, die zunächst in der Form eines Vortrages, dann als Broschüre deu Sammlungen für ein Opitzdenkmal in Bunzlau zn gute kommen sollte, das Holtei mit pietätvoller Begeisterung für den Vater der schlesischen Poeten zu Stande zn bringen suchte. Und als Oelsner in der neuen Folge der schlesischen Provinzialblätter anch für Mitteilungen zur schlesischen Volkskunde eine Stätte schuf, da suchte Weinhold von Kiel aus durch den Aufsatz über Schlesien in mythologischer Hinsicht (Provinzialbl. 1862 S. 193 ff.) seine Landsleute für ein Sammeln ihrer schnell dahinschwindenden Volksüberlieferungen zu gewinnen, indem er, freilich mit Ueberschätzung ihrer mythologischen Unterlagen, besonders ihre Bedeutung für den altgermanischen Götterglauben hervorhob. Als nachahmenswerte Beispiele stellte er die Grimmschen Kinder- und Hansmärchen hin und die Sammlungen von Märchen und Sagen, Sitten und Gebräuchen, die in allen Landschaften veranstaltet und nutzbar für die dentsche Altertumskunde gemacht worden seien. „Schlesien ist zurückgeblieben, wie sonst seine Art nicht ist. Ein planmässiges Buch fehlt bis heute“. Das gilt nun für die schlesischen Sagen nnd Märchen auch noch heute nach 40 Jahren. Denn Weinholds Aufrnf blieb ebenso ergebnislos wie Oelsners und Gustav Freytags Bemühungen Breslaner Vereine für die Aufgabe zu gewinnen.

Weinhold hat, auch als er Ostern 1876 die Professur in Breslau angetreten hatte, nicht wieder versucht, sich selbst solcher Sammlungen anzunehmen. Aber im Verkehr mit seinen schlesischen Zuhörern nnd in einem Privatissimnm über schlesische Mundart pflegte er mancherlei von ihnen zu erfragen, was vor allem seinem Sammeln znm schlesischen Wörterbuch zn gute kam, nnd in manchem von ihnen hat er das wissenschaftliche Interesse für das Volkstum der Heimat geweckt. An die Oeffentlichkeit trat Weinhold in der Breslaner Zeit mit zwei kleiueren aber inhaltreichen Schriften zur schlesischen Volkskunde. Die eine hat er in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte nnd Altertnm Schlesiens (21, 239—294), dem er als treues und thätiges Mitglied angehörte, veröffentlicht. Sie behandelt die „Entwickelnngsgeschichte der Ortsnamen im dentschen Schlesien“, indem sie an der Hand der nrkundlichen Zeugnisse die Veränderungen nachweist, welche sowohl die slavischen als auch die deutschen Ortsnamen im Laufe der Jahrhunderte im Munde der Deutschen Schlesiens erfahren haben. Da Weinhold diese Erscheinungen in bestimmte grammatische Kategorien bringt, so ist die reichhaltige Abhandlung nicht nnr für die schlesische Ortsnamenkunde sehr wichtig, sondern sie bietet auch ein selbständiges sprachwissenschaftliches Interesse und bietet höchst lehrreiche Beispiele für besondere Erscheinungen sprachlicher Entwicklung. Die andere Schrift zeigt wieder Weinholds ausserordentliches Talent zu präciser nnd klarer Herausarbeitung der Hauptzüge eines weitschichtigen Stoffes: „Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien“ (Stuttgart 1887). Unmittelbar aus den historischen nnd sprachgeschichtlichen Quellen heraus stellt Weinhold hier unter Benntznng seiner älteren Forschungen über Deutschtnm nnd Polentnm in Schlesieu zunächst den Gang der Colonisation und Germanisation Schlesiens dar; dann sondert er auf Grund historischer,

rechtsgeschichtlicher und sprachlicher Verhältnisse, vor allem auf Grund der verschiedenen Elemente des deutsch-schlesischen Wortschatzes die verschiedenen Schichten der deutschen Stämme, die in Schlesien verbreitet sind. — In die eigene schlesische Jugendzeit führte ihn das Lebensbild seines Freundes Strachwitz zurück, welches er i. J. 1877 der Ausgabe von Strachwitz' Gedichten vorausschickte.

Seit Weinhold Ostern 1889 nach Berlin übergesiedelt war, um an der Stelle, wo einst seine Lehrer Lachmann und Grimm gestanden, deutsche Philologie zu lehren, wurde die deutsche Volkskunde recht eigentlich der Mittelpunkt seiner gesamten wissenschaftlichen Thätigkeit. Durch die Begründung des Vereins für Volkskunde und die Umgestaltung der Zeitschrift für Völkerpsychologie zu ihrem Organ bereitete er der zu neuem Leben erwachten Wissenschaft eine neue Pflegestätte und in einer stattlichen Reihe einzelner Aufsätze, die er teils in dieser Zeitschrift, teils als Mitglied der Berliner Akademie in deren Abhandlungen und Monatsberichten erscheinen liess, förderte er die vergleichende Sagen- und Märchenforschung, die deutsche Altertums- und Sittenkunde; vor allem spürte er den Resten altheidnischer Kultusüberlieferungen in einem weiten Kreise von Volksbräuchen nach. Dazwischen kehrte er in kleinen Beiträgen zu seiner Zeitschrift auch gern zu den Traditionen seiner alten schlesischen Heimat zurück. Ihr galten auch seine letzten Arbeiten. In seinem Nachlass findet sich eine Einleitung zu einer syntaktischen Behandlung der schlesischen Mundart, die im Nov. 1898 begonnen, aber unvollendet geblieben ist. Statt der zusammenhängenden Darstellung entschloss sich Weinhold zur Veröffentlichung einzelner Kapitel, und eine Abhandlung über die Zeitpartikeln in der schlesischen Mundart ist die letzte Akademieschrift, die er hat drucken lassen. Meinem eindringlichen Zureden gelang es auch, ihn zur Wiederaufnahme seiner Arbeit am schlesischen Wörterbuch zu bewegen, zu dem ihm die Sammlungen unserer Gesellschaft einiges beisteuern konnten. So hat er einige Artikel probeweise ausgearbeitet und in diesen Mitteilungen H. VII, S. 19 f. veröffentlicht, mit der Aufforderung an die Landsleute, sich durch Nachträge und Berichtigungen an der grossen vaterländischen Aufgabe zu beteiligen.

Jetzt haben sich die Augen des unermüdlichen Forschers für immer geschlossen. Was er der Wissenschaft der germanischen Philologie, was er seinen Schülern und Collegen gewesen, das kann nur in einem Gesamtbilde seines Lebens und Wirkens gewürdigt werden; was er für die Volkskunde seines geliebten Heimatlandes geleistet hat, mag dieser Ausschnitt erkennen lassen. Sein Andenken soll unter uns in Ehren bleiben; aber mehr als das: es soll auch lebendig unter uns fortwirken. Unsere Gesellschaft hat die Arbeit jener umfassenden Sammlung und Erforschung schlesischer Volksüberlieferungen aufgenommen, die Weinhold vor mehr als 50 Jahren fallen lassen musste. Bearbeiten wir das Feld, dem seine ganze Liebe galt, in seinem Sinne und zugleich mit den Mitteln und nach den Anforderungen der Wissenschaft unserer Tage. Das ist das beste Denkmal, welches wir dem rastlosen Gelehrten, dem treuen Sohne des Schlesierlandes errichten können!

Die Erntefeste im Grottkauer Oberkreise.

Von **Dr. Wahner**, Gleiwitz OS.

In den Bauerdörfern des Grottkauer Oberkreises unterscheidet man im allgemeinen zwei Gruppen von Erntefestlichkeiten: Solche, die die Herrschaft teils fürs Gesinde, teils für sich selbst und die am Orte ansässige Verwandtschaft und „Freindschoft" veranstaltet, und solche, deren Vorbereitung und Leitung von den Dienstboten ausgeht.

Für erstere begegnen die Namen „Weesszoahl" und „Schnieterkucha" sowohl als Gesamtname, wie wechselweise für die engere oder weitere Art der Feier.

Der „Weesszoahl".

Unmittelbar nach Beendigung der Ernte oder auch schon nach der Bergung des letzten Weizens findet der „Weesszoahl" statt, werden die „Schnieterkucha" gebacken. Verwendet wird dazu Mehl von dem neu geernteten Weizen; gewöhnlich ist es die „Noochreche", die am ersten die Erntearbeit unterbrechenden Regentage durch die Dreschmaschine gejagt wird; dazu kommt der Ausfall, der sich beim Abladen besonders sehr dürrer Garben auf der Tenne ansammelt. Zur Vergrösserung letzterer Körnermenge schlagen die Ablader, wenigstens bei Abwesenheit des Herrn, die Garben mit den Aehren gern auf die Leitern des Erntewagens oder an die Tennewand, „doss de Körner ock asu rümpragaln".

Immer Sonnabends werden die Erntekuchen gebacken und an alle verwandten und befreundeten Besitzer des Dorfes, wie an alle „ei der Ahne gewasten" Arbeiter verschickt, auch wenn diese in benachbarten Dörfern wohnen. Erstere lohnen den Ueberbringer mit klingender Münze, mit 20, 50 oder auch 100 Pf., letztere lassen dem „Herrn und der Frane" „en'n Goot bezoahls" sagen.

Früher als sonst wird an diesem Tage „Feierobend" gemacht und zum Nachtmahl gerufen. Da bekommen die Gesinde und die eingeladenen Arbeiter Kaffee und Kuchen, soviel sie wollen, und darauf Branntwein, die Mannsleute auch einige Cigarren. Der Herr zahlt Knechten und Mägden das Erntegeld aus und spricht einige freundliche Worte mit ihnen und den Arbeitern. Der Ernteerlebnisse wird unter Scherzen und Neckereien noch einmal gedacht und schliesslich in der Gesindestube oder im Hofe ein Tänzchen veranstaltet.

An demselben Abend erscheint bei der einfacheren Art der Feier nur noch die im Dorfe wohnende Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft und nimmt an dem Abendessen der Herrschaft in der Wohnstube teil. Dasselbe besteht wie beim Gesinde in Kaffee und Kuchen, wozu aber noch Butterbrot mit aufgeschnittener Knoblauchwurst und Bairisch-Bier (Baiersch) kommt. Die Unterhaltung dreht sich bei den Männern vor allem um die Erträge der Aecker, bei den Frauen „üms liebe Viech".

Ist der „Weesszoahl" in grösserem Massstabe geplant, so werden Sonnabends abends nur die Dienstboten und die Erntearbeiter in der beschriebenen Weise gespeist. Die Verwandtschaft und ganze „Freindschoft" dagegen wie die ständigen Ehrengäste: „der Herr Pater" (Kaplan), „der Herr Lehrer" und „der Adjevante" werden für Sonntags Nachmittag nach

dem Segen (Nachmittagsandacht) gebeten. Die Einladung überbringt jedesmal, mündlich oder schriftlich, der Kuchenträger. Diesmal findet die Bewirtung in der oberen guten Stube (gewöhnlich blau gemalt) statt. Nach der Einnahme des Kaffees werden Cigarren und Bier gereicht, deren Anschaffung eingehend besprochen wird. Zum Abend giebt es entweder aufgeschnittene Wurst mit Sauergurken und Krautsalat nebst Pflaumen- und Käsekuchen oder „zer Joatzeit“ auch Hasenbraten. Mitgebrachte Kinder werden in der untern Wohnstube abgespeist und belustigen sich sodann im Hofe.

Gegenüber dieser von den Besitzern ausgehenden Erntefeier veranstalten die Gesinde auch ihrerseits während oder etliche Wochen nach der Ernte Sonntags nachmittags zwei Feste; zunächst „de Weisbilder a Weesskranz“ und eine oder mehrere Wochen später „de Monsma a Hoberkranz“.

Der „Weesskranz“.

Der „Weesskranz“ geht im allgemeinen in der von Kühnau (Mitteil. VIII S. 27) angegebenen Weise vor sich; nur ziehen hier nicht alle Teilnehmer mit Kränzen von Hof zu Hof, um dafür etwas herauszuschlagen [1]), vielmehr besorgt das Sammeln für die Kosten allein der kostümierte „Poiaz“, indem er in den einzelnen Wirtschaften eine Prise aus seiner Schnupftabaksdose anbietet. Bei einem „Pauer“ wird der „Weesskranz“ abgeholt. Dort versammeln sich dann auch die Teilnehmer und die Musiker in der Gesindestube, wo sie bewirtet werden, gewöhnlich mit Butterbrot und Branntwein, bisweilen auch mit Kaffee und Kuchen. Dafür darf der Herr und die Frau mit der „Braut“ und dem „Bräutigam“ tanzen, dafür lässt man den Hausherrn mit seiner ganzen Familie hochleben. Der weitere Verlauf stimmt mit der Schilderung bei Kühnau überein. Der im Zuge getragene, mit Weizenähren geschmückte Kranz besteht wie die Krone beim Haferkranz aus ausgeschosstem Spargelgrün mit Blumen, gewöhnlich Georginen, und hat die Form eines Triangels.

Der „Hoberkranz“.

Auch der Haferkranz deckt sich grösstenteils mit Kühnaus Schilderung der in Kosel bei Patschkau veranstalteten Feier. Deshalb sollen hier nur einige Verschiedenheiten und Eigentümlichkeiten, wie sie dieser Aufzug im Grottkauer Oberkreise aufweist, hervorgeboben werden. Die Karre, auf der die „Hoberale“ gefahren wird, ist gewöbnlich aus zwei „Pfluggezüngen“ zusammengesetzt (so ist es wohl auch in Kosel, da zwei zusammengestellte Pflüge, wie Kühnau will, unmöglich ein Fahrzeug ergeben) [2]). Kutscher ist hier „a Grussjunge“ oder „a Kleeknecht“. Der Wagen wird besonders am Rande der Dorfteiche und in Pfützen umgeschüttet, so dass die Alte gehörig „eiweecht“. Der dem Gespann vorauslaufende „Knaller“ wird hier „Platzer“ genannt, nach der grossen Schlittenpeitsche (Platze, bei Schlittenfahrten nicht mehr gebräuchlich), die er schwingt. Es fehlen in dem Zuge der Schornsteinfeger, das Bärenweib und das Bärenkind; der

---

[1]) Dies ist wieder der Fall bei den anders genannten Erntefeiern des Gesindes im Süden des Breslauer Landkreises (Wirrwitz).

[2]) Vgl. Drechsler, Des schlesischen Bauern Werkzeug und Hausgerät, Mitt. VI S. 57.

Bär wird wegen seiner Umhüllung nur „Schutabaar" genannt und an einer Hemmkette vom „Treiber" geführt. Dagegen kommt in dieser Gegend hinzu der „Polizist", d. i. der „Altknecht" in einer alten Soldatenuniform mit Helm, der ernst und würdevoll einherschreitet, da er von seiten der Ortspolizei bei der Erlaubniserteilung mit Aufrechterhaltung der Ordnung betraut wurde. Die Bewirtung an dem Orte der Abholung des Kranzes und das Einsammeln von Beiträgen für die Kosten geht wie beim Weizenkranz vor sich. Der Poiaz wird nach seinem gestückelten Kostüm „Flecklapoiaz" genannt.

Volkstümliche Orts- und Zeitbezeichnung.

Von **Dr. Paul Drechsler**, Zabrze O.-S.

Das Volk schafft sich, um Begriffe recht lebendig zu veranschaulichen, eine eigene Geographie, die sich entweder an geläufige Ortsbenennungen anlehnt oder, was häufiger ist, einen Vorstellungsinhalt, der dem Sprechenden wie dem Hörenden gleich vertraut ist, irgendwie örtlich fasst, ohne dass diese Oertlichkeit wirklich vorhanden wäre. Wenn es von einem Unersättlichen heisst, er stamme aus Nimmersatt, so erinnert diese Bezeichnung an einen thatsächlich bestehenden Ort, doch braucht dies dem Sprecher und Hörer nicht gegenwärtig zu sein, um die Bedeutung des Gesagten zu verstehen.

Einer, der nicht allzuviel Grütze im Kopfe hat, ist aus oder von Tummbach, wie er etwa aus Reichenbach sein könnte, es ist ein Tummbacher, oder er stammt aus Tummwitz (vgl. Bauerwitz, Pöpelwitz, poln. wice = Dorf, lat. vicus), Tummerwitz: a woar ju ni vu Tummerwitz (er war nicht dumm), nê, woahrhåftig ni. Heinzel, Ock ni trübetimplig 55. — Stellt sich jemand unschuldig, der es faustdick hinter den Ohren hat, so thut er, als wäre er vo(n) Tulpe (neben: er thut wie Tulpe, Tölpel). — Se ståmmt ni aus Thoalerwitz (hat kein Geld), wu die Grussköppe (die Geldprotzen) hår sein, sagt Heinzel a. a. O. 131; ein armer Schlucker, ein Klunker (vgl. Klunkern, schlechte Kleider) ist a Pauer vu Klêklunkersdorf. — Sehr zahlreich sind die Schlauberger (aus Schlauberg), nicht minder die Drückeberger, die sich vor der Bezahlung, vor der Uebernahme einer Verpflichtung „drücken" wie die bekannten Nassauer, und die Freiberger, die sich viel herausnehmen und, zumal im Verkehr mit den Langgezöpften, sehr frei sind. — Nach Friedland verweist man händelsüchtige Krakêler mit dem beschwichtigenden Zuruf: Friedland ist ein schönes Land! oder man fragt: Ist Friedland nicht ein schönes Land? — Einem Dürrländer (aus Dürrland, vgl. Irrländer: Irrland) kann man das Vaterunser durch die Backen blasen und seine sieben Rippen zählen. Allerdings liegt hier auch die Ableitung von dürren Lenden nahe. Daneben begegnet im Leobschützer Kreise Dürrling (Dirrlich, Därrlich); auch von Hoffmann von Fallersleben aufgezeichnet.

Gar viele sind aus Nehmersdorf (nehmen gern), aber nicht aus Gebersdorf, oder sie sind vom Stamme Nimm: mancher ist aus Borganie (er borgt nicht). Weitverbreitet ist die Familie derer von Habenichts, von Pumpwitz, von Pumpendorf (Bezeichnung eines Vororts von Katscher im Kreise Leobschütz), von Pumpenstamm (die überall

pumpeu, leihen). — Ein wilder, ungebärdiger Mensch ist aus der Hánakei, er ist ein Hanâke (vgl. den Schimpfnamen Henekin in Mones Altdeutschen Schauspielen, Quedlinburg 1841, II, 627), wie der Póllak aus der Póllakei. — Redselige Klatschbasen sind von Klatschwitz oder Klatschdorf, oder aus Plapperwitz, gefährlich, wenn sie gar lügen (lîgn) und aus Lieguitz stammen. Auch drückt man gelinden Zweifel an der Richtigkeit einer Behauptung durch die Frage aus: Das stammt wohl aus Liegnitz?! — Doch bezeichnet dieser Ortsname neben Lügeustadt auch Liegestadt (womit es in schlesischer Aussprache zusammenfällt), s. v. a. Lager, Bett, Liegestätte: die Jungfer hat sich auch nach Liegnitz schon gemacht hin auf den Federmarkt. Scherffer, Ged. 607. Geläufiger ist die Wendung: nach Bet(t)lehem (Bett!) gehen, nach Federlingen (in die Federn) reisen. In Thüringen kennt man Betteuhausen, auch Federhausen, in Schwaben: nach Bettingen, in Sachsen: nach Ruhland gehen. — Schön sagt der Leobschützer Scherffer († 1671) für sterben: ins Schlafgemach der grossen Mutter gehen.

Von einem, der sich keiner gesunden Gliedmassen erfreut, heisst es: er ist von Krüppelwitz (schlesisch beliebt neben der Schelte: Krüppel-, Krippelbild, wo zugleich ein Wortspiel mit den am Krippel (der bekannten Darstellung der Geburt des Heilands) angebrachten Bildern vorliegt. Ein Buckliger wird nicht gerade sehr zart als Pucklinski von Puckelsdorf verhöhnt. Zugleich ist die spöttische Adelsbezeichnung nicht zu übersehen. — Ein Mensch, der sich um jeden Quarg, jede Kleinigkeit, kümmert und immer „brummt“ und „schaffert“, wird als Quargschaffer vom Brummhofe bezeichnet. — Einer, der nicht mehr wiederkommt, obgleich es geschehen sollte, ist aus Nimmermehrsdorf. Man vergleiche dazu aus einem lateinischen Buche des Nürnbergers Joannes Eusebius, Dictamina seu Scita variae doctrinae 1707 p. 173: per plateam Deinde venitur ad domum Nunquam, etwa: auf der Später-Gasse kommt man nach Nimmermehrsdorf. — Einer, der es liebt, jedem die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, rühmt sich: ich bin aus Wahrsdorf, wie der bekannte Vielschreiber und Wortkünstler (eine Fundgrube für das deutsche Wörterbuch) Praetorius im Vorworte zu seiner Philosophia Colus 1662 sagt: ich bin aus Verona, nicht aus Placentia, was man wiedergeben könnte: ich bin aus Wahrstadt (Stadt, wo man die Wahrheit sagt), nicht aus Gefallstadt (wo man, um zu gefallen, nach dem Munde redet). — Bekanntlich stammt ein närrischer Mensch aus Närrlingen, oft mit dem Zusatz in Schwaben (ursprünglich schwebte Nördlingen vor).

Kann man nicht Rüdesheimer oder Johannisberger trinken, so begnügt man sich mit dem Weine aus der Plumpe (schles. Form für Pumpe, was in der Mundart vulva, cunnus bezeichnet) und trinkt Plumpenheimer oder Himmelsberger, d. i. Wasser. — Die komische Literatur aller Zeiten und Länder ist reich an solchen Bildungen.

Dunkel ist mir der Ursprung einer Redensart bei dem erwähnten Scherffer: auf die Neisse gehen, ziehen, im Sinne von: etwas von neuem anfangen. Man vgl.:

Drauf wenn du kommen bist, so geh es auf die Neisse,
Die ausgeleerte Lück' ersetz' mit allem Fleisse. Grobianus 158
mit der Glosse: de novo proverb. Siles.

So man (nach verschlafenem Rausche) morgen will mit Fleisse
Hurtig ziehen auf die Neisse. Ged. 591,

d. i. so man das Zechen von nenem beginnen will. Vielleicht scherzhaft statt anf die Neie = Neue? Drechsler, Wenzel Scherffer S. 186. — Schon sehr gesucht klingt bei demselben Landsmanne Grobianns 86: in Hermanns Garten sich ergetzen, für: sich härmen!

Wenig deutlich ist auch die Bezeichnung: er ist von Frankenstein, d. h. er hinkt, weil das die Kenntnis der zu ergänzenden Reimzeile voraussetzt: er hat ein langes und ein knrzes Bein. — Anch: such mich zu Patschke (Patschkau) hat einen für die Nichtschlesier unverständlichen Sinn. Andererseits hörte ich die bekannte Redensart: es gieng aus wie's Hornberger Schiessen auch in Niederschlesien (Sprottau, Glogau).

Kosten liegt nicht weit von Schmecken umschreibt dasselbe auf gut Schlesisch, was im Französischen l'appétit vient en mangeant besagt. Einer, der nicht gern suppt, ist im Leobschützer Kreise ni vo Soppe (Wortspiel zwischen Snppe und Soppan, Dorf bei Leobschütz). In anderen Gegenden mag anderes gebränchlich sein. Wer sich erbricht (speit), muss nach Speier reisen.

Hierher gehört ferner: ein verdrehter „Zwickel" aus Mückendorf, ein Grillen- oder Mückenfänger. Ein schweinischer Mensch ist ein Bürger aus Schweinhausen, was anch geradezn für den „Burg", das „Nuckerle" steht. Ein grosser Liebhaber von Jagden und Schützenfesten reist gern nach Schiesshausen. Für: auf den Abort (schles. Abtritt) gehen hört man oft: ich geh' aufs Landgericht, wo der A— das Urteil spricht! — Ein Kneipbruder besucht gern alle heiligen Gräber.

Auch sonst gebrancht man örtliche Beziehungen. Dem, der nach Fleischspeise lüstern ist, wird gesagt: Greif ock hinda nemm (hinten 'num), do höste Flæsch! — Wer fragt, wohin er sich setzen solle, dem wird der Rat: Setz dich ock do't hie, wu die âle Herzigen (Herzogin) soasz, wie se a Braut woar (Grafschaft Glatz), allgemeiner: wo Anna Rosina Scholz sass, als sie Brant war. — Bei einem Säufer geht alles durch die Gurgelgasse. Bei Philo vom Walde, Leutenot, begegnet zweimal nach Reppen gehen i. S. v.: zu Grunde gehen, aus der niederdeutschen Ra.: „in die röfen" gehen, entstellt; man vergl. schlesisch: in die Binsen, die Wicken, die Erlen gehen.

Der Stromer oder Pennbruder logiert bei Mutter Grün, übernachtet im Freien. — Manchem geht seine Uhr nach dem Stadtgraben, d. h. sie ist im Leihamt, das am Stadtgraben liegt, versetzt (Breslau).

Fragt ein Mädchen, was sie anziehen solle, bekommt sie von der Mutter zur Antwort: Zieh-dr a Reng ôn, dô komm-n-dr âlle Gâssen anôch! — Ein örtliches Bild liegt auch der Redensart zugrunde: Du hast 'was verloren? Sieh ock nach! es wird wohl im untern Sparkästel liegen, d. h. anf dem Fnssboden (Breslan, Leobschütz, Krenzburg). Oder mit epischer Anschaulichkeit: Draussen ging a Mann 'rnm, der hatt's auf einer Stänge hängen. Hätt' ich's gewusst, da hätt' ich's 'rundergenommen.

Das Volk liebt solch ausmalende Rede. Ganz allgemein für „weit draussen" heisst es: er wohnt, wo die grîna Pilza wachsa, wo die Füchse einander gute Nacht sagen; hinten draussen, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist. — Ein Ungebildeter, ein „Hahnebüchener" ist vo ûwa drûwa

(von oben droben, ans dem Gebirge) hinga draussa, wo die Hnnde mit a Schwänza bella, wu se Tonzåppa fæl (Tannzapfen feil) hoan on Spennradlawertel (und Spinnradwirtel) macha. — In der Lewiner Gegend (Grafschaft) heisst es in ähnlicher Beziehung: A îs vu Dernigka, wu de Krimse (Krünis: Kreuzschnabel) Brâtkletzer zu Näste træn.

Von einem Mädchen, das gelassen, 'låssen (praegnant für: sich entjungfern lassen) hat, sagt man in Breslau: Sie hat in Lossen übernachtet! In Oesterreich heisst es: sie ist extra gegangen; vgl. mhd. in das winster spor treten = missetreten.

Diese Ortsbezeichnungen könnten leicht vermehrt werden. Doch erwähne ich nur ans des Schlesiers Männling seltenen Curiositäten aus dem J. 1713: liegt nicht die ganze Welt in der Herberge zum blinden Narren und kalter Wurst einquartieret? S. 151; ob wir anch schon beim Narrengebirge bestehen bleiben und im Hafen Jäckenforth (Narrenfurt) anssteigen. S. 312 u. a. m.

Auch die volkstümliche Zeitbezeichnung ist sehr anschaulich; gewöhnlich wird sie zu einem sinnfälligen Vorgang in Beziehung gesetzt: vergangna Herbst zur Tüngerfuhre troaf groade mei Gebortstagsfest. Bertermann S. 194; — anno 1 oder anno dazumal, wie der grosse Wind gieng. — Man vergleiche aus Gryphius' Geliebter Dornrose:

Jockel Dreyeck. He? Woss worrn doss fer Nachtraben, die mer snachts, as key Mondschein woar, die Birnbeime schittelten? he?

Bartel Klotzmann. Wos wurn doss für Gäste, die mir jessmôl, ass es sn reinte, die Pflaumen ansm Backufen frossen? he? —

Frau Salome. Wenn sêd er (wann seid Ihr) jung wurden, ze Tage oder ze Nachte?

Gregor Kornblume. Ich wês selber nich. Mêne Mutter hot uffte gesait, 's wär am Walpurgs-Obende geschahn, wenn de Pülewêsen osfahren, unde de Hanne (Hähne) hotten grode gekrêt; aber de Sunne wor noch nich aufgegangen gewast. —

Auf die Frage: wie spät ist es? hört man oft die Antwort: Dreiviertel auf kalte Erbsen; wenn's rumkommt, ist's ganz.

Besonders scharf wird der Begriff niemals gefasst: das geschieht nie und nimmer! — nimmer und in Ewigkeit nicht! — am Zweiunddreissigsten! (ad calendas Graecas!) — am St. Nimmermehrstage! — wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fällt! — Im Niederdeutschen sagt man: als Paschen en Pinkster op ên dag vallen, oder: als Pinkster op ên Mândag valt (wenn Pfingsten auf einen Montag fällt). Auch im Französischen finden sich dergleichen Redensarten: Cela arrivera, heisst es, si le Carême dure sept ans (das wird geschehen, wenn die Fasten sieben Jahre danern), oder auch: la Semaine des trois Jendis (in der Woche der drei Donnerstage). Zuweilen wird auch dieser letzten Redensart hinzugefügt: quarante jonrs après jamais (vierzig Tage nach Nimmer). Vgl. Z. d. V. f. V. 1893 S. 433.

Auch sonst verwendet die Volkssprache zur Veranschaulichung eines Begriffes Raum- und Massbeziehnngen. Von einem starken Durchfall sagt man: es geht über sieben Haferbeete; billige nnd schlechte Wurst erhält man für einen „Böhm" (10 Pfennige) dreimal um a Leib 'rum; von einem verteufelt langen und mühsamen Wege heisst es: den

hat der Tenfel oder der Fuchs mit dem Schwanze gemessen. Besonders geläufig ist die Bezeichnung: die ganze Welt und sieben Dörfer oder: Rom nnd sieben Dörfer für: alle Welt oder Weltall. Bei Rom : Welt denkt man an das Goethesche: Eine Welt zwar bist du, o Rom! — Sitzt ein Mädchen so ungezogen, dass man alles (!) sehen kann, so rnft man ihm in Kreuzbnrg zu: Pfui, schäm dich! alle Leute sehn dich; man sieht ja Rom und sieben Dörfer!

Für: du hast vollkommen recht! sagt man: du hast ja so recht nnd noch ein Stückel drüber, wie der gefällige Schnittwarenhändler ausser dem gekanften Masse noch ein Stückchen zugibt. — Ich gab ihm mehr als alles; er verdankt mir mehr als genug sind begrifflich so scharf gefasste Wendungen, dass man sie mit Rndolf Hildebrand als „genial" bewundern mnss.

Zwei Abenteuer, erzählt von dem Flinsberger Raubschützen Wunderlich.

Nach schriftlichen Mitteilnngen des Häuslers Schieberle in Flinsberg, wiedergegeben von **R. Cogho.**

1. Flinsberger Raubschützen versuchten etwa um das Jahr 1845 beim Gastwirt „Buschlobel" in Gross-Iser Freikngeln zu giessen.

Bei da seltna Fabr'katschon worrn m'r Viere: Ich, an Hadukall, an Aschpelmännich, an Dupper. Zovnr mnssta m'r 'n Tudtakoop vu am orma Sünder b'surga. Doa soat'ch zu Männich: Kall (Kerl) kumm, uff a Obd hulln m'r en'n, bräng ock denn bloa Saak miete. Onn furt ging's, 'nüber uff's Biemsche noach Polaun, wu dunzemalen d'r Golga stund. Durte wurd Nachts ei d'r zwölfta Schtunde enner 'rausgewühlt, ei a bloa Saak gestackt, oan furt d'rmiete. Nohnde bei d'r Iser mussta m'r ausreissa, denn m'r liefa 'n Graanzjäger oa, dar hätte doch geducht, m'r hätta Poschwoare eim Sacke, onn m'r koama mit heeler Haut bis zo Lob'ln. Hadukall hotte de Hustiche aus d'r Kärche besurgt, die au gebraucht wurde. Uff a Omd wurd nu zo d'r Kugelgiesserei geschrieta. 's Blei musste dorch de Augalöcher vu dam Tudtakoop gegussa warn. Wie m'r do asn ei d'r besta Morkserei worn, gihts uff eemohl üm ei d'r Bude, nss wenn olle 99 Teifel lus wärrn. Uens vier Kalle schmässt's oa olle Wände, baal uff de Bänke, baal drunder, doss ins Hiern onn Sahn v'rging onn em de Knucha eim Leibe knackta. Wie's wull an 'n Stunde asu miet ins imganga woar, sog ich mich noch men'n Kummerotha üm. Ich loag under d'r Ufabanke, Aschpel hingerm Toopbraate, d'r Dupper log noch underm Kannabee an Hadukall woar under d'r Banke hinger'm Kannabee festgekeilt an m'r knnd' an'n arscht rauskriega, wie m'r 's Bankabeen weggeschloan hoatta. Uff wäche Oart m'r a Jeder ei de Loage kumma worrn, wusste Kenner nich. Korz 'n gutt: Jeder kloate, schimpfte an fluchte uff de v'rdurbne Gisserei. M'r muchta wull woas v'rsahn honn. Inse Tudtakoop schtund duba uff'm Toopbraate, wu m'an goar nee hingesatzt hotta, an grinzt ins ock asu vu d'r Seite oa. Nu wurda m'rsch oaber gewoahre, doss's nee mit rechta Dinga zuging an doss's nimmeh

g'heuer woar. D'r Wärt fing au oa zu schimpfa, doss m'r mit sitta Teifeleia ei sei Haus kumma wärn, an ranzt' ins oa: „Nu schofft m'r ober glei dos Luder furt“. 's Fortschoffa wor oaber nee asu lechte, wie mersch duchta. Ich nahm a Tudtakoop, steckta ei a bloa Saak an soarte zu menn' Kummerotha: „Itze troa ich a zum Wossermonne ei a grossa Wossertump, durte schmeiss 'ch a ei de Isar, doa ics a weg“. Ich troar a nüber, hull aus an: 'nei d'rmitte! oaber, o jemerschnee! 's Luder riess mich mit uei. Ich wär üms Hoar d'rsuffa, wenn ich nee an Schteen d'rwischte. Pudelnoass ging 'ch wieder zu Lob'ln. Woas find' ich do Neues? Uense Tudtakoop schtund schunn lange wieder uff'm Tische. Nu nimmt'n dar Aschp'l an trät a bis zum Wosserfolle an schmässt a ei de Schteenbach. Aschp'l woar noch lange nee wieder zorükke, do schtund d'r Koop schunn wieder uff'm Toopbraate, an Aschp'ln woarsch grode su ganga wie mier: 's hott' a mit neigerissa. Noch amohl schoaffta mer'n furt, ober a woar halt ehnd'r wieder do, ehb m'r zorükkekoma. Nu soat 'ch: 'ch war a Schorfrichter aus Bihma hulln, dar wärd a schunn zur Ruh bränga. Gesoat, gethon. Ober 's hoat ins 'n Neege Tholer g'kust't. Wu a'n ober hingebonnt hot, doas weess Kenner nich. Ock asuviel weess 'ch, doss hinger Lob'ls Hause 'n Feime Hulz uufgesotzt wuurd, ober mit dar Bedingniss, doss Niemand dro rührn ober (: oder) wos v'rbrenn därfte; 's Hulz sällde durt v'rfaula. Lobl hots ober nee üb'rsch Harze bränga künn, a hot noch viela Juhrn wos vum Hulze v'rbrannt. Vu dar Stund' o is a v'rrickt geworn bis a g'storba is.

2. Ein anderes Abenteuer derselben Raubschützen.

Wunderlich hat vor reichlich zwölf Jahren seine „letzte Fahrt“ angetreten. Von ihm und seinen Genossen werden noch manche Abenteuer im Isergebirge erzählt. Von diesen möge hier nur noch „die sunderboare Reitportie“ angeführt werden.

Wunderlich, Hadukall, Aschpelmännich und ein gewisser Sender klagten sich wieder einmal ihre Not, es mangelte an Tabak, Brod, Schnaps, Geld. „'s fahlte nischt winger wie Olls“.

„M'r warn och morn amol uff a Hirsch gihn, v'rlächte kriega m'r woas“, sagte Wunderlich zu seinen Kollegen; „mei Tuppelbüx is ei d'r Ord 'ch hoa se arscht vu d'r Nenstodt heem, vum frescha, die scheusst wie neu, ich hoase duba probiert. Ich an Aschpl mir perscha morn früh ei a Queiszwieseln nimm, uff a Schindelhüttarand zu bis zur dicka Fichte. An ihr zwiene Kalle (zu Hadu und Sender gewendet) ihr gieht hinga naus uff a Paffschlaag, Barwiese, Irrwiese, ei a Guldgruba nimm, Flinsbichzwiesel ruff bis nimm zu d'r Aeppelmauck. Durt traffa m'r anand'r. Kriegt'r woas, do schoafft's d'rweil ei de Fichtel. 's woar eim Septemb'r, 's woar schund 's murgns g'reift an kaald. De Hirscha finga schund oa, an prillta. Do ginga m'r murgns üm zwee furt, om Walzawagel naus, über de Tränk nimm uff Ullbrichs Looch zu, immer ei da Forbaflecka furt. Ueber a Corn'lsbarg perschta m'r furt, m'r soaga an hurta oaber nischte. Ei a Queiszwieseln soat 'ch über menn Kummerotha: „Iech ho Hunger, nu nahm 'ch m'r an Bissa Brud“. Do m'r asu a Bissel durt g'sassa hotta, uff eemohl sah 'ch durt tümma ei da Aschp'ln woas wackeln, 's woar oaber wingstens noch a 4—500 Schriete weit. Iech kruch sacht

immer nähnd'r. Do 'ch nu bis uff Schussweite dro woar, macht 'ch Feuer nüber. Doas soag 'ch wull ei d'r Eil, doss's a geweihter Hirsch woar. Do's g'kracht hoatte, schmesst's a hie. Nu machta m'r glei druf zu. Do m'r hie koama, labt a noch; doas soag 'ch, doss 'ch a weech g'kriegt hoatte. Mei Kummerod soate: „'ch war a vullens tudt stecha". Dar springt uff a Hirsch druf an wiel a vullns d'rwercha. Ich loadt'e m'r d'rweil mei Büxflint wieder. Uff eemohl sah 'ch hie, do springt mei Hirsch uf, d'r Aschpl kriegt a bei a Härnarn z'packa an kümmt uba druf an nu ging oaber anne Reiterei luhs, die 'ch niemanda beschreiba koan. Mei Hirsch macht immer Sätze zahn Elln weit, immer furt ei de Paxa Fichteln nei uffs Seifershauer Revier zu. 's tauert goar uee lang, do sah 'ch niemanda mieh. 'ch ging nu halt dan G'fährt anoch a poar tausend Schriete weit, do hurt 'ch meen Kummerota schunn joammern. Dar hotte kenn ganza Fetz'n mieh oam Leibe, an blut'te aus unzahlja Ritza. Die Jackafliegel worfn oll beede wegg'rissa, de Mütz woar weg an nu kloat a m'r sei Leed, doss 'n d'r Hirsch hoatte rund'rg'schmissa an woar furt. Doas arschte woar nu, 'ch musste menn Aschpl zu an Woassergroaba schoaffa an a Bissel owoascha, de grissta Ritz a bissel v'rbinda an musst' a lohn heemgiehn. A soate: „'ch reit ei menn Laba uff kenn Hirsch mieh, 'ch hoa vu dar Partie genung". 'ch ging nu durthie, wu 'ch de andern Kummerota hieb'stallt hoatte an d'rzahlt a nu, woas üns possirt woar. Die hielda'n a Bauch wieder für Lacha, an üus'r Hirsch woar furt. Sender hoatt' a Schmoaltier g'schussa, mit dam Dinge mussta m'r heem zutteln. Uff a Taag ginga m'r noach a mol durt hie sucha. Uense Hersch woar noch weit nimm gesaust bis uff a Schindelhüttarand ei an Woassergroaba, durt woar a zommag'stürzt. Do woarn m'r fruh, doss m'an (m'r'n) doch noch d'rwischt hoatta. 's woar a fetter Kall, a Zahnender. Vo durten weg ha'm m'r dan Hirsch müssa bis uff de kleene Iser rüberschoaffa, an Weg vu wingstens fünf Schtunda, ehb m'r a poar Gruscha do d'rfüre g'kriecht honn vum Goastwirt.

Nachträgliches zum Freikugelgiessen.

Das zum Freikugelgiessen verwendete Blei musste der Scheibeneinfassung (Butzenscheiben) gestohlener Kirchenfenster entnommen werden. Noch in den 40er Jahren wurde den Freischützen nachgesagt, dass sie ein Stück Wild auch in der grössten Entfernung sicher treffen könnten, ja sogar nur in den Wald zu schiessen brauchten, ohne Zielobjekt, nur mit dem Wunsche ein Stück Wild zu treffen, so fänden sie es in der Schussrichtung erlegt sicher vor. Diese Trefffähigkeit soll durch folgendes Experiment erreicht worden sein: Der Betreffende geht am Karfreitag zum h. Abendmahle, aber anstatt die h. Hostie zu geniessen, nimmt er sie heimlich aus dem Munde, geht in den Wald, befestigt die Hostie an einen Baum und schiesst aus seinem Gewehr eine Kugel in dieselbe. Mit diesem Gewehr soll er alsdann Alles treffen können.

Literatur.

Schlesische Dialektdichtung.

Mit dem wissenschaftlichen Studium der Volkskunde beginnt auch zugleich die Liebe zu den alten heimischen Ueberlieferungen in Sprache, Dichtung und Brauch sich

wieder mächtig zu regen. Die Wiederbelebung der Spinnabende durch Robert Cogho und Oskar Scholz hat in den schlesischen Dörfern vielfach Anklang und Nachfolge gefunden. Der Breslauer Humboldtverein hat „Schlesische Abende" veranstaltet, an welchen mehr als tausend Zuhörer den Dialektvorträgen und dem Gesange schlesischer Lieder mit lebhaftester Teilnahme lauschten, und ähnliche Unternehmungen des Vereins für Pflege der schlesischen Mundart hatten sich kaum geringeren Beifalls zu erfreuen. Dazu bietet die schlesische Dialektliteratur immer neuen Stoff. Oskar Scholz hat grösstenteils aus dem reichen Schatz alter echter Volksüberlieferung neue Spinnabendtexte zusammengestellt und zu unseren Sammlungen beigesteuert, die wir hoffentlich bald veröffentlichen können[1]. In seiner „Leutenot" hat Philo vom Walde ein ernst gefasstes seelisches Problem zu einer epischen Dichtung grösseren Stils voll anschaulicher und stimmungsvoller Bilder aus dem schlesischen Volksleben gestaltet, während die kleineren Gattungen der Humoreske in Poesie und Prosa, der novellistischen Erzählung und der lyrischen Dichtung nach wie vor im Vordergrunde der schlesischen Dialektliteratur stehen. Als alter Bekannter im neuen Gewande stellt sich die Sammlung humorvoller Schwänke und lebhafter Erzählungen ein, die Hugo Kretschmer unter dem Titel „Uense Pauern" veranstaltet und in zweiter Auflage herausgegeben hat. Auch August Lichter tritt als bekannter und bewährter Dialektschriftsteller mit seiner neuen, hübsch ausgestatteten Sammlung „Derheeme. Schläsches Ollerlee, Geschichtel und Versche" vor seine Landsleute. Der mannigfaltige, teilweise höchst ergötzliche Inhalt der Lichterschen Dialektschriften hat für den Volkskundeforscher noch ein besonderes Interesse durch die anschauliche und naturtreue Schilderung schlesischer Volksbräuche, die der Verf. in seinen früheren Sammlungen „Meine Muttersprooche" und „Durfpumranza", wie auch in einzelnen Kapiteln der vorliegenden in ansprechender Einkleidung bietet. So enthält die „Muttersprooche" z. B. auch eine Schilderung des jetzt in unseren Mitteilungen mehrfach behandelten „Weessekranz"; aus „Derheeme" seien die Kapitel „Uf 'm Zätner Jirmerte", „Summersunntig", „Jehonnzigfeuer" hervorgehoben. — „Balsamiendel" sind die Lieblingsblumen der alten schlesischen Bäuerin, deren Bild uns S. 4 ff. dieses Heftes der Mitteilungen Waldemar Walter liebevoll in seiner charakteristischen Umgebung gezeichnet hat. „Balsamindel" hat Marie Oberdieck auch eine kleine Sammlung von „Gedichten und Erzählungen in schlesischer Mundart" genannt (Breslau bei Trewendt 1902), schlicht und herzerfreuend wie die Blumen aus dem schlesischen Bauerngärtchen. Als gute Schlesierin verteidigt sie ihre Mundart in einer poetischen Zuschrift an Felix Dahn gegen das wenig schmeichelhafte Urteil des verehrten Mannes mit Geschick und Anmut. Sie erinnert ihn an die kleinen gefiederten Gesellen, die er so gern im Gebauer in seinem Dichterzimmer zwitschern hört. Darunter ist auch ein „Zeisker"; von Melodie ist nichts bei ihm zu spüren, aber

„ma ihs'm gutt,
wenn a su emsig papern tutt!
Doas soaste oo? Nu siste, siech,
do stimm' ber ju ganz gutt, hir heede,
doas is mer werklich anne Freede,
dennt's Schläsch und's Zeisker'sch gleechen sich". —

Den üblichen schlesischen Neujahrsgruss bringt uns auch diesmal „Der gemittliche Schläsinger", der illustrierte Kalender für Schlesien, der unter der Leitung Philos vom Walde an Reichhaltigkeit und Tüchtigkeit des Inhalts nichts eingebüsst hat. F. V.

[1]) Scholzsche Spinnabendtexte sind bisher erschienen in unseren Mitteilungen Heft 4, S 95 ff., 5, S. 69 ff. Ferner selbständig: O. Scholz, Der Spinnabend zu Herzogswaldau im J. 1899 (zum Preise von 80 Pf. durch unsern Schriftführer, Herrn Bibliothekar Dr. Hippe, zu beziehen).

Anzeigen.

Nächste Sitzung: Freitag, den 13. Dezember, abends 8 Uhr, im Auditorium XIV der Universität. Vortrag des Herrn Privatdocenten Dr Wünsch über antikes Zaubergerät.

Mit dieser Nummer schliesst Heft VIII und damit zugleich Band IV. Titel und Inhaltsverzeichnis werden im nächsten Hefte folgen.

Schluss der Redaction: 6. Dezember 1901.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles



